Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Zeitschrift

für

alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im Oesterreichischen Kaiserthum und dem ganzen Deutschland.

Herausgegeben

von

Christian Carl André.



1822.

Jäner bis Juni. Drei und zwanzigster Band.

Nr. 1 — 49. Artikel 1 — 187. Kupfertafel I. — IV. 1 Tabelle und Anzeiger Nr. 1. und 2.

Prag,

J. G. Calve'sche Buchhandlung.



Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Jäner. —— Nr. 1. —— 1822.

1. Schafzucht.

Ueber das Elektoralschaf und die Elektoralwolle.

Ein Beitrag zur höhern Schafzucht von J. M. Freiherrn von Ehrenfels.

Dieser seit einiger Zeit viel besprochene Gegenstand hat in der Schafkultur noch so viele dunkle Seiten, daß es dem Ganzen und wenigstens der Wahrheit vortheilen kann, sie ins Licht zu stellen.

Das Schaf der Barbarei, nach Spanien gebracht, hat sich, (die Naturgeschichte schweiget wie) klimatisch zu dem vollkommensten Wollthier der Welt gebildet. Die königlichen Wanderheerden und besonders die Schafe Escurials zeichneten sich an Feinheit als die vorzüglichsten aus. Diese Auszeichnung war offenbar eine Folge der Kultur unter Nachhülfe des spanischen Himmels, vielleicht das Produkt eines einzigen klugen, da wirksamen Schafzüchters.

Spanien seinen Reichthum in seinen Heerden ahnend, hat die Ausfuhr seiner Schafe durch harte Strafmittel zu verhindern gesucht, und Europa in dem Glauben, nur unter spanischem Himmel gedeihe spanische Wolle, war darüber gleichgültig. Bekannte Dinge wünsche ich nicht zu wiederholen. Einem schwedischen Privatmanne hat es jedoch gelungen, einen einzelnen Bock aus Spanien zu schiffen, und dieser hat beurkundet, welch schnelle Veredlung die Schafe aller, auch der nördlichsten Klimate durch spanische Störe erhalten könnten.

Die dadurch über Teutschland ergossene Aufklärung benutzte Sachsen, und verschaffte sich als Familienbegünstigung im J. 1765 eine ansehnliche Anzahl Mütter und Störe, vorzüglich aus dem damals noch königlichen Stamme der Escurial, und der edelsten Heerden Spaniens. *)

Dieser Stamm wurde in den kurfürstlichen Schäfereien um so mehr rein und in sich selbst fortgepflanzt, als man damals noch keine Nebenrace in Europa hatte, mit welcher man hätte kreuzen können. Die bekannte Liberalität des sächsischen Regentenhauses gab an seine Vasallen und heimischen Rittergutsbesitzer wirklich für Spottpreise Zuchtthiere aus diesem ihrem edlen Stamme, suchte aber die Auswanderung dieser Veredlungsthiere gleich Spanien durch strenge Gesetze lange hintanzuhalten. Es gelang, und gleichgültig, wie man damals noch über Schafzucht in andern Ländern dachte, breitete sich theils veredelnd, theils originell dieser aus den edelsten spanischen Heerden gemischte sächsische Stamm ausschließend über Kursachsen aus und konsolidirte sich da so vorherrschend und fest, daß wir diesem Stamme das heute so gepriesene Elektoralschaf sammt der Elektoralwolle verdanken.

*) Herr Rudolph André sagt sehr richtig: Diese erste Heerde vom J. 1765 war aus dem edelsten Vieh, was je aus Spanien ausgetrieben wurde, genommen, und der König von Spanien selbst erzwang dieses, indem er aktenmäßig bei 15jähriger Gefängnißstrafe den Majorals der berühmtesten Heerden anbefahl, das Beste einzuliefern.

Nur war unvermeidlich, daß die verschiedenen Gutsbesitzer Sachsens ihre Individualität mit einmischten, und nach verschiedenen Ansichten, Grundsätzen, Gebrauch und Mißbrauch gewählter und fortgepflanzter Stammthiere, auch verschiedene Varietäten bildeten, die heute auch verschiedenen Werth haben. Nicht alle pflanzten das Originelle unter sich fort, die meisten brauchten es nur zur Veredlung ihres Landviehes. Viele wählten nach Ansichten bald das glatte, bald das gezwirnte Haar u. s. w.

Indessen haben Geldverlegenheiten die Könige von Spanien veranlaßt, die königlichen Heerden sammt den Rechten der Mesta an reiche Vasallen zu verkaufen. Die ausgezeichnete Escurialheerde gieng so in Privathände über, und andere Gebräuche, Grundsätze, Gelegenheiten und Manipulazionen in Haltung und Paarung, gleichgültige, den rohen Schäfern, die bekanntlich nur auf den sinnlichen Eindruck des Aeußern sehen, vielleicht überlassene Vermischung und Kreuzung haben (bei den Wanderheerden um so leichter) die Originalität dieser wahrhaft königlichen Race so sehr verändert, daß der englische Fabrikant die Wolle des alten Escurials lange nicht mehr in Spanien, nur in Sachsen sucht und beinahe durch doppelte Einkaufspreise honorirt. Wie an und für sich die Schafzucht Spaniens bekanntermaßen durch Zeit und Verhältnisse unendlich verloren hat: so konnten auch alle späteren Einkäufe in Spanien kein die Elektoralwolle übertreffendes Zuchtthier bringen, weil die Heerden selbst bereits verändert waren; und so blieb Sachsen, fremder Anstrengungen ungeachtet, Herr des feinsten Original-Schafsstammes in Europa, und was ich vor 20 Jahren laut sagte: daß Spanien in Teutschland übertroffen sey, findet heute Beleg im Handel, im Wollpreis, in der Erfahrung und Ueberzeugung aller denkenden Schafzüchter!. Wer Feinheit und Vollendung sucht, reiset nach Sachsen oder auf die daraus abstammenden Schäfereien Teutschlands: wer weiche hochfeine Wolle will, kaufet Elektoralwolle in Sachsen. —

Allein auch in Sachsen hatte selbst die ursprünglich unter sich fortgepflanzte Heerde etwas verloren. Bloß nach dem Prinzip der Feinheit paarend, und die höchste Feinheit im Elektoralschaf nur bei dem gezwirnten, schraubenartig auslaufenden, elastischen Haar, vorfindig, hat man diese Form der Wolle vorzüglich zur Fortpflanzung gewählt, und dadurch vom spanischen Himmel entfernt, Wollthiere hervorgebracht, mit kahlen Bäuchen und Extremitäten, und mit einem lockeren, nur kleine, weit von einander abstehende zusammengedrehte Wollbüschelchen darstellenden Vließ. Die Wollmenge hat sich dadurch bei einer Heerde auf 1½ Pf. und weniger Durchschnittsgewicht herabgebracht, und da man gleichzeitig spanische Racen von ½ und 3 Pf. Durchschnittsgewicht aufzuweisen hatte: so überhäufte man das Elektoralschaf um so mehr mit Tadel, als man bei langen fortgesetzten Kriegen nach Wolle und viel Wolle foderte, im Preise aber wenig Abstand fand zwischen Mittel- und hochfeiner Wolle. Das Geschäft der Wollsortirung kam als eine ergiebige Handelsspekulazion dazu; viel Wolle vertheilte sich in viele Lager; Konkurrenz fand sich ein zwischen Spekulanten und Fabrikanten; Unverständige verlegten sich auf den Wollhandel, und kauften ohne Wahl und Sachkenntniß gut und schlecht zu gleichem Preise; Andere glaubten durch die Magazin-Bearbeitung grobe Wolle anscheinlich feiner machen zu können, und selbst berühmte Tuchfabriken suchten nicht minder Mittelwolle durch Appretur in feinwollige Tücher zu verwandeln. Alle diese vorübergehenden zeitlichen Erscheinungen rechtfertigten kurzsichtig den Tadel über das Elektoralschaf, und verleiteten selbst die Schäfereien Sachsens, mit fremden, schlechten, kurz- und hartwolligen Racen, diesen Tadel schnell zu verbessern, ihren Originalstamm zu verbastardiren. Daß eine Zeit kommen dürfte, wo wie heute der Preis der Elektoral- gegen spanische Wolle wie 1 zu 3 stehen dürfte, ahnete man damals noch nicht, obschon ich es bereits vor 15 Jahren, und daß diese Zeit kommen wird und muß, öffentlich vorhergesagt habe, und auch gegenwärtig prophezeihe, daß abermals eine Zeit nicht mehr ferne sey, in der zwischen Elektoral- und hochfeiner Elektoralwolle ein Preis wie 2 zu 1 eintreten wird. Wir sehen aus dem Berichte des Herrn Rudolph André über das Elektoralschaf in den Oekon. Neuigkeiten, daß gegenwärtig die Wollmenge in Sachsen so sehr zugenommen, daß einige Individuen die wollreichsten in Mähren übertreffen. Dieses war offenbar nicht der Fall vor 20 Jahren, wo kein Abkömmling vom J. 1[illegible] 2 Pf. reingewaschene Wolle gab. Jetzt kann auch die

beste Kultur und Fütterung ohne fremdartige Paarung so schnell ändern, und ich wäre geneigt, die Originalität in Sachsen heute weniger in der Wollvielheit, eher in der Wollwenigkeit zu suchen. Es ist schwer, reine Originalien vom J. 1765 in Sachsen zu finden! Die Grundsätze, welche uns diese heute wünschenswerth und nöthig machen, sind nicht lange anerkannt, daher man früher auch nur nach gleichzeitigen Bedürfnissen und Ansichten die Fortpflanzung besorgte. Rochsburgs Stallfütterung und das nahe Herrenauge nebst der lebendigen Ueberzeugung von dem Werthe reiner geregelter Innzucht und der nöthigen Modifikationen macht billig eine Ausnahme, und giebt die Garantie für reine Abstammung bei vieler Wolle.

Da ich seit 25 Jahren die höhere Schafzucht treibe, und mit Zuchtthieren aus der k. k. Heerde Mannersdorf angefangen hatte: so bemerkte ich nach den ersten Jahren, vergleichend und versuchend, sehr bald, auf welcher Basis die höchste nachhaltende Veredlung beruhe. Ich suchte vergleichend nach dem höchst feinsten Schafstamm der Welt; erhielt Proben aus Spanien, Sachsen, der Barbarei und Kaschemir, von den kaiserlichen Paduanern und Mannersdorfern, und den damals berühmtesten Privatschäfereien Schlesiens und Mährens. Schon damals ließen die neuen Ankömmlinge aus Spanien in Absicht auf Vollendung, Ausgleichung und Feinheit der Wolle keinen günstigen Vergleich mit dem Elektoralschafe zu, und nach mehrjährigen Versuchen entschied sich meine Ueberzeugung in der Frage: welches ist das feinste Schaf Europens? für das sächsische aus dem Stamme im J. 1765. Rochsburg hatte schon damals den ersten verdienten Ruf hoher Veredlung. Mit reinem Stammvieh, mit einer reichen Fütterung, mit konsequenter Paarung, mit gesundem geregeltem Urtheil über wahre Veredlung, bildete es sich seine ausgezeichnete Race aus den alten Stammthieren vom J. 1765. Alle Sachkenner gaben ihr schon damals den ersten Rang in Sachsen, also in ganz Europa. Meine Familienverhältnisse schafften mir aus dieser Heerde das Originellste und Beste, und zur vorgreifenden Auswahl in großen Massen. Ich erhielt nebst drei Transporten Muttervieh, auf einmal einen Transport von 150 Widdern. Diese Heerde war das Edelste, was sich in solchen Massen meinen Augen darstellte. Die Fürsten Lichnowsky, Trautmannsdorf, Esterhazy, Schwarzenberg Feldmarschall, Kaunitz, die Grafen Karl Esterhazy, Larisch, Bathyany, Emerich Festetics, Fries, und Alle, welche damals feinwollige Schafzucht trieben, und höher strebten, erhielten aus dieser Heerde Stammthiere und wie diese auch verschieden gewürdigt und angewandt worden, bei keinem ging das Gute verloren, und Alle kauften damals in der Ueberzeugung, das bekannt Edelste zu erhalten.

Auch ich, nachdem ich besonders die später aus Spanien gekommenen Originalien mit den früher daher bezogenen verglichen hatte; nachdem ich die von Sachsen vom J. 1778 mit den vom J. 1765 zusammengehalten; nachdem ich besondere Gelegenheit gefunden, die Proben von den unter Maria Theresia nach Mannersdorf gekommenen mit jenen spätern in Hollitsch zu beschauen, fand, daß Spanien in neueren Zeiten nichts Besseres, und nicht einmal mehr das liefern konnte, was im J. 1765 nach Sachsen kam, und daß Europa neidisch diese Race kultiviren müsse, weil, wenn diese verbastardirt, entadelt, oder durch Kreuzung verdorben würde, wir bei dem neuen Zustand Spaniens und den schlimm reformirten Gesetzen der Mesta keinen Stamm in Europa finden können, der uns klimatisch so zusaget, dem Teutschen in der Feinwolligkeit sogar Vorzüge vor Spanien verschafft, und bereits akklimatisirt die schlimmen Fehler neuerer spanischer Abarten nicht auf sich habe. Ich bin auch heute noch der Meinung, daß wir gegenwärtig in Spanien kein das feinste Elektoralschaf übertreffendes Individuum fänden, und daß Spanien jetzt seine Raceschafe in Absicht auf Wollfeinheit in Sachsen suchen sollte. Den höchsten Aufschwung der spanischen und europäischen feinwolligen Schafzucht könnte man jedoch dadurch erstreben, wenn ein teutscher Schafzüchtler den spanischen Himmel mit sächsischen Elektoralschafen vom J. 1765 bezöge, und da nach teutschen Veredlungs- und Paarungs-Grundsätzen fortarbeitete. Wir würden dadurch Wesen kreiren, die alles zurücklassen, was Spanien bis heute hervorgebracht hat. Diese schwierige neue aber nicht unausführbare Idee, die man wohl auch zu den

gewagten Ideen meiner Art zählen mag, will ich doch für künftige Zeiten retten. Das edle Schaf vom J. 1765 ist in Spanien durch Veränderung der Königsheerden, Kriege, Paarungsgrundsätze und neue Verfassung besonders in den Modifikazionen der Mesta verloren gegangen, und so wie das spanische Schaf die Basis aller Veredlung ward: so ist heute das Elektoralschaf vom J. 1765 die Basis aller Verfeinerung.

Als ich nun den Stamm gefunden und erhalten hatte, dem ich für alle Zwecke der höhern Schafzucht nach meiner Ueberzeugung den ersten Rang in Europa zugestehen mußte: so ward ich über die Fortbildung und Erhaltung dieser Race uneins mit mir selbst. Theorien und Erfahrung kämpften und rangen widersprechend nach Wahrheit. Was Herr Hofrath André Seite 148 des 22ten Bandes seiner Oekon. Neuigkeiten so klar und kurz erörtert, drang mir damals schon dunkel aber lebhaft in die Seele. Nebstbei fand ich mich im Widerspruch bei der Frage:

„Soll ich meine Race unter sich selbst „fortpflanzen? oder soll ich edle Stammthiere aus anderen Racen einmischen?" um das Edelste constant, und für alle Rücksichten zugebildet und veredelt zu erhalten.

Ich sah, daß alle Schäfereien, die sich nicht an einen bestimmten Stamm gebunden, und in einer Art Innzucht fortgearbeitet hatten, die heute hier und morgen dort, wenn auch aus den edelsten Schäfereien, Zuchtthiere kauften, jedes Jahr andere Wolle, andere Körper, keinen festen Stamm, keine Originalität hatten. Oft warf die Natur wie einen schönen Blitz aus trüben Wolken, ein überraschendes Wesen, ein scheinbares Racethier aus, aber kein Musterthier, was nur in der ersten Generation seines Gleichen getreu und constant wiedergegeben hätte!

Bei reiner Innzucht und enger blutsverwandter Paarung sah ich gegentheilig wohl die äußere Form gerettet, sogar eine höhere verfeinerte Hinaufbildung der Wolle selbst möglich; aber diese Art Verfeinerung lange fortgesetzt, ging in Ueberbildung der Wolle über, und isolirte theils die dadurch erzeugte Wolle nur für gewisse Fabrikate, theils war sie auch selbst nach Geldresultaten den ökonomischen Zwecken entgegen. Was hier für Festhaltung der Feinheit sprach, und anwendbar blieb, vertrug sich nicht mit dem großen Gemeinzweck der Schafzucht. Eine Wolle soll erzeugt werden, welche zu den feinsten Fabrikaten und Zeugen, aber auch zu Tuch anwendbar bliebe; eine Schafrace soll konsolidirt werden, welche die edle jetzt vorliegende Elektoralwolle im ewigen Umlauf constant lieferte, und nach Geldresultaten die erste und einträglichste der Welt bliebe. Wie die Natur in ihrer geheimen Werkstätte beschwören, dieses zu vollbringen? Wie sich aus dem Widerspruch und aus den natürlichen Nachtheilen zwischen Vermischung und Innzucht retten? —

Mutter Natur verließ auch hier nicht ihren Getreuen. Schon aus den unmittelbaren Viehtransporten Rochsburgs bemerkte ich dreyerley Arten Wolle: eine gezwirnte, eine ganz glatte und eine gewässerte, das Mittelding zwischen glatt und gezwirnt. Dieses Mittelding war in jeder Beziehung das Edelste, das Vollendetste, das ökonomisch Zweckmäßigste. Ich hatte drey Jahre einen Stör der Art zu Meidling als Muster aufgestellt; die Schafzüchtler wallfahrteten zu ihm wie zu einem Wunderthier, und heute erinnern sich viele schriftlich und mündlich noch an diesen genannten Hänsel, als das Ideal aller Vollkommenheit.

Ich glaubte diese Wollverschiedenheit durch individuelle Paarung, jeder Art mit ihres Gleichen, fixiren und durch eine strenge Innzucht erhalten, und vielleicht dadurch noch veredeln zu dürfen. Umgekehrt. Die ohnedieß feinsten gezwirnten Eltern zeugten Kinder, deren Wolle feiner aber überbildet und so wenig ward, daß es ökonomisch und technisch unrichtig gewesen wäre, diese also fortgebildete Wollart zur vorzüglichsten zu erheben. Das Schaf dieser Art leidet eine unendliche Hinaufbildung an Feinheit der Wolle. Die Federkraft dieser überbildeten Wolle löset sich jedoch in Flaumenweichheit auf, und giebt daher keine constante Fortbildung seiner selbst. Das glattwollige Schaf dagegen mit seiner gedehnten langen weißen Glanzwolle, giebt dichteres Vließ, mehr Wolle nach Gewicht, hat besser bewachsene Glieder und Bäuche,

neiget sich aber zu einer Art Herabbildung hin: derley Schafe unter sich fortgepflanzt erfahren eine Art feiner Vergröberung, zuerst im Wollfaden selbst, zuletzt an Körpertheilen, und fallen in absteigender Linie nach und nach in eine Art Vergröberung, wie erstere in aufsteigender Linie in eine Art überbildete Verfeinerung übergehen. Nur da, wo aus der nicht individuellen Paarung beide Arten sich willkührlich kreuzen und begatten konnten, wo das gezwirnte mit dem glatten Haar zusammentraf, wo Raceverwandte, aber entfernte Blutsverwandte, sich frey befruchteten; da entstand das goldene Mittelding ohne Vergröberung und ohne Ueberbildung, und so lieferte die Natur auch für die individuelle Paarung das Geheimniß in festbestimmten Gesetzen aus, das Edelste constant hervorzubringen und zu erhalten. Ungern läßt die Natur das einmal Geschaffene gleichgültig untergehen, einen sichtbaren Kampf beginnt sie um jede Form, um das wirkliche oder relativ Edle. Tief ausgeprägt sind ihre Gebilde; und so wie einige Pflanzen Amerika's bei uns des Nachts blühen, weil es dann in ihrem Mutterlande Tageszeit ist, so ermannet sich auch in thierischen Organisationen der Typus ursprünglicher Bildung, und giebt freundlich wieder in das Heimische unter fremden Himmel. Ich schreibe Niemanden nach als der Natur: man versuche, erfahre, oder vertraue.

Wir kommen nun auf die Resultate meiner Erfahrung und Anwendung derselben.

Offenbar verlangte die Natur die ganz edle Elektoralwolle constant zu produziren; zwey Extreme, durch deren Zusammentreffen sie ein Drittes schuf, was in menschlicher Beziehung ein Vollkommenes ward.

Wie wir nun diese Veredlungsmittel, dieses beiderseitige Eingreifen der beiden Urstämme fahren lassen, so gehet die Natur in andere Formen über, oder liefert nur zufällig, was wir verlangen. Es mußten also Stämme aus einer und derselben Race gebildet werden, die beide Extreme, das gezwirnte wie das glatte Haar, vollkommen und rein darstellten. Aus dem Zusammenflusse beider bildete sich ursprünglich unter teutschem Himmel die wahre Elektoralwolle, das seidenartige weiche, leicht gewässerte, in zarte Biegungen auslaufende, von der Wurzel bis zur Spitze gleichfeine Haar, mit größtentheils weißem Fett und einer gleichen Feinheit über alle Körpertheile.

Ich bescheide mich, daß an und für sich weder die sehr gezwirnte, noch die zu glatte Wolle das Ideal der Vollkommenheit erfasse, aber der Schafzüchtler, und besonders der Raceviech erzielen will, muß sie in festausgeprägten Stämmen ohne Entartung oder Ueberbildung anhalten, um das Mittelding beider, als das wirkliche Ideal der Vollkommenheit, zu sichern. Jede Abweichung vom Mittelpunkte aus muß bemerkt und dadurch verbessert werden, ansonst keiner sich lange ohne Ueberbildung oder Vergröberung oder nur zufällig in einzelnen Stücken constant erhalten kann. Raceviech zu erzeugen, ist darum eine schwierige Aufgabe, soll sie nachhaltend und mit Konsequenz alle die Bedingungen erfüllen, die man heute zu erwarten berechtiget ist. Da die ersten Stammeltern im Jahr 1765 nicht aus einer Heerde Spaniens, sondern aus den vorzüglichsten Heerden aller spanischen Stämme genommen waren: so hat vermuthlich schon diese Art Verschiedenheit, Stämme mit gezwirntem und ungezwirntem Haar, den ursprünglichen Charakter des Elektoral-Schafes begründet, und die Natur fodert diese Vermischung fort, soll sie treu kopiren, was wir als vorzüglich verlangen.

Nach dieser Erklärung wird man leichter fassen, was ich unter Kreuzung und Vermischung von jeher begriffen habe. Arten aus einem Stamme mische ich, wie dieß ursprünglich die Natur bei der Auswanderung aus Spanien nach Sachsen selbst gethan. Inzucht treibe ich mit Verwandten, aber nicht mit nächsten Blutsverwandten, wie dieses auch die Natur ursprünglich thun mußte. Ich kreuze mit engen Raceverwandten, aber nicht mit entfernten Racefremden, wie dieses die Natur auch bei der Race 1765 nie gethan hatte. Geschichtlich hat auf diesem Wege selbst die Natur das ursprüngliche Elektoralschaf geschaffen, bei freyer Begattung und eingeprägter Verschiedenheit der Stämme

hat sie solches hie und da aller neueren Gegenwirkung ungeachtet, wenn auch zufällig, erhalten, bei andern Paarungsgrundsätzen läßt sie solches, und läßt es, aber sicher immer mehr und mehr, untergehen, und daher wird erklärbar, warum nach gleichzeitigen Ansichten, Grundsätzen, heterogener Mischung und Zwangspaarung das alte hochfeine Elektoralschaf vom Jahre 1765 in reiner Originalität ohne Ueberbildung oder Vergröberung schwer aufzufinden. So wie man in Spanien noch feine nur von dem alten Charakter der Königsheerden verschiedene Individuen findet; so findet man auch in Sachsen und Teutschland hochfeine Abkömmlinge der Elektoralschäfe, allein wenige des ersten 1765ger Stammes rein und ungemischt.

(Der Beschluß folgt.)

2. Landwirthschaftliche Berichte.

Preußische Monarchie. Oktober 1821.
(Fortsetzung von N. 49 und 50 des XXII. Bandes.)

1. Westphalen.

Arnsberg. Bis zum 12. Sept. sind Weizen, Roggen und Wintergerste ziemlich trocken eingescheuert, von da ab suchte unaufhörliche Nässe die gesegneten Fluren verheerend heim. Was schon abgemäht war, und was noch auf dem Halme stand, verdarb. Die Körner fielen oder wuchsen aus, das Stroh ist zum Verfüttern und anderem häuslichen Gebrauch untauglich geworden. In den gebirgigten Gegenden, wo die Reife später eintritt, hat der Schaden mehr den größtentheils auf den Feldern gelegenen Roggen getroffen, dagegen ist dort Haber und Sommer-Gerste, die noch nicht überreif auf dem Halme gestanden, verschont geblieben. Klee, Erbsen und Wicken sind in manchen Gegenden gänzlich verdorben, dadurch und durch den Schlamm ausgetretener Gewässer, ist vieles Gras auf den Wiesen und Haiden ungenießbar geworden. Uiberhaupt ist der in Folge der nachtheiligen Witterung entstandene Schaden, in einzelnen Feldfluren einem gänzlichen Mißwachse gleich zu achten.

2. Jülich, Kleve, Berg.

Kleve. Ende September noch Weizen, Haber, Gerste auch Buchweizen auf den Feldern; bei der nassen Temperatur bereits im Keimen begriffen. Günstiger war das nasse Wetter dem jungen Klee, Spargel und den weißen Rüben. Im Allgemeinen die Erndte gut, Weizen nicht besonders; Roggen scheffelt vortreflich; am Sommergetreide, an den Kartoffeln, dem zweiten Heuschnitte und sonstigen Feld- und Gartenfrüchten, nichts auszusetzen; Kernobst nicht sonderlich; die Einsaat des Winter-Roggens Ende Spt. noch nicht allgemein vollendet. Die Schnecke, dieses verheerende Insekt, zeigt sich in diesem Jahr in mehreren Gegenden in ungewöhnlicher Menge, und fällt mit ungewöhnlicher Begierde in die frisch gesäeten Kornfelder ein.

Düsseldorf. Die Witterung verzögerte das Einscheuren der Sommerfrüchte und die Bestellung der Saat, auch litt die Heuerndte; Feldschnecken schon häufig.

3. Niederrhein.

Koblenz. Der am 1. Spt. hier gefallene wolkenbruchähnliche Regen, betrug in 8 Stunden 1 Zoll 9 1/13 Linien, oder 4 1/4 Quart auf dem engen Raume eines Quadratfußes Oberfläche.

Auffallend ist, daß am 1. Spt. vor. Jahrs ebenfalls der meiste Regen in einem Tage des ganzen Jahres, jedoch nur die Hälfte des diesjährigen fiel. Uiber den Einfluß dieses Wetters auf den Weinstock ist nichts mehr zu sagen, weil es keine Weinlese gibt. In der ebeneren Gegend sind die Feldfrüchte eingethan, in den gebirgigen, besonders auf dem Westerwalde, war am 30. Spt. ein großer Theil der Früchte noch nicht eingeerndtet, und dadurch vieler Gefahr ausgesetzt. Die neue Saat des Kohlsamens steht vortrefflich; die zweite Heu-Erndte ist schlecht ausgefallen, und an vielen Orten verdorben; Futterkräuter und Gemüse sind in großem Uiberflusse.

Aachen. Die nasse Witterung verzögerte besonders in den südlichen Gebirgs-Gegenden, die Erndte und die neue Feld-Bestellung, und verdarb verschieden, theils gemähte theils noch auf dem Halme stehende Fruchtarten. Die Erndte, soweit sie geendigt, ist im Ganzen gut gerathen, besonders Haber und Heu.

3. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Getreidepreise in Würtemberg 1821.

Im Preise sind gefallen und gelten:

	um kr.	fl.	kr.	Den
Kernen Scheffel *) Zu Ravensburg	10	10	44	10 Nov.
— — — Lindau	10	13	42	10 —
Gersten — — Ravensburg	42	5	6	10 —
Haber — — Heilbronn	18	2	24	10 —
— — — Eßlingen	15	2	36	10 —
— — — Tübingen	17	2	27	10 —
Ochsen-Fl. 1 Pf. — Stuttgart	1	—	7	20 —

Im Preise sind gestiegen um kr. und gelten:

	um kr.	fl.	kr.	Den
Dinkel Scheffel Zu Tübingen	21	3	57	16 —
Kernen Simri — Ulm	4	1	2	10 —
Gersten Scheffel — Heilbronn	40	5	—	10 —
Haber — — Ravensburg	9	3	5	10 —
— — — Lindau	12	4	48	10 —
Brod 8 Pfund — Heilbronn	1	—	14	10 —

2. Würtemberg 1821.

Im Preise sind gefallen um und gelten:

	kr.	fl.	kr.	Den
Weizen Scheffel Zu Augsburg	14	8	57	23 Nov.
Gersten — — Lindau	12	6	—	24 —
Haber — — Eßlingen	11	2	29	24 —
Brod 6 Pfund — Stuttgart	1	—	12	28 —

Im Preise sind gestiegen um und gelten:

	kr.	fl.	kr.	Den
Kernen Scheffel Zu Lindau	23	13	54	24. Nov.
Gersten — — Ravensburg	20	5	1	24 —
Gersten Scheffel Zu Augsburg	33	5	49	23. Nov.
— — — Eßlingen	16	4	32	24 —

3. Höchster und niedrigster Stand der Getreidepreise auf dem Markte zu Prag vom 1. Nov. 1820 bis letzten Okt. 1821.

	Den	höchster Preis.	niedrigster Preis.
Weizen	21. August	10 fl. 41½ kr.	
	2. Nov.		7 fl. 20 kr.
Korn	7. Febr.	5 fl. 57½ kr.	
	4. Aug.		3 fl. 34¼ kr.
Gerste	21. Juli	4 fl. 45 kr.	
	16. Aug.		3 fl. 23½ kr.
Haber	21. Aug.	3 fl. 12½ kr.	
	25. Okt.		1 fl. 57 kr.
Erbsen	9. Aug.	8 fl. 34 kr.	
	10. Sept.		4 fl. 30½ kr.
Linsen	17. May	9 fl. 42 kr.	
	20. Sept.		4 fl. 7½ kr.

4. Getreide-Preise Preußens im Oktober nach Berliner Scheffeln in Courantgroschen.

	Niedrigster	Stand	Höchster	
Weizen	36½	Stralsund.	68	Münster.
Roggen	20	Posen.	39½	Minden.
Gerste	11½½	Bromberg.	32½½	Elberfeld.
Haber	8½	Saarbrück.	21½	detto.

(Preuß. St. Zeit. N. 143. 1821.)

5. Vergleichung mehrerer Marktpreise.

Im September 1821 galt nach Berliner Maaß und Geld

	Der Scheffel Weizen. Rthl.	Gr.	Pf.	Roggen. Rthl.	Gr.	Pf.	Gerste. Rthlr.	Gr.	Pf.	Haber. Rthlr.	Gr.	Pf.
In Aurich	1	22	6	1	14	—	1	2	—	—	18	—
— Bremen	1	20	—	1	9	—	1	1	—	—	—	—
— Emden	2	6	—	1	10	—	1	1	—	—	17	—
— Frankfurt am Mein	1	21	6	1	—	6	—	20	9	—	17	
— Freiberg im Breisgau	1	20	—	—	23	—	—	20	—	—	16	—

*) Siehe über die Maaße R. André landwirth. Verhältnisse.

Der Scheffel	Weizen.			Roggen.			Gerste.			Haber.		
	Rthr.	Gr.	Pf.	Rthl.	Gr.	Pf.	Rthl.	Gr.	Pf.	Rthlr.	Gr.	Pf.
Im Hannövrischen	2	8	—	1	9	—	1	5	—	—	17	—
In Lemberg	1	6	—	—	21	—	—	15	—	—	12	—
— Mainz	1	20	—	1	4	—	—	18	—	—	17	—
— München	2	9	—	1	7	—	1	—	—	—	17	—
— Paris	2	13	—	1	9	—	1	7	—	1	2	—
— Wien	2	5	—	1	5	—	—	23	—	—	18	—

Vergleichung.

Niedrigster Stand.				Höchster Stand.				
Weizen	1 Rthr.	6 Gr.		Weizen	2 Rthlr.	13 Gr.	(Paris.)
Roggen	—	21 —		Roggen	1 —	14 —	(Aurich.)
Gerste	—	15 —		Gerste	1 —	7 —	(Paris.)
Haber	—	12 —		Haber	1 —	2 —	detto.

(Lemberg durchaus.)

(Preuß. Staatszeitung Nr. 130. 1821.)

4. Landwirthschaftliche Institute.

Anstalt zu Hohenheim.

Der Lehr-Curs an der Anstalt zu Hohenheim für Land- und Forstbau für 18$\frac{21}{22}$ wird wie gewöhnlich seinen Anfang auf den 1. Nov. nehmen. Die Bestimmung der Pension der Zöglinge bleibt wie früher bei den Inländern auf 400, bei den Ausländern auf 500 fl. festgesetzt. Auch alle übrigen Bedingungen, wie Vorauszahlung jedes Quartals, Verbindlichkeit für ein Semester u. s. w. bleiben die nämlichen.

Im bevorstehenden Jahrcurse werden vorgetragen:

Im mathematischen Fache vom Professor Hochstetter: Arithmetik, Algebra auf Verlangen, Geometrie nebst Anfangsgründen der Trigonometrie im Winter theoretisch, im Sommer praktisch mit Anwendung verschiedener Methoden ökonomischer und Forst-Vermessungen; Physik, Witterungslehre und physikalische Erdbeschreibung; Uebung im teutschen Style und forstämtlichen Aufsätzen.

Im naturhistorischen Fache vom Professor Zeneck: Im Winter Mineralogie, Zoologie, Chemie der unorganischen Körper. Im Sommer Botanik, Pflanzen-Physiologie, Zoologie, Chemie der organischen Körper.

Im Forstfache vom Oberförster Zeitter: Im Winter Waldbau, Forstschutz; im Sommer Forstnutzung, Forsttaxation.

Im Fache der Thier-Arzneikunde vom Thierarzt Münchinger: Im Winter Anatomie, Grundzüge der allgemeinen Pathologie und Therapie. Im Sommer Kenntniß des thierischen Aeußern, chirurgische Operationen, specielle Pathologie und Therapie.

Im Fache der Landwirthschaft vom Direktor v. Schwerz: Im Winter Agronomie, Agrikultur, Wiesenbau, Viehzucht. Im Sommer Fruchtfolge, Pflanzencultur, Zusammensetzung der innern und äußern Wirthschaft.

Hohenheim, den 8. Oktober 1821.

Direktion des Instituts.

Druckfehler.

N. 42. B. 22. S. 330. 1te Sp. 2ter Absatz Z. 3. v. o. steht nur st. mir.
2te Sp. Z. 7. v. o. furchtbaren st. fruchtbaren.
S. 332. 1te Sp. 2ter Abs. 2te Z. Wallen st. Wellen.
3ter Abs. 1te Zeile: Feldräume st. Feldraine.

Prag, verlegt bei J. G. Calve. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Jäner. — Nr. 2. — 1822.

5. Landwirthschaftliche Literatur.

Sammlung von Maschinen, Instrumenten, Geräthschaften, Gebäuden, Apparaten u. s. w. für ländliche, häusliche und industrielle Oekonomie.

Nach Zeichnungen, die in verschiedenen Gegenden Europens aufgenommen wurden, von dem Grafen von Lasteyrie. 6 Lieferungen. Stuttgardt und Tübingen. Cotta. 4. (Subscript. Preis 54 kr. Rhein. für 1 Heft von 10 Quart-Blättern, mit 30 — 40 Abbildungen.)

Wir haben bereits früher in kurzen Andeutungen auf dieses Werk aufmerksam gemacht. Seine große Gemeinnützigkeit legt aber die Pflicht auf, es die Leser genauer kennen zu lehren.

Jedes Heft enthält 10 saubre und deutliche, lithographirte Abbildungen mit kurzem erläuternden Text, über welche wir hier eine zusammenstellende Uebersicht, nicht nach der Folge der Hefte, sondern nach den zusammengehörenden Gegenständen geben.

I. Landwirthschaftliche Gebäude.

1. Scheune und Stall (unter demselben Dach) nach Mailänder Art. (Einfach, wohlfeil und bequem zur Unterbringung vielen Futters.)

2. Achteckige Scheune, deren Dach durch einen Central-Pfeiler unterstützt wird. (Gewährt viel Raum bei wenig Bau-Material.)

3. Ein Gewölbe von Dielen. (Sollte ein Bohlendach nicht dasselbe einfacher und wohlfeiler leisten?)

4. Flaches Gewölbe mit Backsteinen. (In Catalonien üblich. 2 Reihen nicht auf den Kanten gestellter, sondern flach neben einander gelegter Ziegel bilden das Gewölbe, was für die Dauer auf den ersten Anschein paradox scheint.)

5. Eine Rauchkammer.

6. Ein sehr einfacher Backofen, (den sich jeder Bauer selbst, ohne Maurer zu seyn, von bloßem Lehm bauen kann — so sollte eigentlich hier die Ueberschrift heißen.)

7. Eine andre Art in Spanien gebräuchlicher, sehr einfacher Backöfen von Erde, Sand und Lehm.

8. Cisterne zu flüßigem Dünger mit einer Diele. (Nach Schweizer-Art. Graf Lasteyrie ist hier, wie an mehreren Orten etwas gar zu karg mit dem Text gewesen. Man erräth wohl, daß dieses Verfahren in einem Lande zweckmäßig ist, wo es an Stroh fehlt, und wo man hohen Werth auf die Wiesen-Düngung durch Gülle (flüßigen Dünger) legt.)

9. Grube zur Aufnahme schiefrigter Erden. (Eine seltne, merkwürdige, im Chamouny-Thale übliche Industrie, eine Tochter der Noth, des Fleißes und der besondern Localität, welche zwar nicht gerade so, aber doch cum grano salis auch anderwärts veränderte Anwendung finden dürfte. Das Ganze läuft darauf hinaus, daß eine schwarze, von den Gebirgswässern herabgeführte Erde in Behältern gesammelt, und einen Monat vor der gewöhnlichen Schnee-Schmelz-Zeit, auf die damit noch bedeckten (vermuthlich Alpen oder Wiesen — denn bestimmt gesagt wird es nicht) ausgebreitet wird. Die schwarze Farbe vermehrt und beschleunigt die Wirkung der Sonnenstrahlen; so daß er hier 3 Wochen eher schmilzt als gewöhnlich, wodurch die Vegetation in gleicher Art gewinnt. Aber vermuth-

lich wirkt auch diese schwarze vom Schnee ausgelaugte Erde dungerartig, nährend oder reizend oder auch mechanisch im Sinne von Herrn Pohls Wiesen-Verjüngung. Es ist nur sehr Schade, daß uns der Herr Graf gar nichts über die Natur dieser schieferartigen Erde sagt. Ist es Thonschiefer, Schieferthon, Brandschiefer oder alaunhaltige Erde?)

10. Brunnen durch Fässer hergestellt. (Hier der Text etwas dunkel.)

11. Urin-Behälter (wie es in Lucern üblich.)

12. Sinnreiche und einfache Vorrichtung, aus einem außerhalb des Gebäudes befindlichen Ziehbrunnen Wasser in ein oberes Stock zu bringen, ohne dieses zu verlassen. (In Italien üblich.)

13. Einfache Vorrichtung zum Piséebau. (Im Departement der Iser gebräuchlich. Verdient Beifall; so wie überhaupt der Bauart mit Lehm und gestampfter Erde, da, wo das Material vorhanden, mehr Anwendung zu wünschen wäre.)

14. Eine Bauart bei Dächern großer Gebäude, an Mauern und Holzwerk viel zu ersparen, (die sich auf den ersten Blick sehr empfiehlt.)

15. Anlage einer Cisterne (wie sie in Italien üblich.)

II. Hecken und Mauern (besser: Verschiedene Arten von Einfriedigungen.)

1—3. Dreierlei Arten sehr einfacher, hauptsächlich in der Schweiz üblicher Verzäunungen.

4—6. Eben so von rohen und zugehauenen Steinen in Verbindung mit Holz. (Im Chamouny-Thal, Baselschen und in Toscana.)

7. Ebenso mit Pallisaden auf Mauer.

8. Ebenso mit Rohr (arundo donax) auf gestampfter Erde (nach uraltem Brauch in Valencia.)

9. Dieselbe auf andere, einfachere Weise zu Murviedre üblich.

10—20. Andere Arten, aus Frankreich, Schweiz, Norwegen, Würtemberg.

21—26. Ebenso. (Hier ist bei der 7. Tafel die Zahl anzuzeigen vergessen.) Auch aus Schweden, Spanien.

27—33. Ebenso. Auch aus dem Badenschen und Dänemark.

34—39. Ebenso. Auch aus dem Hamburgschen, Italien (unter andern eine Mauer von durchbrochenen Ziegeln, die sich sehr gefälig ausnimmt; wenn nur Näheres über Construction und Haltbarkeit gesagt wäre. In technischen Dingen kann man, besonders für Uneingeweihte, nicht genau genug seyn. Oft entscheiden Kleinigkeiten, aus der Acht gelassen, oder nicht, die Verwerfung oder Annahme.)

III. Maschinen zum Transportiren.

1.2. Zweierlei Schubkarren, zum Transport flüßiger und fester Sachen, bequemer und mehr Raum haltend, wie gewöhnlich. Aus Frankreich.

3. Leichter mit Hunden bespannter Wagen eines holländischen Bauern.

4—10. Mannichfaltige weitere Arten von Schubkarren (unter andern einer nach Schweizer Weise für Mistjauche; ein andrer zum Steinkohlen-Transport.)

5—14. Verschiedene Vorrichtungen, das Tragen zu erleichtern (unter andern auch zum Transport des flüßigen Düngers und zu vortheilhafter Beladung der Thiere.)

15—21. Ebenso (unter andern zur bequemsten Fortschaffung des Viehfutters.)

22—24. Verschiedene Korbwägen. (zum Futter-, Dünger-Sammeln und Transport.)

25. Ein Toskanischer Korbschlitten.

26. Ein Korb mit beweglichem Boden (zum Transport des Düngers und leichter Ausleerung an Ort und Stelle.)

27. Wagen zur leichtern Transportirung des Wassers, im Depart. der Seine und Marne.

28. Ein Schubkarren zu gleichem Zweck.

IV. 1—33. Allerhand Gefäße und Werkzeuge zur Milchwirthschaft (hauptsächlich nach Schweizer- und Italiäner-Weise.)

V. Schaufeln unt Hacken.

1—9. Mancherlei Muster von Schaufeln zu verschiedenen Zwecken, hauptsächlich aus den Niederlanden, Italien und Frankreich.

10 — 27. Mancherlei Hacken, Hauen und Karste. (Aus Spanien, Italien, der Schweiz, Frankreich.)

28 — 43. Mancherlei Keilhauen (von diesen, wie von den vorigen mehrere besonders für den Weinbau.)

VI. Vorrichtungen zur Wein-Bereitung.

1. Gemauerte, gewölbte Kufen zur Aufbewahrung des Weins im Großen (oder, wenn er nicht gerathen, des Getreides) von ewiger Dauer, zur Ersparung der hölzernen Gefäße und vielen Raums; sehr üblich in Spanien.) *)

2. Ebenso ohne Gewölbe. *)

3. Ebenso mit 3 Abtheilungen zur Aufbewahrung des Weins, deren jede 4000 Bouteillen faßt, in Toscana gebräuchlich.

4. Ebenso, nach Spanischer Weise.

5 — 8. Viererlei Pressen aus Toscana, Spanien und Frankreich.

VII. Apparate zur Bienenzucht.

1 — 3. Bienenstöcke. 2 nach Schweizer-Weise und ein Spanischer von Kork.

4. Darstellung, wie letztere zur Ueberwinterung auf Eseln von Mancha nach Valencia transportirt werden. Ein Esel bringt 10 solcher Stöcke in 24 Stunden 7 Stunden weit.

5 — 10. Verschiedene Arten Bienenkörbe. (N. 1 u. 2. Taf. 2., woraus man, ohne die Bienen zu tödten, bequem Hon'g und Wachs nehmen könne, ist in Frankreich üblich.)

3. Von Pfriemenkraut in Spanien.

4. Von Brettern in den Ost-Pyrenäen.

5. Schwedischer von Holz.

6. Zuckerhutförmiger von gebranntem Thon, aus der Gegend von Bordeaux.

VIII. Vorrichtungen zur Wässerung.

1 und 2. Das hier abgebildete Wässerungsrad, erklärt der Verf. unter allen Wasserhebmaschinen für die einfachste, wohlfeilste, und bei gleichem Aufwand von Zeit und Kraft das Meiste leistend, und zugleich älteste, in der alten Welt gebräuchliche, von woher sie durch die Sarazenen nach Spanien kam, wo sie in allgemeinem Gebrauche ist.

*) In der Zeichnung fehlen die Buchstaben.

3 — 6. Verschiedene Gießkannen.

7 — 8. Schaufeln zum Begießen.

9. Ein Weichtrog zum Begießen feiner S[...] mereien, wobei das Wasser durch Stroh durchsickert.

10. Schleusen zur gleichmäßigen Vertheilu[...] des Wassers.

11. Ein unter einem Strom angebrachter Wä[...] rungs-Kanal.

12. — — einer Heerstraße laufender —

13. Sich durchkreuzende Wässerungs-Kanäle.

14. Eine Wasserleitung.

15. Lombardische Art sich Wasser zum [...] wässern auf einfache Art zu verschaffen.

16. 17. Concave Backsteine und hölzerne R[...] nen zu Wasserleitungen.

IX. Vorrichtungen zur Regierung u[...] Wartung der Hausthiere.

1. Ein Block zum Aufhalten wilder Stiere.

2. Ein bestachelter Nasenriemen zur leichten [...] tung der Ochsen nach Holländischer Art.

3. Eine Binde für stößige Thiere.

4. Eine bessere Spannfessel, als die gewöhnli[...] für weidende Pferde.

5. Ein Nasenriemen mit Zahneisen, zur Zähm[...] wilder Pferde.

6. Ein andrer zur Leitung der Ochsen in To[...] cana.

7. Ein Sattel, die Ziegen am Durchbrechen [...] Zäune zu hindern.

8. Mehrere Fesseln für Pferde, Gänse, Schwe[...] Kälber.

9. Hölzerner Maulkorb für Maulthiere, die nicht beschlagen lassen wollen.

10. Nasenband zum Leiten der Ochsen.

11. Halsband zum Anbinden des Rindviehes.

12. Pfähle mit Stricken beim Weiden der Pfe[...]

13. Maulkorb, das Ausreißen der Pferde zu [...] hindern.

14. Sprungriemen, der die Kühe am Abfre[...] der Baumzweige hindert.

15. Striegel.

16. Ein in Zapfen beweglicher Trog zum Tr[...] ken, in Appenzell.

X. Vorrichtungen zu den Erndtegeschäften.

1. Die gerinnelte Dreschwalze zu Placenza.

2. Der Carthaginensische Dreschwagen, noch itzt in Andalusien gebraucht.

3. Die Schwedische Dreschmaschine mit 2 gezähnten Cylindern.

4. Dreschflegel aus 3 Stücken, bei Bourdeaux.

5. Das spanische Trillo zum Dreschen.

6. 7. Zwei Schwedische Gerüste zum Garben-Trocknen.

8. 9. Getreideschaufeln.

10—23. Sensen und Sicheln aus der Schweiz, Frankreich, Spanien, Brabant, Schweden, Italien.

24—32. Allerlei Gabeln.

XI. Acker-Instrumente.

1—9. Verschiedene Eggen.

XII. Verschiedene Maschinen.

1. Die Granadische Maschine zur Fabrikation kreisförmiger Holzausschnitte zu Sieben, Schachteln.

2. Eine Maschine zum Raspeln der Kartoffeln, so daß dann gleich das Satzmehl aus ihnen gewonnen werden kann.

3. Holländische Maschine zum Zerstampfen der Wurzeln.

4. 5. Zwei spanische Oelmühlen mit und ohne Trog.

XIII. Fütterungs-Apparate (nicht ganz schicklich unter die Rubrik Thiere im Text gebracht.)

1. Ein einfaches über ein Faß angebrachtes Strohschneidmesser, wie es in Frankreich gebräuchlich.

2. Ein anderes aus Toscana.

3—7. Verschiedene Messer zum Zerschneiden des Heues in Schobern aus Toscana, Holland, der Lombardie, dem Kirchenstaat und der Schweiz.

8. Ein zweckmäßig Gefäß zum Salzgeben für die Schafe.

XIV. Bau-Werkzeuge und Apparate (nicht ganz schicklich unter die Rubrik landwirthschaftl. Gebäude gebracht.)

1. Zangen zum Aufheben größerer Steine.

2. Eine Ramme zum Einschlagen der Pfähle, (durch einen Druckfehler ist im Text die Figur mit 3, statt 2, bezeichnet.)

3. Ein länglicher Stempfel (besser ein Schlagbrett) zum Festschlagen des Bodens.

4. Eine Handramme zum Pflasterstoßen.

5. 6. Gefäße zum Transport des Mörtels aus Italien.

7. Ein in der That äußerst einfaches und wohlfeiles Baugerüst aus Frankreich.

8. Flaschenförmige Töpfergefäße, wie man sie im Circus des Caracalla zu Rom fand, um den Bau der Gewölbe zu erleichtern.

9. Römischer Tragkorb zum Anfeuchten der Backsteine.

10. Formkasten toskanischer zur Verfertigung künstlicher Quadern.

XV. Haushaltungs-Bedürfnisse.

1—3. Bettgestelle aus Spanien, Frankreich, der Lombardie und dem Norden, zum Theil sehr einfach.

4. Das holländische Speikästchen (wo indessen die bequeme Vorrichtung mit beweglichem Deckel fehlt.)

5. Ein beweglicher Kleiderrechen.

6—7. Zwei italiänische Maschinen zum Kneten des Teiges.

8. Ein Pfropf-Presser.

9. Ein Preßfaß zum Einsalzen des Fleisches.

10. Ein Trocken-Kasten.

11—12. Töpfe zur Dampfkocherei.

13. Ein Doppelrost.

Dieß ist nun die Übersicht des in diesen 6 Heften Enthaltenen. Ohnerachtet ich mehrere Kleinigkeiten gänzlich übergangen habe; so sind doch fast gegen 300 Gegenstände abgebildet, deren Mannigfaltigkeit und Nützlichkeit für sich selbst spricht.

Die letzte Umschlag-Seite der letzten Hefte enthält die Reduktion der zum Grunde gelegten französischen Maaße auf rheinländische. Es wäre aber zu wünschen, daß bei der Fortsetzung noch die Maaßstäbe beider gehörig beigefügt würden.

Das Ganze ist eine Frucht der Reisen des Grafen Lasteyrie, welcher an Ort und Stelle die Zeichnungen aufnahm: wobei auffallend bleibt, daß aus England, Deutschland (Würtemberg ausge-

nommen) und den Oestreichischen polnischen und ungarischen Staaten gar nichts vorkommt. Ob dies noch in der Folge der Fall seyn wird, ist zu erwarten. In jedem Falle sollten sich alle Landwirthe mit dem wackern Verleger vereinigen, diese Unternehmung, die schon itzt eine der gemeinnützigsten ist, zu einer der vollendetsten ihrer Art zu machen.

Dazu gehört meines Erachtens dreierlei:

1. Ergänzung alles dessen, was Graf Lasteyrie übersehen oder gar nicht gekannt hat, und darunter gar Manches, was überhaupt noch wenig bekannt ist und dies doch wegen seines Nutzens verdient zu seyn. Aber selbst vom Bekannten dürfte viel nachzuholen und aus den vielerlei Werken nur zu kopiren seyn.

2. Ein Kommentar; denn der gegenwärtige Text ist nur als kurze Erklärung der Abbildungen zu betrachten. Jener aber müßte viel genauer Art und Weise der Verfertigung, der Anwendung und der eigenthümlichen Vortheile und Nachtheile, mit genauer Angabe der Dimensionen auseinander setzen.

3. Eine kritische Revision des Ganzen nach historischen, geographischen, mathematischen, technischen und ökonomischen Gesichtspunkten und Principien, um die Fragen zu beantworten: Warum? und wo? zuerst die Erfindung in ihrer Einfachheit? Wie hat sie sich und wozu dermalen ausgebildet? Wo finden wir sie dermalen im Gebrauch? Warum nur da und anderwärts nicht? Sind dabei den Forderungen der Mathematik Genüge gethan? Sind die Dimensionen und der Mechanismus die vortheilhaftesten? Sind den Forderungen der Bequemlichkeit, Dauer, leichten Handhabung u. s. w. Genüge gethan? Werden die landwirthschaftlichen Zwecke nach den verschiedenen Klimaten, Localitäten und andern Verhältnissen am besten erreicht? Und welche Apparate sind zugleich die einfachsten, wohlfeilsten? Durch welche besondere Umstände wird ihr Gebrauch bedingt, oder welche sind allgemein anwendbar? Nicht nur die Literatur müßte überall möglichst vollständig; sondern auch so viele Wirthschaften, als nur thunlich, nachgewiesen werden, wo sie in wirklichem Gebrauche noch dermalen, oder verworfen sind und warum?

Man sieht wohl, daß diesen Forderungen in besondern Werken gegnügt werden muß, und daß sie unmöglich in gegenwärtigem Werk befriedigt werden konnten, das recht gemeinnützig werden will und daher um einen äußerst wohlfeilen Preis gegeben wird.

Der Herausgeber.

---

6. Schafzucht.

Ueber das Elektoralschaf und die Elektoralwolle nebst Anstalt für reine Stammhalter derselben.

Ein Beitrag zur höhern Schafzucht von J. M. Freiherrn von Ehrenfels.

(Beschluß von Nr. 1.)

Ich habe, was ich weiß, getreu erzählt, und diese auf Geschichte, Natur und Erfahrung gegründete Lehre bis jetzt für mich selbst befolgt. Was Herr Hofrath André in Nr. 19 des 22. Bandes seiner Oekonom. Neuigk. so wahr und richtig in seinen Anmerkungen zu Dr. Ryß Abhandlung S. 148 u. s. w. vorgetragen, hat mich sehr ergriffen, und lebhaft den Abgang fühlen lassen, daß wir bei so vielen Anstalten für minder wichtige Dinge, als die Schafzucht für Oestreich ist, doch keine solche haben, aus welcher wir edle Racceschafe in reiner Abstammung mit genauer Vorprüfung und Bekanntschaft der Stammeltern, und mit evidenter Sicherheit, daß wir die Abkömmlinge dieser geprüften und gewählten Eltern richtig und unausgetauscht erhalten können, besitzen. Ich will versuchen für das Elektoralschaf eine solche Anstalt vorzuschlagen, und lege die Bedingungen, Obiges zu erzwecken, hiermit zur öffentlichen Kenntniß vor.

1) Ich stelle auf meiner Besitzung zu Meidling nächst Wien 100 gesunde Mütter auf, welche in reiner nachgewiesener Abstammung das Elektoralschaf konsolidirt darstellen.

2) 3 bis 4 Widder von vorzüglicher Eigenschaft und obigem Charakter belegen diese Mütter.

3) Jeder kann sich nach seiner Ueberzeugung die Mutter wählen, und auch den Widder, mit welchem die Mutter belegt werden soll.

4) Auf das daraus erzeugte Lamm kann pränumerirt werden. Fällt ein Störlamm, so wird dieses a 12 Duc., ein Mutterlamm a 4 Duc. bezahlt.

5) Sogleich nach der Geburt wird es dem Pränumeranten angezeigt, und dieser kann persönlich oder in der Nähe Wiens sein Bestellter das neugeborne Lamm beliebig zeichnen.

6) Das Lamm saugt bei der Mutter 14 Wochen, erhält nebstbei gute Nahrung, und wenn es binnen dieser Zeit ungesund würde, einen offenbaren Fehler hätte oder stürbe, fällt dieses der Anstalt zur Last, und die Angabe folgt zurück.

7) Die Mütter werden numerirt, und wer früher pränumerirt, hat die größere Auswahl unter den Racemüttern.

8) Die Hälfte des Pränumerations-Preises wird sogleich bei der Pränumeration, der Rest bei Uebernahme bezahlt.

9) Die Begattung wird Ende August veranlaßt; die Auswahl der Mütter kann also bei herangewachsener Wolle das Jahr zuvor, oder vom Jäner bis Februar noch vor der Ablämmerung, wo die Wolle bereits zu beurtheilen, geschehen. Das Lamm wird nach vollendeter 14wöchentlicher Absäugung übernommen, indem längere Gutstehung nicht zugesichert wird.

10) Die Anstalt giebt ein Zeugniß über die abgenommenen Raceschafe mit Bezug auf das Nro. der Mutter, und den Namen des Störs zur Legitimation.

Außer diesen Bedingungen werden auch noch alle jene angenommen, welche mit der Hauptsache in Einklang zu bringen, und man nöthig erachten dürfte.

Die Vortheile dieser Anstalt sind unverkennbar; denn

a) Jeder kann sich aus derselben mehrere Racethiere aus der mit gänzlicher Aussterbung bedrohten spanischen alten Stammheerde vom Jahre 1765, welche die Mutterheerde des hochfeinen Elektoralschafes, und heute die Basis aller Verfeinerung geworden, beischaffen.

b) Unsere Wahl wird hier richtiger als nirgends geleitet, indem wir den Widder und die Mutter unserer künftigen Stammthiere genau zu prüfen vermögen. Aus dem Veredlungsgrad dieser kann man allein und sicher beurtheilen, ob wir reines Blut, constante Race, ein vollendetes Wollthier, und wie wir solches nach dem Zustande unserer Heerden zur Veredlung dieser bedürfen, erhalten oder nicht.

c) In der Nähe Wiens kann sich für angesetzte Preise mit einberechneten Regiekosten und Transports-Beschwerden Niemand wohlfeiler Veredlungsthiere, vielweniger Racethiere dieses Stammes beischaffen.

d) Hier kann man mit genauer Vorprüfung der Racethiere im Ganzen, des Vaters und der Mutter insbesondere, eine richtige Wahl für seine zu veredelnden Heerden treffen, und

e) eben so gewiß über die reine Abstammung, als noch gewisser über die unverfälschte reine Uebekommung des Gewählten seyn.

Für das Jahr 1822 sind jedoch nur noch 60 Mütter zur Bestellung vorräthig, weil 40 bereits vergriffen sind.

Wenn diese Anstalt, die vor den Augen des ökonomischen Publikums sich der bescheidenen Prüfung eines jeden Sachkenners, wenn auch nicht eines jeden neidischen Neugierigen, öffentlich aussetzt, nicht den Zweck erreicht, den man beabsichtigt; wenn man verkennen könnte, daß eine so bequeme, sichere, zugängliche Veredlungs-Anstalt für diesen gemäßigten Preis alles leistet, was uns bis heute gefehlet: so möge der Egoismus fernerhin sein Reich bei uns aufschlagen, und das Wohl der Landwirthschaft, die heute vorzüglich durch höhere Schafzucht gefördert oder erhalten wird, diesem Feinde des Jahrhunderts gleichgültig ausgeliefert werden.

Mit dieser meiner Anstalt wünsche ich noch eine zweite zu verbinden. Jedem Schafzüchter, der sich zutrauen kann, Raceviech zu besitzen, biete ich meine Besitzung zu Meidling, wo sich Ställe, Platz und Futter befindet, in der so bequemen Nähe Wiens zum Verkaufsplatze an, unter nachstehenden Bedingungen:

1) Das eingelieferte Schafvieh muß gesund, und wenn es nicht unter dem Namen des Einsenders verkauft werden soll, würdig zur Veredlung [illegible] seyn.

2) Wer bereits Namen in höherer Schafzucht hat, kann Vieh nach seiner Wahl zubringen, wenn dieses unter seinem Namen verkauft werden darf.

3) Bei dem Eintritt erhält jedes Schaf zur Nahrung 1/32 Metzen Haber und 1 1/2 Pf. Heu täglich, wofür bloß der gleichzeitige Einkaufspreis bezahlet wird. Salz wird nach Verlangen der Besitzer gegeben.

4) Jeder kann seinen Wärter mitsenden, wo dieses nicht, übernimmt die Anstalt Pflege und Fütterung zugleich, wofür vom Stück täglich 3 kr. C. M. für Streu, Stall und Wärter bezahlet wird.

5) Am 1ten May werden die eingesendeten Thiere licitando ausgeboten und verkauft. Die Anstalt stehet für das Geld, und liefert solches sogleich nach der Lizitazion von den verkauften Stücken ab.

6) Zur Bestreitung der Regiekosten werden bloß 5 p. C. vom Kaufschilling abgezogen, das nicht verkaufte Vieh aber bloß gegen Bezahlung der Stall- und Futterkosten unentgeldlich ausgeliefert.

Zu dieser Verkaufsanstalt bestimmt bloß die Ueberzeugung, daß es dem Ganzen vortheilen muß, einen der Residenz nahen Platz zu wissen, wo aus allen Provinzen unsers Kaiserstaats, so wie selbst des Auslandes, edles Vieh Unterkunft, gute Pflege, wohlfeile vorhinein bedungene Nahrung und wegen großen Zusammenflusses wahrscheinlich guten Verkauf, die Wissenschaft selbst aber durch Vergleich und Bekanntwerdung so viel verborgenen Edlen, neues Feld, die höhere Schafzucht endlich auch neuen Reiz und Werth finden dürfte.

Die, welche von dieser Anstalt Gebrauch zu machen wünschen, belieben sich an Heinrich Simon, Inspektor Nr. 21 in Meidling nächst Wien und Schönbrunn schriftlich oder mündlich zu verwenden.

7. Landwirthschaftlicher Handel.

Wollhandel in der Leipziger Michaelismesse 1821.

Ob die Messe auf die Wollpreise entscheidenden Einfluß haben könne, ist schwer zu bestimmen. Thatsächlich ist es, daß, da sich die Spekulanten im verflossenen Sommer ganz vorzüglich auf Wollverkauf geworfen hatten, die Preise überall gesteigert wurden, wobei sich mancher in seiner Erwartung sehr betrogen haben könnte, mit nicht geringem Verlust. Der Wollhandel war in diesem Frühling in allen Theilen der Brandenburgischen Provinzen und Schlesien sehr schwunghaft, und für die Güterbesitzer und Wollzeuger einträglich gewesen. Die alten Vorräthe, so hieß es allgemein, fanden in England schnellen Abgang, und wurden preiswürdig abgesetzt. Am 1. Juni waren auf dem Breslauer Frühlingswollmarkt schon 15,600 Centner abgewogen, und dann 2000 Cent. der bessern Sorten unter der Hand, und zwar zu 100 bis 140 Thlrn. der Centner verkauft werden. So standen die Preise auch auf dem Breslauer Michaelismarkte, wo fast gar keine ausländischen Kaufleute, sondern nur einheimische Tuchfabrikanten den Markt machten. Auf dem Frühlingswollmarkt in Brieg betrug die abgewogene Wolle 216 Cent. 69 Pf., und galt die beste Sorte der Cent. 59 Thlr. 14 gr., mittlere 55 Thlr., ordinaire 50 Thlr. 10 gr., also in allen Sorten mehr als im vorigen Jahre. Aber außerordentlich besucht war der Berliner große Wollmarkt in der dritten Woche des Junius. Von der Klostergasse an waren viele Straßen und Plätze ganz mit Wagen bedeckt, deren Ladungen gleich auf der Straße ausgeschüttet und begierig aufgekauft wurden. Die veredelte Wolle der Mark, Mecklenburgs, des Netzdistrikts u. s. w. fand sich hier zusammen. Die größten Wollhändler aus Leipzig, Hamburg und den vorzüglichsten Plätzen hatten sich versammelt. Griffith's und Swaine, zwei englische Aufkäufer, machten den Anfang. Bald überboten sich die Käufer und es wurden die Preise bedeutend gesteigert, obgleich von England aus die Nachrichten noch immer zweifelhaft klangen. Es sind Wetten gemacht worden, daß 80,000 Stein Wolle auf dem Platze gewesen seyen. Wir wissen aus Berichten, welche in der Allgemeinen Zeitung gelesen wurden, daß zum empfindlichsten Schaden der Einkäu-

fer auf der letzten Frankfurter Messe die dorthin am häufigsten gebrachte östreichische, mährische und würtembergische Wolle den gehofften Absatz nicht fand, wovon die nächsten Ursachen in den alle Nachfrage bei weitem übersteigenden Vorräthen, und in den immer mehr verschwindenden Aussichten zu einem türkischen Kriege zu liegen schienen. Den Ausschlag in allem diesem gibt am Ende doch immer England, wo man die sächsische feine Wolle noch immer aller andern vorzieht. Man versteht in Sachsen die Kunst zu sortiren (l'accomodage) weit besser, als selbst im Oestreichischen, wo doch die größte Sorgfalt darauf gewandt wird. So ist bei einem der am höchsten stehenden Wollerzeugnisse, dem Gersdorfischen im Königreich Sachsen, anzunehmen, daß auf einen Centner dieser Wolle doch nur 30 Pf. Electorale, 50 Pf. Prima, und 20 Pf. Abgänglinge gerechnet werden müssen. Dieß Sortiren ist aber eine eigene Kunst, wie sich jeder überzeugen wird, der Gelegenheit hat, in einer der großen Leipziger Handlungen, z. B. der Reichenbachischen, welche die Lazarethgebäude in Pfaffendorf am Rosenthal dazu akquirirt hat, die Sache genau kennen zu lernen. Indeß tritt jetzt auch Spanien selbst wieder in starke Concurrenz mit den besten veredelten deutschen Wollen. Es waren in London Anfangs Oktobers 8,300 Ballen (der Ballen im Durchschnitt genommen zu 3 Cent.) deutsche, und 8,400 Ballen spanische Wolle angekommen, die freilich schon dadurch in großem Nachtheil steht, daß sie nicht auf dem Thiere, sondern erst nach der Schur gewaschen wird. Es hatten die großen Tuchfabrikanten in Wiltshire und in andern englischen Fabrikstätten zwar wegen eingegangenen bedeutenden Bestellungen entschiedenen Bedarf; allein sie verschoben die Einkäufe so lange als möglich, um bessere Preise zu erhalten, welches die Einkäufer, die ihre Rimessen zu machen hatten, in nicht geringe Verlegenheit setzte. Wohl möglich also, daß durch die viel zu raschen Steigerungen der Preise in diesem Sommer bei den Käufern mancher empfindliche Verlust gemacht wurde. Noch ist in gutem Andenken, was nach der unverhältnißmäßigen Steigerung im Jahre 1818 erfolgte. In England selbst erzeugt man zu gewissen Artikeln, in Lincolnshire nur die langhaarige Wolle. Bei allen übrigen ist es mehr auf die Mast und auf das Tischbedürfniß, als auf die Wolle und Fabrikation abgesehen.

8. Landwirthschaftliche Berichte.

England. Oktober. London 1. Nov.

Da das Ausdreschen des Getreides jetzt stark betrieben worden, so läßt sich gegenwärtig über Qualität und Quantität mit mehr Gewißheit sprechen. Nur äußerst wenig Proben von neuem Weizen sind für die Müller brauchbar gewesen; auch die besten waren meist feucht, und müssen erst mehrere Monate in den Haufen schwitzen. Die ortin. mehlthauigen brandigen und ausgewachsenen Proben sind unverkäuflich; sie taugen zu nichts als zum Füttern der Schweine; Gerste ist nicht in allen Distrikten stark angebaut worden; doch wo dieses der Fall war, hat sie fast durchgängig durch Nässe gelitten, oder ist verschrumpft und durch Mehlthau entfärbt.

Vom Haber war Mittelerndte, er hat noch am wenigsten Schaden erlitten. Bohnen und Erbsen reichlich, doch theilweise schwarz und sogar verfault. — Man scheint nunmehr hier darüber einverstanden zu seyn, daß die dießjährige Erndte eine weniger als mittelmäßige gewesen sey. — Dem glücklich zu preisenden Schottland ist es meistentheils gelungen, früh zu erndten; es hat den vortrefflichsten Weizen gewonnen, und das Bestellen seiner Felder gleichfalls bestreiten können.

Prag, verlegt bei J. G. Calve. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Jäner. —— Nr. 3. —— 1822.

9. Landwirthschaftliche Geographie.

Uebersicht des landwirthschaftlichen Zustandes der Mittelmark Brandenburg.

(Verglichen Nr. 42. B. XXI.)

Die sonst wegen der Gehaltlosigkeit ihres Bodens so sehr verschrieene Mark Brandenburg, oder eigentlich Mittelmark, verdient wohl in landwirthschaftlicher Hinsicht näher bekannt zu werden, weil sie den Beweis liefert, daß bei Fleiß und Umsicht auch von Natur wenig begabtes Land dennoch einen sehr ergiebigen Ertrag liefert; sobald nur die Quellen, welche die Natur oder die Erfahrung zur Benutzung anempfehlen, gehörig benutzt werden. Diese Quellen sind seit einer Reihe von 20 bis 30 Jahren dergestalt benutzt worden, daß es eine Freude ist, den Erfolg davon wahrnehmen und aussprechen zu können.

Mit Ausnahme weniger kleiner Striche und der Niederungen, welche die Oder und die Havel bildet, besteht der Boden in der Mark aus Sand und Lehm. Bald ist dieser, bald jener vorherrschend, und man hat daher diesen „sandigen Lehmboden", und diesen „lehmigen Sandboden" genannt. Wo in einem Boden der Sand stark vorherrschend ist, so daß er wenigen natürlichen Zusammenhang hat, da nennt man ihn schlecht weg Sandboden; wo aber vom Sande im Boden nur eine geringe Spur vorhanden ist, da nennt man ihn gemein hin Lehmboden. Vom ersten gibt es mehrere Flächen als vom letzteren. Hieraus geht hervor, daß der Boden der Mark nur durch Fleiß und Cultur zu einem nachhaltigen Ertrage im Ganzen gebracht werden kann.

Das Klima ist mild und die Luft gesund, der Winter nicht zu lange anhaltend und gewöhnlich nur in wenigen Wochen nach Neujahr strenge. Im Monat März beginnt in der Regel schon die Feldbestellung, und das Weidevieh, worunter Pferde und Rindvieh zu verstehen, finden in der Regel auf Wiesen, Hütungen und in Heiden schon von der ersten Hälfte des Aprils an bis in die Mitte des Novembers ihre Nahrung. Die Schafe gehen fast das ganze Jahr hindurch auf die Weide, und sind davon höchstens 6 Wochen ausgeschlossen, wenn sie schon während der Winterweide Morgens und Abends ihr tägliches Futter im Stalle erhalten. Einen solchen frühen und tiefen Schnee, wie der Anfang des Novembers dieses Jahres der Mark gebracht hat, weiß man seit Menschengedenken nicht gehabt zu haben. Indem ich dieses schreibe, Anfangs Dezembers, ist er jedoch gänzlich weggethauet.

Die Mark ist ziemlich bevölkert, könnte jedoch der Menschen noch weit mehrere ernähren, wenn die zum Theil großen Forsten, welche in mehreren Gegenden einen vorzüglichen Boden haben, verringert, und statt des Brennmaterials die in den Forsten sich häufig vorfindenden, reichlichen Torflagen benutzt würden, welche jetzt nur darum unbenutzt bleiben, weil ihr Produkt aus Überfluß an Holz in diesen Gegenden oder aus Mangel

schiffbarer Kanäle keinen Absatz findet und die darauf zu verwendenden Kosten nicht deckt; und wenn die zum Theil zu großen Güter durch Verkauf von Ländereyen verkleinert würden.

Größtentheils zwingt man dem Acker ab, was nur irgend möglich ist. Dies geschieht nach der Individualität des Besitzers, bald auf diesem, bald auf jenem Wege. Auf den gröseren Gütern der Rittergutsbesitzer und der Erbpächter findet in der Regel die sieben auch neunschlägige Wirthschaft Statt, von der ich in der Folge der Zeit einzelne Beispiele zu liefern gesonnen bin. In allen diesen Wirthschaften ist starker Kartoffel- und Klee-Bau vorhanden, von denen die ersten der Gerste, der letzte aber dem Wintergetreide als Vorfrucht dienen. Der Klee wird hier in der Regel 2 Jahre genutzt, und von ihm im zweiten Jahre nur ein Schnitt genommen. Häufig sind in diesen Wirthschaften auch die Kohlrüben, die Pferdebohnen, der Winterreps und Winterrübsen anzutreffen. Das Gesetz der Abwechselung zwischen Hack-, Schoten-, Halmfrüchten und Weide findet hier unbestimte Anwendung. Zu diesem Wirthschaftssysteme haben auch mehrere Domainenpächter sich bequemt, und unter diesen besonders solche, die die Gewißheit einer längern Pachtzeit haben.

Der bei weitem größte Theil der Domainenpächter so wie die Besitzer kleinerer Güter und die Bauern haben Dreifelderwirthschaft mit besamter Brache. In der Gegend von Berlin findet man viele Bauern, die bei der bestehenden Dreifelderwirthschaft in der Brache neben den Schotenfrüchten auch Weideklee säen und den Mäheklee im Sommerfelde nach Erdäpfeln und Gerste bauen. Auf den größern Gütern, wo Dreifelderwirthschaft besteht, wird in der Regel eine sogenannte freie Wirthschaft betrieben. Man bauet:

a. Im Sommerfelde:	1tes Jahr.		Erdäpfeln, Gerste und Haber.
b. Im Brachfelde:	2tes	—	Gerste mit Klee, Schotenfrüchte, Brache.
c. Im Winterfelde:	3tes	—	Mäheklee, Winterung.
a. — —	4tes Jahr.		Gerste, Haber, Erdäpfeln.
b. — —	5tes	—	Erbsen, Brache, Gerste mit Klee.
c. — —	6tes	—	Winterung, Mäheklee.
a. — —	7tes	—	Erdäpfeln, Haber, Gerste.
b. — —	8tes	—	Gerste mit Klee, Erbsen, Brache.
c. — —	9tes	—	Mäheklee, Winterung, u. s. w.

Wo in der Gerste nach den Erdäpfeln kein Klee gesäet wurde, da bauet man in der Regel Erbsen, oder ein Gemengsel von Erbsen, Wicken, Haber und Gerste, und bringt entweder im kommenden Jahre reinen Haber oder Gerste hinein. Bei dieser Wirthschaftsart werden die Erdäpfeln stark, und das Wintergetreide schwach gedüngt, häufig aber auch die nach der Winterung folgende Gerste durch kräftige Düngung unterstützt. Der Mäheklee steht hier also immer im Winterfelde und geht stets der Gerste vor, indem die Erfahrung lehrt, daß nach Klee die Gerste fast niemals mißräth. Diese Erfahrung betrifft jedoch nur die kleine oder vierzeilige Gerste.

Am Rande des Oderbruches, im sogenannten Wiesenborde, auf der Höhe gelegen, wird bei Dreifelderwirthschaft nach Erbsen im frischen Dunge stets Weizen gesäet, und dieser lohnt ungleich besser als der im frischen Dunge gesäete. Dort werden auch viele Wasser- und Seltower Rüben *) nach dem Roggen in dessen Stoppeln gebauet, die angesäet werden, sobald der Roggen vom Felde ist. Es versteht sich von selbst, daß die Stoppeln dazu umgepflügt werden.

Im Oderbruche findet, da die Wiesen, die nicht unmittelbar am Strome liegen, und die mehr trocken als naß sind, einen geringern Ertrag als das Land liefern, fast bei allen Gütern die vierfelderige Wirthschaft mit starkem Kartoffelbau Statt. Die Methode dieser Bewirthschaftung wird meinen Lesern aus den Koppeschen Schriften bekannt seyn.

In allen diesen verschiedenartigen Wirthschaften er-

*) Die kleinen Steckrüben, wie sie bei Iglau gebaut werden. Der Herausgeber.

halten die Kartoffeln und das Wintergetreide, wozu ich auch Rübsen und Reps rechne, die stärkste und meiste Düngung; die Gerste nur da, wo die Noth es gebietet, oder wo Ueberfluß an Dünger vorhanden ist, und der Haber auch nur in diesem Falle. Mit Ausnahme des Wiesenbordes kommen Erbsen und Wicken selten in frischen Dung, vielmehr säet man sie gern nach gedüngter Gerste, und wenn dieß nicht für gut befunden werden sollte, nach Gerste, die im gedüngten Roggenlande zu stehen kam. Zu Hanf, Hirse, Linsen wird stets gedüngt oder gehordet, nicht so zu Lein, den man gern nach gedüngtem Weizen säet. Kohl, Rüben und Bohnen, wo diese gebauet werden, erhalten stets starke Düngung. Man bringt auf den Morgen von 180 Rheinländ. □ Rl. bei starker Düngung gewöhnlich 10 zweispännige Fuder von ohngefähr 10 Ctnr. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß am Rande des Oderbruches, wo der Lehm vorherrschend ist, die kleine Gerste im frischen Dunge fast immer mißräth, während sie nach gedüngter Winterung selten fehlschlägt. Ich glaube die Ursache hievon in dem mit vielen Kalktheilen geschwängerten Lehmboden suchen zu dürfen, mithin bei frischer Düngung in zu großer Hitze des Bodens.

Der Acker wird bald mit dem Pfluge mit bald niedrigen, bald hohen Rädern, bald mit dem Haken bestellt. Südlich von Berlin herrscht der Pflug, nördlich der Haken vor. Im Allgemeinen wird die erste Fahre, wenn nicht in diese gesäet wird, welches nur bei ganz leichtem Boden der Fall ist, sehr flach, die zweite 5 bis 6 Zoll tief, die dritte, und wo sie für nöthig gefunden wird, die vierte in einer mittlern Tiefe von 4 Zoll gegeben. Das Wintergetreide mit Ausnahme des ganz leichten Bodens, wird in der Regel dreifährig, häufig auch vierfährig, die Gerste, außer im Kartoffellande, und die Erdäpfeln dreifährig, der Haber ein- und zweifährig, und Erbsen und Wicken in der Regel einfährig bestellt. Der Weizen nach Erbsen wird, nach Beschaffenheit und Reinheit des Bodens, bald zwei-, bald dreifährig eingebracht. In der Regel wird nach jeder Fahre mit der allgemein üblichen Egge von 4 hölzernen 1½ Zoll im □ habenden Balken und von 9 bis 11 eisernen Zinken in jedem Balken, klein und klar gemacht. Diese Egge hat die Gestalt eines regelmäßigen Oblongums. Wo der Acker stark ist, wird auch gewalzt, oder mit einer großen Egge, der vorigen an Gestalt gleich, nur stärker im Holze und im Eisen geegget. Vor dieser Egge werden gewöhnlich zwei Pferde gespannt, während jene von einem Pferde gezogen wird. An Oertern, wo der Sand vorherrschend ist, hat man in der kleinen Egge statt der eisernen, hölzerne Zinken. Auf den größeren Gütern bedient man sich des Exstirpators zur Reinigung der Knollen, und des Häufelpfluges zum Behäufeln derselben.

Der Roggen wird häufig untergepflügt, häufig auch aufgesäet und eingeegget. Die Stärke des Bodens bestimmt hier, welches von beiden Statt finden soll. Man berücksichtigt aber auch gern den trocknen oder feuchten Zustand des Bodens bei der Einsaat und die trockne oder nasse Witterung. Ist Boden und Witterung sehr trocken, und hat man zum baldigen Regen nicht Hoffnung, so pflügt man den Samen oft da ein, wo er in der Regel aufgesäet und eingeegget wird; die Zeit der Einsaat ist 3 Wochen vor und nach Michaelis. Man braucht pr. Morgen 1 bis 1½ Schff. Berl. Der Weizen wird in der Regel untergepflügt. Die Zeit der Einsaat ist von 3 Wochen vor bis höchstens 3 Wochen nach Michaelis. Man säet per Morgen 14 Metzen bis 1½ Schff. Berliner Maas nach Beschaffenheit des Bodens; in gutem Lande stark, im schlechteren schwach. Winterreps und Winterrübsen, letzterer die kleine, ersterer die große Saat genannt, säet man per Morgen bis höchstens 2 Berl. Metzen. Den erstern ziehet man wegen seines größeren Oelgehalts dem letztern vor. Der Same wird in der Regel vor Bartholomäi eingeegget. Die große oder zweizeilige Gerste wird ausschließlich im Oderbruche gebauet. Seit einigen Jahren hat man sie jedoch auch mit vielem Erfolge auf der Höhe nach Erdäpfeln gebauet, und sie als weit lohnender gefunden, wie die kleine oder vierzeilige Gerste. Man säet sie im Frühjahre so zeitig, als möglich, und gebraucht per Morgen, da sie sich stark bestockt, 1 bis 1½ Schffl zur Aussaat. Kommt sie nicht ins Erdäpfelland zu stehen, so düngt man das

dazu ausersehene Land im Herbste vor Anfang der Wintersaat, und giebt demselben noch vor Eintritt des Winters zwei Fähren. Die Erbsen säet man gleichfalls so zeitig als möglich in Gerststoppeln und pflügt sie unter. Man braucht pr. Morgen 1 Schfl., und säet in vielen Gegenden etwas Sommerroggen, etwa 2 Mtz. pr. Morgen, darunter. Die Wicken säet man später und häufiger auf das dazu gepflügte Land, als man sie unterpflügt. Einsaat wie bei den Erbsen. Haber säet man bald ein-, bald zweifährig. Den ersten säet man auf, den letzten pflügt man in der Regel unter. Die Saat bringt man gern um die Mitte Aprils in die Erde, indem die Erfahrung lehrt, daß der frühzeitig gesäete lohnender ist, und ein schwereres Korn hat, als der spät gesäete. Zu dem zweifährigen wird in der Regel vor Winters der Acker gestürzt. Man gebraucht an Samen pr. Morgen 1 bis 2½ Sch., und mengt gern etwas Wicken darunter, besonders auf den Höhegegenden. Die starke Aussaat findet nur in den Bruchgegenden Statt. Die kleine oder vierzeilige Gerste wird in der Regel nur auf den Höhegegenden gebauet, drei- auch vierfährig dazu das Land bearbeitet und der Same untergepflügt. Man bringt sie mit Ausgang des Mai's und in den ersten 8 Tagen des Juni in die Erde und gebraucht pr. Morgen 1¼ bis 1½ Sch. Samen. Den Buchweizen säet man Mitte Mai's, bestellt dazu das Land zweifährig, und pflügt ihn unter. An Samen gebraucht man pr. Morgen 10 Berl. Metzen und nimmt zu ihm das Land, wo man auf Haber nicht sicher rechnen darf. Daher kömmt er häufig bei den größeren Wirthschaften ins Sommerfeld und nur bei den kleinern Gütern und bei den Bauern in die Brache als Vorfrucht des Roggens. Wird nach ihm zum Roggen nicht gedüngt, so hat man in der Regel eine schlechte Erndte zu erwarten, daher denn auch fast immer seine Stoppeln gedüngt werden, und der Roggen auf ihnen bald eingepflügt, bald oben auf gesäet und eingeegget wird. Die Linsen säet man später als die Erbsen und gewöhnlich Ausgangs Aprils oder Anfangs Mai's oben auf. Wenn die Else (Erle) Laub hat von der Größe der Linse, so behauptet man, sey die beste Zeit ihrer Aussaat. Gewöhnlich wird zu ihnen das Land gedüngt, und bei einer kleinen Aussaat gegraben. Man gebraucht zur Besamung eines Morgens höchstens 1 Sch., in der Regel nur 12 Metzen. Die Hirse säet man, wenn die Brechweiden abgeblühet haben und stäuben, d. h. bald in der ersten, bald in der 2ten Hälfte des Mai's. Sie verlangt ein mildes, kräftiges und warmes Land, gedeihet aber auch auf Sandboden sehr gut, wenn ein warmer Sommer ist. Auf größern Gütern wird zu ihr gehordet, auf kleinern stark gedüngt und gegraben. Ein viermaliges und tiefes Pflügen ist nicht zu viel zu ihrem Gedeihen. Hat der Boden, in den sie gesäet werden soll, hinlängliche alte Kraft, so bedarf man zu ihrem Gedeihen des Dunges nicht. Man säet, wenn sie recht lohnend seyn soll, pr. Morgen höchstens 3 Metzen *). Man hat Kolben- und Flatter-, gelbe und schwarze Hirse. Die letztgedachten Farben finden sich sowohl beim Stroh, wie bei der Hülse der Körner. Der Lein verlangt wie die Hirse einen milden und tief kräftigen Boden. Man düngt zu ihm stark, und säet ihn auch nach gut gedüngtem Weizen. Die Zeit seiner Aussaat ist vom 25sten März an bis Mitte Mai's. Der früh gesäete giebt in der Regel den besten Flachs. Zur Besamung eines Morgens gebraucht man 2½ bis 3 Sch., jenachdem es Rigaer oder Land-Lein ist. Ersterer wird nicht so dicht gesäet, als der letzte.

Farbekräuter bauet die Mark nicht, wohl aber Tabak, den die Oderbruchsgegend um Wriezen viel liefert. Die Zeit seiner Anpflanzung richtet sich nach der Frühjahrswitterung und ist bald die Mitte, bald die erste, bald auch die letzte Hälfte des Juni.

Was die Aussaat der verschiedenen Getreidearten anbetrifft, so säet man auf gutem Boden dichter als auf leichtem. Ich bemerke dieß hier ausdrücklich, ohne mich auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Maaßstabes der Aussaat einzulassen, und gehe nun zu der Angabe des Durchschnitts-Ertrages über.

Der Roggen gewährt im Durchschnitt einen vier- und einen halbfältigen, der Weizen einen acht-, große Gerste einen sechs-, kleine Ger-

*) Wovon 16 auf 1 Berliner Scheffel gehen. 9 Berl. Scheffel aber sind gleich 8 Wiener Metzen.
Der Herausgeber.

sie einen fünf-, Haber, mit Ausnahme der Bruchgegenden, wo häufig ein zehn- und zwölffältiger Ertrag Statt findet, und ein achtfältiger in der Regel ist, einen vier-, Erbsen und Wicken einen vier-, Buchweizen einen fünf-, Reps und Rübsen einen siebzig-, Linsen einen acht-, und Hirse einen acht und vierzigfältigen Ertrag. Es versteht sich hiebei von selbst, daß in manchen Gegenden ein höherer, in andern ein niedrigerer Ertrag Statt findet, und daß die obigen Angaben nur als Durchschnittssummen der gesammten Mark zu betrachten sind.

Der Roggen wiegt in der Regel 80 Pfund, der Weizen 92 Pf., die große Gerste 80 Pf. die kleine 65, der Haber 43, die Erbsen 90, die Wicken 80, der Buchweizen 50, Linsen 90, Reps, Rübsen und Hirse gegen 100 Pf. Berl. Der Buchweizen wird der kleinen Gerste im Preise gleich geachtet.

(Fortsetzung folgt.)

10. Landwirthschaftliche Berichte.

1. Uiber die Getreide-, Wein-, Obst- und Hopfenerndte Böhmens im Jahre 1821.

1tens. Es hält heuer schwer, ein allgemeines Resultat der Getreidefechsung zu erhalten; eine Menge Contraste treten in dieser Rücksicht ein, welche der Verschiedenheit des Climas und Eigenthümlichkeit der dießjährigen Witterung zu Folge, durch Auswinterung, Fröste während der Blüthe, und übermäßige Nässe in der Erndtezeit herbeigeführt wurden.

In der Gegend umher erfror viel Korn in der Blüthe, das meiste wuchs liegend aus. Die Schüttung bleibt unter der Erwartung, zwischen 1 Mz., gar selten 1 Strich pr. Mdl. Den Winterweizen, als späteres Getreide, traf im Allgemeinen zwar nicht das Loos; er hatte aber durch Auswinterung häufig gelitten, und blieb im Strohertrage gegen andere Jahre zurück. Dagegen blieb er vom Brande ungleich mehr, als im Jahre 1820 verschont. Die Schüttung ist zwar besser, geht aber doch selten über 1 Mze. pr. Mdl., und das Ansehen dieses Getreides ist nicht vortheilhaft, da der Kern eine blasse Farbe häufig zeigt. Die Gerste ist gegen das Jahr 1820 deshalb in der Qualität sehr zurücke, da sie, meist liegend, sehr ausgewachsen ist. Die Schüttung geht selten über 1 Strich 4 m., und man war hier umher mit der Gerstenfechsung des Jahrs 1820 in jeder Hinsicht besser zufrieden. Der Haber ist gut gediehen, und eingebracht worden, er ist heuer für das Gebirge ein wichtiger Ersatz, da in diesem das übrige, allgemein schöne Getreide durch die anhaltende Nässe im August und Sept. so sehr verdarb. Mit Hülsenfrüchten, vorzüglich Erbsen aber, war heuer Böhmen allgemein gesegnet, und es dürfte lange keinen so hohen Ertrag dieser Frucht sowohl in Stroh als Körnern gehabt haben. Obschon die böhmischen höhern Mittel- und Grenzgebirge durch die verderbliche Witterung außerordentlichen Schaden litten: so dürfte man doch im Durchschnitte annehmen können, daß Böhmen heuer eine Mittelfechsung hatte, welche mit Ausschluß ungewachsenen Kornes, woran Mangel eintreten dürfte, nicht nur den Bedarf hinreichend deckt, sondern auch einen Ueberschuß geben werde! — Aber wohin soll dieser abgesetzt werden, da die Nachbarstaaten viel bessere Erndten hatten, und uns schon allzugefällig mit ihrem Getreide, vorzüglich Weizen aus Schlesien und Sachsen überhäufen. Dadurch wird der innere Verkehr sehr leiden, und der Werth des eignen Getreides sehr herabgesetzt werden, der bei der starken Consumtion der Gebirge, dem böhmischen Landbauer einigen Vortheil gewährt haben würde! — Die Nachfrage um ungewachsenes Samenkorn ist vorzüglich stark; man bezahlte den Strich im flachen Lande schon mit 9 fl. 30 kr., bis 10 fl., viel höher im Gebirge. Im Erzgebirge stand der Preis von 1 Strich Korn für die Mühle bereits gegen Wenzeslai auf 12 fl. — 13 fl., jetzt steigt derselbe noch stets. — Sollte man nicht besorgen dürfen, daß von dem häufig gesäeten ausgewachsenen Korn schwache Saaten werden? weshalb uns der Himmel vor einem ungünstigen Winter bewahren wolle!

2tens. Für den Weinbauer ist das 1821te, ein unglückliches Jahr; denn Böhmen hat totalen Mißwachs in diesem Artikel. Bis zur Blüthe standen die

Reben voll Hoffnung, dann traten heftige Fröste ein; die Blüthe erfror, und der nicht erfrorne Theil faulte bei der folgenden enormen Nässe aus. Es ist ein solcher Jahrgang für den Anbauer sehr schmerzlich, welcher keine Vorräthe im Keller hat, dem also der Wein, nach dem Sprüchworte, nicht im Keller wächst. Aber auch für den großen Weingartenbesitzer bleibt es ein sehr empfindlicher Verlust, und es ist an und für sich niederschlagend für jeden, welcher die ausgedehnten Weingärten, der schönsten Lage, beinahe ganz ohne Ertrag sieht, z. B. bei Lobositz die hochfürstl. Schwarzenbergischen am Berge Lobosch, und die obrigkeitlichen Tschernoseker auf der entgegengesetzten Seite, welche alle mit dem grösten Aufwande an Wissenschaft und Geld bearbeitet werden! — Der allgemeine Geldmangel wird die Vorräthe schwerlich bedeutend steigen lassen! Möge Manchen der minder edle Gerstensaft für den Wein schadlos halten! — Aber ich höre schon im Geiste bei trübem Biere über trübe Zeiten klagen, wozu die so häufig ausgewachsene Gerste Anlaß geben wird.

3tens. Die Obsterndte war in Aepfeln, Birnen, Pflaumen nicht halb so einträglich, als im Jahre 1820, und selbst die Qualität dieser Gattungen kann bei der naßkalten Witterung nicht ganz vorzüglich seyn, da sie viel Wasser- aber weniger Süßstoff haben. Vorzüglich begünstigte Pomona heuer die Kirschbäume, und war damit dem Leitmeritzer Mittelgebirge gnädig; denn manches Dorf hatte wohl einige Tausend Strich Kirschen, die pr. 4 fl. verkauft, dieser Gegend viel Geld brachten. Eine der ersten Ursachen des geringern Obstertrages ist die: daß bei der frühen außerordentlichen Wärme eine unendliche Menge von Raupen entstand, die keine menschliche Macht tilgte. Die südlichen Gärten waren gar übel daran. Wohl denen, die sie zeitlich mit Schutzbändern versahen, sonst nistet das Verderben für das folgende Jahr schon in den Kronen der Bäume. Auf jeden Fall wird man früh und sorgfältig im Jahre 1822 raupen müssen. Sehr einfach und zweckmäßig finde ich die Schutzbänder von gut gedrehtem Stroh, welche ich in den Herrschaft Lobositzer Anlagen erblickte.

4tens. Der Hopfen gedieh bei Saatz und Auscha, sammt Zugehör, mittelmäßig. Im rothen Hopfen kann man die heurige Fechsung, gleich der im Jahre 1818 annehmen. Der grüne hätte bei Daube ꝛc. einen erstaunlichen Ertrag gegeben; aber die übermäßige Nässe brachte in sein dichtes Rahmengeflechte den Schimmel, eine Art Keimpilze, Sclerotium Persoon, und er verdarb häufig vor der Erndte. Die Qualität des rothen ist, auch dem Gewichte nach, gut. Hätte die Wärme mit der Nässe gleichen Schritt gehalten, so würde wahrscheinlich im rothen Hopfen meistens Rost und Mißwachs gewesen seyn. Der Verschleiß wollte bisher nicht recht von Statten gehen, da keine ordentliche Nachfrage war, und einige Horcher von der Bayrischen Gränze wie Zugvögel verschwanden, als mehr denn 10 fl. W. W. pr. Strich gefordert wurde. Nun aber geht der Absatz guter Waare vortheilhaft vor sich; denn man verkauft bei Auscha um 12 fl. — 15 fl. den rothen, und um 7 fl. den grünen. Ein sehr ansehnlicher Preis, nachdem sich der Hopfen in Bayern von den Folgen der Junifröste erholt, und guten Ertrag geliefert hatte. Also immer noch für Böhmen Ermunterung genug, sich auf die Cultur eines guten Hopfens zu verlegen.

Bei Leitmeritz den 30. Oktob. 1821.

D—t.

---

2. England. London den 29. Sept. 1821.

Mit vielleicht sehr wenigen und höchst unbedeutenden Ausnahmen ist die Erndte nun als beendigt anzusehen, und wenn sie gleich für den Landmann mitunter äußerst beschwerlich und kostspielig gewesen; so ist sie doch im Ganzen bei weitem nicht so schlecht ausgefallen, wie man anderwärts glaubte, und allgemein glauben zu machen sich bemühte.

Im Norden von England und Schottland hat man fast durchweg das schönste Wetter gehabt, und man erfreute sich besonders in letzteren Gegenden einer sehr frühen und äußerst ergiebigen Erndte. In den südlichen Theilen von England und Irland war die Witterung zur Zeit der Erndte weniger günstig, es regnete dort oft und stark, indessen war der größere Theil der Erndte in jenen Gegenden schon Ende Augusts in Sicherheit gebracht worden, wozu die in jener Zeit einfallenden, wenigen schönen Tage gute Gelegenheit ga-

ben, und was beim Wiedereintritt des Regenwetters noch auf dem Felde geblieben, hat meistens auch nur wenig gelitten, indem die einzelnen, noch vorkommenden sonnigten Tage den Landmann hinlänglich in den Stand setzten, auch dieses in guter Beschaffenheit einzubringen. Wenn nun aber auch nicht aller Orten der glückliche Augenblick benutzt worden; so ist doch dasjenige, was wirklich beschädigt, oder im auskeimenden Zustande eingebracht worden, im Verhältniß zum Ganzen so geringfügig, daß es keineswegs die Folge haben konnte, welche manche sich in jener Periode als ganz unausbleiblich dachten. Der ganze Lärm, und das unerwartete Steigen der Getreidepreise am Londoner Markte rührte hauptsächlich nur von einigen wenigen Individuen aus dem Innern des Landes her, die nicht hinlänglich mit gutem altem Getreide versehen, um den frischen Weizen verarbeiten zu können, falls dieser, wie es den Anschein hatte, von zu weicher Beschaffenheit seyn sollte, sich nach London begaben, um dort Einkäufe von altem Weizen zu machen, dort aber, wie auch die in und um London wohnenden Müller, durch den fast täglich fallenden Regen in Schrecken gesetzt wurden, was sich denn Spekulanten zu Nutze machten, und Ursache war, daß wir uns hier in Zeit nach 4 Tagen mit einer Steigerung von circa 30 Schill. pr. Quarter Weizen überrascht sahen, während man im Lande selbst, wo der angebliche Schaden doch eigentlich am besten hätte bekannt seyn müssen, über die unerwartete Steigerung der Getreidepreise in London erstaunte.

Da inzwischen der in London fallende Regen unmöglich als dem Gewächs im ganzen Lande schädlich angesehen werden konnte, und alle diejenigen wieder Verkäufer werden mußten, welche Käufer gewesen; so konnte ein gleich schneller Rückfall keineswegs ausbleiben, und so sieht man sich fast wieder auf demselben Punkte, von wo die erste Steigerung begann, und eben in der nämlichen Lage, in welcher wir vor 12 Monaten waren, nämlich: daß guter alter Weizen 10 à 12 S. pr. Quarter mehr werth ist, als frische Waare, und letztere ihrer Beschaffenheit nach, wie in früheren ähnlichen Perioden, zu 30 bis 50 S. und extra schöne Qualität bis 60 S. der Quarter feil geboten wird, und des Ueberflusses wegen nur spärliche Abnahme findet.

Daß die jetzigen Eigner von altem Getreide, sich nach besten Kräften weigern werden, in einen so großen Verlust zu willigen, liegt wohl klar am Tage, daher dieser Artikel denn auch nominell hoch erhalten werden wird; sobald der Landmann aber seinen frischen Weizen nur in einen etwas trockeneren Zustand wird bringen können, wozu ihm die Winter-Monate und die kürzlich von der Regierung gegebene Erlaubniß, das frische Getreide auf den Malzdarren trocknen zu dürfen, die beste Gelegenheit geben, werden wir wohl von keinem so großen Preisunterschied zwischen frischer und alter Waare mehr hören oder befürchten dürfen, daß es mit dem dießjährigen Gewächs so übel ausfalle. Erwägt man den so großen Vorrath von altem Getreide, den ungefähren Durchschnitts-Ertrag dieses Jahres, und die so sehr verringerte Consumtion; so muß man dieses Land für mehr als hinlänglich versorgt halten, um die nächste Erndte ohne Hülfe durch fremde Getreide-Zufuhren abwarten zu können. Es folgt denn auch sehr natürlich, daß an eine Eröffnung der englischen Häfen so bald noch nicht zu denken ist, und daß, bevor es dahin kömmt, daß der Durchschnittspreis des Weizens die nach der jetzt bestehenden Anordnung vorgeschriebene Höhe erreicht, es am allerwahrscheinlichsten seyn wird, daß eine Abänderung in dem jetzigen Getreidepreise erfolgen, und alles fremde Getreide einer Zollabgabe unterworfen werden möchte, die, nach dem gewichtigen Wunsche des heimischen Landmanns, sich auf 40, oder wohl gar 50 Schill. Sterl. pr. Quarter Weizen, auf 13 bis 16 Schill. Sterl. pr. Qu. Hafer, und so verhältnißmäßig für andere Gattungen belaufen müßte, und demnach eher einem gänzlichen Verbote ähnlich wäre. Es ist zu wünschen, daß es dahin nicht kommen mag, oder daß, falls zu einer dergleichen Zollabgabe geschritten werden sollte, sie doch gemäßigter seyn möchte, weil sonst selbst die, während der dießjährigen Flauheit am festen Lande bestandenen niedrigsten Getreidepreise noch zu hoch gewesen seyn würden, um nicht Abschiffungen auf hier noch unter bedeutenden Verlust zu setzen.

H. D. Dunsky & Comp.

(Aus der Liste der Börsenhalle No. 2864. 1821.)

---

3. Preußische Monarchie. Oktober 1821.

(Forts.. von Nr. 1. d. Z.)

1. Schlesien.

Breslau. Die Bestellung der Aecker zur Wintersaat ziemlich weit vorgeschritten. Die Erndte im Ganzen mehr gut als schlecht; im Reichenbacher Kr. sogar reichlicher als die vorjährige; nur kein vortheilhaftes Verhältniß zwischen der Gebundzahl und dem Ausdrusche.

Der Weizen hie und da mißrathen; in den höhern Gebirgen des Habelschwerdter Kr. das meiste Getreide in Fäulniß übergegangen, und das wenige Eingebrachte nur Trespe und Mutterkorn. Die Grummet-Erndte hie und da ganz schlecht; Kartoffeln das nämliche; Obstertrag durchgehends sehr reichlich, besonders Birn und Aepfel. Der im Wohlauer Kr. gemachte Versuch, Mohrrüben-Samen unter den Lein zu säen, ist sehr gut ausgefallen.

Liegnitz. Die Erndte im Gebirge vom Wetter aufgehalten; viel Getreide liegt., Gerste vergelbt, Weizen wächst aus; an manchen Orten das Getreide noch grün, im Lande mit der Erndte Zufriedenheit, zur Bestellung der Wintersaat die Witterung günstig. Wein-Erndte im Grünberger Kr. schlecht.

Oppeln. Gute Mittel-Erndte, Sommerung besser als Winterung; Haide-Korn und Hirse fast ganz fehlgeschlagen; Kartoffeln besonders in niedrig gelegenen Ortschaften, geringen Ertrages; Obst und besonders Birnen vorzugsweise gerathen.

2. Posen.

Posen. Sommerfrüchte am 3. Oktb. hie und da noch auf dem Felde, das bereits gehauene Getreide an vielen Orten vom starken Regen verdorben; den Garten-Früchten, dem Graswuchse, und der Bestellung der Aecker, der nasse Sept. gedeihlich. Winter-Saaten fast überall bestellt; an mehreren Orten schon grün. An der Nieder-Marthe, Winter- und Sommer-Getreide ergiebig, im Allgemeinen sehr gesegnet; Haber und Gerste überall besonders gut, auch noch Garten-Früchte und zweite Heu-Erndte.

3. Sachsen.

Magdeburg. Die Erndte ist günstig beschlossen, und fast ohne Ausnahme ergiebig ausgefallen.

Merseburg. Haber, Gerste und Weizen ist auf dem Felde ausgewachsen, und dem größten Theile nach verdorben; am 5. Okt. war viel Getreide noch nicht in den Scheuern. Grummet und Obst hat sehr gelitten; Wein-Erndte ist vernichtet.

Erfurt. Roggen nach Wunsch, die übrigen Fruchtsorten nicht gehörig trocken eingebracht, Weizen und Gerste wuchsen auf dem Halme aus, Futter-kräuter verfaulten zum Theil auf den Feldern. In den Gebirggegenden waren am 8. Oktb. die Winter-früchte erst zur Hälfte geerndtet, die Sommerfrüchte grünten noch. An die neue Winter-Bestellung war noch nicht zu denken, ungeachtet sie auf den dortigen hochgelegenen Feldern zeitiger als in den Niederungen geschehen muß.

4. Westphalen.

Minden. Der Roggen hat, mit Ausnahme einiger Sand-Gegenden, wo er vortrefflich stand, in Stroh und Körnern, kaum die Hälfte einer mittelmäßigen Ausbeute, der Weizen hingegen einen bessern Ertrag geliefert; Gerste und Haber überall vorzüglich gut; Hülsenfrüchte von geringem Mehl-Ertrage; Flachs gut gerathen, namentlich im Kr. Rahden ⅓ über den gewöhnlichen Ertrag; Futter-Kräuter gut; Buchweizen mittelmäßig; Kartoffeln und Gartenfrüchte reichlich, Kernobst ziemlich, Steinobst weniger.

Sommerfrüchte sind zum Theil auf dem Halme ausgekeimt, und nicht trocken eingescheuert; der Spätflachs hat hin und wieder sehr gelitten; die zweijährigen Wiesen, geringes Nachheu; Stroh-Ertrag kärglich; die Bestellung des Winter-Getreides durch die Witterung ungewöhnlich verspätet.

(Beschluß folgt.)

Prag, verlegt bei J. G. Calve. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Jäner. —— Nr. 4. —— 1822.

11. Oekonomische Maschinen.

15/1 Die Schottische Dreschmaschine.

Herr Doktor Hopfen zu Idolsberg, einer der rationellsten Landwirthe der östreichischen Erbstaaten, hat sich um die Einführung dieser wichtigen Hülfsmaschine sehr wesentlich angenommen. Seine Verbindungen in England setzten ihn in den Stand, ein sehr richtiges Model der dazu nöthigen Eisen-Bestandtheile an das, seiner vortrefflichen Gießereyen wegen berühmte k. k. Gußwerk zu Maria Zell zur Ausfertigung abgeben zu können. Herrn Doktor Hopfens Ankündigung dieser Dreschmaschine durch die öffentlichen Blätter, und die darin ausgesprochene Bereitwilligkeit, bei Herstellung derselben mit jeder verlangten ihm möglichen Auskunft dienen zu wollen, ist bekannt. Das ökonomische Publikum ist ihm dafür noch dann vielen Dank schuldig, wenn ungeachtet seiner und des Maria Zeller Gußwerks Bemühungen, anderer Ursachen wegen, die Einführung der Dreschmaschinen überhaupt noch länger unter die Seltenheiten bei uns gehören dürfte.

Meines Wissens wurden in den Jahren 1818 und 1819 zwey Maschinen dieser Art aufgestellt; die erste in unserer Nachbarschaft zu Qualkowitz im Znaimer Kreise; die zweyte zu Idolsberg, durch Hrn. Doktor Hopfen selbst. An beiden Orten fand man bei der Aufstellung Schwierigkeiten. Mir ist nicht bekannt, in wie fern Herr Doktor Hopfen dieselben ganz glücklich besiegt hat, er dürfte aber als ein eben so tiefer Denker als ausharrender Praktiker schon deßhalb damit leichter fertig geworden seyn, weil er schon früher seine Halmfrüchte auf einer am Kampfluße aufgestellten, der Schottischen sehr ähnlichen Maschine durch lange Jahre ausgedroschen hatte. Ein offenes Bekenntniß des Hrn. Doktor Hopfen über die Geschichte der Aufstellung, und die Wirksamkeit der Schottischen Maschine im Vergleich der früher gebrauchten älteren würde ihm den wärmsten Dank des Publikums erwerben, und seine Verdienste um kluge, stufenweise, aus dem nachhaltigen Ertrage hervorgehende Verbesserung der Landwirthschaft noch mehr erhöhen.

Die Dreschmaschine in Qualkowitz war eigentlich nie recht im Gange, und ist gegenwärtig wieder ganz abgebrochen. Da das Mißlingen derselben, und ihr dermaliges Ende die Erwartung Vieler getäuscht, und bei noch mehreren Zweiflern den gänzlichen Unglauben an die Ausführbarkeit der Dreschmaschinen herbeigeführt hat; so sehe ich mich genöthigt, zur Ehre des verdienten Hrn. Doktor Hopfen, als Anempfehlers der Schottischen Maschine, und zur Ehre der Maschine selbst, über deren Wirksamkeit in England sich alle Stimmen einigen, folgende Umstände als eigentliche Hindernisse der Ausführung zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Der Aufsteller der Dreschmaschine in Qualkowitz blieb in zu großem Vertrauen auf seine sonstigen, in der That nicht gemeinen Kenntnisse in der Mechanik, dem bei Herrn Doktor Hopfen gesehenen, und nur durch Zeichnung kopirten Modelle bei der Aufstellung nicht getreu. Er nahm bei weitem nicht alle nach dem Originale im Gußwerk zu Maria Zell ausge-

fertigten, und als nothwendig anerkannten Bestandtheile der Maschine ab, sondern nur diejenigen, die er nach seinem abgeänderten Ideale für unentbehrlich hielt, ließ andere hier in der Nähe gießen, oder von Holz ausfertigen, veränderte die Dimension des liegenden Stirn- und Hauptrades, an dessen stehenden Grindel die Zugkraft angebracht ist, paßte daher die Maschine dem Raume, und nicht den Raum der Maschine an, und suchte diese des Raumes wegen nothwendig gewordene Abänderung durch abermalige Abänderung der Zwischenräder für die Geschwindigkeit und Wirksamkeit der Maschine unschädlich zu machen. Mit einem Worte, die in Qualkowitz aufgestellte Dreschmaschine war nicht mehr die Schottische, sondern eine durch die Umstände des Raumes, individueller Ansichten, möglichster Kostenersparung abgeänderte Maschine. Der Aufsteller und Eigenthümer der Maschine ist übrigens ein Mann, der bei seinen vielen Kenntnissen in der Mechanik weit und breit der Einzige unter unseren mährischen Oekonomen seyn dürfte, von dem sich bei Einführung der Dreschmaschinen etwas Befriedigendes erwarten ließe; allein die große Menge seiner anderen oft ganz divergirenden Geschäfte hinderte ihn gerade bei der beschlossenen Aufstellung der Maschine auf das Studium derselben die nöthige Zeit zu verwenden, und sich nach der vorgefaßten Idee ein getreues und vollständiges Modell als Richtschnur für die Aufstellung im Großen ausfertigen zu lassen. Er befand sich außerdem nicht in demselben Orte, wo die Maschine gebaut und aufgestellt wurde, sondern kam nur zeitweise, um seine Anordnungen zu treffen, und sich den äußerst einfachen Arbeitern über die verschiedenen auszufertigenden Bestandtheile und ihre Zusammensetzung verständlich zu machen. Kein Wunder daher, wenn sich so manches Mißverständniß zum Nachtheil des Ganzen ergab, und wenn der ganze Verlauf des Baues verrieth, daß weder der Bauführer noch die Arbeiter über die Anordnung und die Verhältnisse der verschiedenen Mittel zum Zwecke mit sich selbst einig waren. Es mußte heute manches angeschafft werden, woran man aus Mangel eines leitenden Modells gestern noch nicht gedacht hatte, und morgen wurde manches verworfen, was man vor wenigen Tagen als nothwendig erkannt.

Endlich ward die Maschine fertig, und nun gerieth man auf die unbegreifliche den Erfahrungen der Engländer und Schotten ganz widersprechende Forderung, daß ein einziges Pferd den ganzen Mechanismus in die vollste Thätigkeit setzen, und darin erhalten solle, während jene nur mit vier oder sechs kräftigen Zugthieren denselben Zweck zu erreichen suchen. Das einzige vorgespannte Pferd erhielt jedoch die Maschine in der vollsten Bewegung, um den ersten nur durch eine Viertelstunde fortgesetzten Versuch zu vollenden, und den Beweis zu liefern, daß sich der Bauführer in der Berechnung der nöthigen Geschwindigkeit bei den getroffenen Veränderungen nicht verrechnet habe. Die Schlagtrommel bewegte sich so schnell um ihre Achse, daß es nicht möglich war, eine der Schlagleisten während dem vollen Gange zu bemerken; der Ausleger hätte vollauf zu thun, um die Speisewalzen mit aufgelegtem Halmgetreide zu versehen. Das Stroh war rein ausgedroschen, weit reiner als auf den meisten Tennen herrschaftlicher oder pfarrherrlicher Höfe; es erschien jedoch, durch die Rechen der Maschine ausgeworfen, als Wirrstroh, durch die Speiswalzen ganz breit gepreßt, und durch die Schlagleisten und den beweglichen Rechen vielfältig geknickt, wodurch es zu Futterstroh ganz vortrefflich vorbereitet, zum Dachdecken aber ganz, und zum Unterstreuen und Einsaugen der flüssigen Exkremente zum Theil unbrauchbar wird. Nach den ersten kurzen Versuchen konnte man bei einer durch zehn Arbeitsstunden gleich bleibenden Zugkraft und fünf thätigen Menschen, nöthigenfalls auch nur vier schwächlichen Weibern und einem verständigen willigen Manne von der Maschine 90—100 Metzen schwere, und 110 bis 130 Metzen leichte Frucht als täglichen Ausdrusch erwarten.

War der Eigenthümer der Maschine ein schottischer oder englischer Pächter, oder ein Grundbesitzer, der in Verbindung seiner herangewachsenen, thätigen, am Wirthschaftsbetriebe theilnehmenden Familie an nichts anders zu denken hätte, als an die Förderung seiner Zwecke bei der Landwirthschaft und die standhafte Durchführung einer begonnenen Verbesserung; so würde er nach besiegten Schwierigkeiten während der Aufstellung die weit kleineren bei dem ferneren Gebrauch der Maschine gewiß weit leichter besiegt haben, und er

würde uns statt zum abschreckenden, zum ermunternden Beyspiele geworden seyn.

Die beharrliche Benützung der Maschine scheiterte an folgenden Hindernissen:

1) an der individuellen Lage des Eigenthümers, die es ihm unmöglich machte, den Gebrauch der Maschine den angestellten Arbeitern mit Beharrlichkeit zu zeigen und zu lehren. Er mußte die Leitung Menschen überlassen, die sein Interesse für den Gegenstand nicht theilten, und ungeachtet ihrer sonstigen Brauchbarkeit dennoch seine regsame Thätigkeit und seinen Einfluß auf die Hülfsarbeiter nicht ersetzen konnten. Im voraus eingenommen gegen die Maschine als etwas Neues, gewohnt, den uralten Dreschflegel selbst als lebende Maschine zu schwingen, oder schwingen zu sehen, gieng das angestellte Personale an den Gebrauch der Dreschmaschine, und ward bald müde, sich die nöthigen Verhaltungsregeln zur zweckmäßigen Benützung aus der eigenen Erfahrung durch Denken und Aufmerken zu abstrahiren.

2) Man hatte zur Ersparung der Kosten viele wichtige Theile, die der Vorschrift gemäß von Eisen seyn sollten, von Holz gearbeitet, und sich dadurch die dauerhafte Befestigung der in einander eingefügten und eingreifenden Bestandtheile erschwert. Es wiederholte sich daher auch hier die so oft erprobte Bemerkung, daß das Wohlfeilste wegen der Unzulänglichkeit im Gebrauche und der schnellen Abnützung oder den häufigen Reparaturen, und dem daraus hervorgehenden Zeitverlust eigentlich das theuerste sey. Bei dem Mangel an solider Befestigung mußte ein nur etwas anhaltender Gebrauch der Maschine bald etwas wankend machen, und Unordnung im Mechanismus herbeiführen, die die Nachhülfe einer verständigen nicht immer nahen Hand erfordern. Wie ein leichthin gebauter Pflug, so fördert auch eine leichthin gebaute Dreschmaschine keineswegs die Arbeit. Man kann es bei allen neu einzuführenden Maschinen, die man Lehrlingen in die Hände giebt, als ein Haupterforderniß ansehen, sie so solid zu konstruiren, daß in solange nichts daran wankend werde, als sie mit dem Bau und Gebrauche derselben nicht vollkommen vertraut sind.

3) Der Erbauer hoffte wegen den getroffenen Abänderungen die Maschine mit sehr geringer Zugkraft in Bewegung zu setzen; fand aber in der Folge, daß auch zwey gewöhnliche Arbeitspferde für den ganzen Arbeitstag nicht ausdauern konnten. Da er seine Feldarbeit mit Frohndiensten bestreitet, so wurde auch das Halten zweyer Arbeitspferde blos für die Zeit des Dreschens mit der Maschine kostspielig. Ein anderes ist es bei Güterbesitzern, die ihren Feldbau mit eigenen Zügen bestellen; diesen wird es leicht, die Dreschmaschine bei schlechtem Wetter und unfahrbaren Wegen mit wohlfeiler Zugkraft zu versehen, die Gespann durch die Anzahl zu verstärken, oder durch öfteren Wechsel vor angreifender Ermüdung zu sichern.

4) Man machte die Bemerkung, daß man beim Ausdreschen mit der Maschine eben so den verschiedenen Grad der Feuchtigkeit und Trockenheit des Getreides in den Garben berücksichtigen müsse, wie beim Ausdreschen mit dem Handdrusch, und daß sich in dieser Hinsicht die beiden Arten, die Körner auszubringen, ganz entgegengesetzt wären. Beim Handdrusch fördert große Sprödigkeit des Strohes und der Fruchthüllen in den Aehren oder Rispen, möge sie von großer Wärme oder Kälte herrühren, das Ausbringen der Körner. Mit der Maschine wird man bei Getreide in diesem Zustande der Sprödigkeit schlechte Arbeit machen. In diesem Zustande wird das Stroh in der dünnen Verlängerung gegen die Aehre zu, und die Spindel der Aehre selbst sehr brüchig. Diese Sprödigkeit macht den auffallenden Schlag der schnell wieder gehobenen Dreschel erst recht wirksam, verursacht aber beim Maschinendrusch das Abbrechen ganzer und halber Aehren durch die äußerst derbe Wirkung der Schlagleisten. Zu stark von Feuchtigkeit durchzogene Frucht drischt sich mit der Maschine und mit der Hand gleich schwer aus. Die Engländer, die ihr Getreide in Feimen setzen, wo es die feuchtere Atmosphäre und die häufigeren Nebel ihres Klima zäh erhalten oder machen, und Herr Doktor Hopfen, der auf seiner älteren in einem sehr engen Thale am Kampfluß situirten Maschine das Dreschen wieder in einer feuchten Atmosphäre verrichtet, dürften diesen wichtigen Umstand weniger beachtet haben. In Qualkowitz scheiterte bei der mehr trockenen Lage die Geduld der Arbeitsleute daran; sie machten mit der Maschine so unreine Arbeit, bis

auch die Geduld des Eigenthümers zerrissen, und die Maschine als Dorn im Auge verdrossener Arbeitsleute abgebrochen war, um den eingenommenen Platz zu einer anderen Bestimmung zu räumen.

Diese kurze Geschichte der Qualkowitzer Dreschmaschine giebt uns nachstehende Fingerzeige für die Einführung der Schottischen Maschinen in den vaterländischen landwirthschaftlichen Haushalt.

Ist die Schottische ganz in ihren Wirkungen erprobt; so behalte man sie ganz als solche, und ohne alle Abänderung so lange bei, bis eine hinlängliche Bekanntschaft mit ihr durch vieljährige Erfahrung eine unbezweifelbare Verbesserung räthlich macht.

In unsern Verhältnissen, wo es uns an gründlichen, mit den Forderungen an ökonomische Werkzeuge praktisch bekannten Mechanikern noch sehr stark fehlt, verwende man doppelten Fleiß auf äußerst solide Construktion der Dreschmaschinen.

Niemand wird Dreschmaschinen mit großem Vortheil anwenden, der nicht entweder Wasser oder hinreichende wohlfeile Zugkraft zu Gebote hat.

In manchen Lokalitäten dürfte es wesentlich nothwendig seyn, Getreide, das durch die Maschine ausgedroschen werden soll, in Feimen aufzubewahren, in denen es am ehesten den gehörigen Grad der Zähigkeit erhalten wird.

Da das Dreschen mit der Maschine die Arbeit sehr schnell fördert; so lohnt es die Mühe, zur Aufsicht und Leitung einen verständigen, mit dem Mechanismus vertrauten, von allen sonstigen Geschäften für diese Zeit befreyten, gelehrigen, und in zweifelhaften Fällen sich leicht zurecht findenden Mann zu bestellen, unter dessen Leitung sich willige Arbeiter, am besten Weiber, die sonst vom Dreschen keinen Vortheil gezogen, leicht einarbeiten werden.

Wir haben nach Burgers vortrefflichem Lehrbuch eine weit größere Anzahl von Dreschmaschinen in den gesegneten östreichischen Erbstaaten, als manche vermuthen. Wir können von der anerkannten, und vom Publikum dankbar gewürdigten Thätigkeit unserer inländischen Landwirthsgesellschaften mit vollstem Zutrauen erwarten, daß sie ihre Aufmerksamkeit auch auf diesen Hülfszweig des ökonomischen Haushalts wenden, und durch ihre verehrten Mitglieder den Thatbestand und den Effekt schon errichteter Dreschmaschinen erheben, und zur öffentlichen Kenntniß bringen werden.

10/2

12. Thierheilkunde.

Nachrichten von der Errichtung einer Thierarzneyschule in Zürich in der Schweiz.

Mitgetheilt von S. von Tennecker, Major, Oberpferdearzt und Ritter.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß man sich der wissenschaftlichen Bildung und Gestaltung der Thierarzneykunst so thätig annimmt, und diese den Händen der rohen Empiriker immer mehr und mehr entreißt.

Die Schweiz, ein Land der Viehzucht, fühlte das Bedürfniß, rationell gebildete Thierärzte zu besitzen, schon längst, und zog deßhalb aus Mangel einer eigenen Unterrichtungs-Anstalt für junge Thierärzte, mehrere schon gebildete und erfahrene Thierärzte aus andern Ländern, namentlich aus Bayern, Oestreich und Sachsen, bis bei dem Zusammentritt mehrerer Thierärzte in der Schweiz von patriotischem Sinn und höherer Ausbildung, unter der Leitung des wissenschaftlichen Oberthierarztes Michel in Zürich und mehrerer seiner Freunde, ein Institut der Thierarzneykunst daselbst errichtet wurde, was nun schon über ein Jahr besteht, und aus welchem bereits mehrere gebildete Thierärzte für die übrigen Cantons hervorgegangen sind, die sich durch Kenntnisse, Fleiß und Geschicklichkeit rühmlichst auszeichnen.

Die Verordnung, die darüber von dem kleinen Rath zu Zürich gegeben worden ist, und die gewiß jeden denkenden Oekonomen und Freund der Thierarzneywissenschaft interessirt, lautet wie folget:

Verordnung einer Unterrichts-Anstalt für junge Leute, welche sich der Thierheilkunde widmen wollen.

Der kleine Rath, überzeugt von der Wichtigkeit der Thierarzneykunde für den hiesigen Canton, welcher

die Viehzucht zu einem seiner Haupterwerbszweige macht, und in der Absicht ohne Aufwendung allzu kostbarer, dem Staate lästiger Mittel, die Verbesserung dieses Polizey-Gegenstandes durch unmittelbare Einwirkung auf den Unterricht der Thierärzte zu bezwecken, verordnet:

§. 1. Kein der Thierheilkunde Beflissener soll zum Examen zugelassen werden, wenn derselbe nicht durch Zeugnisse beweisen kann, daß er sich entweder auf einer auswärtigen Thierarzneyschule vollständig gebildet, oder wenigstens ein Jahr lang den Unterricht in hiesiger Anstalt genossen, und hernach eine eben so lange Zeit den praktischen Unterricht von einem accreditirten praktischen Thierarzte erhalten habe.

§. 2. Keiner wird zu dem Unterrichte zugelassen, welcher nicht wenigstens ohne Anstoß lesen, und einen schriftlichen Aufsatz verfertigen kann.

§. 3. Der einjährige Unterricht in der Anstalt soll in zwey halbjährige Curse abgetheilt werden.

§. 4. In den zwey halbjährigen Cursen wird, Ausnahme des Sonntags, alle Tage in der Woche Unterricht ertheilt, und zwar des Morgens drey, des Nachmittags zwey Stunden; an den Samstagen hingegen nur drey Stunden Vormittags. Die fünfte Stunde an jedem Unterrichtstage soll vorzüglich zu Examinir-Uebungen bestimmt seyn.

§. 5. Zu Ferien sind acht Tage in der Erndte, acht Tage im Herbst, und vierzehn Tage zwischen den beiden Semestern eines ganzen Jahrkurses festgesetzt. Mit Ostern jeden Jahres wird der Anfang des Unterrichts gemacht.

§. 6. Den Zöglingen bleibt es gänzlich freygestellt, wo und wie sie sich verkostgelden wollen; doch darf ihre Wohnung nicht über eine halbe Stunde von dem Unterrichtsorte entfernt seyn.

§. 7. Der Unterricht begreift in sich folgende Fächer der Thierheilkunde:

a) Die Lehre von der äußern Bildung und Beschaffenheit der Thiere.

b) Thierzergliederungs-Kunde.

c) Physiologie.

d) Gesundheits-Erhaltungskunde.

e) Allgemeine Krankheitslehre.

f) Semiotik.

g) Allgemeine Heilkunde.

h) Arzneymittellehre.

i) Chirurgie.

k) Geburtshülfe.

l) Besondere Krankheitslehre und Heilkunde, mit vorzüglicher Rücksicht auf Seuchen und gerichtliche Thierheilkunde.

§. 8. Die in den ersten drey Monaten des Winter-Semesters vorzutragenden Fächer sind folgende: Vormittags in einer Stunde die Lehre von der äußern Bildung und Beschaffenheit der Thiere, eine Stunde Anatomie, und eine Stunde Physiologie gleichschreitend mit der Anatomie; Nachmittags nochmals eine Stunde Anatomie, und eine Stunde Repetitionen und Examinir-Uebungen.

Da die Vorlesungen über die äußere Bildung und Beschaffenheit der Thiere nicht viele Stunden wegnehmen, so kann nach Beendigung dieses Collegiums, die übrige Stunde auf Anatomie und Physiologie verwendet werden.

§. 9. In der zweyten Hälfte des Wintersemesters wird das Brauchbarste, Nothwendigste und Faßlichste aus der Gesundheits-Erhaltungskunde und der allgemeinen Pathologie und Therapie vorgetragen, und zwar so, daß auch in dieser zweyten Abtheilung des ersten Cursus täglich eine Stunde den Repetitionen und Examinir-Uebungen gewidmet seyn soll.

§. 10. Während der ersten drey Monate des Sommer-Semesters sollen folgende Fächer vorgetragen werden: Vormittags eine Stunde Arzneymittellehre, eine Stunde Geburtshülfe und eine Stunde Chirurgie; Nachmittags eine Stunde Arzneymittellehre, und in der 5ten Stunde sind wieder Repetitionen und Examinir-Uebungen vorzunehmen. Die übrigen drey Monate des ganzen Cursus sind, außer der zu Repetitionen und Examinir-Uebungen bestimmten Stunde gänzlich der besondern Krankheits- und Seuchenlehre gewidmet.

§. 11. Am Ende eines jeden Semesters sollen die Lehrer dem Sanitäts-Collegio ein gemeinschaftliches Zeugniß von den Schülern eingeben, und ein Examen mit denselben vornehmen, zu welchem die Mitglieder des Sanitäts-Collegii von ihnen eingeladen wer-

den. Vorzüglich aber sind die Mitglieder der Aufsichts-Commission demselben beizuwohnen gehalten.

§. 12. Dem Sanitäts-Collegio stehet zu, diejenigen Schüler, welche bei der Prüfung nach Verfluß des ersten Semesters als unfähig und unfleißig erfunden werden, zurückzuweisen, und von der Anstalt zu entfernen.

§. 13. Den fleißigsten und fähigsten Schülern hingegen werden am Ende des Unterrichts-Jahres Prämien ertheilt, wozu höchstens eine Summe von vierzig Franken verwendet wird. Diese Prämien sollen in nützlichen Veterinär-Büchern und Instrumenten bestehen.

§. 14. Nach beendigtem Unterrichte wird dem Sanitäts-Collegio von den Lehrern wiederum ein sorgfältiger Bericht über die Kenntnisse und das Betragen der Schüler abgestattet, auf den das Sanitäts-Collegium die Entscheidung gründet, welche der Zöglinge die zu einer förmlichen Prüfung erforderlichen Kenntnisse besitzen, und welche ihre Studien an der Anstalt noch länger fortzusetzen haben.

§. 15. Die Lehranstalt wird der Aufsicht einer Commission von zwey Mitgliedern aus dem Mittel des Sanitäts-Collegii anvertraut, mit welcher die Lehrer sowohl über die Weise ihres Lehrvortrages, als über die Auswahl der erforderlichen Handbücher, Rücksprache zu nehmen haben.

§. 16. Wenn sich Subjekte finden, welche sich durch vorzügliche Talente, Fleiß und ein tadelloses moralisches Betragen auszeichnen, aber ökonomisch unvermögend und nicht im Stande sind, auf auswärtigen Veterinär-Schulen ihre Kenntnisse zu bereichern und zu vervollständigen; so wird das Sanitäts-Collegium solche Subjekte der Regierung zu angemessener pecuniäfischer Unterstützung empfehlen, zu dem Endzwecke, daß es unserm Canton niemals an vorzüglich geschickten Thierärzten, und an tüchtigen Subjekten zu den Lehrerstellen an hiesiger Veterinär-Anstalt gebreche.

§. 17. Zur Ertheilung des Unterrichts werden ein erster und ein zweyter Lehrer angestellt, deren Ernennung dem Sanitäts-Collegio zusteht, ohne an den Oberthierarzt und seinen Adjunkten gebunden zu seyn. Es bestätigt dieselben, wenn es mit ihren Verrichtungen zufrieden ist, zu drey Jahren um, und wählt nöthigenfalls andere an ihre Stelle. Von den täglichen fünf Unterrichtsstunden fallen dem ersten Lehrer drey, dem zweyten Lehrer zwey, vorzüglich Repetitionsstunden zu.

§. 18. Der erste Lehrer bezieht von der Regierung eine jährliche fixe Besoldung von 400 Franken; der zweyte Lehrer eine jährliche fixe Besoldung von 240 Franken.

§. 19. Für den ganzen Unterricht bezahlt ein jeder Zögling der Anstalt den Lehrern drey Louisd'ors, oder 48 Schweizerfranken Honorar, dessen erste Hälfte mit Anfang des ersten Semesters, die zweyte Hälfte mit Anfang des zweyten Semesters bezahlt werden soll. Von diesem Honorare hat der erste Lehrer drey Fünftheile, und der zweyte Lehrer zwey Fünftheile zu beziehen.

§. 20. Diese Unterrichts-Anstalt soll für eine Probezeit von drey Jahren aufgestellt werden, nach Verfluß welcher Zeit ein umständlicher Bericht des Sanitäts-Collegii an die Regierung über ihren Fortgang und Nutzen, entweder die Fortdauer, oder die Aufhebung derselben bestimmen wird.

Actum, den 25. Jäner 1820.

Coram Senatu,
Kanzley des Standes Zürich.

Hottinger,
dritter Staatsschreiber.

13. Oekonomie überhaupt.

1
4

Beschreibung einer Musterwirthschaft, wie man nicht wirthschaften soll.

Den höchstmöglichsten Ertrag mit den wenigsten Kosten zu erschwingen, ist, oder sollte wenigstens der Zweck der Landwirthschaft seyn Ihn zu erreichen, ist auch von je an das Bestreben aller denkenden Landwirthe gewesen, und aus diesem Bestreben sind die Theorien über Landwirthschafts-Systeme entsprossen, nicht bloß bei praktischen Landwirthen selbst, sondern auch bei den sogenannten Stuben-Oekonomen.

Allgemeine Regeln über Landwirthschaft lassen sich nun wohl geben; aber nicht überall sind ein und dieselben Vorschriften und Lehrsätze ausführbar, weil Klima, Bodengüte und Lage, äußere und innere Verhältnisse, und so viele hundert Nebenumstände oft etwas erheischen, was der Erfahrung eben sowohl als der Theorie im Allgemeinen zu widersprechen scheint. Derjenige ist der klügste Landwirth, welcher dieß alles zu beherzigen weiß, und dennoch den Zweck der Landwirthschaft zu erreichen versteht.

Leider finden wir viele seyn wollende Landwirthe, die es am wenigsten sind, welche die Theorie oberflächlich nur kennen, und in den Geist derselben nicht einzudringen vermögen, und dennoch den Zweck der Landwirthschaft, „höchstmöglichsten Ertrag rc." erreichen wollen, und welche in dem Vorhandenseyn eigner Ungeschicklichkeit und im Mangel eigner Umsicht das Fehlschlagen ihrer Erwartungen zu suchen, sich nicht geneigt inden; welche aber eben dieser Umstände wegen ihre Wirthschaften immer mehr und mehr zurückbringen, nd den Ertrag derselben in dem Maße verringern, ß sie kaum auf die Kosten derselben kommen.

Von der Wahrheit dieser Behauptung will ich dem nachfolgenden Bilde — denn nach Bildern muß n greifen, da die Wirklichkeit zu häufig übersehen d — ein Beispiel liefern.

Auf meinen vielen Wanderungen, deren Zweck nigfaltig war, lernte ich den Kammerrath H a- nn, der mich lieb gewann, und seine Güter ken- In der Folge der Zeit klagte er mir, daß der ag seiner Güter sich mit jedem Jahre verringere. ragte um die Ursache dieser Klage, die, wie ich den weitläufigen Rechnungen ersah, nicht unge- et war, konnte jedoch von ihm selbst keine befrie- e Auskunft erhalten, indem er behauptete, daß an nichts mangeln lasse, und auch für seine chaften gehörige Sorge trage. Er bat mich, mit stande seiner Güter mich bekannt zu machen, n freymüthig und offen das Resultat meiner ngen mitzutheilen.

h willfahrte diesem Gesuche, untersuchte die na- Güte des Ackers, der Wiesen und der Hu- den Zustand und die Menge des gesammten Viehes, die Art und Weise der bisherigen Bewirthschaftung und das Personale, welches die Wirthschaft leitete und führte. In dem letztern fand ich das Hauptgebrechen. Der Kammerrath wollte das Ganze der Wirthschaft selbst leiten, verstand aber nichts vom Wirthschaften, und glaubte in einer recht speziellen, und bis aufs Kleinlichste ausgedehnten Rechnungsführung das Ganze der Oekonomie gefunden zu haben. Dabei sonst gut und edel von Charakter hatte er die Schwachheit, jeden zu hören, der ihm Nachrichten brachte, und diesen Nachrichten zu glauben, ohne vorher den Grund oder Ungrund des Hinterbrachten zu prüfen. In dieser Schwachheit ordnete er nun oft etwas an, welches der Wirthschaft unausbleiblichen Schaden stiften mußte, und sein sic volo, sic jubeo hatte Kraft und Nachdruck, durfte daher nicht unerfüllt bleiben. Der Gehülfe, den er sich selbst gewählt hatte, war ein Empiriker und zu überhäuft mit der Anfertigung eines Schwulstes von wöchentlichen, monatlichen und jährlichen Extrakten und Rechnungen, als daß er den weitläufigen Besitzungen mit Umsicht hätte vorstehen können. Das übrige Personale, bestehend aus Verwaltern, Meyern, Schäfern, Brauer und Brenner, war nicht geeignet, mir ein erfreuliches Resultat meiner Forschungen darzubieten, und hatte in ökonomischer Hinsicht einen Werth von gleich = 0. Und dieß Personale stand einer Wirthschaft vor, deren Ertrag jährlich zwischen 10 bis 12,000 Rthlr. seyn sollte, und bei einer zweckmäßigen Führung auch seyn konnte! —

So wie das Personale war, eben so war auch die Behandlung des Ackers, nämlich höchst elend. Der Boden bestand größtentheils aus sandigem Lehmboden, mithin dem sichersten Roggen- und bei einer kräftigen Bestellung auch Haberacker. Dabei hatte jedes einzelne Gut viele niedrige Flächen guten schwarzen Moorbodens, eine nothdürftige Menge Wiesen von nicht ganz schlechter Beschaffenheit und sehr ausgedehnte Flächen niederer Hutungen; überall aber herrschte mit den Unterthanen Acker-, Wiesen- und Weide-Gemeinschaft. Den gesammten Acker bewirthschaftete man bei einem drückenden Mangel an Dung zweifelderig, d. h. in den Höhefeldern besäete man die Hälfte mit Winter

roggen, die andere Hälfte zum Theil mit Winter- und Sommerroggen, zum Theil mit Haber und Buchweizen, und ließ nur die schlechtesten Theile desselben brache liegen, oder brachte auch Kartoffeln, die in der Regel kaum vor 5 bis 6 Wochen nach Michaelis herauskamen, hinein und nach diesen Winterkorn. Die Wintersaat ward selten vor dem Anfange des Dezembers beendigt, d. h. man fror jährlich mit ihr ein. Der Erfolg dieser Bestellung war, wie sich erwarten ließ, glänzend schlecht; denn es wurden selten drey, oft, wie die Rechnungen angaben, nur 1½, und im Durchschnitt wenig über 2 Körner geerndtet. Und wie konnte dieß anders seyn? — ? — da schon die Fruchtfolge bei Mangel an Dung die elendeste ist, die man nur wählen kann, und die Bestellung die Fruchtfolge noch an Schlechtigkeit übertraf! — Der Acker, welcher in der Tiefe von einem Rheinländischen Fuße sich fast durchgängig gleich blieb, und daher durch öfteres und tiefes Pflügen sich würde verbessert haben, ward mit elenden, hölzernen, und noch elendern, eisernen Pflügen kaum 3, sage drey Zoll tief, und fast niemals dreyfährig bestellt. Auf ihm fand man, nachdem die Saat schon grünte, noch Furchen, welche die Egge nicht berührt zu haben schien. Der Acker glich überhaupt niemals einem wohlbestellten Saatfelde, sondern einem Acker, auf dem die größeste Nachläßigkeit und Sorglosigkeit sich bei jedem Schritte nur zu deutlich aussprachen; auf dem Quecken, Brombeeren und Weiberkraut ihr zerstörendes Spiel trieben, und üppig wucherten, und von dem es den Anschein hatte, als traue man der Güte Gottes, daß er es den seinen schlafend, wie Luther unrichtig übersetzt hat, geben werde. Den Katechismus der Oekonomen hatte man, und dessen erstes Gebot „du sollst deinen Acker reinigen von Steinen, Quecken, Dornen und Disteln" war wohl bekannt; aber jener lag im Staube, und dieses wurde nicht ausgeübt. Ueber den Verlust eines Huhnes, einer Gans und anderer Kleinigkeiten hörte man oft die heftigsten Scheltworte aussprechen; aber wenn es hieß: wir sind mit der Saat eingefroren, oder das Weiberkraut und die Steine haben uns verhindert, ordentlich zu pflügen oder zu eggen, dann hieß es: nun wer kann dafür, man muß es machen, wie es gehen kann; man muß zufrieden seyn, und dergleichen mehr.

So schlecht als die Höhefelder bestellt wurden, eben so schlecht wurden auch die guten Niederungen bedacht. Da säete man:

1) Erbsen im frischen Dung;
2) Gerste mit Klee zum Theil;
3) Klee und zum Theil Lein;
4) Gerste, Haber und auch wohl Weizen.

Bei dieser Fruchtfolge und bei einer eben so schlechten Bestellung, als die Höhefelder sich erfreuen durften, blieb der Acker voll Unkraut, Höderich und Quecken, so, daß die Sommerfrüchte in der Regel schlecht geriethen. Anstatt diesen Boden durch Hackfrüchte zu reinigen, dann Gerste mit Klee folgen zu lassen, und nach der Nutzung des Klees wollte man hier durchaus Erbsen bauen; mit ihnen den Beschluß der Rotation zu machen, beliebte man in der oben angegebenen Fruchtfolge zu beharren, ließ die Abzugs-Graben nicht reinigen, indem man den Grundsatz hatte, für Taglohn nichts arbeiten zu lassen, vielmehr alles durch Hofleute (Frohndienste) zu vollführen, und verschlechterte diesen guten, humusreichen Boden von Jahr zu Jahr, so, daß sein Ertrag dem des Höhebodens gleich kam.

(Der Beschluß folgt).

14. Landwirthschaftliche Berichte.

Preußische Monarchie.
Niederrhein.

(Forts. von Nr. 1. d. XXII. Bdes.)

Trier. Das dießjährige Getreide, besonders der Roggen ist schwach im Korn; Grummet an vielen Orten bis zum Verfaulen verdorben; Klee reichlich gewonnen. In den gebirgigen Gegenden der Eifel und des Hochwalds konnte der Roggen erst Ende September eingescheuert werden; der Haber stand am 1. Okt. zum größten Theile noch auf dem Felde; Kartoffeln zur Genüge; Gemüse haben gelitten, Raupen in Unzahl.

Eine Weinlese wird für dieß Jahr nicht Statt finden; man fürchtet sogar, daß das Holz des Weinstockes nicht zur Reife kommen dürfte.

(Allgem. Preuß. Staatszeitung N. 129. Okt. 1821.)

Prag, verlegt bei J. G. Calve. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Jäner. —— Nr. 5. —— 1822.

15. Landwirthschaftliche Berichte.

Aus dem südwestlichen Theile des Kreises unter dem Mannhartsberge.

Die Witterung hat den entscheidendsten Einfluß auf alle Unternehmungen des Landwirths: von ihr hängt derselben Gedeihen oder Mißlingen größtentheils ab; durch sie werden gute und Fehl-Jahre erzeugt. Darum hoffe ich, die verehrten Leser werden es entschuldigen, wenn ich in meinem landwirthschaftlichen Berichte heuer wieder eine kurze Uebersicht und Andeutung der Hauptmomente des Wetters gebe.

Im November vorigen Jahrs hatten wir angenehme Herbsttage, besonders zeichneten sich der 1. 7. und 15. durch eine für diese Jahreszeit fast ungewöhnliche Wärme aus, indem der Thermometer am 1. in den Mittagsstunden 12°, am 7. und 15. 9½° Reaumur über 0. zeigte. Der 2. 3. 10. 11. und 16. brachten etwas Regen, und der 19. den ersten Schnee, der jedoch gleich wieder schmolz. Am 6. 7. 13. 17. 23. 25. und 29. Morgens war zeitweise, am 26. und 27. den ganzen Tag anhaltender, dichter Nebel. Die geringste Wärme fand im November den 21. 22. 23. 24. und 29. Abends, jedesmal nur mit ½° R. unter 0. Statt. Diese verhältnißmäßig hohe Temperatur und nicht viele Nässe, machten es möglich, das ganze Monat hindurch im Stoppelstürzen und Ackern zuzubringen, und auf diese Art dasjenige nachzuholen, was durch die ungünstige Witterung im Sommer und im Anfange des Herbstes versäumt worden war.

Auch die erste Hälfte des Dezembers ist noch milde gewesen: bis zum 15. fiel das Thermometer (während der täglich 3maligen Beobachtungen) nicht ein einziges Mahl unter den Eispunkt, obgleich es Nachts heftig reifte. Ja am 5. 7. 8. 9. 10. 11. 12. und 13. erreichte die Wärme in den Mittagsstunden immer 6 bis 8° R. über 0. Dadurch begünstigt, hatten die Saaten sich vor dem Eintritte des Winters über alle Erwartungen gut zusammengewachsen. — Den 15. Dezember, wie auch an den nächst folgenden Tagen, dann am 18. 26. 28. und 31. schneite es. Bedeutend minderte sich von nun an die Temperatur, welche am 27. und 29. Abends bis auf 10° R. unter 0. herabsank.

Der Jäner brachte abermals eine für ihn seltene Wärme. Nur die ersten Tage des neuen Jahres waren kalt; aber auch an diesen der tiefste Thermometerstand am 3. Morgens nur 7° unter 0. Vom 7. angefangen, bis 23. wurde der Wärmemesser fast zu keiner Beobachtungsstunde mehr unter dem Eispunkte, und auch vom 23. bis zum letzten Jäner nicht tiefer als 2° unter 0. gesehen. Am höchsten stieg er den 12. und 13., wo er 8° ober 0. erreichte. Dabei füllten so häufige Wasserdünste die Atmosphäre, daß das ganze Monat nicht einen einzigen völlig heiteren, wohl aber 15 abwechselnd-trübe Tage und an 16 Tagen theils Regen, theils Nebel hatte. Letzterer war insbesondere am 5. 6. 9. 20. 29. 30. und 31. eben so dicht als anhaltend.

Im Februar hatten wir den 1. 3. 4. und 12. wieder Nebel; den 5. 19. 21. 23. 24. und 26. etwas Schnee, der aber so wenig ausgab, daß zollhoher Staub die Erdoberfläche bedeckte. Die übrigen Tage des Februars wurden häufig durch Sonnenschein erhellet, und der 8. 9. 11. und 13. waren beinahe durchgehends heiter. Auch in diesem Monat blieb die Tempe-

ratur gewöhnlich ober dem Eispunkte. (Am 17. + 7°, am 18. Mittags + 8° R.) Mehrere Winzer ließen sich hiedurch verleiten, den Rebenschnitt bereits zu beginnen. Die am 27. und 28. Februar, dann den 5. und 6. März vorzüglich Nachts eingetretene Kälte richtete jedoch in den schon geschnittenen Weingärten großen Nachtheil an. Allein nicht nur in diesen, sondern auch in den meisten andern Weinbergen entstand aus den erwähnten Nachtfrösten ein mehr oder weniger bedeutender Schade. Nach Verschiedenheit der Lage, des freyeren Zutrittes der Luft und nach dem Maße der Erhöhung dürften in manchen Weingärten 2 bis 4 Stöcke vom Hundert erfroren seyn. Viele trieben wohl aus dem Haupte (Hirn), andere aus den Wurzeln wieder an; ein großer Theil aber scheint ganz erstorben. Selbst die Saaten haben wegen Mangel einer Schneedecke gelitten, und wurden streifweise hart mitgenommen.

Die Winterarbeiten in den Obstgärten, das Abputzen des Mooses und der alten verderbenen Rinde, das Ausschneiden der todten Zweige und das Vertilgen der Raupennester sind um der Kälte Willen, welche zu dieser Zeit herrscht, oft mit Beschwerlichkeiten verbunden. Heuer konnten sie bei der gelinden Witterung des Jäner und Februars leicht geschehen, waren aber auch wegen der zahllosen Menge von Raupennestern unerläßlich nöthig, und gaben durch längere Zeit eine fortwährende Beschäftigung. Ohne einer so sorgfältigen Reinigung würden wir gewiß wenig belaubte Bäume diesen Sommer erhalten haben.

Der März trat kalt ein: (am 5ten Abends hatten wir 10, am 6ten Morgens 11° R. unter o.) dagegen endete er ungewöhnlich warm, fast heiß; indem wir den 28. Mittags + 9°, den 29. + 15, am 30. + 16 und am 31. + 14°, auch früher schon mehrmalen 8 bis 12° R. über o. in den Mittagsstunden hatten. Dieses Monat brachte also die stärkste Kälte des heurigen Winters, und zugleich einen sehr großen Unterschied (von 27°) zwischen der höchsten und geringsten Temperatur. An hinlänglicher Feuchtigkeit litten wir dabei keinen Mangel, da den 4ten, 8ten und 22ten Schnee, am 3ten, 9ten, 10ten, 11ten, 13ten, 14ten, 18ten und 19ten Regen fiel. Der 6te, 25te, 26te, 27te und 29te März, vorzüglich der 30te und 31te verdienen als wahre Frühlingstage bemerkt zu werden.

Obgleich wir uns im April nur eines einzigen, ganz heiteren Tages (den 24ten) erfreuten, hatte er doch, besonders gegen das Ende zu, mehr als die ihm angemessene Wärme: in den Mittagsstunden waren 14 bis 18° R. ober o der gewöhnliche Thermometerstand. (+ 14° am 7ten, 8 und 17ten, + 15° den 10, 11, 12, 15ten und 21ten, + 16° am 16ten, 22. und 25ten, + 17° den 23ten, 26. und 29ten, + 18° den 24, 27, 28ten und 30ten.) Den 28. und 30ten Abends wurde das erste Wetterleuchten beobachtet und von Nachtfrösten blieben wir im ganzen Monate völlig verschont. Dieß, und die am 1, 2, 4, 5, 12, 13, 18, 19, 20ten und 25ten gefallenen warmen Regen begünstigten das Keimen und den Wachsthum der Sommersaaten eben so sehr, als sie für das junge Gras und die gesammte Vegetazion gedeihlich gewesen sind.

Die erste Hälfte des May's war bis zum 11. trocken, heiß (den 1, 4, 5, 6, 7, 8, und 10ten Mittags + 18°, am 2, 3, und 9ten + 19° R.) und gewitterhaft. Den 11ten fiel Regen, der sich am 12, 13, 16, 17, 18, 19, 21, 22, 24, 25, 26, 28 und 29ten wiederholte und die Atmosphäre dergestalt abkühlte, daß der Wärmemesser den 12, 14, 22, 25 und 26. nicht über 11°, am 19ten nicht über 12°, den 11, 17, 21, und 23ten den ganzen Tag nicht über 13° stieg, auch früh und Abends bedeutende Kühle herrschte, die am 29ten sogar einen Morgenreif verursachte. Den 27ten in der Mittagszeit fand die größte Hitze des Monats mit 21° R. über o. Statt.

Der Juny blieb weit hinter der ihm gehörigen Wärme zurück: er war windig, naß und kühl. An 21 Tagen desselben (den 3, 4, 5, 6, 7, 9, 11, 12, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 29ten und 30ten) hatten wir Wind, größtentheils aus Nordwest; an zwanzigen (den 1, 4, 5, 6, 8, 9, 12, 13, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27ten und 29ten) regnete es, und auch die übrigen Tage waren trüb und veränderlich. Die unverhältnißmäßige Kühle mußte wegen der vorausgegangenen ungewöhnlichen Wärme des ersten Frühlings für alle Vegetazion desto empfindlicher seyn. Ausser den 3ten und 17ten, wo wir Mittags + 19½° R. hatten, erreichte das Thermometer in dem ganzen Sommermonate nur noch am 2ten + 19 und am 28ten + 18½° R. — Tage, an welchen die Mittagsstunden eine Temperatur von 15 bis 16° R. brachten, wie der 5, 8, 9,

10, 11, 13, 14, 26te und 29te gehörten schon zu den wärmeren. Den 16ten und 17ten aber stieg der Wärmemesser den ganzen Tag nicht über 12°, am 21, 22. und 25ten nicht über 11°, den 20ten nicht über 9°, den ganzen 18ten gar nicht einmal über 8° R.; eine für diese Jahreszeit gleich seltene als nachtheilige Temperatur. Dabei waren die Nächte so kalt, daß die Futtergräser nicht von der Stelle wuchsen, und das Rindvieh hin und wieder Mangel an Nahrung zu leiden anfing. Ja am 20ten um ½ 7 Uhr früh und ½ 5 Uhr Nachmittags fielen ordentliche Schneeflocken, deren Zerschmelzen der Atmosphäre den Wärmestoff dergestalt entzog, daß wir am Abend desselben Tages nur 5° R. über 0, und in der Nacht auf den 21ten (den Fronleichnamstag) einen förmlichen Reif hatten, der in den Weingärten und an allen zärteren Gewächsen, als an den Bohnen, Kürbissen, Gurken u. s. w. nicht geringen Schaden machte. Dieser Frost dehnte sich nach den in öffentlichen Blättern gegebenen Nachrichten auf eine weite Strecke, auch in Ungarn aus, wo er (zufolge der vereinigten Ofner und Pesther Zeitung) vorzüglich in der Hegyallya großen Nachtheil anrichtete. Zwischen den Bergen in der Nähe Preßburgs hatte es geschneit, und auf den Dächern sah man daselbst gleichfalls Reif. (Vergl. Wien. Zeit. Nr. 154.)

Das Beste war, daß diese Witterung wenigstens die Insekten, und besonders die Schmetterlinge etwas verminderte. Von letzteren zeigte sich heuer eine so große Menge, daß die Bäume Abends von Ferne in der schönsten Blüthe zu stehen schienen. Der viele Regen und die Kühle machten sie matt, und man sah sie haufenweise auf dem Fahrwege im Kothe beisammen sitzen, wo sie leicht und schnell vertilgt werden konnten. Hätten sie von gutem Wetter begünstigt ihre Eyer gelegt, so würden zahllose Raupen erfolgt seyn, von welchen wir nun verschonet blieben.

Im July hatten wir zwar einzelne sehr heiße Tage, (den 21ten + 22½° R., den 26ten + 22°) und am 3ten Mittags die größte Hitze des heurigen Sommers mit + 23° R; dem ungeachtet erreichte er die ihm angemessene Wärme nicht, indem wir auch Tage zählten, — wie den 5ten, 10, 12, 24, 29 und 30ten — an welchen das Thermometer nicht über 13° oder wie am 11ten gar nicht einmal über 12° R. stieg. Als mittlere Temperatur dieses Monats ergaben sich nach den täglich dreimaligen Beobachtungen 14°; um 3 Grad mehr als im Juny. Diese geringe Wärme scheint vorzüglich durch den vorherrschenden Westwind und den häufigen Regen erzeugt worden zu seyn, der im July an 18 Tagen fiel, den 1ten, 2, 4, 5, 7, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 16, 22, 23, 24, 26, 28ten und 29ten. Hiedurch ward die Heu-Erndte nicht nur so sehr verspätet, daß sie mit dem Kornschnitt zusammentraf; sondern sie wurde auch äußerst kostspielig, und für die viele Arbeit und Auslagen bekam man gleichwohl kein ganz gutes Winterfutter, da es durchgehends mehrmalen beregnet, und in heiteren Augenblicken aus Besorgniß oft voreilig von den Wiesen abgebracht wurde.

Auf jenen Aeckern, welche im Winter durch den Frost Schaden gelitten hatten, stand der Roggen sehr dünn und dürftig. Der öftere und starke Wind hatte ihn großentheils verworren, zerbrochen und zu Boden geworfen. Wollte man nicht Alles verlieren, so mußte er möglichst bald geschnitten werden. Darum fingen die Besitzer solcher Gründe schon um den 18. July den Schnitt an, obgleich ihr Getreide wegen der Reife noch mehrere Tage hätte stehen können. Im Allgemeinen begann die Korn-Erndte zwischen den 22ten und 26ten. Noch traf man um diese Zeit sehr viele blühende Trauben in den Weingärten. Was für ein Gewächs durften wir also wohl von ihnen erwarten, da der Wind aus den Stoppeln erst die blühende Rebe anblies? —

Der Roggen zeitigte heuer äußerst ungleich, und es kostete jedem Landwirthe — zumal bei dem beständigen Regenwetter — einen harten Entschluß den Tag des Schnittes zu bestimmen. Besonders der zahlreiche Zusatz war zurückgeblieben. Zur Erndtezeit stand er noch in der Blüthe. Viele Kornfelder sahen daher während des Schnittes in der Entfernung völlig grün aus, und demungeachtet konnte nicht mehr zugewartet werden. Das viele Regnen hatte häufiges Unkraut wachsen gemacht, wegen welchem es nöthig war, die Früchte länger auf den Wellen liegen zu lassen. Hier wurden sie immer von neuem wieder beregnet und mußten fleißig umgekehrt werden. Im Ganzen kann man gleichwohl annehmen, daß in dieser Gegend heuer mehr Roggen als im vorigen Jahr gewachsen ist, und mehr als man nach dem Winter und der ungünstigen Sommerwitterung erwarten durfte; auch wurde er demungeachtet meistens gut nach Hause gebracht. Das Stroh ist stark und mastig, der Kern aber blieb etwas dickbalgig und weniger licht.

Die Erndten des Winterkorns und Winterweizens trafen bei uns heuer zusammen. Letzterer vermochte die Unbilden des Wetters minder als ersterer zu ertragen. Am besten gerieth er noch in mittelstarken, schlechter auf fetten Gründen. In diesen hatte er sich wegen des öftern Regens frühe gelegt: wurde er zur rechten Zeit gesagert, oder mit den Schafen übertrieben, so konnte er sich aufrecht erhalten; außerdem brachte er gerade auf dem fruchtbarsten Boden wohl viel Stroh, aber desto weniger und geringere Körner. Die ungünstige Witterung während der Blüthe hatte ihn häufig taub verblühen gemacht. Es ging dieß so weit, daß strichweise 5 bis 6 Mandeln in einer Reihe aufgestellt wurden, deren Aehren man schon von Ferne in die Höhe stehen sah, weil sie völlig leer — wie ausgedroschen — waren. Diese Mandeln (a 10 Garben) dürften kaum ¼ Metzen schütten. Zum Glück sind sie hiergegends nicht so zahlreich als im Marchfelde, da sie bei uns nur fleckweise, und vorzüglich in tieferen Lagen vorkamen. Vielleicht möchten sie großen Theils durch den Nachtfrost am 21. Juny verursacht worden seyn, der den Weizen gerade in der Blüthe traf. In höher gelegenen Gründen, auf welchen das Streichen des Windes den Thau damalen abgetrocknet hatte, oder am Rande der Aecker, wo die Luft die Halme freyer bespielen konnte, vermochte der Spätreif nicht so viel zu schaden: dort haben die Aehren darum auch ihre Körner; und nur in den Tiefen wurden sie taub davon. Diese verunglückten Stellen abgerechnet gibt der Weizen mittelmäßig aus, hat einen mehlreichen Kern und beinahe gar keinen Brand. Jene Landwirthe, welche die beiden trocknen letzten Tage des Julius eifrig benützten, brachten ihn auch gut nach Hause. Wer sie aber ohne Erfolg verstreichen ließ, kam damit in das Anfangs August eingefallene Regenwetter, während welchem es vom 1ten bis 17ten täglich, mit alleiniger Ausnahme des 4ten und 14ten mehr oder weniger regnete. Selbst in dem übrigen Theile des Erndtemonats hatten wir an 5 Tagen, den 26ten, 27, 28, 29ten und 31ten, im ganzen August also an 20 Tagen Regen. Obgleich der Wind aus Westen noch immer vorherrschte, war doch die Wärme nun im Durchschnitt größer als im July. Die mittlere Temperatur berechnete ich auf 15, 54° R. über 0; den höchsten Thermometerstand beobachtete ich am 3ten und 23ten in den Mittagsstunden mit + 22°, und den tiefsten am 27ten und 29ten Abends mit + 9° R. Außerdem erreichte der Wärmemesser noch den 6ten, 22. und 26ten + 21°, am 1, 2, 7, 9, 10ten und 25ten + 20° R. Der 20te, 21, 23, 24te und 25te waren völlig heitere Sommertage bei stillem Nordostwind, die das Einbringen des Habers ungemein begünstigten. Ja der Landmann besorgte schon, er werde den Haber — seiner Gewohnheit zuwider — unberegnet nach Hause führen müssen, als am 26ten wieder anhaltender Regen eintrat, der Haber und Gerste auf manchen Aeckern auswachsen machte, und welchen am 28ten Nachts ein so starker Reif begleitete, daß die Wellen auf den Feldern des Morgens wie zusammengefroren waren.

Der Ertrag des Habers ist heuer ergiebig ausgefallen. Da das Frühjahr einen zeitlichen Anbau gestattete und es ihm nie an Feuchtigkeit mangelte, so wuchs er zu einer seltenen Höhe, äußerst üppig heran. Ich gestehe es, daß ich mich oft mit Vergnügen an den schwarzgrünen buschigten Haberfeldern ergötzte. Seit Jahren standen sie hiergegends nicht so schön wie heuer; nur jene Aecker ausgenommen, denen es an innerer Bodenkraft fehlte. Das Stroh ist stark und röhrig, die Rispen körnerreich, der Kern groß und fest. Weniger entsprechend war die Erndte der Gerste. Durch das Beregnen auf den Wellen erhielt sie eine dunkle Farbe und verlor somit auch von ihrem Ansehen, obgleich sie nur hin und wieder etwas ausgewachsen ist.

Einen besonders schönen Kern gaben die weißen Wicken. Von dem guten Wetter im Anfang des Septembers begünstigt, brachten wir sie und die Erbsen nach Hause, ohne daß sie benäßt wurden. Es sprangen darum beim Auf- und Abladen wenig Schoten auf, was desto erwünschter war, als sie deren nur eine sehr geringe Zahl angesetzt, und sich wegen des vielen Regens gleichfalls gelegt hatten. Zur Zeitigung fingen sie am Boden bereits zu faulen an, während sie an den Spitzen noch blühten. Allein diese Blüthen konnten nicht berücksichtiget werden, und indem man die Wicken und Erbsen etwas höher rauffen ließ, wurde zugleich der gesunde von dem schon angegriffenen Theile des Strohes abgesondert. Letzterer gab dem Boden wieder einigen Dünger als Ersatz und war so beträchtlich, daß er fleckweise beim Stürzen von eigenen, dem Pflug vorangehenden Arbeitern in die Furchen eingeraumt werden mußte, wenn er sich nicht zu unverhältniß-

mäßig anhäufen sollte. Der dicke und schnelle Wuchs dieser Hülsenfrüchte machte fast alles Unkraut zwischen ihnen ersticken und reinigte die Aecker von diesem ungebetenen Gaste.

Der ganze September brachte zwar keinen einzigen völlig heiteren Tag, und an 13 Tagen (den 1, 2, 10, 13, 14, 15, 16, 18, 19, 24, 26, 28ten und 29ten) Regen; aber das trockene und warme Wetter vom 3ten bis 9ten kam uns überaus gut zu Statten. Den 5ten und 9ten hatten wir + 20, am 6ten und 8ten + 19½, den 4ten und 7ten + 19, am 10ten und 11ten + 18° R. in den Mittagsstunden. Von nun an minderte sich die Temperatur, und erreichte in diesem Monate keine solche Höhe mehr. Im Gegentheil den ganzen 16ten stieg sie nicht über 13°, den 14ten, 19, 20, 26ten und 30ten nicht über 12° und den ganzen 15ten nicht über 10° R. Die geringste Wärme war am 30ten Abends mit 6½° R. und als mittlere Temperatur ergaben sich 12 Grade über 0.

Den 2ten September erhielt ich von den ökonomischen Neuigkeiten das 2te Heft des XXII. Bandes, in welchem Herr Hofrath André die von ihm an den Wolken, als Anzeigern künftiger Witterung gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen (unter der Aufschrift: „eine Witterungsregel für Landwirthe" in Nr. 12.) mittheilte. Gleich nachdem ich diese gehaltvolle Ausarbeitung gelesen hatte, ging ich ins Freye, und das erste, was mir hier am Himmelsgewölbe auffiel, war die in dem gedachten Aufsatz beschriebene lang gezogene und gekrümmte Wolken-Bildung. Dieses zufällige Zusammentreffen zog meine Aufmerksamkeit noch mehr auf den an sich so interessanten Gegenstand, und ich dehnte meine meteorologischen Beobachtungen seither auch auf die Wolken aus. Als Resultat davon bitte ich nur Folgendes anführen zu dürfen.

Die von Herrn von André, als Vorbothen einer Wetter-Aenderung angegebenen langgezogenen und gekrümmten Wolken, welche man hiergegends mit dem nicht unpassenden Provinzial-Ausdrucke: „Regenwurzen" bezeichnet, bemerkte ich im September fünfmahl: am 2ten, 12, 20, 21ten und 23ten. Ihre Gestalt, Zahl, Dichtigkeit, Farbe und Verhältniß zum übrigen Horizonte war nicht immer dasselbe. Den 2ten, 20ten und 21ten, wo sie sich unter Tags zeigten, erschienen sie schmäler, mehr unregelmäßig hin- und hergebogen, dünner und weißer, und wurden von dem eben herrschenden Winde über den sonst ganz heiteren blauen Himmel schnell fortgetrieben. Alle Dreymale erfolgte Trübung, aber kein Regen in den nächsten 24 Stunden; und auch diese Trübung dauerte nur zwischen 7 bis 10 Stunden. Am 12ten und 23ten zeigten sie sich kurz vor und während der Abenddämmerung, jedesmal nur in einer einzigen Wolke, den 12ten im Nordwest, am 23ten im Westen. Sie standen am Rande des übrigens klaren Horizonts unbeweglich da, und hatten einen ganz eigenen Charakter in ihrer Gestalt, dem zufolge man sie beinahe weniger an sich, als in ihren äußeren Umrissen gekrümmt nennen konnte. Die Farbe war nun bedeutend schmutziger, vielmehr bleygrau als am 2ten, 20ten und 21ten, und erst mit der hereinbrechenden Dunkelheit entschwanden sie dem Auge. Diese beyden Mahle folgte am nächsten Tage Regen: den 13ten begann der Niederschlag schon um 7 Uhr des Morgens und dauerte mit zeitweiser Unterbrechung den ganzen Tag fort; am 24ten fing er erst nach 11 Uhr Mittags an, und der entstandene starke Wind heiterte den Himmel in der kommenden Nacht wieder auf.

Auch im Oktober beobachtete ich dieselbe Wolkenbildung dreymal; zuerst am 8ten Abends im Nordwest von der bleygrauen Farbe der Nebelschichte; (den 9ten folgte Nebel und gelinder Regen) dann am 12ten im Osten mehr von weißlicher Farbe, (worauf den 13ten starke Trübung und den 14ten Regen eintrat) und endlich am 22ten Abends im Westen recht dunkelgrau, worauf den 23ten starker Nebel erfolgte. Auf solche Art fand ich die von dem verdienstvollen Hrn. Herausgeber bekannt gemachte Wetterprognosie aus den Wolken, auf das vollkommenste bestätigt.

Nebst den drey eben erwähnten Regentagen hatten wir im Oktober nur noch am 1ten etwas Regen. Ueberhaupt war dieser Monat — ungeachtet des 9maligen Nebels — viel heiterer und trockener, als die vorhergehenden. Die mittlere Temperatur desselben ist 7,85° über 0 gewesen; die höchste fand am 13ten Mittags mit 14° Statt, die geringste am 28ten und 29ten des Morgens, wo Alles gefroren war. Selbst schon früher hatten wir mehrmalen starke Morgenreife, welche die Veranlassung wurden, die Weinlese zu beschleunigen. Sie begann in hiesiger Umgegend zwischen dem 20ten und 25ten Oktober. Bei dem durch die Nachtfröste im

Hornung und März in den Weingärten angerichteten Schaden, bei der ungleichen und späten Blüthe der Trauben, bei den immerwährend kalten Nächten, der wenig anhaltenden Wärme des Sommers und der vielen Feuchtigkeit konnte man sich schon im Voraus nur wenig Hoffnung machen. Aber auch hinter diesen geringen Erwartungen blieb die heurige Lese noch zurück. Im Durchschnitt dürfte man in dem hiesigen Bezirke auf ein Viertel Weingarten (800 Wiener □ Klafter) kaum ¾ Eimer Maisch rechnen können; und selbst dieser war so saftlos, daß er nach Verschiedenheit 20 bis 30 Perzente Tröber und nur wenigen Most gab. Die gröbern Varietäten hatten noch die meisten und zeitigsten Trauben. An den zärteren waren nicht nur viele Beeren schon während oder bald nach der Blüthe abgefallen (ausgereißt); sondern die gebliebenen auch zur Lesezeit noch hart, undurchsichtig und unreif, dergestalt, daß sie zum Theil erst anfingen sich zu senken. Es kommen nun schon so viele Fehljahre ununterbrochen auf einander, daß die Winzer alle Freude zur ordentlichen Pflege ihrer Weinberge zu verlieren anfangen. Manche reinigten sie heuer bei der schlechten Aussicht auf Ertrag nicht gehörig vom Unkraut, andere unterließen gar schon im Frühjahr die Stöcke zu schlagen, und die Rebenkultur, welche sich in den letzten Jahrzehenten so bedeutend hob, möchte bald zurückzugeben beginnen, wenn nicht ein gutes Jahr wieder den vorigen Eifer für sie erweckt.

Obst ist heuer im Ueberfluß gewachsen: der Geschmack, die innere Güte entsprach aber der Menge nicht, und wegen zu großer Näße ist es weniger haltbar. Da es fast allenthalben gerieth, so hatte es einen geringen Preis, um welchen es selbst noch hart an Mann zu bringen war. Der in der Nacht vom 19ten auf den 20ten September gewesene starke Sturm aus Westen warf vieles ab, das hiedurch beschädigt desto schneller in Faulniß überging. Von den Kirschen waren alle Sorten so gut gediehen, daß wir vom Anfang Juny bis in die Mitte des Oktobers fast unausgesetzt reife Kirschen auf den Bäumen hatten.

Der Waldsame aller Art ist ziemlich häufig, besonders vom Ahorn und der Heinbuche. Beyden, und vorzüglich der letzteren thaten ganze Schaaren von Kernbeißern großen Schaden. Die Eicheln sind etwas seltener, dafür desto mehr Knoppern.

Die Jagd hatte im Winter nicht gelitten; dem ungeachtet gibt es nicht viel Wildpret. Am wenigsten sah man Federwild, mit Ausnahme der Wachteln und anderer Strichvögel. Wachtelkönige kamen sonst bey uns nur als Seltenheit vor: heuer scheinen sie durch das beständige Regenwetter angelockt worden zu seyn, und fanden sich recht zahlreich ein.

Zur Erdäpfel-Erndte war der Oktober sehr günstig: sie wurden trocken und gut nach Hause gebracht. Obwohl die Stöcke häufige Knollen angesetzet hatten, gaben sie doch nur einen höchst mittelmäßigen Ertrag, weil die meisten im Wachsthum zurückgeblieben waren. Den hieraus entstehenden Abgang an Winterfutter muß das reichlich gerathene Klee- und Wickenheu um so mehr ersetzen, als auch das Grummet an vielen Orten gelitten hatte, wo die tieferen Wiesen im September längere Zeit unter Wasser standen. Zwar wurde das Gras dadurch nicht verschlemmt, weil die Ueberschwemmung keine Folge eines starken Gußes, sondern des ununterbrochen anhaltenden Regens gewesen ist. Allein es ward dennoch vieles verdorben und das Grummet mußte zum Theil aus den Wiesen ausgetragen werden, was ungewöhnliche Kosten veranlaßte. Ueberhaupt verspätete, verlängerte, erschwerte und vervielfachte die ungünstige Witterung fast alle landwirthschaftlichen Verrichtungen, und machte oft mehrere derselben auf einmal zusammen treffen. Noch hatten viele Landwirthe das Heu nicht zu Hause, als der Winterschnitt begann, und während Korn und Weizen unausgetrocknet auf den Wellen lagen, mußten die Sommerfrüchte schon geschnitten werden. Ihr nach Hausebringen kam mit dem Grummetmachen zusammen, welches noch während dem Herbstanbau Beschäftigung gab. Die starken Regen vom 13ten bis 24ten September weichten dergestalt ein, daß es nicht bloß unmöglich war anzubauen, sondern daß man nicht einmal in höheren Bodenlagen Stoppeln stürzen konnte. Die Hände voll Arbeit mußte man die Pferde unthätig im Stalle stehen lassen, und bis zum 20ten September war vielleicht noch nicht der 6te Theil des Winteranbaues geschehen; — ja auch auf den schon gebauten Gründen war der Same zu naß unter die Erde gekommen. Von dem dick fallenden Regen bildete sich auf diesen früh bestellten Aeckern eine feste Kruste, die — für die Keime beinahe undurchdringlich — viele derselben ersticken oder doch verkrüppeln machte. Erst gegen Ende September, nachdem

die Oberfläche mehr abgetrocknet war, und in der ersten Hälfte des Oktobers wurden die meisten Felder zugebaut. Nur dem ganz ungewöhnlich und dauerhaft schönen Herbstwetter im Oktober und November ist es zuzuschreiben, daß sich die Saaten noch gut zusammengewachsen, und hinlänglich bestocket haben.

Würnitz im November 1821.

Karl Riter von Heintl,
Doktor der freyen Künste und der Philosophie.

16. Bienenzucht.

49 A. Der Bienenfreund im Oktober 1821.

Der Bienenwirth muß auf schlechte Jahre so gefaßt seyn, wie der Schiffer auf Stürme und Gegenwinde.
Rumpf.

Die schlimme, immer kalte und regnerische Witterung hat heuer bei der Bienenzucht fast Alles verderben. Fast kein einziger Bienenstand blieb vor Unfall frey. Im Frühlinge hörte man im Juny von nichts, als von Hunger und Nothschwärmen, (ein Bienenstamm, der seinen Bau und seine Wohnung aus Mangel an Nahrung, oder größtentheils wegen Erkaltung der Brut und sonstigen Ursachen gänzlich verläßt) und kam auch hin und wieder ein natürlicher Schwarm, so wird die Folge lehren, daß man kaum Ursache hätte, sich viel über denselben zu freuen. Nur im July gab es einige honigreiche Tage, und dieß ist das größte Glück, sonst würden wohl wenige Bienenstämme die Frühlingssonne 1822 mehr sehen.

Was ist nun bey solch traurigen Aussichten für die Bienenzucht zu machen? Nichts! als auf bessere Jahre hoffen; denn fast immer folgt auf ein schlechtes, ein gutes Bienenjahr.

Die Jahreszeit ist nun so weit vorgerückt, daß vor Allem die Winterbehandlung der Bienen gelehrt werden muß.

Das Erste, auf was ein Bienenwirth heuer hauptsächlich zu sehen hat, ist, daß die Bienen für den Winter hinlängliche Nahrung haben.

Jeder Stock, der nicht hinlängliche Nahrung hat, muß gleich jetzt und auf einmal so viel erhalten, daß er bis zum Frühjahre ausreicht.

Im Winter durch ist es schlechterdings nicht rathsam, ja äußerst gefährlich, dieselben zu füttern.

Die übrigen Verhaltungsregeln beym Ueberwintern sind kurz folgende:

Wer eine planmäßig gebaute Bienenhütte hat, wo die Bienen vor Wind, Nässe etc. geschützt sind, bringe dieselben an keinen andern Ort, sondern lasse sie auch den Winter über stehen. Nur dürfte es rathsam seyn, die Ausflug-Seite gut zu verwahren, und die Fluglöcher, wenn anders von Hinten ein Gang angebracht ist, einwärts zu drehen. Wer eine solche Bienenhütte nicht besitzt, der thut am besten, sie an einen trockenen Ort (z. B. eine leere Kammer oder Zimmer, Boden etc.) den Winter durch zu bringen. Diese drey Eigenschaften dürfen dem Ort, wo man Bienen überwintern will, nicht fehlen:

a) der Ort muß trocken seyn, (ja nicht feucht, sonst werden die Fladen schimmlicht);
b) muß frey von allem Rauch;
c) muß ruhig seyn, d. h. die Bienen müssen weder durch Gehen, Stoßen, Schlagen etc. beunruhigt werden.

Die Unfälle, welche die Bienen außer dem Hunger, den Winter über treffen, sind gewöhnlich: daß sie ersticken, oder daß sie durch Mäuse ruinirt werden. Für's Ersticken ist gewöhnlich das beste Mittel, daß man vollgebauten und volkreichen Stöcken einen leeren Untersatz giebt, und die Fluglöcher mit Gittern, oder mit durchlöcherten Bretchen vermache. Ein Untersatz ist auch dafür gut, daß die todten Bienen und sonstige Unreinigkeiten nicht zwischen den Fläden stecken bleiben und die Enden der Tafeln verderben, sondern auf das Unterbret fallen. Sollte aber nicht bis an das Flugbret gebaut seyn, so ist auch der Untersatz unnöthig. Mäuse muß man durch Fallen wegfangen, oder wenigstens keinem Bienenstock eine solche Oeffnung lassen, wo eine Maus eindringen kann. Man besuche den Winter über seine Bienen öfters, damit man sehe, ob nicht Mäuse Schaden angerichtet, sich z. B. Löcher in den Bienenstock gebissen haben, oder sonst was vorgefallen sey, das Abhülfe bedarf; aber äußerst behutsam, und ohne alles Geräusch und Erschütterung. Hat man seine Bienenstöcke mit Koth oder Lehm ver-

schmiert; so müssen dieselben schon bey der Einwinterung von der Verschmierung losgemacht werden, damit man nicht den Winter durch in den Fall komme, sie gewaltsam aufreissen zu müssen.

Nur schwache Stöcke brauchen bey großer Kälte eine Bedeckung; aber volkreiche, besonders in Strohkörben, haben dieselbe nicht nöthig; denn erfrieren werden die Bienen gewiß nicht, wenn sie nur hinlänglich Nahrung haben.

Man bringe seine Bienenstöcke nicht eher in das Winterquartier, als bis es z. B. den ersten Schnee wirft; es ist denselben nützlich, so lange als möglich, besonders an schönen Herbsttagen, den Ausflug zu haben.

(Aus dem Schwäbischen Volksfreund.)

17. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Uebersicht von den im Herbst 1820 und im Frühjahr 1821 auf den Wollmärkten zu Berlin, Breslau und Landsberg a. d. W. stattgehabten Umsätzen und von den für die verschiedenen Sorten Wolle bezahlten Preisen.

Märkte	Es ist verkauft im Frühjahr 1820 Ctr. Rthlr.	1821 Ctr. Rthlr.	Die Durchschnittspreise waren im Frühjahre 1820 für extra Rthr.	für feine Rthr.	für mittl. Rthr.	für ord. Rthr.	im Durchschnitt Rthr.	1821 für extra Rthr.	für feine Rthr.	für mittl. Rthr.	für ord. Rthr.	im Durchschnitt Rthr.	Summa d. Geldbetrags nach dem Durchschnitts-Preise von 1821 Rthlr.
Berlin . .	18,794	19,149	152 1/2	207 1/2	62 1/2	35	89 3/8	183 3/4	130	91 1/4	51 7/8	114 5/24	2,186,975
Breslau incl. 6839 Ctr. poln.	27,928	27,545	120	72 1/2	57	45	73 5/8	140	82 1/4	63	53	84 3/8	2,330,995
Landsberg a. d. W.	5,157	6,452	66 3/4	46 7/8	36 1/4	27 17/24	44 1/4	125	78 1/4	51 2/3	30 5/12	71 11/24	461,049
Summa	51,879	53,146											4,979,019

(Preuß. Staats-Zeitung Nro. 132 1821.)

2. Würtemberg.

Viehmarkt in Heilbronn.

An dem, den 4. Dezemb. 1821, allhier abgehaltenen Viehmarkte wurden 768 Viehkontrakte geschlossen, wodurch 312 Paar Ochsen, 253 Paar Stiere, 34 Kühe, 63 Rinder, 28 Räuplinge, 18 Kälber, 11 Pferde veräußert wurden, und eine Geldsumme von 82,227 fl. 42 kr. in Umlauf gesetzt worden ist. Der höchste Preis war ... 1 Paar Ochsen 313 fl. 30 kr.

18. Pomologie.

Pomona in rilievo.

(Vergleichen Nr. 45. des XXII. Bandes.)

Am 14. Aug. und 28. Sept. 1821 haben die HH. Pizzagalli und D. Gaspari zu Mailand, die 2te und 3te Lieferung ihrer nachgemachten Gartenfrüchte ausgegeben. Die 2te bestand aus 3 Arten Aprikosen, 2 A. Feigen, 1 A. Mispeln, 7 A. Birnen, 2 A. Pfirschen, 2 A. Aepfel, und 9 A. Pflaumen. Die 3te aus 6 A. Feigen, 7 A. Pflaumen, 4 A. Aepfel, 4 A. Birnen, 4 A. Pfirschen und 2 A. Mandeln.

(Bibl. ital. Sept. 1821. S. 418.)

Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Jäner. ——— Nr. 6. ——— 1822.

19. Forstwissenschaftliche Literatur.

C. 23/9

Vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten.

Ein Handbuch für Forstbediente, Gutsbesitzer, Oekonomiebeamte und Magistrate, mit Rücksicht auf die wechselseitigen Beziehungen des Waldbaues zum Feldbaue, entworfen von W. Pfeil, fürstlich-Carolaher Forstmeister ꝛc. Erster Band, enthaltend die Holzkenntniß und Holzerziehung. Züllichau und Freystadt, in der Darnmannschen Buchhandlung 1820.

Keinem wissenschaftlich gebildeten, mit der Zeit fortschreitenden Forstmanne dürfte wohl der Hr. Verfasser unbekannt seyn, und das gegenwärtige Werk wird Jedem, der seine so lehrreichen und gehaltvollen Aufsätze im empfehlungswerthen Hartig'schen Archive gelesen hat, nicht anders, als sehr willkommen seyn können.

Wer hat nicht, um nur der Letztern zu erwähnen, die Aufsätze über die Eiche und Kiefer, und ihre Behandlung ꝛc. mit ungetheiltem Interesse gelesen? — Das, was dort zum Theil über Forstbenutzung, Verbindung des Feldbaues mit dem Forstwesen, dem höhern Standpunkte und Bestimmung des Forstwirthes nur angedeutet gewesen, scheint im vorliegenden Werke ausführlich abgehandelt zu seyn. Es ist natürlich, daß sich das Werk erst dann wird gehörig beurtheilen lassen, wenn es vollständig, und der zweyte Band erschienen seyn wird, weil dieser dem Plane nach, gerade den wichtigsten und interessantesten Theil abhandeln soll.

Das Pfeil'sche Werk unterscheidet sich von den vielen vortrefflichen Forstlehrbüchern, die wir schon besitzen, hauptsächlich dadurch, daß es

1) die Forstwirthschaftslehre mit Rücksicht auf die wechselseitigen Beziehungen des Waldbaues zum Feldbaue ins Auge faßt.

2) Daher zweyerley Arten Waldungen, ihrer Bestimmung, Behandlung und Benutzung nach unterscheidet, nämlich: a. große zusammenhängende Forste, die bloß für sich selbstständig bestehen, für den Betrieb der Berg- und Hüttenwerke, Fabriken, den Schiffsbau, und die Versorgung großer Städte mit Holz ꝛc., bei denen Holz-Erzeugung immer Hauptzweck ist und bleibt. (Unsere gewöhnlichen Staatsforsten und die großen Herrschaften.) b. Kleine Waldungen, die auf das allgemeine Bedürfniß wenig oder gar keinen Einfluß äußern; die nur einen, oft auch nur unwesentlichen, integrirten Theil einer ganzen Oekonomie, Landwirthschaft im weitern Sinne ausmachen; bei denen die sogenannten Forstnebennutzungen oft bei weitem mehr Werth haben, als das Holz selbst, und die Erziehung desselben dann auch nur Nebensache bleibt; die ihrer Unbeträchtlichkeit wegen von keinem eigenen, wissenschaftlich gebildeten Forstmanne bewirthschaftet wer-

ben, sondern der Leitung des, der ganzen Oekonomie vorstehenden Oekonomiebeamten ꝛc. untergeordnet sind.

3) Daß nun gerade dieses Handbuch für solche Männer bestimmt ist, die, ohne wissenschaftlich gebildete Forstmänner zu seyn, dennoch Waldungen zu bewirthschaften haben, und diese mit Sachkenntniß und auf die vortheilhafteste Weise bewirthschaften wollen.

Wenn das vortreffliche Lehrbuch für Förster von Hartig, oder Cotta's Waldbau für eigentliche Forstmänner von Metier geschrieben ist; so hat Hr. Pfeil für solche gesorgt, bei denen die Forstwissenschaft nur Nebensache seyn kann, als für Gutsbesitzer, Oekonomiebeamte ꝛc.

Der Zweck der Schrift ist daher, diesen genannten Personen den Mangel vollständiger Real- und Hülfskenntnisse durch Zusammenstellung aller praktisch-erprobter Regeln in der Waldwirthschaft zu ersetzen. „Es ist mit Ausnahme einer gedrängten Uebersicht der allgemeinen Naturkenntnisse absichtlich alles vermieden, was nicht Bezug auf den wirklich praktischen Betrieb hat, und dieser wo möglich immer mit Bezug auf die vereinte Forst- und Feldwirthschaft, die sich immer gegenseitig unterstützen sollen, und wobei der Feldbauer seinen Forst zweckmäßiger bewirthschaften und besser benutzen kann, als der beste Oberforstmeister, beachtet."

Die sehr lesenswerthe Einleitung entwickelt den angegebenen Zweck der Schrift recht befriedigend. Die Abtheilungen der eigentlichen Forstwissenschaft sind nach Cotta's Waldbau, und der Verf. hat zugleich für den Besitzer oder Verwalter kleiner Privatforsten, die Gränzlinie zu ziehen versucht, in wie weit dieser die aufgezählten Kenntnisse für seinen Zweck bedarf. Ich glaube, das Angeführte wird wohl Jedem genügen.

Dasselbe gilt von den nöthigen Hülfswissenschaften. Noch zeichnet sich das Pfeil'sche Werk dadurch aus, daß es

1) die Kenntniß der Rechte und Verpflichtungen des Forsteigenthümers gegen Berechtigte;

2) den Einfluß der Servituten auf die Waldwirthschaft, den Werth ihrer Aufhebung und der Möglichkeit, sie gesetzlich unschädlich zu machen;

3) die wichtigsten Gegenstände der bestehenden Preuß. Forstgesetzgebung mitzutheilen verspricht; Gegenstände, die jedem Forstbesitzer (Nr. 3 gilt natürlich nur für die Preußischen) vom höchsten Interesse seyn müssen.

Erster Abschnitt. Von der Holzkenntniß.

Als Einleitung geht eine gedrängte Uebersicht der allgemeinen Naturkenntnisse voraus. Kurz, deutlich, allgemein verständlich, ohne Gelehrsamkeit. Eben so die Eintheilung des Pflanzenreichs und der Holzpflanzen, und deren allgemeine Kenntniß, ihre Bestandtheile und innere Bildung. Eben so faßlich, kurz, und doch für den vorliegenden Zweck hinreichend, ist die Lehre über die Erzeugung, Ernährung und Wachsthum der Pflanzen abgehandelt.

Nun folgt die besondere Kenntniß der beachtungswerthesten Holzarten, und zwar

a) Laubholz.

1. Die Eiche. Den Satz S. 50.: „die junge Pflanze erträgt keinen dichten Schatten ꝛc.", hat unser verdienstvolle k. k. Siebenbürg'sche Oberforstinspektor und Bergrath Dr. Guilleaume in seinen interessanten und lehrreichen Forstmännischen Streitfragen, Jahrgang 1815 S. 446 bereits widerlegt.
2. Die Mast- oder Rothbuche.
3. Der Ahorn.
4. Die Ulme.
5. Die Esche.
6. Die Linde.
7. Die Pappel.
8. Die Hainbuche.
9. Die Birke.
10. Die Erle.
11. Die Weide.

Diese Laubhölzer sind ausführlich beschrieben. Die minderwichtigen sind nur aufgezählt.

b) Nadelholz.

1. Die Kiefer.
2. Die Fichte.
3. Die Weißtanne.

4. Die Lerche.

5. Die Zirbelkiefer.

Mit Recht verweilt der Verf. am längsten bei unserer Kiefer (und der Fichte) nicht nur hier, sondern auch bei jeder sich darbietenden Gelegenheit; und ich bin ganz einverstanden, daß er sie als die Königin unserer Wälder betrachtet; denn da, wo sie es jetzt noch nicht seyn sollte, wird sie es gewiß mit der Zeit werden.

Wenn der Satz des Hrn. Forstmeisters Pfeil: der Wald dürfe nur denjenigen Grund und Boden einnehmen, der auf keine andere Art vortheilhafter für die Landwirthschaft, als Feld, Wiese rc. benutzt werden könne, von jedem Grundbesitzer in der Regel anerkannt werden wird — und bei der zunehmenden Bevölkerung, der täglichen Vermehrung unserer Felder wird und muß es früher oder später dahin kommen! — was für Boden bleibt dann dem Walde noch gewidmet? — der schlechteste! und welche Holzarten werden dann dominiren? — im gemäßigteren Klima die Kiefer, im rauheren Gebirge die Fichte! — Warum verschwinden unsere Eichen- und Buchenwaldungen in den kultivirten Ländern? — weil man den guten fruchtbaren Boden, den sie erfordern, für höhere Zwecke, zur Menschen-Ernährung, zum Weizen- und Kornbau, in Anspruch genommen hat.

Sollten wohl unsere Landwirthe bestätigen, daß die Zweige der Fichte zum Viehfutter dienen? — wie der Verf. S. 118 anführt.

So sehr der Anbau der Lerche auf passenden, ihr zusagenden Standorten, (höheres Gebirge, frischer Boden von Dammerde, mit Sand und Lehm vermengt, tiefgründig) wegen ihres bewunderungswürdigen schnellen und starken Wuchses zu empfehlen ist, (obgleich sie in späterm Alter, oft schon nach 20 Jahren zurückbleibt, und von der Tanne und Fichte eingeholt wird); so sehr ist ihre Zucht auf trockenem, schlechten Sandboden, der nur eine geringe Tiefe hat, zu widerrathen. Da gehört die Kiefer hin, die mehr Ertrag liefert, wenn gleich die Lerche in den ersten Jahren sie zu überwachsen scheint. Schon der kompetente Zschokke hat dieselbe Warnung in den lehrreichen Laurop'schen Beiträgen zur Kenntniß des Forstwesens in Teutschland ausgesprochen. Doch, was einmal zur Mode geworden, kann nur durch eine andere Mode verdrängt werden, und die Lerchenkulturen sind jetzt wirklich überall zur Mode geworden. Vielleicht kommt nun bald die Reihe an unsere Kiefer!

Die Zirbelkiefer oder Arre ist auch auf dem Karpathischen Gebirge einheimisch, das zu erwähnen, Hr. Pfeil übergangen hat.

Den Beschluß dieses Abschnittes macht die Aufzeichnung der gewöhnlichen Holzsamen-Preise.

Zweiter Abschnitt. Von der Holzerziehung.

1. Von der Kenntniß des Bodens.

Vollkommen einverstanden, daß dem praktischen Forstmanne eine chemische Bodenkunde ganz entbehrlich sey. Für seinen Zweck ist vollkommen hinreichend, was Hr. Verf. über diesen Gegenstand lehrt.

2. Von der Verschiedenheit der Wälder und ihrer Behandlung.

Die Begriffe Femel- und Schlagwirthschaft, Hoch-Mittel- und Niederwald rc. sind hier deutlich entwickelt.

3. Von der Feststellung des Umtriebes und der Bestimmung des Alters, welches das Holz erhalten soll.

Eines der allerwichtigsten Capitel! und mit der dieser Wichtigkeit ganz angemessenen Sachkenntniß durchgeführt.

Möchten doch Waldbesitzer und diejenigen, denen große Forste anvertraut sind, dieses Capitel recht studieren, verstehen und anwenden. So wie überall, so auch hier wird gewöhnlich gefehlt, wenn es auf die goldene Mittelstraße ankommt. Der gewöhnliche Fehler unserer Forstverständigen bei Festsetzung des Umtriebs eines Waldes. In den meisten Fällen wird dieser zu hoch, zu lang hinaus gesetzt, und dadurch nicht allein dem Allgemeinen, sondern auch besonders dem Waldbesitzer selbst am empfindlichsten geschadet. Einen anderen Fehler, der nicht weniger nachtheilig wird, begeht man so oft dadurch, daß man für die Waldungen einer ganzen großen Herrschaft nur Eine Umtriebsperiode feststellt, obgleich es das Interesse des Besitzers wie das des Allgemeinen erfordert, daß da auf die einzelnen, oft so sehr von einander verschiedenen Thei-

le des Ganzen Rücksicht genommen werde. Boden, Lage, Klima, frühere Bewirthschaftung, und Zweck der Benutzung der Forste, entscheiden hier, und man muß wirklich erstaunen, wenn man Waldungen von 20 und mehr tausend Joch auf Eine gleiche Umtriebszeit gesetzt findet; wo man das Kohlholz so alt werden läßt, als Bau- und Schnittholz; wo die magern, trocknen Gebirgsabhänge eben so altes Holz liefern sollen, als der fruchtbare Boden; wo die Kiefer so alt wird, als die Tanne oder Buche ꝛc.

Wie viel Holz könnte mehr produzirt werden, wenn bei Bestimmung der Umtriebsperiode mit mehr Einsicht und Beuetheilung zu Werke gegangen würde. Aber leider wird hier die Sache gewöhnlich durch ein Machtwort ohneweiters entschieden, und im Schlendrian dann ohne weitere Untersuchung des wie? und warum? fortgearbeitet.

4. Von der Auswahl der anzubauenden Hölzer.

Ist mit des Verf. eigener Gründlichkeit behandelt. Interessant dürfte es für Manchen seyn — vielleicht auch eine Warnung! — was Hr. Pfeil in Rücksicht der Kostbarkeit des Anbaues sagt. S. 171. „Eben so muß man mit Recht gegen den Anbau solcher Holzarten, wenigstens bei gewöhnlichen Sorten warnen, deren Same sehr kostbar ist. Wenn man z. B. 12 Pfund Nadelholzsamen zur Besäung eines Morgens bedarf, so kostet dieß

bei Kiefern . . .	a Pfd. 8 gr. . .	4	Rthlr.
— Lerchen . . .	a — 2 Rthlr. .	24	—
— Weihmuthskiefern	a — 3 — .	36	—

Dieß beträgt bei 100jährigem Umtriebe bei einfachen Zinsen bei dem Abtriebe ein Capital bei Kiefern

von	20	Rthlr.
bei Lerchen von	120	—
— Weihmuthskiefern von . . .	180	—
— Zinsen von Zinsen oder Zwischenzinsen		
— Kiefern von	500	—
— Lerchen	3005	—
— Weihmuthskiefern	4508	—

Nicht minder pflichte ich Hrn. Pfeil bei, daß er S. 167 gegen den Anbau der nordamerikanischen Hölzer ꝛc. in unsern Wäldern warten. Hier in unserm Boden werden sie das nie werden können, was sie in den ungeheuren noch nie von einer Art berührten Waldwüsten der neuen Welt sind, wo sich den Wurzeln eine nicht zu ergründende Schicht Dammerde und den Pflanzen eine gar nicht zu konsumirende Masse von Nahrungstheilen darbietet.

5. Von der Leitung des Hiebs oder der Reihenfolge der Schläge.

Sehr lehrreich. Sehr zu beherzigen ist die 5te Regel S. 178. „Die wichtigste Regel ist, daß man diejenigen Flächen zuerst setzt, welche am wenigsten Ertrag und Zuwachs gewähren, und das älteste Holz haben.“

Nicht unbedingt beim ältesten, sondern immer beim schlechtesten Bestand muß die Verjüngung beginnen. Nur zu oft nimmt man beim Wald, alt und schlecht, als gleich bedeutend, aber mit großem Unrecht. So kann der älteste, vielleicht 100jährige Bestand eines Reviers noch im vollen Zuwachse stehen, während ein viel jüngerer, z. B. 30jähriger so schlecht ist, daß ich nichts vernünftigeres thun kann, als ihn so bald als möglich zu verjüngen ꝛc.

Jeder Waldbesitzer sollte Hrn. Pfeils 5te Regel S. 180 in seiner Forstamtskanzley mit großen Buchstaben anschreiben lassen, damit sie dem Geschäftsleiter bei Bestimmung der Holzschläge immer im Gedächtniß bliebe. Sie lautet. „Wo junges, unverdorbenes, noch brauchbares Holz unter dem alten Holze steht, ist dieses vorzugsweise anzuhauen, um die Culturkosten zu ersparen, und gleich den nöthigen Aufwuchs zu haben. Es ist aber diese Regel die am wenigsten anwendbare und gefährlichste von allen; denn gewöhnlich sind die unter dem alten Holze stehenden Pflanzen zu Erziehung eines guten wüchsigen Bestandes nicht brauchbar, und diese anscheinend so natürliche und richtige Vorschrift hat in hundert Fällen gewiß neun und neunzigmal Schaden gethan und keinen Vortheil gebracht, da man durch den Wunsch, die jungen vorräthigen Pflanzen zu benutzen, nur unbrauchbares, schlechtes Holz erhielt!“ — Man kann daher auch gar nicht genug gegen ihre unrichtige Anwendung warnen!!! —

6. Allgemeine Regeln bei Verjüngung des Waldes durch natürliche Besamung oder Besamungsschläge.

Wer alle hier angeführten Regeln richtig befolgt, kann eines guten und sicheren Erfolgs gewiß seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

20. Debatten. Forsttaxation.

C. 23/8

Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung, von Heinrich Cotta, königl. sächsischem Oberforstrath. Dresden, 1820. in der Arnoldschen Buchhandlung, mit einigen Anmerkungen und Vergleichen versehen.

(Beschluß von Nr. 32. des XXII. Bandes.)

Die zweyte Abtheilung behandelt die Forstertragsbestimmung, und zwar:

1) nach der bloßen Beurtheilung eines praktischen Blickes, und

2) nach der unmittelbaren Zählung und Messung.

Bei der bloßen Beurtheilung nach dem praktischen Blick setzt Cotta übrigens voraus, daß der Forstmann so wie der geübte Landwirth aus dem Boden, und aus den auf ihm stehenden Gewächsen seine Ertragsfähigkeit beurtheilen kann. So wenig ich übrigens auch hierin demselben widersprechen möchte, glaube ich doch, daß dieses nur auf einzelne Fälle angewandt werden, und daß hieraus für allgemeine Fälle oder ganze Landesforsten keine Regel abgeleitet werden kann. Ich für meinen Theil habe die Erfahrung häufig für mich gemacht, daß die Ertragsansätze oft mit andern ganz gleichen, in denselben Operaten im grellsten Widerspruche stehen.

Wichtig für uns, vorzüglich für mich ist der Satz im 48. §. „Die Ertragsfähigkeit eines Waldes kann „sehr groß seyn, das Ertragsvermögen aber dennoch „jetzt sehr klein; denn der beste Boden kann nichts her„geben, wenn nichts auf ihm steht." Wer nun aber auf den bloßen Holzvorrath und dessen Zuwachs seine Ertragsformel basirt — Frage, arbeitet der auch dahin das Ertragsvermögen der Ertragsfähigkeit gleich zu machen, oder vielmehr setzt er eine bessere Waldwirthschaft im Laufe der von ihm bestimmten Umtriebszeit voraus?

Wenn nun aber dergleichen Waldungen sich in Gegenden vorfänden, wo eben gegenwärtig das Holz einen bedeutenden Werth hat, die Umgegenden durch ihre neuen Forstkulturen aber zu der Erwartung berechtigen, daß in Zukunft der gegenwärtige Mangel aufhören wird; würde es zweckmäßig gehandelt seyn, den gesunkenen Waldvorrath zur Grundlage des Ertrages auf eine ganze Umtriebszeit eines Hochwaldes anzunehmen, und der gegenwärtigen Generation ihre Rechte auf die eigentliche Waldertragsfähigkeit zu beschränken?

Cotta giebt uns Seite 60 in tabellarischer Form nach 5 Klassen das Ertragsvermögen von den vorzüglichen teutschen Holzarten nach einem sächsischen Acker an, und meint, die 3te Klasse enthält den Ertrag, wie ihn die meisten Waldungen geben.

Da nun nach Nelkenbrechers Taschenbuch 1713 Wiener □ Klaftern 1 sächsischen Acker gleich sind, und 1 Wiener Kubikfuß, wenn der Dresdner Kubikfuß in 1,000000 zerfällt wird, 1,392074 D. Kubikfuß enthält; so müßte nämlich das Ertragsvermögen nicht etwa die Ertragsfähigkeit der meisten östreichischen Waldflächen, im Durchschnitt das Reisig und Derbholz ohne Stockholz, nämlich beim Nadelholze 60,391 Kubikfuß geben, deren bei uns 60 auf eine nied. österr. ¼ böhm. ellige Klafter gehen. Mithin sollten hiernach 100,000 Joch 6,039100 Kubikfuß oder 100,651 nied. östr. Klaftern v. ¼ böhm. elliger Scheitlänge geben, d. h. nämlich das Ertragsvermögen nach dem wahren Wortlaut.

Da das Ertragsvermögen der eigentliche Holzvorrath ist; so sollte jenes Land natürlich, welches seine Waldungen früher kultivirte, und um so größere Kulturkösten auf ihre Emporbringung verwendet, auch nach diesem Maßstabe höher stehen.

Für die höhern Leitungen und höchsten Behörden liefern unläugbar solche Materialien den schönsten Stoff zu merkwürdigen Beobachtungen; es versteht sich jedoch von selbst, daß die Ertragsfähigkeit mit dem Ertragsvermögen in die engste Verbindung gebracht werden muß.

Die Nothwendigkeit, beides in Vergleich zu stellen, spricht sich deutlich aus, wenn man den Aufsatz Seite 49 im 1. Heft des 2. Jahrganges des Forst- und Jagdarchivs von und für Preußen nachschlägt, und die Schlußbetrachtung unsers Verf. in Erwägung bringt. Sie ist ganz vorzüglich für die Staatsforsten unsers Vaterlandes geeignet, wo meist seit langen Jahren alle Servitute mit landesväterlicher Fürsorge beseitigt sind. Dort heißt es: „Nimmt „man aber an, daß die Kiefernbestände von Jugend „an vollkommen gut sind; daß sie auch ganz nach der „Regel behandelt werden, und daß alles Holz dem „Waldeigenthümer zur Benutzung verbleibt; so entsteht „ein bei weitem vortheilhafteres Resultat. Unter die„sen Umständen liefert binnen 100 Jahren:"

„Ein Morgen guter Sandboden 70 Klafter „oder jährlich $^{7}/_{10}$ Klafter."

„Ein Morgen mittelmäßiger Sandboden 50 „oder $^{1}/_{2}$ Klafter."

„Ein Morgen schlechter Sandboden in zwey „Umtriebsperioden, jede zu 50 Jahren gerechnet 35 „Klafter oder jährlich $^{1}/_{3}$ Klafter."

Da nun mit Hinweglassung unbedeutender Bruchtheile 1 preuß. Morgen 709 wiener □ Klafter enthält, und 80 rheinl. Kubfß. 78 wiener Kubfß. betragen, 60 wiener Kubfß. aber in eine nied. östr. Klafter von $^{3}/_{4}$ böhm. ellige Scheitlänge gehen (da hier nur von der Holzmasse die Rede ist); so ergiebt sich nachstehendes Verhältniß: für 1 Joch Sandboden bei einem 100 jährigen Umtrieb

auf gutem Sandboden	pr. Joch Ertrag	205 $^{1}/_{3}$.
— mittelmäß. — —	— — —	146 $^{2}/_{3}$
— schlechten — —	— — —	102 $^{2}/_{3}$ Kl.

Wenn man diesen Ertrag für Sandboden mit jenen Ertragsresultaten des Tharandter Waldes in Vergleich setzt; so kann man unmöglich bei dem Gedanken stehen bleiben, das Ertragsvermögen oder den gegenwärtigen Holzvorrath einer Waldeinrichtung zum Grunde zu legen, und dieses bekräftigt den Satz, daß von der Einsicht eines Waldtaxators mehr als bloße Rechnungsformeln gefordert werden müssen, wenn eine Waldeinrichtung als Mittel zu möglichst richtigen Resultaten führen soll. Der Begriff von den meisten Forst-Empirikern über die verschiedenen Ertragsabstufungen ist oft höchst lächerlich; gewöhnlich werden jene Bestände für die besten gehalten, die, wie es heißt, wie eine Bürste da stehen, wo kein Vogel durch kann; und dennoch ist es gewiß, daß eben solche Bestände andern minder geschloßenen, aber richtig bewirthschafteten Forsten bei weitem nachstehen. Doch ich muß weiter.

Hinsichtlich der weiter angegebenen Ertragsbestimmung der Zwischennutzungen muß ich der Meinung des Hrn. Verfassers ganz beipflichten, wenn ich auch leider einsehe, daß man an manchen Orten die eigentliche Schleichwirthschaft für Durchforstungen hält, welche letzte doch gerade einen entgegengesetzten Zweck haben. Auch habe ich es oft gefunden, daß man der Meinung ist, wenn man Birken, die in Beständen überhand genommen haben, ohne Rücksicht auf eine Gleichstellung alle ohne Unterschied auf einmal heraushaut, man zweckmäßig durchforstet, außerdem aber keine Dickung antasten darf, wo die Birken nicht vorhanden sind. In physiologischer Hinsicht möchte ich darüber wohl belehrt werden.

Das Auszählen und Messen des Holzvorrathes, so wie dessen Inhaltsbestimmung bei der speziellen Abschätzung der Hochwaldungen beruht in der That auf einem einfacheren Verfahren, wenn man es nur erst versucht hat, als es mancher der Beschreibung nach glauben sollte.

Da inzwischen eine ähnliche Methode, die der Herr Forstprofessor Schmitt in seiner Forstgehaubestimmung beschreibt, vom Recensenten in dieser Zeitschrift, besonders auf steinigtem und steilem Grunde als unausführbar und bereits wieder beseitigt erklärt wurde; so glaube ich anführen zu dürfen, daß sich diesem Verfahren gar nichts Unausführliches zur Last legen läßt, und daß es vielmehr unter mancherley Abänderungen sehr allgemein eingeführt wird. Auch habe ich nach Cotta's Methode gefunden, daß, wenn ein ganz

unabgerichteter Landmann zum Messen verwendet wird, man in einem 70 — 90jährigen geschloßenen Kiefernbestande in jeder halben Stunde ein Vierteljoch gänzlich auszählen kann. Uebt man dieses mit einem Menschen oder einigen, die nur etwas Augenmaß besitzen; so bringt man es oft in einem Tage dahin, daß sie die verschiedenen Stärken der Bäume dann ohne alles Messen bis zu einem halben Zolle ihres Umfanges richtig ansprechen. Daß diese Methode inzwischen immer Widersacher finden wird, ist richtig, aber auch eben so natürlich; natürlich schon deshalb, weil sie die verschiedenen Holzvorräthe unläugbar am genauesten angiebt, besonders, wenn man bei Berechnung eigentliche Erfahrungstafeln zum Grunde legt, die, wenn man auch in der Beurtheilung, welche Klasse derselben mit denen fraglichen Baumformen in nächster Uebereinstimmung stehet, nicht ganz schwach ist, oft zum Erstaunen übereinstimmende Resultate liefern, wie ich dieses hier beweisen könnte.

Der vierte Abschnitt, welcher über die Zuwachserforschung und dessen Berechnung handelt, ist höchst instruktiv; ich möchte daher wohl recht sehr wünschen, wenn wenigstens Seite 90 und 91 recht gründlich gelesen werden wollten, da hier der Zweck der Durchforstungen sehr anschaulich gemacht wird; überhaupt ist das Ganze mit einer wahrhaft Cottaschen Beredsamkeit vorgetragen, und ich für meinen Theil bekenne, daß ich diesen 4ten Abschnitt ganz insbesonders mit Aufmerksamkeit gelesen habe, da ich mich in dieser Beziehung von einem so großen Pflanzen-Physiologen allerdings am besten belehren konnte.

Jene, welche sich darein, aber nicht befriedigt finden, verweise ich auf den §. 92.

Die Eintheilung und Abschätzung der Nieder- und Mittelwälder im 6ten Abschnitte zeigt uns einige neue Verfahrungsarten, und zerfällt

1) in die unmittelbare,

2) in die mittelbare Schlageintheilung;

3) in die Eintheilung, bei welcher mehrere Jahresschläge zusammenkommen;

4) in die Eintheilung nach den Walborten, und

5) in die Flächeneintheilung mit Berücksichtigung eines gleichen Ertrages.

Die Einrichtung und Abschätzung plenterweis behandelter Waldungen hat in der That viel Eigenes, aber eben so Lehrreiches an sich; inzwischen würde ich sie im Staatshaushalte aus eben der Rücksicht schon nicht empfehlen, weil sie uns die Uebersicht gar zu sehr erschwert.

Die Ansichten über den Zweck der Reserven im 9ten Abschnitt, und die Folgerungen in dieser Beziehung sind eben so bündig als lesenswerth. Doch ich eile zur 3ten Abtheilung, welche die Sicherung der Forsteinrichtungen und Forstschätzungen, mithin einen Gegenstand in sich begreift, welcher der Regel nach meist sehr karg und kümmerlich behandelt wird, ob zwar eben dieser Gegenstand als Hauptfundament einer Forsteinrichtung von wesentlichem Interesse bleibt, und dieses um so mehr, da seine Geringschätzung wohl viel Ursache seyn mag, daß so manches Forstsystem aus seinen Fugen gegangen ist.

Im §. 113. sind durch 4 Beispiele die verschiedenen Fälle auseinander gesetzt, in wie fern

1) der wirkliche Ertrag mit der Schätzung übereinstimmend,

2) derselbe durchgängig größer oder

3) durchgängig kleiner seyn kann, und

4) in wie fern er als sehr inkonsequent zu betrachten ist.

§. 114 und 115 beleuchten die Nachtheile, die hieraus entspringen können, wenn nicht durch die Führung von Wirthschaftsbüchern die verschiedenen Ungleichheiten bilanzirt werden, über welche der 2te Abschnitt weitere Belehrungen ertheilt. §. 118. im Verfolg dieser Aufschlüße liefert uns eine Tafel über den Raum und Holzinhalt in Klaftern von 6 Fuß Weite und 6 Fuß Höhe mit 3 Zoll Uebermaß bei verschiedenen Scheitlängen für 8 verschiedene Holzsortemente.

§. 119. erläutert uns die erste Abtheilung des Wirthschaftsbuches Beziehungsweise der Vergleichung des Ertrags mit der Schätzung; ferner

§. 120. die zweyte Abtheilung desselben zur Vergleichung der Abgabe mit dem Abgabesatze; desgleichen

§. 121. die dritte Abtheilung desselben, nämlich die Zusammenstellungen der Vergleichungen des Ertrags mit der Schätzung; ferner die

vierte Abtheilung, die Zusammenstellung der Vergleichungen der Abgabe mit dem Abgabesatze; endlich aber die

fünfte Abtheilung die Vergleichung des Unterschieds vom Ertrage mit der Schätzung, und des Unterschiedes von der Abgabe mit dem Abgabesatze, wobey für jeden der fünf Fälle eine Tabelle zur speziellern Beschreibung mit angehängt ist, die alles deutlich macht.

§. 126. enthält den Nutzen des Wirthschaftsbuches; nämlich der Herr Verfasser sagt wörtlich: „mit „jedem Fortschritte der Zeit lernt man durch das „Wirthschaftsbuch den wahren Ertrag des Waldes ge„nauer kennen; dadurch lassen sich die Unvollkommen„heiten der Schätzung entfernen, und die Mängel, „welche sonst eine Schätzung unbrauchbar machen kön„nen, hier leicht beseitigen."

„Auch der gewöhnliche Einwurf, den „man gegen die Forstschätzungen macht: „daß Stürmwinde, Insekten oder son„stige Unglücksfälle sie oft zerstören, „findet hierdurch seine Widerlegung rc."

§. 127. schildert uns die Fälle, in wie fern sich der Ertrag durch die Flächenveränderungen anders darstellen könne, und in wie fern dieses mehr oder weniger beachtenswerth ist.

§. 130. stellt uns dar die Nothwendigkeit der Schätzungsrevisionen;

§. 131. was bei ihnen in Betracht gezogen werden muß, und

§. 132. zeigt uns den Gang des Geschäfts, welcher eigentlich

1) in der Prüfung der zuletzt verflossenen 10jährigen Wirthschaft besteht;

2) in der Bestimmung, was in denen 10 Jahren zu geschehen hat, und

3) in wie fern die gegebenen Wirthschaftsregeln befolgt wurden, und welche Erfahrungen daraus abgeleitet werden können.

§. 135. enthält endlich eine Schlußbetrachtung, die damit endigt: „das Resultat von allem war, daß „keine Waldschätzung vollkommen richtig, keine Forst„einrichtung ganz fehlerfrey gemacht werden könne, „und wir halten daher die Nachbesserungen für unum„gänglich nothwendig."

Nachdem ich nun mit diesem trefflichen, und so äußerst faßlich geschriebenen Werke so ziemlich genau bekannt wurde, mußte sich mir der Wunsch so ganz lebhaft aufdringen, daß es recht viel, aber auch gründlich gelesen werden möchte, da es bei seiner Anwendbarkeit für so viele Fälle den großen Vorzug einer äußerst bündigen Schreibart besitzt.

Einen Theil der Leser, welcher vielleicht den Titel und das Ende desselben allein liest, und aus der höchst bescheidenen Schlußbetrachtung des Herrn Verfassers für sich großen Trost und neuen Muth holt, bitte ich nur noch den Sinn dieser Worte so ganz zu prüfen, und er wird wahrlich statt Trost Herzklopfen verursachen. Denn, wenn ein Mann, wie unser so verehrter Hr. Verfasser, der gerade im Felde der Forsteinrichtung die wichtigsten Versuche machen, und die reichsten Erfahrungen sammeln konnte, so denkt, zu welchen Schlüßen muß es uns nicht führen, welche Beängstigung nicht jenen machen, die gerade in diesem Theile der Forstwissenschaft so manchen A B C Schützen volles Vertrauen schenken?

Einem Theile der forstlichen Welt dürfte übrigens dieses Werk bei seiner außerordentlichen Wohlfeilheit dennoch viel zu theuer seyn, und so sehr ich mich überzeugt halte, daß es auch hier von vielen vorurtheilsfreyen offenen Köpfen recht emsig wird gelesen werden, wünschte ich auch, daß es für jene zu kostbar seyn möchte, welche solche Kostbarkeiten mit dem Prädikate theoretischer, am Schreibtisch ausgeheckter unausführbaren Spitzfindigkeiten belegen.

Böhmen im Nov. 1820.

—h.

Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von R. André.
Jäner. —— Nr. 7. —— 1822.

21. Forst-Statistik.

C $\frac{3}{1}$ **Preußen.**
Neue große staatswirthschaftliche Ansicht des Forstwesens.
(Aus der Mark Brandenburg, 18. Okt. 1821.)

Wir haben hier bei den ungeheuern Waldmassen und der übergroßen Menge natürlichen Holzbodens diesseits (am rechten Ufer) der Elbe, die Ueberzeugung erhalten, daß es nicht allein darauf ankommen kann, die Wälder so zu behandeln, daß sie die größte Holzerzeugung gewähren, sondern daß die Nation überhaupt den größten Ertrag daraus ziehe, ohne gerade darin ängstlich zu seyn, welche Art von Walderzeugung dieses gewährt. Vorzüglich wollen wir die berücksichtigen, welche die werthvollste ist. Man strebt deshalb vorzüglich dahin, die Waldwirthschaft mehr mit der Nationalökonomie in Verbindung zu bringen, und sie den Forderungen derselben mehr anzupassen. Vorzüglich die Befriedigung der Bedürfnisse der Landwirthschaften an Weide, Streu rc. kömmt dabei sehr zur Sprache, und macht eine Aenderung der frühern Forstdirektions-Grundsätze häufig nöthig. Die vollständige Entwicklung der Grundsätze der Regulirung der Waldwirthschaft in den kön. Staatsforsten, nach welcher alsdann die Einwirkung auf die Privatforste, durch neue Forstgesetze erfolgen soll, haben wir (man sehe den folgenden Aufsatz) vom Forstmeister Pfeil, dermaligen Direktor der neuen Forst-Akademie zu Berlin, zu erwarten. Er trägt sie diesen Winter nicht nur hier, sondern auch bei der Universität vor, und sie dürften auch bald dem größern Publikum durch den Druck bekannt werden.

22. Forst-Institute.

C $\frac{8}{2}$ **Die forstwissenschaftlichen Bildungs-Anstalten des Preuß. Staates, zunächst in Bezug auf die Forstakademie zu Berlin.**

Die beträchtlichen Waldflächen, welche der Preuß. Staat enthält, haben in demselben das Bedürfniß der wissenschaftlichen Ausbildung der Verwalter derselben, früher als in andern Ländern fühlbar gemacht.

Friedrich der Große, der während seiner ganzen glorreichen Regierung, die Verbesserung der Forstwirthschaft nie aus den Augen verlor, und dafür mit bewunderungswürdigem Eifer wirkte, ließ bereits Vorlesungen über die Forstwissenschaft halten, welche dem verdienten Prof. Gleditsch, dem eigentlichen Schöpfer einer systematischen Forstwissenschaft, dessen Wirksamkeit für dieselbe noch gar nicht genug gewürdigt ist, übertragen wurden. Ihm folgten Meyer, Wildenow, Burgsdorf, Oppen rc. und in den neuesten Zeiten der Hr. Oberlandforstmeister Hartig, der sich durch seine Vorlesungen über die Forst- und Jagdwissenschaft um die Ausbildung künftiger Forstbeamten große Verdienste erworben hat.

Der Wunsch, den forstlichen Unterricht selbstständiger zu machen, ihn durch Verbindung der eigentlichen Forstkunde mit den Hülfswissenschaften derselben zu vervollständigen, und ihm überhaupt einen allgemeineren Umfang zu geben, führte zu dem, von des Königs Majestät huldreichst genehmigten Plane, eigene akademische Forstlehr-Anstalten bei den Universitäten zu Berlin, Königsberg und Bonn zu errichten, der sich an die übrigen, im Verfolg der neuen Organisation der gesammten Forstverwaltung, hinsichtlich der Qualifikation der künftigen Forstbeamten, mit königl. Genehmigung getroffenen Einrichtungen anschließt.

Es ist nämlich festgesetzt, daß Alle, welche auf Anstellung in dem Forstfache, es sey in welchem Verhältniß es wolle, Anspruch machen wollen, von einem verwaltenden Forstbedienten, aus der Zahl derjenigen, welche von dem Oberforstmeister dazu für tüchtig erklärt worden, die jedem Forstmanne und Jäger unentbehrlichen praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten erlernt haben müssen.

Hierzu ist ein zweyjähriger Zeitraum bestimmt, und kann von demselben ein halbes Jahr nur in dem Falle erlassen werden, wenn der Forstlehrling noch eine akademische Forstlehr-Anstalt besuchen will, oder besucht hat.

Diejenigen jungen Leute, welche in diesen Unterricht treten wollen, müssen die ersten Schulkenntnisse besitzen; mithin fertig schreiben, lesen, und mit Einschluß der Regel de tri, rechnen können.

Die Forstbedienten, bei welchen sich junge Leute deshalb melden, müssen dieß dem ihnen vorgesetzten Forstinspektor anzeigen, und ihm dieselben vorstellen. Die Forst-Inspektoren haben darauf zu sehen, daß den Forstlehrlingen die vorgedachten Vorkenntnisse, und die sonst für dieß Fach erforderlichen körperlichen Eigenschaften nicht abgehen.

Ueber die während der Lehrzeit erlangten Kenntnisse, zu welchen besonders die zu regelmäßiger und weidmännischer Ausübung der Jagd nothwendigen Fertigkeiten, und deutliche auf örtliche Unterweisung gegründete Begriffe von den Forstkultur-Arbeiten und der Zugutemachung der Hölzer gehören, muß der Forstbediente, bei welchem der Lehrling in Unterweisung gestanden hat, ein Zeugniß ausstellen, welches sich auf eine in Gegenwart des Forst-Inspektors und zweyer verwaltenden Forstbedienten als Zeugen, gehaltene Prüfung gründen, und von diesen Anwesenden mit unterzeichnet, auch von dem Oberforstbeamten der Regierung beglaubigt seyn muß.

Dieses Zeugniß (Lehrattest) genügt, so viel die nöthigen Forst- und Jagdkenntnisse betrifft, zu der Erlangung eines Unterförster-Postens; und es werden bei den kön. Jägerbataillonen, aus welchen diese Posten ersetzt werden, nur solche Individuen angenommen, welche mit dergleichen Zeugnissen versehen sind.

Diejenigen, welche auf einen verwaltenden oder Oberförster-Posten Anspruch machen, müssen ein besonderes forstwissenschaftliches Examen bestehen, und es muß nach einer, schon unterm 15. Sept. 1798 getroffenen ausdrücklichen königl. Bestimmung bei Wiederbesetzung vacanter Forstbedienungen der gedachten Kategorie, mehr auf die bei diesen Prüfungen dargethane Fähigkeit der Subjekte, als auf Anciennität und andere Umstände gesehen werden.

Die Prüfungen werden in jeder Provinz, schriftlich und mündlich, zum Theil in Forstrevieren selbst, von einer dazu bestimmten Kommission gehalten, welche aus drey Oberforstmeistern oder deren Stelle bei den Regierungen vertretenden Forstbeamten, von welchen einer Präses der Kommission ist, einem Regierungs-Baurathe, und einem Rechnungs-Beamten besteht.

Den Forst-Examinations-Kommissionen ist zur Pflicht gemacht, bei den von ihnen zu haltenden Prüfungen überall, und besonders in Ansehung der sogenannten Hülfswissenschaften davon auszugehen, daß alle rein wissenschaftliche Erörterungen, welche in dem Wirkungskreise des verwaltenden Forstbeamten nicht zur Anwendung kommen, vermieden, dagegen aber auch bei den Kenntnissen des sogenannten praktischen Forstmannes, wofür sich mancher nur deshalb hält, weil ihm alle Theorie oder alles Wissenschaftliche des Faches fremd ist, nicht stehen geblieben, sondern darauf gesehen werde, daß die zu Prüfenden sowohl praktisch, d. h. durch eigene Uebung, auf den Grund geprüfter älterer und neuerer Erfahrungen, und durch anschauliche und lebendige Erkenntniß, (nicht durch Auswendiglernen) sowohl, als theoretisch das wissen, was

zu einer rationellen und selbstständigen Verwaltung eines Forstreviers gehört.

Da übrigens diese Prüfungen nur in Beziehung auf den königl. Forstdienst erfolgen; so werden zu denselben nur solche Individuen zugelassen, welche auf Anstellung in solchem gegründete Ansprüche haben, und die Geprüften bei dem königl. Finanz-Ministerium für diese, nach Maßgabe der ihnen ertheilten Atteste notirt.

Um zu den Stellen von Forst-Inspektoren, aus welchen auch die Oberforstmeister-Posten besetzt werden, zu gelangen, ist die ausgezeichnet gute Verwaltung einer Oberförster-Stelle, und demnächst eine zweyte besondere Prüfung bei der hiezu beauftragten Kommission zu **Berlin** erforderlich. Bei dieser letztern muß die vollkommene Kenntniß des innern und äußern Forstwesens, letzteres mit Rücksicht auf allgemeine staatswirthschaftliche und kameralistische Grundsätze, und besonders des Forstabschätzungs- und Entrichtungsgeschäfts, so wie des Geschäftsganges bei den Regierungen und Verwaltungs-Behörden, vollständige Landes-Gesetzkunde und hinlängliche Ausbildung im schriftlichen Vortrag und Geschäftsstyl, unter Einreichung gegebener Probearbeiten dargelegt werden.

Hiernach ist die zu der eigentlichen Forstverwaltung und dem höheren Forstdirektions-Wesen gehörige wissenschaftliche Kenntniß oder die Theorie des Fachs der Gegenstand des Unterrichts bei den Forstakademien, nicht aber die Erlernung der dem Forstmann und Jäger nöthigen praktischen und mechanischen Fertigkeiten. Diese bleibt der eigentlichen Lehrzeit überlassen, so wie die praktische Uebung der auf den Forstakademien erworbenen wissenschaftlichen Kenntnisse nur späterhin bei dem Aufenthalt auf Forstrevieren, bei der Theilnahme an den Geschäften der verwaltenden Forstbedienten, und an Forst-Abschätzungen, wozu sich häufig Gelegenheit findet, die höhere für künftige Direktions-Beamte erforderliche Ausbildung aber, nur durch Hülfleistung bei geschickten Forst-Inspektoren, und durch Beschäftigungen bei den Regierungen selbst, welche besonders angewiesen sind, sich zur Unterstützung der Oberforstmeister der Forst-Referendarien zu bedienen, mit Erfolg Statt finden kann.

Die Aufgabe, durch eine und dieselbe Lehranstalt jene praktische Anlehrung zu geben, und zugleich den wissenschaftlichen Unterricht und die höhere Fortbildung des jungen Forstmannes und Jägers zu vollenden, ist, ohne einen oder den andern Zweck zu verabsäumen, nach den zeitherigen Erfahrungen, nicht ohne große Schwierigkeit zu lösen. Der praktischen Uebung und Gewöhnung muß die nöthige Zeit eingeräumt, und die erste jugendliche Lust und Kraft gewidmet werden, und ein wissenschaftliches Institut kann erst dann seinem Zwecke völlig entsprechen, wenn seine Zöglinge im Freyen und in der Waldschule die nöthige Vorbildung und Empfänglichkeit erhalten haben.

Die praktische Unterweisung, welche bei mehreren Forstlehr-Instituten mit der Theorie und dem höhern akademischen Unterricht verbunden werden soll, wird durch die eigentlichen Forstpraktiker, die Forstbedienten, während der Lehrzeit ertheilt, und das wissenschaftliche Studium von denjenigen, welche bei jener nicht stehen bleiben wollen, auf der Forstakademie betrieben.

So wird für beyderley Unterricht die nöthige Zeit gewonnen, und der Forst- und Jagdlehrling hat bei der täglichen Anwesenheit im Walde, bei der fortwährenden intuitiven Beschäftigung mit den Gegenständen seines künftigen Berufs, und in stetem Umgange mit seinem Lehrer, der seinen Unterricht nur einigen wenigen Individuen, oder vielleicht nur einem Lehrling zu widmen hat, die beste Gelegenheit, sich die erforderlichen praktischen Kenntnisse, besonders von der Jagd, welche durchaus nur bei anhaltender eigner Uebung erlernt werden kann, zu eigen zu machen.

Durch diese Sonderung wird zugleich der Vortheil erlangt, die Lehranstalten mit den Universitäten in Verbindung bringen zu können, und hierzu ausgezeichnete Lehrer und wissenschaftliche Sammlungen für die Hülfswissenschaften zu gewinnen; zugleich aber auch solchen jungen Leuten, welche ihre Studien über den verlangten und unentbehrlichen Bedarf an Kenntnissen ausdehnen wollen, hiezu Gelegenheit zu eröffnen, indem auf der andern Seite die Universitäten dadurch einen neuen Zuwachs an Hülfsmitteln zur Vervollkommnung der kameralistischen Ausbildung erhalten.

Uebrigens wird auch bei den Forst-Akademien jede Gelegenheit wahrgenommen, den Lernenden die vorgetragene Theorie, besonders der Lehren vom Waldbau, von der Forstbenutzung und von der Forst-Abschätzung,

auch durch praktische Anwendung anschaulich zu machen und zu belegen, wozu die in der Nähe gelegenen Forstreviere, botanischen Gärten, Werkstätten, Baumschulen rc. und die in den akademischen Ferien anzustellenden Forstreisen benutzt werden.

Die allgemeine Tendenz, welche hiernach der forstwissenschaftliche Unterricht haben wird, wurde bei der feyerlichen Eröffnung der Berliner Forstakademie, welche zuerst in diesem Jahre errichtet worden ist, durch den Oberforstrath und Professor Pfeil in einer Rede:

Ueber die Bedeutung und die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung des Forstmanns für die Erhöhung des National-Wohlstandes und Volksglücks,

entwickelt, welche dem Drucke besonders übergeben werden wird.

Für dieses Winterhalbjahr finden bei der Forst-Akademie zu Berlin folgende Vorlesungen Statt:

1) Jagdkunde, (Niederjagd) in 3 Stunden; Montags, Mittwochs und Sonnabends von 7—8 Uhr. Oberforstrath Pfeil.

2) Waldbau, in 4 Stunden, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 8—9 Uhr. Derselbe.

3) Staatswirthschaftliche Forstkunde, in 2 Stunden, Mittwochs und Sonnabends von 8—9 Uhr. Derselbe.

4) Forst-Einrichtung und Schätzung, in 4 Stunden, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 9—10 Uhr. Derselbe.

5) Naturgeschichte für den Bedarf des Forstmanes und Jägers, in 6 Stunden, täglich von 1—2 Uhr. 4 Stunden sind zu den Vorlesungen, und 2 Stunden Mittwochs und Sonnabends zur Repetition im zoologischen Museum bestimmt. Prof. Lichtenstein.

6) Physik und Chemie mit Rücksicht auf Forstgegenstände, in 3 Stunden, Dienstags von 11—12 Uhr, und Donnerstags von 10—12 Uhr. Major und Prof. Turte.

7) Forstbotanik (Pflanzen-Anatomie und Physiologie) in 2 Stunden, Mittwochs und Sonnabends von 11—12 Uhr. Prof. Hayne.

8) Forstliche Bodenkunde, in 2 Stunden, Mittwochs und Sonnabends von 9—10 Uhr. Professor Weiß.

9) Forst- und Jagdrecht, in 3 Stunden, Montags, Dienstags und Donnerstags von 5—6 Uhr. Prof. von Lancizolle.

10) Forst-Rechnungswesen, in 2 Stunden, Mittwochs und Sonnabends von 4—5 Uhr. Geh. Forst-Kalkulator Günther.

11) Arithmetik, Geometrie, Stereometrie und Planzeichnen, in 12 Stunden, täglich von 2—4 Uhr. Forstkommissär Passow.

23 Anfragen und Vorschläge.

C. 17/2   1.

Die Oestreichische Schwarzkiefer. Einige Fragen und Zweifel, ihren hohen Ertrag betreffend.

In Nro. 28. des 21sten Bandes dieser Blätter hat Herr Forstmeister Hlawa einen vortrefflichen Aufsatz über die Schwarzkiefer geliefert, der um so merkwürdiger ist, als er meines Wissens die erste gedruckte Nachricht über diesen, nur der Oestreichischen Monarchie eigen zu seyn scheinenden Waldbaum liefert.

Entfernt von jenen Gegenden Oestreichs, in denen diese Schwarzkiefer ihren natürlichen Stand hat, und sie nur als 3—10jährige, durch die Kunst hier angebaute Stämmchen kennend, sey es mir erlaubt, einige Fragen und Zweifel hier zur Beantwortung vorlegen zu dürfen, die mir bei Lesung jenes lehrreichen Aufsatzes aufgestoßen sind.

Wie es dort heißt, sind bei jedem angepechten Baume 8 Jahre Holzzuwachs verloren — der Ertrag an gewonnenem Peche soll aber diesen Holzverlust um

Vieles übersteigen. Soll das wohl ganz richtig seyn? Hierüber folgende Fragen:

1) Seite 219 heißt es: 150 — 200jährige, ganz gesunde Kiefern haben 40 Zoll Durchmesser, und 16 Klafter Höhe, gäbe 279 ¼ Kubikschuh, und im Durchschnitte also auf 1 Jahr — 1 ⁷⁄₁₀ Kubikschuh Zuwachs.

Dieser jährliche Zuwachs kann wohl um so eher als ein Mittelansatz angenommen werden, da bekanntlich die spätern Jahre gegen die mittlern immer einen bedeutend geringern Zuwachs geben. Ich habe mit Vorbedacht die größere Zahl 200 als Theilungszahl genommen, um den Durchschnitt geringer zu erhalten. Jedem Forstmanne ist bekannt, daß 70 — 90jährige Kiefern (unter gleichen Verhältnissen aufgewachsen) gewiß einen verhältnißmäßig viel größern Zuwachs gewähren, als 150 — 200jährige. Daß dieser Satz richtig sey, zeigt

2) der Satz auf derselben Seite, daß die Schlagbarkeit dieser Kiefern im Allgemeinen auf 90 Jahre festgesetzt sey.

3) Noch scheint mir der Umstand nicht übergangen werden zu dürfen, daß es Seite 219 heißt: daß schon im 4ten Jahre der Anpechung der Zuwachs gleich Null sey. Dieß setzt voraus, daß während vier Jahren die Holzauflagen sich verringern; und alles zusammen genommen, und Subtilitäten nicht berücksichtigt, glaube ich als sicher annehmen zu dürfen, daß man nicht fehlen wird, wenn man diesen successiven Verlust während vier Jahren so annimmt, als ob in den ersten zwey Jahren der ganze, in den letzten zwey Jahren aber gar kein Zuwachs Statt gefunden hätte; wonach also bei einem 90jährigen Turnus, statt 8, jetzt 10 Jahre ohne Zuwachs berechnet, und daher nur 80 Jahre in Rechnung gebracht werden müßten.

4) Auf derselben Seite heißt es: das Joch liefere im besten schlagbaren Bestande 120, im mittlern 90, im schlechten 60 Klafter, und der größte Zuwachs auf 1 Jahr und 1 Joch sey 1,22 Klafter. Wie alt sind nun aber diese schlagbaren Bestände?

5) Nach 2) ist die Schlagbarkeit auf 90 Jahre festgesetzt; enthielte daher im besten Bestand (s. N. 4) nicht 1,22 Klafter, sondern 1,30 Klafter, und im mittlern 1 Klafter für 1 Jahr und 1 Joch.

6) Bei angenommener 90jähriger Schlagbarkeit kommen aber nur 80 Jahre beim Zuwachs in Rechnung (laut N. 3), weil 10 Jahre während der Anpechung, der Zuwachs = 0 ist, wonach im besten Bestande der jährliche Zuwachs statt 1,30 Klafter nun 1 ½ Klafter, bei mittlern statt 1 Klafter aber 1 ⅛ Klafter beträgt.

7) Nach Seite 220 ist die Geschwindigkeit des Wuchses und die Massen-Zunahme der Schwarzkiefer der der gemeinen gleich. Ich sollte glauben, einen 90jährigen Bestand der gemeinen Kiefer, der auf 1 Joch nur 90 Klafter Holz hätte, würde man ohne großes Nachdenken gewiß unter die schlechteren Bestände zählen, und es wird gewiß jeder Forstmann mit mir einverstanden seyn, daß man ohne zu viel zu thun, unsern gewöhnlichen Kiefer-Arten, die weder zu den besten, noch zu den schlechtesten gehören, einen jährlichen Zuwachs von 1 ½ Klafter zugestehen wird, eine Holzauflage, die nach jenem Aufsatze und nach 4, 5 und 6 kaum die besten Schwarzkiefer-Bestände aufzuweisen haben.

8) Nach Seite 220 sind die anzupechenden Bäume auf 12 Jahre in Miethe gegeben worden.

9) Die Annahme S. 220, daß ein Schwarzkiefer-Stamm nur zu ½ Klafter hoch geschätzt, angenommen werden könne, würde ich unbedingt für einen Druckfehler angesehen haben, wenn mich nicht die darauf gestützte Rechnung eines andern belehrt hätte. Wenn Nr. 7. die Wachsthumsverhältnisse beider Kieferarten als gleich gesetzt sind, was würde man von einer gemeinen Kiefer sagen, die in 80 Jahren nur ½ Klafter Holz aufgelegt hätte?

10) Den Stamm zu ½ Klafter = 54 Kubikschuh, gäbe bei 80 Jahren etwa ⁷⁄₁₀ Kubikschuh für 1 Jahr. Wie stimmt das mit Nro. 1., wo eine 200jährige Schwarzkiefer im Durchschnitte jährlich 1 ⁷⁄₁₀ Kubikschuh zuwuchs? — Man erwäge das Zuwachsverhältniß zwischen 80jährigen und 200 Jahre alten Kiefern! —

11) Die ganze Klafterzahl 14625 ist mit 120 dividirt. Warum? Soll dieß die Zahl der Umtriebsjahre seyn? — Nach Nr. 5 ist ja die Schlagbarkeit mit 90 Jahren angenommen; ich sollte daher glauben, obige Bestandsmasse hätte auch mit 90 Jahren, als der Umtriebsperiode getheilt werden sollen, um die Bestandsfläche zu erhalten!

12) Die jährliche Zuwachsmasse auf jener Bestandsfläche ist mit 8 multiplizirt. In Nr. 3 habe ich gezeigt, daß 10 Jahre Zuwachsverlust berechnet werden müssen.

13) Die Klafter Schwarzkiefern-Holz ist zu 11 fl. nach Abschlag des Hackerlohns berechnet. Es scheint hier nur von Brennholz die Rede zu seyn; sollte denn das Bau-, Schnitt- und überhaupt das Nutzholz nicht theurer seyn? und könnte daher nicht ein Theil, vielleicht gar ⅔ der ganzen verlornen Zuwachsmasse nicht zu diesem höhern Nutzholz-Preis berechnet werden? — Mache ich nun nach meinen Bemerkungen eine Gegenberechnung, so erhalte ich folgendes Resultat:

1) Nach 1) den jährlichen Durchschnittszuwachs eines Stammes zu 1⁷⁄₁₀, und nach 10) zu ⁷⁄₁₀ Kubikschuh, gäbe im Durchschnitt 1 ⅕ Kubikschuh. Aber nur jährlich angenommen 1 Kubikschuh, gäbe in 80 Jahren, nach 3) 80 Kubikschuh oder 1 ⅕ Klafter für den Stamm. Aber den Stamm nur zu 1 Klafter genommen, geben die vermietheten und angepechten 19500 Stämme die Bestandsmasse von 19,500 Klafter.

2) Diese Bestandsmasse mit 90, als der Anzahl der Jahre der Schlagbarkeit (Nr. 2.) getheilt, gibt 219 ⅔ Joch Bestandsfläche.

3) Diese Bestandsfläche (mit Weglassung des Bruches) mit 1,6 oder 1 ³⁄₅ Klafter, als dem jährlichen Zuwachs multiplizirt, gibt für 1 Jahr auf 219 Joch 348 Klafter jährlichen Zuwachs.

4) Dieser jährliche Zuwachs geht aber nach 3) während 10 Jahren verloren, folglich während dieser Zeit 3480 Klafter.

5) Diesen 10jährigen Holzverlust mit 11 fl., als dem Holzpreis multiplizirt, gibt einen Verlust von 41,280 fl., statt der in jenem Aufsatze berechneten 17,104 fl., wobei der höhere Nutzholz-Preis gar nicht einmal berücksichtigt ist.

6) Hiernach reduzirt sich der ausgewiesene Nutzen von der Anpechung von 24,346 fl. auf 131 fl.; ein Gewinn, der sich wohl in ein bedeutenderes Defizit verwandeln würde, wenn a) der Holzverlust nur zum Theil im Nutzholzpreise berechnet würde; b) wenn aller andere, bei einer solchen Benutzung unvermeidliche Schaden und Nachtheil, der dem Walde zugefügt wird, in Anschlag gebracht würde.

7) Wird aber die Bestandsmasse von 19,500 Klafter nach 3) mit 80, als der eigentlichen Anzahl der Benutzungsjahre auf Holz getheilt (denn bei dem 90 jährigen Umtrieb gehen mir ja 10 ganzer Jahre Holzzuwachs verloren!); so gibt dieß eine Bestandsfläche von 243 ¾ Joch.

8) Diese mit 1 ³⁄₅ Klafter jährlichen Zuwachs multiplizirt, resultirt 387 Klafter.

9) Der 10jährige Verlust daher 3870 Klafter zu 11 fl., = 42,570 fl., daher um 1119 fl. mehr, als der Nutzen bei der Verpachtung auf Pech; wobei auch die Erinnerungen a) und b) bei Nr. 6. gelten, und wodurch der Verlust noch viel bedeutender wird! —

Bei Vergleichung verschiedener Benutzungsarten, besonders bei Wäldern, kann man wohl nicht genau genug zu Werke gehen, um jede Täuschung zu vermeiden, die oft so nachtheilige, nicht geahnte Folgen hat.

Mangel an Zeit erlaubt mir nicht, mehr zu sagen.

C. 27

2.

Anwendung der Acker-Instrumente und Maschinen beim Waldbau.

Da es für den Forstwirth höchst wichtig ist, die Forstkulturen in ihrer Vollkommenheit mit dem möglich geringsten Kosten- und Zeitaufwand zu bestreiten; so frägt es sich: „Ob nicht mit Vortheil mehrere in Christian Reicharts Land- und Gartenschatz*), neue Ausgabe oder sechste Auflage, Theil III.

*) Diesen muß ich aus Ueberzeugung ganz vorzüglich allen Landwirthen empfehlen.

Der Herausgeber.

Erfurt 1819, in Keysers Buchhandlung, beschriebene und abgebildete Ackerwerkzeuge beim Waldbau zu gebrauchen, und über deren Anwendbarkeit bei den Forstkulturen, (es versteht sich, daß die Versuche von sachkundigen Männern angestellt werden müssen) umsichtige und hinlänglich entscheidende Versuche anzustellen wären? In dieser Absicht mache ich auf folgende Geräthe aufmerksam.

a) Der doppelte Streichbretpflug von Thaer, S. 39 und 40, unter Fig. 1. von der Seite, und Fig. 2. von oben dargestellt.

Er dient vorzüglich zum Anhäufeln der Pflanzen, weßhalb denn auch die Streichbreter nach der Entfernung der Pflanzenreihen weiter oder enger gespannt werden können.

Außer jenem Anhäufeln kann dieses Werkzeug auch noch zum Grabenziehen oder zur Verfertigung der Abzüge gebraucht werden. Ich glaube, daß durch seinen schicklichen Gebrauch die obere Grasnarbe des Waldbodens mit einem weit geringern Zeit- und Geldaufwande abgeschält, und auf die Seite geräumt werden könnte, als durch Handarbeiten, indem hierbey nur zwey vielleicht auch gar ein einziger tüchtiger Arbeiter nöthig ist, welcher, dem Pfluge Schritt vor Schritt folgend, auch den losgeschälten Rasen von beiden Seiten gehörig aufräumt.

Die Beweglichkeit der doppelten Streichbreter würde aber und gleich wie beim Ackerbau, so auch hier, wohl den sichern Vortheil gewähren, daß der Pflüger in allen den Fällen, wo derselbe nur des einen Streichbretes bedarf, das übrige Streichbret dicht an den Pflug legen, solches mittelst eines zu dem Ende vorgesteckten Pflockes daran befestigen, und so mit diesem Pfluge sogleich auf der nämlichen Stelle wieder umkehren kann, ohne damit erst einen weitläufigen und zeitraubenden Umweg nehmen zu dürfen.

Beim Grabenziehen oder Anfertigung der Abzüge hingegen reicht ein einziger Arbeiter hin, um dem Graben oder dem Abzuge an den erforderlichen Stellen hier und da etwa nachzuhelfen.

b) Der Exstirpator, S. 38 und Fig. 4. perspektivisch dargestellt. Mittelst desselben wird beim Ackerbau der Boden in einer zwey- bis dreyzölligen Tiefe aufgelockert und durchgearbeitet, oder auch das Unkraut auf demselben vertilgt; hierdurch aber, wie mir däucht, sein Gebrauch beim Waldbau zugleich mit bezeichnet.

Wenn ich mich dessen anders recht erinnere, so war dieser Exstirpator (jedoch nur mit drey Scharren) vor mehreren Jahren schon auf verschiedenen Landgütern in Schlesien mit sehr vielem Vortheil eingeführt. Die Scharren waren aber nicht in einer Linie, sondern, und um das Durchfallen des Bodens wie des Unkrauts zwischen den Scharren zu erleichtern, in ein gleichseitiges Dreyeck .·. gestellt.

Uebrigens bemerkt der Dr. Völker*) in seinem angeführten Werke: daß sich dieser Exstirpator auf Boden, der viele auf der Oberfläche hervorstehende Steine bei sich führt, nicht gut gebrauchen lasse.

c) Der fellenbergische Rübendriller S. 62 und Fig. 11. abgebildet.

Es ist eine einfache Säemaschine mit einer blechernen Walze, in der verschiedene größere und kleinere Löcher (zum dickern und dünnern Säen), die auf- und zugeschoben werden können, befindlich sind. Diese Walze oder Samenkapsel ist Fig. 10. abgebildet. Hinten an der Maschine befindet sich eine Rolle, welche die besäeten Furchen zueggt.

Dieser Rübendriller wird beim Gebrauch von einem Knaben wie ein Schiebkarren in den durch den Markör gemachten Furchen fortgeschoben, und würde, wenn ich nicht irre, für das Ausstreuen des Waldsamens gehörig berechnet und vorgerichtet, gleich wie beim Ackerbau, so auch beim Waldbau, eine Ersparniß sowohl an Samen selbst, als auch dessen gleichmäßigeres Ausstreuen bewirken.

(Allg. Anz. d. Deutsch. Nr. 224. 1820.)

---

*) Dieser kenntnißreiche Mann ist der gegenwärtige Herausgeber des Land- und Gartenschatzes.

Der Herausgeber.

C. 23
4 Hartigs Forst- und Jagdarchiv. 3ter Jahrgang. 3tes Heft.

(Fortsetzung von Nr. 7, des XXII. Bandes.)

IV. Naturmerkwürdigkeiten.

Merkwürdiger Auswuchs an einer Eiche. Vom Herausgeber. Mit Abbildung.

V. Sachen vermischten Inhalts.

1) Bemerkung über den Begriff Afterschlag, in Bezug auf die vom Hrn. Forstmeister Pfeil darüber aufgestellte Frage. Vom Hrn. von Spangenberg.

Abfall, Abraum und Afterschlag, wird als gleichbedeutend dasjenige vom geschlagenen Holze benannt, was, nachdem das Bessere weggebracht und benutzt worden ist, als das Geringere übrig bleibt.

Hr. v. Spangenberg erzählt eine ähnliche richterliche Entscheidung, wie Hr. Forstmeister Pfeil, nur mit dem Unterschiede, daß sie noch auffallender sey! und zwar im Jahre 1817!!! —

2) Beitrag zur Beantwortung rc.: Was ist ein Afterschlag?

Diese Frage wird eben so entschieden, wie oben: Zugleich wird der von Hrn. Pfeil mitgetheilte Richterspruch selbst angegriffen, dessen Grundlosigkeit nicht nur gezeigt, sondern auch die Nachtheile solcher Urtheile erwiesen.

„Wenn einem Richter auch nicht die Sittlichkeit seiner Gerichtsbefohlenen am Herzen liegt; so sollte er doch als Staatsbürger, der noch dazu, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, vom Staate besoldet wird, ein solches, einer vernünftigen Staatswirthschaft gerade entgegen laufendes Urtheil nicht fällen. Ein Richterspruch, wie der obige, heißt der Unsittlichkeit Thor und Thür öffnen, die Forstkultur absichtlich hindern, den mit Mühe und Arbeit verbundenen Landbau, der doch der Grundpfeiler der Staaten ist, lähmen und hemmen. rc.“

Es ist erstaunlich, was für sonderbare Urtheile oft gefällt werden! Das beste Mittel, solche weise Richter zu beschämen, und für die Zukunft vorsichtiger wenigstens zu machen, wäre wohl dergleichen öffentlich bekannt zu machen, wozu keine Zeitschrift geeigneter wäre, als die Oekonom. Neuigk., weil sie so allgemein verbreitet und gelesen werden. Es versteht sich, daß der Referent sich nur an strenge Wahrheit halten müsse. Wenn Jeder, auch Forstmänner, die nur zu oft über solche oft widersinnige Urtheile seufzen müssen, diese Idee ganz und richtig auffassen würde; so bin ich überzeugt, das Mittel müsse helfen!

3) Ueber die Entstehung des Splintes und der Rinde.*)

Wegen des allgemeinen Interesses folgt dieser Aufsatz hier wörtlich auch für den Leser der Oekon. Neuigk.

„Da die Abhandlung über den Splint der Holzgewächse von dem Herrn Hösch, Professor der Forst-Naturkunde an der kais. königl. Forst-Lehranstalt zu Marienbrunn in dem 3ten Hefte des 3ten Bandes der Annalen der Forst- und Jagdwissenschaften, einen neuen Beweis giebt, wie mannigfaltig die Ansichten über Dinge sind, die täglich im Forsthaushalte vorkommen; so möchte es vielleicht einem oder dem andern unter den Forstmännern nicht unangenehm seyn, über diese Gegenstände auch die Ansichten eines unserer vorzüglichsten Pflanzen-Anatomen und Physiologen zu lesen; und in dieser Ueberzeugung nehmen wir uns die Freyheit, das 2te Kapitel des 5ten Abschnitts: Ueber die Entstehung der Jahresringe, des Bastes und des Holzes, und über den Splint und das Cambium, aus Kiesers Grundzügen der Anatomie der Pflanzen hier wörtlich einzurücken.“

(Die Fortsetzung folgt).

---

*) Man vergleiche damit des Herrn Hösch Abhandlung in diesen Blättern Nr. 27. 1817. Der Herausgeber.

Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Jäner. —— Nr. 8. —— 1822.

25. Krankheiten der Pflanzen.

27
1

Ueber den Brand im Weizen.

(Verglichen Nr. 32. 35. u. 39. B. XX. 1820.)

Ueber dieses, nicht allein einzelnen Landwirthen, sondern wirklich auch ganzen Ländern höchst nachtheilige und empfindliche Uebel ist schon äußerst viel gesagt, und geschrieben worden, so, daß man sich beinahe scheuen muß, über diesen so viel- und mannigfaltig besprochenen und beschriebenen Gegenstand noch weiters etwas bekannt zu machen. Allein, er scheint dennoch nicht gänzlich erschöpft zu seyn; und ungeachtet vieler gelehrten Abhandlungen über Entstehung und die Vorbeugungsmittel gegen diese verderbliche Pflanzenkrankheit leidet man dennoch fast überall, wo dieß Uebel nun einmal einheimisch geworden, fortgesetzt an demselben, und die alten, schon vor einem halben Säkulum bekannten und angewandten Beitzen des Samens mit Kalk, Vitriol, Schwefel, Salz rc. rc., und der für jeden rationellen Agronomen wohl überflüssige Rath, zur Aussaat nur schönen, reinen *) Samen zu nehmen, werden uns, meines Wissens bisher noch, immer nur allein als unfehlbare Gegenmittel angepriesen, wornach, wenn es damit seine Richtigkeit hätte, vom Brand im Weizen weiters keine Rede mehr seyn könnte! **) Es ist daher einem praktischen Landwirth wohl noch erlaubt, seine mehrfältigen Erfahrungen hierüber, die größtentheils ganz neue Ansichten darbieten, öffentlich zur Kenntniß, zur Beurtheilung, und nähern Untersuchung verständiger, unbefangener Oekonomen zu bringen.

Ich schreibe hier bloß von der allgemeinsten und schädlichsten Gattung des Brandes, nämlich von dem sogenannten Schmierbrand (Uredo sitophila) mit Uebergehung aller übrigen seltneren, und minder schädlichen Arten desselben, als des Kappenbrandes (U. glumarum), des Flugbrandes (U. segetum) rc., auf welche das Gesagte (nach ihren verschiedenen Abweichungen modifizirt) wohl auch größtentheils anwendbar seyn dürfte.

Einige gelehrte Naturforscher haben die Hypothese aufgestellt, daß die Brandarten im Getreide nichts anders als Vegetabilien aus der 24. Klasse der Cryptogamen, und zwar Schwämme, oder Staubpilze seyen! Ich maße mich, als Laye nicht an, diese Meinung bestreiten zu wollen, sie ist auch meinen folgenden Ansichten gar nicht entgegen, sondern bestätiget dieselben vielmehr; aber ich behaupte, daß die in den Brandähren sich befindende Materie (nenne man es Schwamm, Pilz, verdorbenen, oder versäuerten Mehlstoff) nicht ansteckend seye, sich durch Samen nicht vermehren lasse, sondern nur eine auf die Krankheit der Weizenpflanze bedingte Entstehung habe. Niemand wird wohl glau-

*) und alten, gut ausgetrockneten, schweren. Der Herausgeber.

**) Wenn nämlich genau Alles beobachtet würde, was die Erfahrung schon als schützend gelehrt hat. Aber wie selten ist dieß der Fall? Der Herausgeber.

ben, aus dem Samen dieser Staubpilze, auch bei sorgfältigster Behandlung, Pflanzen ziehen zu können! [1]) Ist es ferners wohl gedenkbar, daß dieser feine, zarte, an der Saatkornhülse anklebende Staub, den man nur durch Vergrößerungsgläser, aus runden Körpern bestehend beobachten kann, so scharf und ätzend in die Haut des gesunden Samenkornes dringen [2]), und dadurch seine Produkzionskraft so gänzlich zu zerstören und zu zersetzen vermögend seyn solle, daß es nicht mehr im Stande ist eine gesunde Frucht hervorzubringen? Soll man nicht vielmehr vermuthen, daß dieser zarte Staub durch die Nässe und Winterkälte in der gefrornen Erde aufgelöst und vernichtet werden sollte? [3]) Es ist ferners eine allgemein bekannte Sache, daß auf vielen Aeckern, die mit dem reinsten, gesundesten Samen, der nie einen Brandstaub erblickt hat, besäet wurden, sich dennoch der Brand, und zwar oft sehr häufig und verheerend, zeige [4]), so wie im Gegensatze Felder, die mit brandbestaubtem Samen bestellet wurden, oft wieder die schönsten, lautersten Früchte liefern. [5]) Diese Thatsachen sprechen laut und überzeugend für die Meinung [6]), daß die Entstehung des Brandes im Weizen in andern Ursachen, als in der Ansteckung durch den Brandstaub zu suchen seye.

Ich glaube überzeugt zu seyn, daß die Hauptursache der Entstehung dieser so verderblichen Krankheit der Weizenpflanze **ursprünglich in der Schwäche, und der zu geringen Produkzionskraft der Wurzeln**, theils aber auch in widrigen Witterungseinflüssen zu suchen seye.

Durch die Wurzeln erhält jeder Baum, jede Pflanze, hauptsächlich, den nöthigen Nahrungsstoff, die Säfte, und jene wunderbare Kraft, welche Laub oder Aehren, dann Blüthen erzeugt, aus denen dann die Früchte hervorgehen. — Ein Baum, der schlechte, schwache Wurzeln hat, kann und wird nicht in allen seinen Zweigen gesunde Früchte hervorbringen; so auch bei dem Weizen, der edelsten Feldfrucht, welche dieser Krankheit am meisten unterliegt. Die Frucht verlangt auch, so wie jede andere, um zu gedeihen, eine ihrer Natur gemäße Anbauzeit, und einen der innern Beschaffenheit zusagenden Boden.

Nach dieser Voraussetzung erkläre ich mir die Entstehung des Brandes auf folgende, dem Laufe der Natur ganz angemessene Art:

Bey zu spätem Anbaue können die Weizenpflanzen im Herbste nicht mehr genugsam starke und kräftige Wurzeln machen, und sich, besonders auf lockern Grün=

---

[1]) Das nicht gerade, weil es zu mühsam wäre, ohneachtet einem Naturforscher, der darauf ausgehen und das Experiment mit gehöriger Umsicht veranstalten wollte, es unfehlbar gelingen würde, durch die Besamung Brand hervorzubringen. Eine recht praktische Aufgabe! Der Herausgeber.

[2]) Das auch nicht gerade! Aber die Schwämmchen vervielfältigen sich und zehren als Schmarozerpflanze von den Säften, die eine andere Bestimmung hatten, und verderben sie so zugleich, indem sie durch ihr Einwurzeln ꝛc. den ganzen Bau der Nahrungsgefäße zerstören. Faule nicht das Holz vom Schwamm ergriffen? Verdirbt nicht das Brod, wo Schimmel überhand nimmt! Der Schimmel ist auch ein Cryptogam, obgleich man seine unendlich kleine Samen nicht gewahrt! Der Herausgeber.

[3]) Kann seyn und nicht seyn. Hat der Brandsamen, wie so viele andere Samen, eine äußeren Einflüssen widerstehende Schutzhülle, hat er eine mehrjährig dauernde Keimkraft, so erklärt sich die Sache von selbst. Hat er Beides auch nicht oder in geringeren Graden: so folgt nur, daß er unter gewissen Umständen, in gewissen Wintern zerstört werden könne, nicht aber allezeit. Der Herausgeber.

[4]) Kann er hieher als ein so feines, leichtes, flüchtiges Körperchen, wie man sich den Schwammsamen denken muß, anders woher durch Winde hingetragen seyn? Der Herausgeber.

[5]) Können nicht Boden- und Witterungs-Umstände eingetreten seyn, welche dem Gedeihen ungünstig waren? Ist es nicht zum Glück für die Menschen durchaus so in der Natur, daß ohneachtet ihr gesetzmäßiger Gang in Erzeugung und Entwicklung ihrer Produkte alle Jahre derselbe bleibt, doch durch den Conflikt ihrer verschiedenartigsten, oft sehr entgegenwirkenden Kräfte und der Verhältnisse ihrer Geschöpfe (oft sehr feindlich) manche Jahre hingehen, ohne daß ein Feind unserer Saaten, Reben, Baum- und Erdfrüchte sichtbar wird; indeß in andern Jahren sein Name Legion und seine Verwüstung empfindlich schädlich wird? Der Herausgeber.

[6]) Mein Bedenken dagegen habe ich so eben angeführt. Der Herausgeber.

den auch nicht genug in den Boden verfestigen und ansetzen; auch leiden dieselben auf diesen Gründen weit mehr, als auf gediegenem Boden durch die Fröste im Winter, und durch die Nässe des im Frühjahr zerschmolzenen Schnees und Eises. Wenn dann die Vegetation eintritt, stocken sich die Pflanzen nur kurze Zeit noch an, und die Triebe fangen, besonders auf lockern, fetten Ackergründen bald an, in die Höhe und in Halme aufzuschießen, welches durch eine anhaltend nasse Witterung noch mehr befördert wird. Die zu schwachen Wurzeln, die im lockern Ackerboden zu wenig eingreifen, und sich versetzen konnten, um aus dem Humus die nöthige Menge des Nahrungsstoffes einzusaugen, *werden durch diesen übermäßigen und schnellen Aufwuchs so vieler Seitentriebe erschöpft*; sie dorren zum Theil aus, und haben nicht mehr die hinreichenden Kräfte, um allen in die Höhe aufgeschossenen Halmen den nöthigen, mehlreichen Nahrungsstoff (Keimmilch) gleichmäßig in gehöriger Substanz und Fülle zur Bildung gesunder Körner mitzutheilen, und nun erfolgt in der Hilfe jener fahlen Seitenhalme, *der in dem ersten Hefte der ökon. Flora von Schmid angegebene chemische Prozeß*, jene faulige Zersetzung des in schlechter Beschaffenheit mitgetheilten Stoffes, woraus dann gleich der Staubpilz gebildet wird, und die Zerstörung gänzlich vollendet; so wie alle Schwammerzeugung durch vegetabilische Fäulniß bedingt wird, und dieselbe zu begleiten pflegt. — Man bemerke nur die zum Brande geneigten Halme; sie wachsen anfänglich in schönem frischen Grün recht fett, und üppig in die Höhe (die Bauern nennen dieß hier *wiechwachsen*); allein, noch ehe die Aehre sich zeigt, bleiben sie in ihrem Wuchse zurück, und bald zeigt sich dann in den weichen, fahlen Nebentrieben der Brand in den struppigen Aehren, *nie aber, oder äußerst selten wird man an dem Hauptstamme, der seine Nahrung unmittelbar aus den kräftigsten, mittleren Theilen der Wurzel erhält, eine Brandähre antreffen*, welches die Richtigkeit der oben aufgestellten Theorie sehr deutlich und auffallend zu bestätigen scheint. *)

Aber auch bey einigen Sommerfrüchten, der Gerste, der Hirse ꝛc. zeigt sich zuweilen, doch nie so gewöhnlich, der Brand. Die Beobachtungen hierüber lassen sich mit den oben aufgestellten Ansichten über den Winterweizen sehr wohl vereinbaren. **)

Wenn im Frühjahre, besonders nach lange angehaltener Trockenheit, bey der ein großer Theil des ausgestreuten Samens todt, in der dürren Erde liegen bleibt, auf einmal anhaltend nasse Witterung eintritt; so macht selbe auch die bis dahin todt in der Erde gelegenen Samenkörner vegetiren. Die wohlthätige Feuchtigkeit, die herrschende Sommerwärme treibt die kaum aufgegangenen Pflanzen schnell in die Höhe, so daß sie im Wuchse auch die selbst schon weit früher aufgegangenen, in kurzer Zeit erreichen, aber größtentheils bestehen selbe dann nur aus Brandähren. Die Wurzeln hatten bey der zu sehr gesteigerten Vegetation noch nicht die gehörigen Kräfte, den emporgeschossenen Aehren den nöthigen Nahrungsstoff in gehöriger Substanz und Fülle mitzutheilen. Bey einer solchen zufällig widrigen, aber nicht gewöhnlichen Witterung in diesem Momente wird aber auch der Brand eben so wenig durch künstliche Mittel zu verbannen seyn, so wie der demselben verwandte Rost in der Einkörnungsperiode; und hier kann dann das alte Sprichwort sehr passend angewendet werden: Naturam furca expellas, tamen usque redibit.

Nach diesen angegebenen naturgemäßen Beobachtungen, und aufgestellten Grundsätzen scheinen alle Arten von Beitzen überflüßig zu seyn, welche allenfalls, nach meiner Ansicht, nur darin Vortheil gewähren könnten, daß der gebeizte Same im Herbste, durch die erhaltene Feuchtigkeit zum geschwindern Keimen gereizt werde, und daher auch noch vor Eintritt der kalten Winterwitterung mehrere und stärkere Wurzeladern machen, und sie in den Ackerboden auch gut versetzen, und ausbreiten könne. — Es erhellet daher aus dem Ge-

*) Auch diese Ansicht hat viel für sich, und läßt sich sehr wohl mit der Ansteckung durch Brandsamen vereinigen. Am liebsten wird er sich an in Fäulniß begriffene Körper ansetzen. Dieß erinnert an den Borkenkäfer, wo ich der Meinung bin, daß verdorbenes Nadelholz eben so sehr den Käfer herbeyzieht, als er gesundes verdirbt. Er ist zugleich Folge und Ursache des Uebels. Der Herausgeber.

**) Warum hat Roggen keinen Brand? Eine Aufgabe für unsere Naturforscher! Der Herausgeber.

sagen, daß wir zur Abwendung dieses Uebels keiner künstlichen, sondern nur natürlicher Mittel (in soweit selbe nicht durch widrige Witterungseinflüsse beschränkt werden) bedürfen, welche vorzüglich darin bestehen möchten, daß man

a) im Herbste, so frühzeitig als möglich (nach Maaßgabe der örtlichen Lage und des Climas) Weizen anbaue, welches bey Uns in Steyermark bis längstens in die Hälfte Septembers geschehen soll. *) In den höhern Gebirgsthälern unsrer Steyermark wird der Weizen sehr früh, an vielen Oertern noch vor dem Korn angebauet, und da ist denn der Brand eine seltene Erscheinung, er wird nur am häufigsten auf den Ebenen der untern Steyermark, wo noch beinahe allgemein die alte Gewohnheit herrscht, auf den gewöhnlich sehr spät abgeräumten, lockern Kukuruzäckern Weizen anzubauen, angetroffen.

b) Wer die Auswahl in Aeckern hat, der baue den Weizen auf schwerem festem Ackergrunde an; es ist auch jedem erfahrnen Oekonomen ohnehin bekannt, daß der Weizen denselben besonders liebe.

c) Der Weizenacker muß gut gebauet und rein geegget, und bey feuchten Gründen müssen tiefe Furchen zwischen den Ackerbeeten gezogen werden, damit sich kein stehendes Wasser sammeln könne, und nicht die Wurzeln versäuere, und sie ihrer Kraft beraube.

d) Es versteht sich, daß reiner, gesunder Samen genommen werden müsse; ältern als einjährigen möchte ich nicht anrathen, weil es darunter, besonders bey dämpfigen Behältnissen, viele abgestandene, oder von Insekten angefressene, und zum Keimen unfähige oder schwächliche Körner geben kann, was man nicht so leicht bemerken kann.

e) Die Eintheilung der Aecker werde so eingerichtet, daß der Weizen nach Haber (allenfalls nach Korn) am besten aber nach Klee, nie aber nach Kukuruz, nach Erdäpfeln, oder nach andern behackten Früchten, durch deren Bearbeitung die Erde zu sehr aufgelockert wird, angebauet werde.

Ich glaube über diesen in der Oekonomie sehr wichtigen Gegenstand richtige, und in der Hauptsache ganz neue Ansichten aufgestellet zu haben, welche die Aufmerksamkeit und nähere Prüfung verständiger und unbefangener Agronomen wohl verdienen, deren Urtheilen ich mich, nach gründlicher Untersuchung, mehrfältiger Erfahrung auch gerne und bereitwillig unterwerfe.

Schloß St. Gotthard bey Grätz in Steyermark
am 5. Juny 1821.

Vinzenz Fürst,
Inhaber und Mitglied der k. k. steyermärk. Landwirthschaftsgesellschaft.

Anmerkung. Ich bin dem Hrn. Verf. ungemein für diesen schätzbaren Beytrag zur Erklärung einer für den Landwirth so interessanten Erscheinung verbunden. Nur durch Freiheit und Vielheit der Ansichten denkender Köpfe kommen wir weiter. Dadurch wird die Aufgabe, wenn auch nicht gelöset, doch bestimmter festgestellt, und es wäre nun die Sache der Ackerbau- und naturforschenden Gesellschaften und wissenschaftl. Akademieen, sie durch methodische, gehörig fortgesetzte Versuche zu lösen. Nur wer die Natur geschickt zu fragen weiß, dem wird sie befriedigend antworten. Ich habe in diesen Blättern seit 1811 die Materialien über Meinungen, Ansichten und vermeintliche Thatsachen, diesen Gegenstand betreffend, möglichst vollständig aufgenommen, und werde ferner damit fortfahren. Mit Fleiß sage ich, vermeintliche Thatsachen. Denn selten werden alle Umstände, oder genau; oder wahr angegeben, wodurch erst ein Faktum brauchbar wird und zu weitern Schlüssen berechtigen kann. Es wird sich nun zeigen, ob das bereits Vorhandene schon reif zur Kritik ist, und ob ein Tüchtiger ihre Fackel zur Beleuchtung ergreifen wird; oder ob, wie ich glaube, erst noch vergleichende, vollständige Versuche von kritischen Naturforschern anzustellen wären. Ein würdiger Gegenstand des Joanneums!

Der Herausgeber.

*) Hr. Gr. v. Pace sagt schon, in der Beylage Nr. 8. des Märzheftes der Oekon. Neuigkeiten vom Jahre 1810: „daß in dem Görzer-Kreise schon in den ersten Tagen Septembers Weizen unter die Erde gebracht werde, weil man behauptet, früh angebauter Weizen gehe nie in Brand über.“

26. Landwirthschaftliche Geographie.

Uebersicht des landwirthschaftlichen Zustandes der Mittelmark Brandenburg.

(Fortsetzung von Nr. 5.)

Die Mark hat der Wiesen in hinreichender Anzahl, jedoch, wie überall von verschiedener Güte. Man gewinnt pr. Morgen 5 bis 20 Ctn. Heu. Die vorzüglichsten sind die an der Oder, dann folgen die Havel und zuletzt die Spreewiesen. Außer diesen Stromwiesen giebt es überdies überall welche, deren Güte von der Güte des Bodengrundes abhängt. Auf sie ist bis jetzt die wenigste Sorgfalt verwendet worden, und es werden dieselben durch Frühjahrs und Herbstbehütung in ihrem Ertrage gewaltig zurückgebracht, um so mehr, als man seit einigen Jahren angefangen hat, sie im Frühjahre auch hin und wieder mit den Schafen zu behüten. Dies ist zwar nur bei den hochgelegenen der Fall; aber grade diese bedürfen der Schonung um so mehr, als sie tiefer im Jahre an Feuchtigkeit Mangel leiden, und das nicht ersetzen können, was das Schaf bei der Früjahrsfeuchtigkeit weggefressen hat. Man hat ein- und zweijährige, von denen die ersteren am Anfange oder in der Mitte des Augusts, die letzteren aber gegen Johanni, Michaelis geheuet werden.

Der niedern Hütungsflecke giebt es fast überall, an vielen Orten in solcher Ausdehnung, daß noch viele Familien gemächlich leben könnten, wenn ein großer Theil derselben urbar gemacht würde. So lange indessen nicht bestimmte und gemessene Gesetze wegen der Gemeinheitstheilungen vorhanden sind, so lange wird auch die Cultur dieser größtentheils guten Boden habenden Hütungen unterbleiben, und es werden besonders die Wiesen in dem Ertrage und in der Güte des von ihnen zu gewinnenden Heues zurückkommen. Der Oderbruch liefert uns den Beweis, daß auch ohne besondere Hütungsflecke, ja selbst ohne natürliche Wiesen der Ertrag eines Landgutes sehr hoch gebracht werden kann, und das darauf zu haltende Vieh sehr gut besteht, sobald nur die überall lohnenden Erdäpfel in gehöriger Menge erbauet, und die sich in der Localität darbietenden Hülfsquellen benutzt werden. Als Hutungen werden überall auch die Forstgrundstücke, mit Ausnahme der Schonungen, benutzt.

Die Viehzucht hat sich in allen ihren Zweigen sehr veredelt. Der Ruhm hievon gebührt in Betreff der Pferde größtentheils dem Staate, in Rücksicht der übrigen Arten den größern Gutsbesitzern und den Domainenpächtern.

Die Pferdzucht blühet im Oderbruche und im Havellande. In der ganzen Mark werden zwar Pferde gezogen, ihre Güte ist jedoch verschieden und richtet sich gewöhnlich nach Beschaffenheit des gesammten Bodens, d. h. nach der Güte des Ackerlandes, der Wiesen und Hütungen. Der Staat stellt aus dem Trakehner Gestüte jährlich an verschiedenen Punkten der Monarchie und mithin auch der Mittelmark auf den Domainen Beschäler auf, von denen jeder Pferdebesitzer zu bestimmten Zeiten, gegen Erlegung eines geringen Sprunggeldes für seine Zucht Gebrauch machen kann. Daß dies unter Aufsicht und nach der Reihefolge der sich Gemeldeten nur zuläßig ist, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. Es gibt auch einige Privat-Gestüte. Durch die vorhin erwähnte Einrichtung, und durch die Privat-Gestüte haben schon sehr viele Bauer treffliche Beschäler gezogen und die Pferdezucht im Allgemeinen sehr veredlen helfen.

Das Rindvieh ist durch Einführung Oldenburger, Ostfriesischer und Schweizer Kühe und Bullen, deren sich besonders die Gutsbesitzer und Domainenpächter befleißiget haben, sehr verbessert worden; so daß auch selbst in den von der Natur am wenigsten begünstigten Gegenden der Mark die wohlthätigen Folgen sich hievon unwidersprechlich zeigen. Uibrigens verdient auch das Landvieh nicht allgemeinen Tadel, wenn schon nicht geläugnet werden kann, daß an noch vielen Orten der Mark ein kleiner, aber nutzbarer Schlag Rindvieh vorhanden ist, und dies besonders da, wo die Dörfer in ziemlicher Entfernung von königlichen Domainen oder betriebsamen Besitzern der Rittergüter sich befinden, und wo die Cultur des Bodens noch zurücksteht.

Auf sämmtlichen Domainen und größeren Rittergütern findet in der Regel, wenn nicht ganze doch halbe Stallfütterung dieser Viehart Statt.

Die Schweinzucht wird jetzt fast ausschließlich von den Bauersleuten betrieben, indem die allgemeine Veredlung der Schafe sie von den größeren Gütern vertrieben hat. Uibrigens sind diese Thiere lang gestreckt und groß, so daß der kurzen und hochbeinigen man überaus wenig findet.

Auf die Schafzucht wird sehr viel gewandt und nur die Gegenden des Havellandes und des Ruppinschen machen hievon eine Ausnahme, indem dort noch sogenanntes Schmervieh (räudiges) vorhanden ist. Die Veredlung dieser Hausthiere ist von den Rittergutsbesitzern und Domainenpächtern ausgegangen und vorzüglich durch Ankauf Sächsischer Merinos begonnen worden. Selten findet man jetzt noch ein Rittergut oder eine Domaine, oder eine Erbpacht, mit Ausnahme der obgedachten Gegenden, wo nicht eine hohe Veredlung Statt findet, und es haben seit einigen Jahren schon die Bauer auch da den Anfang zu ihr gemacht, wo sie mit den größeren Gütern in kleiner Hütungsverbindung stehen. Jetzt fängt man in den oben gedachten Gegenden durch Ankauf aus besseren Schäfereien der Mark die Veredelung der Thiere lebhaft an. Sommerstallfütterung findet nicht Statt.

Die Bienenzucht blühet in der Mark, wird aber fast ausschließlich von den Geistlichen, Schullehrern, Bauern und Handwerkern auf dem Lande betrieben. Es ist eine Seltenheit auf einem größeren Gute einen Bienenstand zu finden, und ist einer vorhanden, so ist er von so elender Beschaffenheit, daß man gern die Augen davon wegwendet. Man hat von Stroh geflochtene Körbe und hölzerne Beuten (ausgehauene bis 6 Fuß lange kienene Klötze.) Es giebt viele Bienenväter, die durch regelmäßiges Abtrommeln ihre Stöcke vermehren und auf künstliche Art sich Weiser oder Königinnen dadurch bereiten, daß sie Stückchen Wachstafeln mit Brut, mit Eyern und mit Honig nebst einer Anzahl Bienen in nicht luftdicht verschloßene kleine Kästchen setzen, so daß die Bienen sich aus den Eyern Königinnen-Brut bereiten und die gesammte Brut ausbrüten müssen. Das Hinzuthun der Bruttafeln ist nothwendig, weil ohne sie die Bienen nicht brüten würden.

Die Obstbaumzucht wird noch nicht mit dem Fleiße betrieben, den sie wohl verdient. Jedoch giebt es sehr viele Oerter, wo die Bauersleute die Veredlung der Bäume nicht blos kennen, sondern auch ausüben. Die größeren Güter haben in der Regel ihre gut besetzten und gepflegten Obstgärten. Viel könnte in Hinsicht dieses ökonomischen Gegenstandes noch geschehen, wenn von Staatswegen die Bepflanzung der öffentlichen Wege mit Obstbäumen anbefohlen würde. Dies würde, wenn es in der Art geschähe, wie es mit den Maulbeerbäumen der Fall war, den Obstbau nicht blos in Aufnahme bringen, sondern auch den häufigen Diebstählen in dieser Sache vorbeugen.

Die Brennereien und Bräuereien haben sich durch den Blasenzins und durch die betreffenden Steuergesetze gehoben. Diese liefern mit wenigen Ausnahmen ein gutes Getränk, und jene haben die Viehmastung dergestalt gehoben, daß das viele Geld, welches ehedem für podolische Ochsen außer Landes ging, fast ganz im Lande bleibt. Die sehr veredelte Rindviehzucht hat hieran ihren bedeutenden Antheil.

Auf vielen größern Gütern giebt es Oehlmühlen, welche nicht blos den selbst gewonnenen Reps und Rübsen brauchen, sondern auch noch durch Zukauf die Thätigkeit ihrer Mühlen erhalten. In einigen Gegenden des Oderbruches und am Rande desselben bauen die Landleute Dotter, dort gewöhnlich Buttersamen genannt, und wenden diesen und den aus der Gerste gesichteten Hederichssamen zum Oehlschlagen an. Das Produkt von beiden wird mit vielem Appetite von den Landleuten verzehrt. Die Oehlkuchen werden überall als Fütterung für Schafe und Rindvieh verwendet.

Flachs wird überall erbauet. Der Gewinnst deckt nicht blos den eigenen Bedarf, sondern wird auch roh und als Leinwand verarbeitet verkauft. In vielen Gegenden weben die Landleute den gesponnenen Flachs selbst. Man hat zum Saamen Land- und Rigaer-Lein.

Hanf wird nicht überall gebauet.

Hopfen bauet in besonderer Güte und Menge das Städtchen Bukow. In der Regel bauet jedes größere Gut seinen Bedarf.

Tabak bauet besonders der Oderbruch. Aber viele Landleute erziehen sich auch ihren Hausbedarf.

Kohl, Möhren, Mohn und andere in der Oekonomie unentbehrliche Gewächse werden theils in Gärten, theils auf dem Felde gezogen. Auf die Gärten wird überhaupt sehr viel, oft zu viel Fleiß verwendet, so daß hin und wieder das Feld darunter leidet.

Zur Erzielung eines größeren Körnerertrages hat man seit einem Jahrzehend angefangen, besonders im südlichen Theile der Mark und im Osten derselben den Mergel zu nützen. Man hat Sand-, Lehm und Kalk-Mergel und führt auf den Morgen 20 bis 30 zweyspännige Fuder. Den Sand- und Kalk-Mergel führt man auf die kalkgründigen, den Lehm-Mergel auf die leichtern Felder. Sehr viele Bauern mergeln bereits seit einigen Jahren. Man mergelt gewöhnlich zur Winterung.

Gyps von Spörenberg bei Zossen wird seit einigen Jahren viel zu Klee und Erbsen angewandt. Man bedient sich hiezu des gebrannten. Der Kalk wird als Dungmittel fast gar nicht genutzt. Den Schlamm und Moder aus ausgetrockneten Sümpfen und stehenden Gewässern läßt man nirgends ungenutzt liegen. Man führt ihn entweder gleich aufs Land und läßt ihn, bevor er untergepflügt wird, einige Monate lang ausgebreitet liegen; oder man bringt ihn in Haufen, welche im folgenden Jahre zu Sommerfrüchten angewandt werden.

Den Viehmist führt man zu 5 bis 10 Fuhren per Morgen aufs Land. Als Streumaterial wird in der Regel das Stroh gebraucht; jedoch auch die Kiennadel hiezu angewandt. Zu den Winterfrüchten wird häufiger, als zu den Sommerfrüchten gedüngt. Dies geschieht des häufigen Hederichs wegen, der in der ganzen Mark in fast unglaublicher Menge sich bei irgend günstiger Witterung zeigt. Die Kiennadel ist ein schlechtes Surrogat des Strohes, nützt, besonders dem leichten Lande gar nichts, dient nur zur Verlängerung der harten Theile des natürlichen Düngers, und wirkt allein auf kalkgründigen Boden wohlthätig, indem sie denselben erwärmt.

Als Unkräuter zeigen sich besonders der Hederich, die wilde Brombeere, die Ackerdistel und die Quecken oder Päden.

Vom ersteren sind zwei Arten vorherrschend, der Knollen und der Schell-Hederich. Dieser schadet dem Wachsthum der Pflanzen weniger, wie jener. Uebrigens zeigen sich beide Arten durch die ganze Mark in unglaublicher Menge, und bringen oft den Erbsen, dem Haber, der Gerste und dem Heidekorn den Tod. Die wilde Brombeere findet sich nur auf den Höhegegenden, meistentheils in sandigem Lehmboden oder da, wo im lehmigen Boden der Untergrund mit rothem Sandlehm stark vermischt ist. Man weiß bis jetzt kein sicheres Mittel zu ihrer Vertilgung, indem weder das Abbrennen noch das tiefere Pflügen sie da hat vertreiben können, wo sie sich einmal eingewuchert haben. Daß sie ein Zeichen von im Grunde stehendem Mergel sind, ist sehr häufig nicht der Fall. Die Ackerdistel wuchert besonders im sandigen Lehmboden und in den Bruchgegenden; so wie die Königskerze nur im schwach lehmigen Sandboden auf der Brache oder nach der Erndte des Wintergetreides. Die Quecken oder die Päden sind im stark lehmigen Boden fast gar nicht anzutreffen, wohl aber im lehmigen Sand- und im sandigen Lehm-Boden. Die blaue Kornblume findet sich sehr häufig in allen Bodenarten, die Rade aber nur da, wo sie mit dem Samengetreide ausgesäet wird. Die Seide zeigt sich häufig und schadet besonders dem Flachs, Erbsen und den Wicken. In den Niederungen wuchert sie häufiger, wie auf den Höhegegenden. Die Vogelwicke wuchert besonders in nassen Jahren, wo sie oft ganze Strecken Wintergetreide überzieht. Man trifft sie in allen Bodenarten an. Der Schaden, den sie dem Körnerertrage stiftet, dürfte durch ihr köstliches Futter, das Pferde, Rindvieh und Schafe mit großer Begierde verzehren, aufgewogen werden. Wilder Mohn zeigt sich sehr häufig in dem bessern Boden.

(Beschluß folgt.)

27. Pomologie.

Pomologischer Wunsch und Bitte.

In der Leipziger Lit. Zeit. Nr. 69 März 1820, S. 547, allwo die Rede von dem Inhalt des July-Heftes, Jahrgang 1818 der Zeitschrift: Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen, Prag bei Calve ist, wird unter andern gesagt: Verfahren in China, Obstbäume durch Baum-Abschnitte fortzupflanzen, mit 1. Kupfer, aus den Annales des Arts et Manufactures T. 33. mache die vierte, näherer Beachtung werthe Abhandlung gedachten Heftes aus.

Möge es doch dem Herrn Herausgeber jener Zeitschrift gefällig seyn, dem betreffenden Publikum diesen Auszug in einem der nächsten Hefte der Altenburger Annalen der Obstkunde mitzutheilen, indem er wahrscheinlich hier mehr beachtet werden würde, als in jener Zeitschrift. *) Mir ist die Anzucht schon seit 25 Jahren in einzelnen Aepfelbaum-Individuen bekannt, die in jener Zeit schon tragbar waren, und alles leisteten, was man nur immer verlangen kann. Weitere Versuche kenne ich eben so wenig, als ich eigene anstellte, glaubte aber, daß dieses Verfahren zur größten Vollkommenheit gebracht, von außerordentlichem Nutzen seyn würde, weil dadurch große Ersparnisse an Arbeitslohn und dergleichen mehr könnten gemacht werden, die um so bedeutender werden müßten, jemehr an Ländereien für Samen und Edelschulen dadurch zu weitern Zwecken verwendlich bleiben. Daß solche Zöglinge nur hochstämmig müssen angewendet werden, versteht sich von selbst, und müßte deßhalb für Zwergbaumzucht die allgemein bekannte Veredlungsweise beibehalten werden. Wie außerordentlich vorzüglich würden Bäume aus Stecklingen gezogen, für die Feld-, Anger- und Wegepflanzungen seyn, da sie nicht allein nur von größerer Dauer seyn möchten, als die veredelten, sondern auch höher, ausgebreiteter und stärker wachsen. Daß sie von längerer Lebensdauer sind, beweisen uns die hin und wieder in den Landpflanzungen befindlichen nie veredelten Aepfel- und Birnbäume, die oft eine Dicke von 4 — 5 Fuß und mehr im Durchmesser halten, eine Höhe von 50 — 60 Fuß haben, und die ältesten Bewohner solcher Dörfer sich der Anpflanzung nicht erinnern können, sondern sie in ihrer Jugend schon als alte herangewachsene Bäume kannten.

Schwierig oder gar unausführbar ist diese Art der Anzucht keineswegs, wovon ich die Beweise in so fern habe, daß ich wirklich solchergestalt entstandene Bäume sahe; und wie ohnedieß noch weit schwieriger zu vermehrende Holzarten durch Stecklinge fortpflanzen. Freuen sollte es mich herzlich, wenn diese Sache zur besondern Sprache gebracht würde, und man ausgebreitete Versuche machte.

(Aus dem Gartenmagazin V. 5. 1821. S. 205.)

*) Um diesem Wunsche zu entsprechen, habe ich sogleich den Auftrag an die Verlagshandlung gegeben, einen Abdruck von Nr. 41. 1818 nebst Abbildung, der Altenburger pomologischen Gesellschaft zum beliebigen Gebrauch für deren Annalen zu übersenden. Der Herausgeber.

28. Anfragen.

Fütterung der Schafe mit Erdäpfeln.

Wo werden die Schafe mit Erdäpfeln gefüttert? Roh oder vorher im heißen Wasser gebrühet? In welcher Quantität täglich pr. Stück? Allein, mit Strohhäcksel, oder neben anderm Futter, als Heu, Futterstroh ꝛc.? Welches ist die detaillirte Fütterungsart dieser Frucht? Hat dieses Futter keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Schafe, oder auf Quantität und Qualität der Wolle? Welcher Meinung ist dießfalls der verehrte Herausgeber dieser nützlichen, ja wohlthätigen Blätter?

Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Anzeiger

zu den

ökonomischen Neuigkeiten.

Nr. 1 des Jahrgangs 1822. (Gedruckt im Jäner 1822.)

Sämmtliche hier angezeigte Werke sind in der J. G. Calve'schen Buchhandlung zu haben; die Preise sind in Conv. Münze.

Landwirthschaftliche

Erfahrungen und Ansichten

von

G. C. Gerke.

2 Bände mit Kupfern. gr. 8. Hamburg bei Perthes 1822.

Preis 7 fl.

Es werden hier die vorzüglichsten Lehren der Landwirthschaft, in so fern sie das schnelle Weiterkommen und den höhern nachhaltigen Ertrag bezwecken, so weit meine eigene 25jährige Erfahrung reichte, vorgetragen und durch directe chemisch-physikalische Versuche erläutert. Der zweyte Band hat einen Anhang bekommen: „über die Ursachen der jetzigen Getreidepreise."

Chemischer

Katechismus.

Mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landwirthe, Gewerbtreibenden und überhaupt aller jener, welche die Chemie nicht bloß als Studium, sondern auch zur Anwendung im Leben sich eigen zu machen wünschen.

Unter stäter Beachtung der neuesten Entdeckungen der Engländer, Franzosen und Deutschen,

bearbeitet von

Dr. Adolph Heinrich Meineke,

ehemaligem constituirenden Mitgliede der philomatischen Gesellschaft in Berlin, und correspondirendem Mitgliede der k. k. Mährisch-Schles. Gesellschaft, zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.

gr. 8. Prag 1820. 41 Bogen. 4 fl.

Die Nothwendigkeit chemischer Kenntnisse für die Landwirthschaft und alle Gewerbe und Künste ist erst in der neuesten Zeit allgemein anerkannt worden, es giebt

aber, obgleich schon mehrere dem hier angezeigten, ähnliche Werke vorhanden sind, noch kein Buch, welches so gründlich, verständlich und vollständig in die chemischen Kenntnisse auch den ganz Unkundigen einführen könnte, als dieses. Mehrere gelehrte Chemiker, welche das Manuskript vor dem Druck prüften, waren einstimmig der Meinung, daß dieses deutsche Original-Werk den chemischen Katechismus von Parkes, Original und Uebersetzung, weit übertreffe, und jedem, der sich eine gründliche Belehrung über Chemie verschaffen will, vor allen empfohlen zu werden verdient.

Anweisung zur Ausübung

der

Bienenzucht,

oder naturgemäße Behandlung, Pflege und Benutzung der Bienen, durch Nachdenken erforscht, durch vieljährige Erfahrung geprüft und bewährt, mit Rücksicht auf die Verschiedenheiten der Gegenden und Jahre

vorgetragen von

Johann Gottfried Lukas,

Schullehrer in Nischwitz bei Wurzen.

gr. 8. Prag 1820. 35 Bogen Median Oktavo sauber und leserlich gedruckt. Preis 3 fl.

Der Herr Verfasser wird in seinem Vaterlande (Sachsen), wo nebst fast allen Zweigen der Cultur und Industrie die Bienenzucht mit großer Sorgfalt betrieben wird, par excellence: der Bienenvater genannt. Er hat sich seinen weitverbreiteten Ruf durch den guten Zustand erworben, worin sein zahlreicher Bienenstand durch richtige Erkenntniß der Natur und langjähriges Nachdenken über die Behandlung der Bienen sich befin-

det. Dieses spricht am besten sowohl für seine Praxis, als für seine Lehre. Daß es auch bei uns ungetheilten Beifall finden wird, dafür bürgt das Urtheil mehrerer ausgezeichneten Kenner, welche das Manuskript vor dem Druck einsahen und prüften; ihr Urtheil ging einstimmig dahin, daß dieses Buch nicht nur an Gründlichkeit, sondern auch durch die Neuheit und Wichtigkeit der darin enthaltenen Ansichten alle bisher vorhandenen Schriften über die Bienenzucht weit übertrifft.

Anzeige für Forstbediente, Gutsbesitzer, Oekonomiebeamte und Magistrate.

Von folgendem nützlichen Werke ist nunmehro auch der 2te Band erschienen und in der oben genannten Buchhandlung zu haben:

Vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung und Schätzung der Forsten.

Ein Handbuch für Forstbediente, Gutsbesitzer, Oekonomiebeamte und Magistrate. Mit wechselseitiger Beziehung des Waldbaues zum Feldbaue ausgearbeitet von dem k. Oberforstrath und Professor Dr. Pfeil.

gr. 8. 1821. Züllichau bei Darnmann. Preis 3 fl. 30 kr. (Der 1ste Band kostet 2 fl. 30 kr.)

Die aus dem 2ten Bande besonders abgedruckte Tabelle, über den cubischen Inhalt runder Stämme von 1 bis 60 Fuß Länge und von 1 bis 48 Zoll Durchmesser, wird auch einzeln für 15 kr. verkauft.

So eben ist erschienen:

Christian Reichart's Land- und Gartenschatz.

Sechster Theil,

eine hauswirthschaftliche Technologie enthaltend.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. H. L. W. Völker.

8. 1821. Keysersche Buchhandlung in Erfurt. 34 Bogen. Preis 2 fl. 15 kr.

Unbedingt erhält der Land- und Gartenschatz durch diesen sechsten Theil eine erhöhtere Brauchbarkeit; denn kein Gegenstand ist für den Hauswirth leicht wichtiger, keiner schließt sich wohl enger an die Land- und Gartenwirthschaft an, als die Veredlung der rohen Erzeugnisse zu Kunstprodukten, zumal in einer Zeit, wo alle Feld- und Gartenfrüchte in so niedrigen Preisen stehen.

Reichhaltig — der beschränkte Raum gestattet uns die Aufführung des Inhalts nicht — Kürze mit Deutlichkeit verbindend, und nur gemeinnützige, durch eigne zwanzigjährige Erfahrung des Verfassers als zuverlässig erprobte Mittel enthaltend, muß dieses Buch allen Hauswirthen, insbesondere aber allen denen, die Reicharts Land- und Gartenschatz besitzen, willkommen seyn; denn jeder nur einigermaßen Unterrichtete kann im Besitz dieser Technologie die Bereitung von Kunstprodukten für sein Hauswesen mit glücklichem Erfolge selbst unternehmen.

Physikalisch-chemisch-mechanisch-technisches

Quodlibet,

in belustigenden und belehrenden Aufgaben und Auflösungen,

von

C. W. Schmidt.

Ein Taschenbuch auf das Jahr 1822.

Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. 1821. Züllichau bei Darnmann. broschirt. Preis 2 fl. 30 kr.

Inhalt. Auszüge der merkwürdigsten Ereignisse meines Lebens als Beilage zum Titelkupfer. — Physikalisch-arithmetische Progressionen. — Physikalisch-chemische Gegenstände. — Mechanische Belustigungen und Belehrungen. — Chemisch-technische Belustigungen und Belehrungen. —

Das wohlgetroffene Bildniß des Verfassers wird auch einzeln für 30 kr. verkauft.

Von Schmidt's Handbuche der mechanischen Technologie für Fabriken, Künste, Handwerke und technische Gewerbe in alphabetischer Ordnung theoretisch und praktisch bearbeitet, ist nunmehro auch die 2te Abtheilung des 3ten Bandes ausgegeben worden; alle 3 Bände kosten im Ladenpreise 7 fl. 54 kr. Der 4te Band ist unter der Presse.

Den Botanikern und Gartenfreunden

machen wir bekannt, daß der siebende Jahrgang zu Dr. F. G. Dietrichs vollständigem Lexicon der Gärtnerei und Botanik, enthalten Piolea bis Scurrula, bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen für 4 fl. 30 kr. zu haben ist. Vollständige Exemplare des Hauptwerks und der Nachträge, zusammen 17 Bände, im Ladenpreise 76 fl. 30 kr., erlassen wir noch, bis dies classische Werk ganz beendigt seyn

wird, um den Subscriptionspreis von 57 fl. 24 kr., wofür dasselbe durch eben benannte Buchhandlung zu erhalten ist. Einzelne Theile, besonders von den Nachträgen, können wie jedem, wenn dergleichen noch fehlen sollten, ebenfalls noch für den Subscriptionspreis von 4 fl. 30 kr. ablassen.

Buchhändler Gebrüder Gädike in Berlin.

Herabgesetzter Preis.

Wegen eines Nachdrucks sieht sich der Verleger genöthiget:

J. E. Corthums

Handbuch für Gartenfreunde und Blumenliebhaber,

(5 Bändchen, 8. Leipzig Engelmann,) von 5 fl. auf 3 fl. 30 kr. herabzusetzen, wofür es in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist. Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs für den praktischen Garten und Blumenfreund ist längst anerkannt, und es darf deshalb mit Recht empfohlen werden.

Für Landwirthe und Thierärzte

ist folgendes nützliche Werk erschienen:

Taschenwörterbuch der gesammten Thierarzneikunde,

enthaltend

eine genaue Erklärung der vorzüglich in der Thierheilkunde gebräuchlichen Kunstausdrücke und der gewöhnlichen Heilmethode bei den vorkommenden Krankheiten der Hausthiere, nebst Recepten zu den nöthigen Heilmitteln.

Nach dem Englischen des H. White und anderer bearbeitet von

Dr. L. P. Cerutti

gr. 12. Leipzig 1821, bei Friedrich Fleischer.

Preis 2 fl., auf Schreibp. 2 fl. 30 kr.

Da das Werk leistet, was der Titel sagt, so ist der Nutzen des Werkes von selbst in die Augen springend. Zwar hat man schon früher auch Wörterbücher der Thierheilkunde gehabt, allein sie sind zu ausgedehnt und theilweise auch wohl veraltet. Der wohlfeile Preis des obigen Werkes und der Vorzug, daß in ihm alle neue Erfahrungen und Beobachtungen benutzt sind, wird es jedem leicht zugänglich machen. Das bequeme Format eignet es besonders auch zum Gebrauch der Cavallerie und der Landthierärzte, da es bequem in eine Tasche gesteckt werden kann.

Zugleich sind in obiger Verlagshandlung zu haben:

Bojanus Anleitung zur Behandlung der Seuchen der Hausthiere. 8. 1821. 2 fl. 15 kr.

Schwab anatomische Abbildung und Beschreibung des Pferdekörpers. gr. Folio. 1821. 1 fl.

So eben ist erschienen:

Der Tauber,

oder

der vollkommene praktische Rathgeber

über

den Einkauf, Behandlung und Fütterung aller Arten Tauben,

Kennzeichen der Geschlechter und Alters, Erzeugung schöner Farben und Schilderarten, Verfahrung, daß Tauben das ganze Jahr unausgesetzt hecken und Junge erzeugen, Anlegung der Taubenbehältnisse, Ausflug, insonderheit aber, daß jede Taube in ihrem neuen Behältniß willig verbleibt, nach 24 Stunden in Freiheit gelassen werden kann, und ihren Schlag durchaus nicht verläßt, fremde Tauben, junge und alte, durch List herbeizuführen und einzugewöhnen, Tauben, so von Raubthieren aus ihren Behältnissen verjagt werden, in dieselben zum Aus- und Einflug schnell wieder zu bringen; ferner: Tauben ohne Unterschied der Anzahl nach, sämmtlich und plötzlich aus ihren Behältnissen auf einmal zu vertreiben, nächstdem von Krankheiten der Tauben und den Heilmitteln, Anerkennung und Wegfangung aller Arten Raubthiere und den Rechten der Tauben.

Von

Christian Gottlob Schmidt.

Dritte durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Leipzig und Sorau, 1821. Bei Friedrich Fleischer.

Preis geheftet 45 kr.

Laubender, Dr. B.,
die Hausthier-Seuchen und ihre Geschichte.
Zwey Abtheilungen.

gr. 8. München bei Fleischmann. 3 fl.

Wer es weiß, wie sehr wiederkehrende Viehseuchen den Wohlstand des Landwirthes erschüttern können, der wird dem berühmten Verfasser gewiß innigen Dank zollen, daß er uns mit einem umfassenden Werke beschenkte, das von allen Behörden den Gemeinden empfohlen zu werden verdient. Der Gegenstand ist besonders in gegenwärtiger Zeit von höchster Wichtigkeit. Welch' grenzenloses Unglück für eine Gemeinde, wenn zu dem niedrigen Stande der Getreidpreise auch noch die Viehseuche, diese Geißel der Landwirthschaft, sich gesellen sollte. Doch Herr Prof. Laubender, dieser gründliche Thierarzt, hat uns durch sein treffliches Werk dagegen sicher gestellt, und selbst da, wo sie bereits ausgebrochen ist, wird die Anwendung seiner Mittel sie schnell entfernen. Wir halten es für Pflicht, dieses wahre Noth und Hülfsbuch, dessen Vortrefflichkeit sich uns durch die Erfahrung bewährt hat, allen Landwirthen und Gutsbesitzern überhaupt recht nachdrücklich zu empfehlen. R..

Ideen
über die
Verwaltung landtäflicher Güter
in Böhmen, Mähren und Oesterreich.

Ein Beitrag zur Darstellung der gegenseitigen Verhältnisse zwischen Gutsbesitzern, ihren Beamten und Unterthanen, so wie zur richtigen Würdigung des Wirthschafts-Beamten-Standes und des Besitzthums landtäflicher Güter.

Von
Rudolph André,
Altgräflich Salm-Reifferscheid'schen Wirthschaftsverwalter, Mitglied der k. k. mähr. schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, und der k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen.

Erste Abtheilung.

gr. 8. 1821. brosch. 1 fl. 20 kr.

Der Herr Verfasser hat sich durch seine frühern Schriften die Achtung des In- und Auslandes in einem nicht geringen Grade erworben. Hier hat er sich wieder einen Gegenstand gewählt, den er vollkommen kennt, und der bisher noch nicht in dieser Art behandelt worden ist. Er sagt in der Vorrede:

„Ueberzeugt von der hohen Wichtigkeit desselben, wage ich es, hier einen Gegenstand öffentlich zur Sprache zu bringen, der, obgleich er in den österreichischen Staaten allgemeines Interesse erregen sollte, dennoch nur selten der gehörigen Aufmerksamkeit gewürdigt und meistens nach der von Alters hergebrachten Weise behandelt zu werden scheint; ich meine die Verwaltung unserer landtäflicher Güter, und die hieraus entstehenden Verhältnisse der Gutsbesitzer, Wirthschaftsbeamten und Unterthanen gegen einander."

Inhalt.

A. Einleitung I. Entstehung des Wirthschaftsbeamten-Standes, Wirkungskreis einer Grundobrigkeit. Verschiedener Rang der Wirthschaftsbeamten. II. Wichtigkeit des Wirthschaftsbeamtenstandes im Allgemeinen, für den Gutsbesitzer sowohl, als für den Staat.

Abtheilung I. Von den vorzüglichsten Rücksichten und Verhältnissen eines Gutsbesitzers als Eigenthümer und Grundobrigkeit eines Dominiums. A. Eigene Regie oder Verpachtung? Robot (Frohne.)

B. Festsetzung der Verhältnisse hinsichtlich des anzustellenden nöthigen Verwaltungs-Personals. I. Hauptgegenstände der Verwaltung. II. Verwaltung. Personale und Wirkungskreis jedes Einzelnen.

C. Welche Art der Rechnungsführung ist anzunehmen? Welche Grundsätze müssen bei der Landgüter-Verwaltung befolgt werden?

Besetzung der Beamten- und übrigen Dienststellen auf eine solche Art, daß jene aufgestellten Verwaltungsgrundsätze auch möglichst vollkommen in Ausübung gebracht werden können. I. Möglichst taugliche Individuen für jeden Posten. II. Besoldung der Wirthschafts-Bedienten. III. Behandlung des Wirthschafts-Personales.

Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerey.

Oekonomische

Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von R. André.

Februar. —— Nr. 9. —— 1822.

29. Landwirthschaftliche Feste.

Im Königreiche Bayern.

(Forts. von Nr. 50. des XXII. Bandes.)

Programm zu dem Central-Landwirthschafts- oder Oktober-Feste in München 1821.

Seine Majestät der König haben das unterzeichnete General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins durch eine großmüthige Unterstützung in den Stand gesetzt, in diesem Jahre die Feyer dieses Festes anordnen, und hiemit ausschreiben zu können. Es war selbst alle Hoffnung vorhanden, nach den in der öffentlichen Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins am 3. April 1820 geäußerten Wünschen, und hiernach in einer gemeinschaftlichen Sitzung mit einer Abordnung von Seite der königlichen Akademie der Wissenschaften, des Stadtmagistrats von München, des polytechnischen Vereins etc. bearbeiteten Vorschlägen die Vereinigung aller Preisvertheilungen, sowohl in Ansehung der Landwirthschaft, als der Industrie, Wissenschaften und bildenden Künste wenigstens heuer erfüllt, und dieses große Nationalfest in seiner vollen Ausbildung bezweckt zu sehen. Die Anstände konnten jedoch noch — nicht alle beseitigt werden. Es bleibt also auch heuer dieses Fest wieder nur auf landwirthschaftliche Gegenstände allein beschränkt.

I.

Dieses Fest wird dieses Jahr am 7ten Oktober, als dem ersten Sonntag in diesem Monate, auf der Theresienwiese bey München gefeyert.

II.

Die zu vertheilenden Preise sind:

A. Für die besten 4jährigen Zuchthengste.

a) Sechs Hauptpreise mit Fahnen.

1ter Preis	. . . 50	bayer. Thaler.
2 „ „	 30	„ „
3 „ „	 25	„ „
4 „ „	 20	„ „
5 „ „	 15	„ „
6 „ „	 10	„ „

b) 12 Nachpreise. Jeder besteht in der Vereins-Denkmünze sammt Fahne und einem Buche. Diese Nachpreise werden ohne Entgang der für die Hauptpreise bisher bestimmten Summe ertheilt, und zwar für diejenigen Landwirthe, die sonst für ihre preiswürdigen Viehstücke keine Preise erhalten würden, und die man also nicht unbelohnt davon ziehen lassen will. Auch ersieht das General-Comité dabey die günstige Gelegenheit, nützliche landwirthschaftliche Schriften unter die Landleute zu bringen. Solche Bücher werden sich mit der Jahrenreihe in den Dörfern häufen, und einen Samen ausstreuen, der die schönste Erndte erwarten läßt.

B. Für die besten 4jährigen Zuchtstuten.

a) Sechs Hauptpreise mit Fahnen.

1ster Preis	. . . 35	bayer. Thaler.
2 „ „	 20	„ „
3 „ „	 15	„ „
4 „ „	 12	„ „
5 „ „	 10	„ „
6 „ „	 8	„ „

Kälber.

1ster Preis . . . 10 bayer. Thaler.
2 „ „ . . . 6 „ „
3 „ „ . . . 4 „ „
sammt Fahnen.
Zwei Nachpreise wie oben.

Schafe.

1ster Preis . . . 8 bayer. Thaler.
2ter Preis . . . 4 bayer. Thaler.
3 „ „ . . . 2 „ „
sammt Fahnen.
Zwey Nachpreise wie oben.

Uebrigens versteht sich von selbst, daß alle diese Thiere auch preiswürdig, das ist, in seiner Art ausgezeichnete Thiere, und gegenwärtig seyn müssen: außerdessen bleiben die treffenden Preise zurück.

(Fortsetzung folgt.)

---

30. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Wolle. Aus einem Schreiben. London. August 1821.

Sie erhalten hier mehrere Wollmuster:

1) Sächsische Lamm-Wolle, die ich vor 3 Monaten a 3 Sch. 9 P. a Pf. verkaufte. Eine solche Wolle, wenn sie etwas länger wäre, würde ich jetzt vielleicht mit 3 Sch. 10 P. a 4 Sch. anbringen können. Ueberhaupt eignen sich die langen Lamm-Wollen, wenn sie dabey sanft und rein gewaschen sind, am besten für hier. In Sachsen wird die Lamm-Wolle auf dem Rücken der Lämmer vor der Schur gewaschen.

2) Sächsische Stücken, die vor 2 Monaten 3 Sch galten. Hierunter ist zwar viele grobe Wolle, doch ist auch im Verhältniß eine nicht unbedeutende Quantität feine Wolle darin. Schwarze Locken muß man hierher nicht mitverpacken, ob sie sich gleich zu Zeiten auch im wirklichen Muster mit einfinden. Unsere Fabrikanten setzen sofort ihren Preis herab, wenn sie von der schwarzen Wolle, die nur zu couleurten Zeugen gebraucht werden kann, etwas vorfinden.

3) Sächsische Secunda kostete unlängst 4 Sch. Von ziemlich starkem Wuchs, aber sehr veredelt.

Ueberhaupt klagen die Fabrikanten über vorjährige Wollen, daß sie zu stark gewachsen und bauschig sind, welches wohl lediglich daher rührt, daß die Schafe zu viel Getreide bekommen haben, wie es in wohlfeilen Getreide-Jahren oft geschieht. Die gute Fütterung taugt nichts für die Schafe; je magerer sie gehalten werden, desto feinere Wollen ergeben sie.

4) Sächsische Prima zu obiger Sda gehörend, die ich mit 6 Sch. kaufte.

5) Sächsische Lammwolle zahlte auch nur 3 Sch. 9 P., weil sie kurz gewachsen war.

6) Sächsische unegale Prima zahlte 5 Sch. 9 P. Diese Wolle werden Sie sehr bauschig und offen finden, weil sie draußen, um den Schmutz heraus zu bringen, auf Hurden gelegt und geschlagen wurde. Dieses sollte jedoch nicht Statt finden, da der Wolle dadurch das Ansehen benommen wird, und sie in diesem Zustande nicht so hoch im Verhältniß bezahlt wird, als wäre sie ungereinigt herüber gekommen.

7) Oestreichische trübe schmutzige Electoral zahlte 8 S.

Oestreichische Wollen sind nicht so beliebt, als die schlesischen und sächsischen, weil sie sich nicht so gut ausarbeiten lassen, und kein sanftes Tuch liefern.

9) Oestreichische Pa. zu obiger Electoral gehörend zahlte 6 S.

11) Oestreichische Secunda zu obiger Electoral gehörend, zahlte 4 S.

13) Oestreichische Tertia zu obiger Electoral gehörend, zahlte 3 S.

10) Oestreichische Prima eine von gutem Wuchs 6 S. 6.

12) Oestreichische Secunda zur letztern Prima gehörend 4 S. 4.

14) Sächsische unegale Electoral zahlte 7 S.
15) do. do. Prima do. 5 „ 3.
16) do. do. Secunda. do. 3 „ 6.

Diese drey letztern Sorten waren ebenfalls zu stark gewachsen, und sehr unregelmäßig assortirt.

17) Sächs. Prima a. d. Dessauischen zahlte 6 S. 6.
18) do. Secunda do. 4 „ 3.
19) do. Tertia do. 3 „ 3.
20) do. Stücken do. 3 „

Letztere 4 Sorten, die eine Schäferey ausmachten, verkauften sich sehr rasch, und dergleichen sanfte kurz gewachsene Wollen sind hier sehr beliebt, obgleich sie etwas reiner seyn könnten.

21) Sächsische zweyte Prima etwas trübe zahlte 5 S.
22) Pell= (?) Wolle mit Kalk abgebeizt 3 „
23) Sächsische lang gewachsene Lamm Wolle 4 „

Dergleichen Wolle ist hier sehr beliebt, und jedes Quantum davon läßt sich rasch verkaufen, vorzüglich wenn sie noch etwas reiner und freyer von Sand wäre.

25) Oestreichische Tertia 3 S.
24) Sächsische Tertia 2 S. 10.
26) Preußische Prima, schlecht zubereitet, unegal zerrupft, zahlte 6 S. 3.

Diese Wolle ist sehr sanft und wird hier auch sonst gern gekauft, doch ist sie zu unegal assortirt und beladen.

27) Preußische Secunda zu obiger Pa. gehörend, zahlte 4 S. eben so zubereitet.
28) Sächsische Secunda, die recht gut gewachsen ist, und sich hier rasch verkaufte 3 S. 8.
29) feine Pell= (?) Wolle, die chemisch abgebeizt war 4 S. 8.

Alle obigen Preise sind auch heute noch rasch zu bedingen. Je kürzer im Wuchs, sanft und zart, je beliebter und besser bezahlt.

---

2. Englischer Wollhandel. Tabelle zur Uebersicht der Londner Schafwollen und Verkaufspreise, bey Abzug aller Unkosten und 5 % Interessen et Cours à 12 F. rhein. angenommen und auf den Centner berechnet.

p. Pf. verk.	Resultirt p. Ctnr.												
à 10 S.	527 F.	$\frac{8}{11}$	468 F.	$\frac{7}{10}$	405 F.	$\frac{6}{9}$	343 F.	$\frac{5}{8}$	281 F.	$\frac{4}{7}$	219 F.	$\frac{3}{6}$	157
à 9 S. 11 P.	523	$\frac{8}{10}$	462	$\frac{7}{9}$	399	$\frac{6}{8}$	338	$\frac{5}{7}$	276	$\frac{4}{6}$	215	$\frac{3}{5}$	153
à $\frac{9}{10}$	513	$\frac{8}{9}$	457	$\frac{7}{8}$	395	$\frac{6}{7}$	333	$\frac{5}{6}$	271	$\frac{4}{5}$	210	$\frac{3}{4}$	148
à $\frac{9}{9}$	513	$\frac{8}{8}$	453	$\frac{7}{7}$	390	$\frac{6}{6}$	328	$\frac{5}{5}$	266	$\frac{4}{4}$	205	$\frac{3}{3}$	143
à $\frac{9}{8}$	509	$\frac{8}{7}$	449	$\frac{7}{6}$	386	$\frac{6}{5}$	324	$\frac{5}{4}$	261	$\frac{4}{3}$	200	$\frac{3}{2}$	138
à $\frac{9}{7}$	504	$\frac{8}{6}$	443	$\frac{7}{5}$	381	$\frac{6}{4}$	320	$\frac{5}{3}$	257	$\frac{4}{2}$	196	$\frac{3}{1}$	133
à $\frac{9}{6}$	500	$\frac{8}{5}$	438	$\frac{7}{4}$	377	$\frac{6}{3}$	315	$\frac{5}{2}$	252	$\frac{4}{1}$	191	3	128
à $\frac{9}{5}$	495	$\frac{8}{4}$	433	$\frac{7}{3}$	371	$\frac{6}{2}$	310	$\frac{5}{1}$	248	4	186	$\frac{2}{11}$	124
à $\frac{9}{4}$	491	$\frac{8}{3}$	428	$\frac{7}{2}$	367	$\frac{6}{1}$	305	5	243	$\frac{3}{11}$	181	$\frac{2}{10}$	119
à $\frac{9}{3}$	486	$\frac{8}{2}$	424	$\frac{7}{1}$	362	6	300	$\frac{4}{11}$	238	$\frac{3}{10}$	176	$\frac{2}{9}$	114
à $\frac{9}{2}$	482	$\frac{8}{1}$	419	7	358	$\frac{5}{11}$	295	$\frac{4}{10}$	234	$\frac{3}{9}$	171	$\frac{2}{8}$	109
à $\frac{9}{1}$	477	8	414	$\frac{6}{11}$	353	$\frac{5}{10}$	290	$\frac{4}{9}$	228	$\frac{3}{8}$	166	$\frac{2}{7}$	104
à 9	$471\frac{2}{3}$	$\frac{7}{11}$	410	$\frac{6}{10}$	348	$\frac{5}{9}$	286	$\frac{4}{8}$	224	$\frac{3}{7}$	162	$\frac{2}{6}$	100

Fingirte Verkaufs=Rechnung über 14 Ballen Wolle durch Herrn N. N. in Rotterdam pr. Schiff N. N. empfangen und für Rechnung des Herrn N. in N. wie nachsteht verkauft.

4 Ballen No. [illegible] zu 3 S. } mit üblichen $\frac{2}{16}$ Pf. Disconto
5 — „ [illegible] „ 4 „ } auf 4 Monat Credit vom 1.
5 — „ [illegible] „ 5 „ } September.

No. 112 B. 3 Ct. 2 Stein *) 10 Pf.
" 113 " 3. 2. 0.
" 114 " 3. 1. 14.
" 115 " 3. 2. 2.
13. 3. 26.
Tara und Gutgewicht 0. 2. 0. à 11 Ct. Stein 3 Pf. pr. Ball.
13. 1. 26. oder à 112. Pf. pr. Ctr.
1510 Pf. à 3 S. . . . . . G. Stein 226. S. 10. —
No. 116. B. 2. 2. 11.
" 117. " 2. 3. 6.
" 118. " 2. 2. 24.
" 119. " 2. 3. 1.
" 120. " 2. 0. 8.
13. 1. 22.
Tara und Gewicht . . . 0. 2. 4. a 9. 3.
12. 3. 18. od. 1446. Pf. a 4 S. . . . 189. 4. —
No. 121. B. 3. 0. 22.
" 122. " 3. 1. 12.
" 123. " 3. 2. 12.
" 124. " 3. 1. 8.
" 125. " 3. 0. 27.
16. 2. 25.
Tara und Gewicht . . . 0. 2. 4. a 11. 3.
16. 0. 11. od. 1803. Pf. a 5 S. . . . 450. 15. —
ab 2½ % C. St. 906. 9. —
Disconto 24. 3. 3.

Assecuranz von Rotterdam G. 1000 a ⅞ G. . . . . . . 3. 15. 0.
Police a ¼ . . . . 1. 5. 0.
Seefracht von 44½ Ctnr. 14 Pf. a 2. S. pr. Ct. . . . . . . 4. 8. 9.
Primage 10% . . . . 0. 8. 11.
Eingangszoll, Mauth, Declarazion, Stadtzoll a 6 Den. pr. Pf., Mautbeamte ꝛc. 123. 17. 4.
Aus dem Schiffe nehmen, landen, lichten ꝛc. . . . . 2. 16. 0.
Fuhrlohn ins Magazin, abwiegen, Muster zu besorgen, ausbessern, Langermiethe 5. 10. 2.
Feuer-Assecuranz von G. 1000 a ¼ . . . . 2. 5. 0.
Zinse auf Speesen . . . . G. 3. 0. 0. }
Inländischer Wechsel-Stempel . 1. 5. 0. } . . . . . . 5. 2. 2.
Porti etc. . . . . 0. 17. 2. }
Courtagie von G. 966. 9. 0. a 1 % . . . . 9. 13. 3.
Provision 942. 5. 9. a 2 % . . . . 18. 16. 11.
Delcredere . . . . . . a 2 % . . . . 18. 16. 11.
196. 15. 5.
Fällig d. ½ Jän. 1822. 745. 10. 4.

*) Der Stein zu 28 Pf.

Die See-Assecuranz ist angenommen, als bey jeziger Jahreszeit gemacht, im Winter ist die Spanne höher, nämlich von 10 bis 25 S. pr. Ctnr.

Die Fracht ist im Winter auch etwas höher, gewöhnlich dann 3 S. pr. Centner.

Das Gewicht ist in vorstehendem Falle von dem einfachen Tara angenommen, aber Mehrere schicken ihre Wolle in doppeltem Emballage hieher, um die Wolle im besseren Zustande zu wissen, was sehr anzuempfehlen ist.

112 Pf. englisch Gewicht gleichen dem alten Nürnberger Centner.

---

3. Wollmarkt in Berlin. Sommer 1821.

Der diesjährige Wollmarkt zeichnete sich nicht nur durch eine sehr ansehnliche Zufuhr vor allen hier bisher abgehaltenen Wollmärkten aus, sondern derselbe belebte auch durch die bedeutend gestiegenen Wollpreise, die seit 2 Jahren niedergeschlagenen Gemüther der Gutsbesitzer und Beamten, deren Vortheile sich überdies durch einen ganz besonders schnellen Absatz noch wesentlich vermehrten; denn ein Theil der Wollverkäufer reisete schon am dritten Tage, und eine ungleich größere Anzahl derselben, am vierten, von hier zurück. An dieser schnellen Beendigung des Wollmarkt-Verkehrs, hatten auch die von dem hiesigen Magistrate vermehrten Waage-Anstalten, einen sehr großen Antheil. Es wurden nämlich außer den, zu diesem Markte sonst am Alexander- und Petri-Platze errichteten, zwey extra-Waagen, die mit den gewöhnlichen zwey Rathswaagen allemal während der Dauer des Marktes, so lange es nöthig war, zu dem Woll-Verwiegen angewendet wurden, von dem Magistrate erst die dritte und zuletzt die vierte extra Waage, in der Gegend des Alexander-Platzes, zu dem angegebenen Behufe, aufgerichtet und durch eingesetzte Administratoren verwaltet.

Nach Lage der hier geführten Waage-Register, sind während des diesjährigen Wollmarktes 96,101 schwere Stein Wolle hier eingegangen. Das im vorjährigen Markte hieher gebrachte Wollquantum betrug 95,970 schwere Stein 3 Pfund. Es sind also in diesem Markte 2130 schwere Stein 19 Pfund mehr hier eingebracht worden.

Mit geringer Ausnahme sind die Preise in diesem Wollmarkte, denen im Jahre 1818, die damals als eine in den preuß. Staaten nie erhörte Sache angesehen wurden, ziemlich gleich gekommen. Sie standen in jenem Jahre, wo die Qualität der Wolle nur nach 3 Graden abgestuft war:

a) Für die feine Sorte p. Stein von 20 — 46 Rthr.
b) — — mittel — . — — 13 — 28 —
c) — — ordinäre — . — — 8 — 15 —

In dem diesjährigen Markte wurde

a) Die feinste Sorte p. Stein von 23½ — 45 Rthr.
b) — weniger feine — . — — 22 — 28 —
c) — mittel — . — — 15 — 21½ —
d) — ordinäre — . — — 6¼ — 14 —

bezahlt.

In dem vorjährigen Markte hatte

a) Die feinste Sorte p. St. den Preis v. 28 bis 33 Rthr.
b) — weniger feine — . — — — — 17 — 26 —
c) — mittel — . — — — — 9 — 16 —
d) — ordinäre — . — — — — 6 — 8 —

nur erreicht. Es haben daher die diesjährigen Wollpreise, die vorjährigen weit übertroffen.

Am höchsten, in Verhältniß gegen die Jahre 1819 und 20 ist die feinste Wolle in dem diesjährigen bezahlt worden, und es sind mehrere Fälle vorgekommen, daß Verkäufer sich davon den Stein 12 Rthr. höher, als in den beiden letzten Märkten, haben berechnen können. Hauptsächlich ist eine große Lebendigkeit in dem diesjährigen Marktverkehr durch den Einkauf der feinen Wolle für englische Rechnung, gebracht worden. Aber auch der größere Zusammenfluß von in- und ausländischen Käufern, hat daran seinen unverkennbaren Antheil.

An ausländischen Kaufleuten waren diesmal hier: 2 aus Braunschweig, 1 aus Bremen, 1 aus Dessau, 6 aus Hamburg, 1 aus Köthen, 7 aus Leipzig, 1 aus London, 1 aus Wolfenbüttel und 1 Fabrikant aus Leipzig. Inländische Kaufleute wurden 28 und inländische Fabrikanten 81 gezählt. Der Betrag der, von dem Londoner Kaufmanne allein, erhandelten Wolle, kann auf anderthalb Millionen Thaler veranschlagt werden.

An unverkauft gebliebener Wolle sind diesmal

nur 356 schwere Stein hier niedergelegt worden. Im vorjährigen Markte betrug die unverkauft gebliebene und hier aufgelegte Wolle 9090 schwere Stein 10 Pfund.

(Beilage, zum 90. Stück der Allg. Preuß. Staats-Zeitung Julius 1821.)

4. Woll- und Schaf-Verkauf aus den k. Preußischen Staats-Schäfereien.

Nach den von der General-Intendance der königl. Stammschäfereien, über den Ausfall der zu Frankenfelde, Panthen und Posen abgehaltenen Bockaukzion und über den Woll-Ertrag erwähnter Schäfereien eingekommenen Nachrichten, war der Frankenfelder Wollgewinn diesmal sehr gering, da beinahe 400 Stück Mutterschafe und Böcke, zur Aukzion, mit der Wolle zurückblieben, und nicht geschoren worden waren. 62 Stein Wolle, von 521 Schafen und 30 Böcken wurden zu 40 Rthr., 20 Stein Lammwolle von ungefähr 400 Lämmern zu 20, auf dem Berliner Wollmarkte verkauft.

Die zur Aukzion gekommenen Störe wurden nach ihrer Feinheit in 3 Klassen aufgestellt, und mit dem Vorgebot der 1. Klasse zu 30 Rthr., der 2. zu 20 Rthr. und der 3. zu 10 Rthr., öffentlich versteigert. Die Mehrgebote sind von 12 Gr. an angenommen worden. Der Durchschnitts-Preis der Böcke war 33 Rthr. 23 Gr., der der Mutterschafe, welche in Kabeln zu 10 Stück aufgestellt waren, 12 Rthr., von jenen sind im Ganzen 53 Stück, von diesen 180 Stück verkauft. Die höheren Preise der Böcke waren 60—62 Rthr. Einer ging auf 105 Rthr.

Die Stammschäferei Panthen hat ihre Wolle vor dem Markte zu 50 Rthr. verkauft. Die Anzahl der Steine ist nicht mitgetheilt. Die zu verkaufenden Störe waren ebenfalls in 3 Klassen aufgestellt, jedoch blieben die Gebote willkührlich.

Der Durchschnitts-Preis der in Panthen verkauften 71 Störe war 25 Rthr. 9 Gr. 6 Pf., der der 160 Mutterschafe 6 Rthr. 22 Gr. 4 Pf., der höchste Preis kam auf 135 Rthr.

Der Durchschnitts-Preis der nach Posen gesandten und dort verkauften 54 Störe war 26 Rthr. 16 Gr. 9 Pf., und der der 99 St. Mutterschafe 10 Rthr. 16 Gr. 3 Pf.

Die in Frankenfelde übrig gebliebenen Störe werden jetzt, ohne Wolle, nach den früher festgestellten Klassen und Preisen, als der 1. Klasse zu 30 Rthr. rc. rc. aus der Hand verkauft. Jedoch bleibt die Auswahl in den Klassen den Käufern überlassen.

(103tes Stück der Allg. Preuß. Staats-Zeitung August 1821.)

5. Preise im Oktober 1821 nach Berliner Maaß und Gewicht.

Der Scheffel	Weizen.			Roggen.			Gerste.			Haber.		
	Rthlr.	Gr.	Pf.	Rthlr.	Gr.	Pf.	Rthlr.	Gr.	Pf.	Rthlr.	Gr.	Pf.
In Amsterdam	2	14	—	1	12	—	1	1	6	—	14	—
— Aurich	2	16	—	1	14	—	1	5	—	—	19	—
— Bayonne	2	12	—	1	13	—	1	10	—	1	4	—
— Böhmen	2	4	7	1	5	9	1	4	7	—	15	3
— Emden	2	14	—	1	17	—	1	3	—	—	17	—
— Freiburg	1	23	—	1	1	—	—	22	—	—	16	—
Im Hannövrischen	2	18	—	1	9	—	1	6	—	—	18	—
In Helmstädt	1	16	—	1	3	—	—	22	—	—	16	—
— Krakau	1	16	3	1	14	—	—	21	9	—	10	—
— München	2	8	—	1	4	10	—	23	3	—	17	—
— Nürnberg	2	2	3	1	4	6	1	—	—	—	16	6
— Paris	2	14	—	1	6	—	1	4	—	1	—	—
— Wien	1	17	—	1	6	—	—	22	—	—	17	—
— Zerbst	1	14	—	—	23	—	—	19	—	—	13	—

Vergleichung.

Niedrigster Stand.				Höchster Stand.				
Weizen	1 Rthlr.	18 Gr.	(Zerbst).	Weizen	2 Rthlr.	18 Gr.	(im Hannövrischen.)
Roggen	„	23 Gr.	(Zerbst.)	Roggen	1 „	17 „	(Emden.)
Gerste	„	19 Gr.	(Zerbst.)	Gerste	1 „	10 „	(Bayonne.)
Haber	„	10 Gr.	(Krakau.)	Haber	1 „	4 „	(desgl.)

(Allgem. Preuß. Staatszeitung Nro. 145. Dezemb. 1821.)

31. Landwirthschaftliche Berichte.

Preußen.

1. Ostpreußen.

Königsberg. Sommer-Getreide-Erndte erst am Schlusse des Oktobers vollendet. Winter-Getreide vorzüglich im Ermelande fehlgeschlagen; Kartoffeln, Buchweizen und Grummet unter den Erwartungen. Winter-Felder überall bestellt; Saat hie und da vom Kornwurme befallen.

Gumbinen. Die Winter-Saat trefflich eingegrünt.

2. Westpreußen.

Danzig. Die Saaten sind zum Theil aufgegangen, und versprechen gutes Wachsthum.

3. Brandenburg.

Potsdam. Die jungen Saaten allgemein vortrefflich aufgegangen. Die Heu-Erndte der Nachmaht bey dem schönen Wetter gut beendigt, Ertrag indessen nur gering; das gewonnene Heu meistentheils ohne Kraft und nicht gedeihlich.

Frankfurt. Zweyte Heu-Erndte im Ganzen ziemlich gut. Kartoffeln wenig ergiebig; Winter-Saaten vortrefflich, nur viele Feldmäuse.

4. Pommern.

Stettin. Die Witterung hat auf die landwirthschaftlichen Arbeiten und die Winter-Saaten einen wohlthätigen Einfluß gehabt.

Köslin. Die nun beendigte Erndte fiel vorzüglich im Einschnitte des Sommer-Getreides ergiebig aus. Kartoffeln an den meisten Orten gut gelohnt; Roggen im Strohe reichhaltiger als in Körnern. Winter-Saat überall sehr gut aufgelaufen, und gibt erfreuliche Hoffnungen. Auch die Honig-Erndte ist reicher, als in den besten früheren Jahren ausgefallen.

Stralsund. Die Erndte ward erst um die Mitte Oktobers vollbracht; im Ganzen ist sie über mittelmäßig ausgefallen; nur ist leider ein großer Theil der Feldfrüchte verfault und verdorben eingebracht, und nur zum Futter und Unterstreuen für das Vieh brauchbar. Der zweyte Heu-Ertrag sehr gering und von schlechter Beschaffenheit. Die Wintersaat ist fast überall beendigt; die schon aufgegangene Saat zeigt einen üppigen und kräftigen Wuchs.

(Fortsetzung folgt.)

32. Anfragen.

1. Lehrkanzeln der Haushaltungskunde.

Auf welchen Universitäten oder Akademien in und außer Europa bestehen Lehrämter der Haushaltungskunde? (nicht Landwirthschaftslehre.) In welchem Jahre wurden die ersten Vorlesungen über Haushaltungskunde gehalten, und von welchen Professoren?

2. Weinertrag?

Welche Sorte Weinstöcke trug bey gleicher Behandlung in einem und demselben Weingarten im Jahre 1821 den meisten Wein? Welche sind die charakteristischen Kennzeichen dieser Weinstöcke? Wie wurden diese bearbeitet und gepfleget? Welches waren die Resultate des Ringelschnittes? Wie verhielt sich die Quantität des Weines der Ortliebischen (Reichenweyher, Oettinger, Dürkheimer) Weinstöcke gegen andere?

Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung. Gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerei.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Februar. — Nr. 10. — 1822.

33. Weinbau.

Die Rebschulen zu Rexing und Würnitz.
(Vergleiche S. 228. des 5. Hefts des 21. Bdes.)

Die ökonomische Pflanzenkunde hat zwar in den letzten Jahrzehenden große Fortschritte gemacht; demungeachtet sind noch manche wichtige Zweige derselben zurückgeblieben. Dahin gehören vorzüglich die unter zahllosen Namen vorkommenden Rebsorten. Jeder denkende Weinpflanzer empfindet den Mangel, der hier die Oenologie drückt; empfindet die Schwierigkeit, sich nur in der Entfernung weniger Stunden über die Varietäten des Weinstocks verständlich zu machen; da dieselbe Sorte mit den verschiedensten Benennungen, dagegen ganz verschiedene Sorten nicht selten unter der nämlichen Benennung vorkommen. Allgemein fühlbar ist das Bedürfniß nach einer systematischen Classifikation und festeren Nomenklatur in dieser Hinsicht, fühlbar nicht bloß für uns, sondern für die ganze ökonomische und gebildete Welt. Einen Beleg hievon gibt das, von Don Simon Roxas Clemente zu Madrid über diesen Gegenstand erschienene vortreffliche Werk, dessen Verpflanzung auf heimischen Boden wir dem für die Vaterlandskultur, für alles Große, Gute und Nützliche rastlos thätigen kaiserl. Prinzen, des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann rc. kaiserl. Hoheit, verdanken. Der sachkenntnißvolle Ausschußrath der kais. kön. Landwirthschafts-Gesellschaft in der Steyermark, Herr Anton Albert, Freyherr von Mascon, hat der Wissenschaft durch die Uebersetzung dieses Werkes ins Teutsche einen sehr wesentlichen Dienst geleistet. Allein so schätzbar es auch ist; so enthält es doch bloß die Varietäten Andalusiens, und hilft also dem Bedürfnisse unseres Vaterlandes nicht ab.

Nur durch vieljährige mühevolle Sammlung, durch Zusammenstellung und gegenseitige Vergleichung der Reben in allen ihren Charakteren kann in das Chaos der Arten und Abarten des Weinstockes und derselben Benennungen Ordnung gebracht werden. Auch die genaueste Beschreibung allein ist dazu nicht hinreichend; weil die Merkmale sich oft sehr wenig unterscheiden, und weil es oft äußerst schwierig ist, die charakteristische Abweichung aufzufinden. Darum habe ich schon im Jahre 1817 sowohl in Zeitschriften, als auch in einem besondern gedruckten Aufruf die Weinpflanzer der gesammten östreichischen Monarchie eingeladen, mir die in ihrer Gegend kultivirten Reben mit Angabe der üblichen Namen, der Kultur und Benützung derselben zur Errichtung einer Rebschule einzuschicken. Jährlich habe ich Beiträge dazu erhalten, und jährlich in den vorliegenden geschätzten, und in andern öffentlichen Blättern über den Fortgang des Unternehmens Nachricht gegeben. Auch heuer bekam ich mehrere Sendungen, unter welchen sich vorzüglich jene des k. k. Herrn Hofrathes und wirklichen Kämmerers Herrn Demetrius von Görög, Vorsteher der Kammer Seiner kais. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Franz rc. durch Reichhaltigkeit und Seltenheit auszeichnet, wofür ich dem verdienstvollen Herrn Einsender mit der wärmsten Erkenntlichkeit hier öffentlich meinen Dank darbringe. Herr Hofrath von Görög besitzet in sei-

nem Freyhofe zu Grinzing, unweit Wien, eine ausgedehnte und zahlreiche Sammlung von Reben aus den berühmtesten Weingebirgen der östreichischen Monarchie und aus dem Auslande, insbesondere aus Frankreich, Italien und aus den Gegenden vom Rhein, die er mit seltener Sachkenntniß und rastlosem Eifer zusammengebracht hat. Er hatte die Güte, mir für die Rebschule zu Nexing und Würnitz in diesem Jahre 59 Sorten, theils in bewurzelten Setzlingen, theils in unbewurzelten Reben mitzutheilen, welche alle sehr gut angetrieben haben, und zum Fortkommen die gegründetste Hoffnung geben.

Einen zweyten, ebenfalls sehr schätzbaren Beitrag erhielt ich von dem k. k. nied. östr. Regierungsrathe und Direktor der sämmtlichen k. k. Hofgärten, Herrn von Boos aus den k. k. Hofgärten: er übersendete mir zwar nur 4 Sorten, jedoch in zahlreichen Exemplaren, welche gleichfalls sehr gut angetrieben haben.

Das Entstehen und die gemeinnützigen Bemühungen des von der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde begründeten pomologischen Vereins zu Brünn sind den Lesern dieser Blätter ohnehin bekannt. Der genannte löbl. Verein, welcher auf dem Franzensberge zu Brünn in gleicher Absicht eine Rebschule errichtete, hat mir das liberale Anerbieten gemacht, durch einen wechselseitigen Austausch der entbehrlichen Reben-Exemplare unsere Sammlungen gegenseitig zu vermehren. Indem ich dieses Anerbieten mit dem lebhaftesten Danke annahm, darf ich bei dem allgemein verehrten, ruhmwürdigen Eifer des pomologischen Vereins, und der k. k. mähr. schlesischen Ackerbau-Gesellschaft auf Vermehrung der Nexinger und Würnitzer Rebschulen um so mehr rechnen, als wir nach den bereits ausgetauschten Katalogen die Mittheilung der Reben-Exemplare schon im heurigen Winter und im nächsten Frühjahre zu beginnen übereingekommen sind.

Jene Weinpflanzer und Weingarten-Besitzer der östreichischen Monarchie, welche mir Beiträge an Rebensetzlingen mitzutheilen belieben wollen, ersuche ich dieselben entweder an mich nach Wien (wo ich im Winter in der Stadt unter den Tuchlauben Nr. 563. wohne) oder an meine Wirthschaftsämter nach Nexing (Post Gaunersdorf) oder nach Würnitz (Post Wolkersdorf) einzuschicken. Genaue Bezeichnung der Sorten und Angabe der Namen, unter welchen sie gepflanzt werden, ist für den beabsichtigten Zweck wesentlich.

Ich füge noch die Bitte bei, wo möglich bewurzelte Setzlinge, oder doch Reben mit vollkommen zeitigen und gesunden Augen auszuwählen, und die Sendungen gut zu packen; damit die nicht unbedeutenden Frachtspesen, Zeit und Mühe nicht vergeblich aufgewendet seyen. Wien am 16. Dezember 1821.

Franz Ritter v. Heintl,
Herr und Landstand in Oestreich u. Steyermark.

15
2

34. Landwirthschaftliche Maschinen.

Ueber den Ursprung des Pferde-Haakens, oder Haaken-Pflugs und dessen Gebrauch in Meklenburg.

Von Friedrich Gotthard von Boddien,
großherzogl. Meklenburgischem geheimem Domainenrath, kön. großbritt. Hannöverschem Regierungs-Commissionsrath, des kön. Französischen Lilienordens Inhaber; einem der Direktoren der Seeländischen Akademie der Künste und Wissenschaften; mehrerer gelehrten ökonomischen und patriotischen Gesellschaften wirklichem und Ehren-Mitgliede.

Aurich 1820.
(Mit Abbildung.)
(Verglichen Nr. 37. B. XXI.)

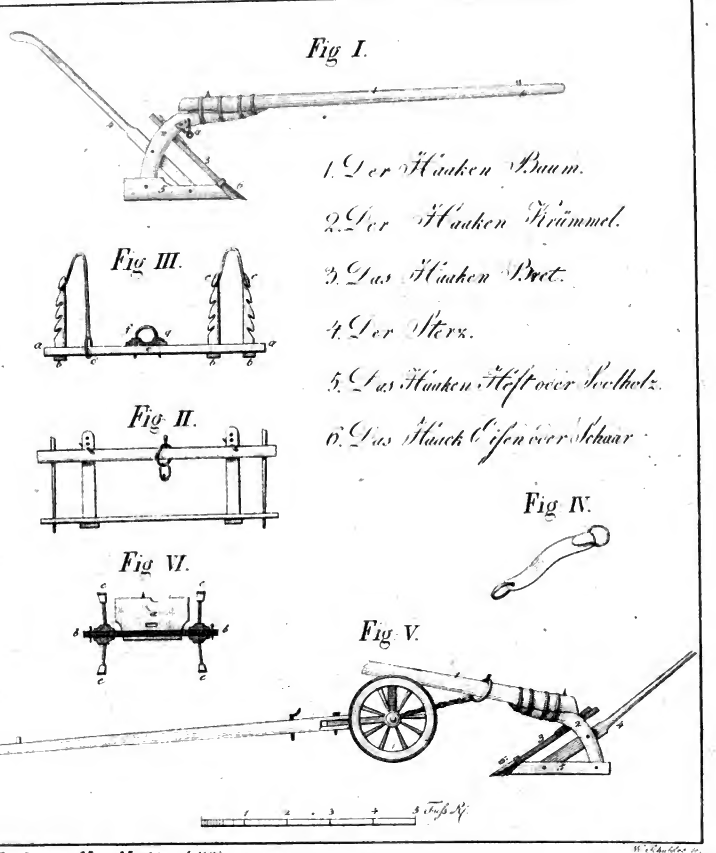
Continuo in silvis magna vi flexa domatur
In burim et curvi formam accipit ulmus aratri.
Huic a stirpe pedes temo protentus in octo,
Binae aures, duplici aptantur dentalia dorso
Caeditur et tilia ante jugo levis altaque fagus,
Stivaque, quae currus a tergo torqueat imos;
Et suspensa focis exploret robora fumus.

Virg. Georg. vers. 169. etc.

I. Ueber den Meklenburgischen Haaken im Allgemeinen.

Um über den Ursprung und den Gebrauch des Pferde-Haakens, oder Haaken-Pflugs nach dem im Oktoberheft 1816 der Oekonom. Neuigkeiten des Hrn. Wirthschafts-Raths André Nr. 50. geäußerten Wunsche des Hrn. Verfassers eines Aufsatzes




Fig I.
1. Der Haaken Baum.
2. Der Haaken Krümmel.
3. Das Haaken Bret.
4. Der Sterz.
5. Das Haaken Heft oder Soolholz.
6. Das Haack Eisen oder Schaar.
Fig III.
Fig II.
Fig IV.
Fig VI.
Fig V.
1 2 3 4 5 Fuß

über die landwirthschaftliche Topographie des Saazer Kreises in Böhmen genügende Auskunft, und deutliche Ansicht gewähren zu können, muß man auf das unter dem Namen: Meklenburgischer Haaken, bekannte, sehr vortheilhafte Ackerwerkzeug, und dessen Abbildung Bezug nehmen; von welchem Amtmann Schumacher schon im Jahre 1774 eine besondere Abhandlung mit Kupfern herausgegeben, und ich nach Grundlage derselben, aus eigener Erfahrung von der großen Vorzüglichkeit dieses Ackerwerkzeuges überzeugt, bei Gelegenheit des praktischen Versuchs dasselbe statt des kostbaren Pflugs auch in Holland einzuführen, im Jahre 1809 eine ausführliche Beschreibung in holländischer Sprache gegeben habe.

In Betreff der Konstruktion, des Gebrauchs und der wesentlichen Vorzüge dieses berühmten Acker-Geräthes auf die erstgedachte vortreffliche Abhandlung verweisend, führe ich von dessen Ursprung und Einführung in Meklenburg hier kürzlich nur so viel an, wie zur nähern Kenntniß des fraglichen Pferde-Haakens oder Pflug-Haakens erforderlich ist.

Vergleicht man die ganze Figur, und die einzelnen Theile des Meklenburgischen Haakens nach der unter Fig. I. beigefügten Abbildung mit der Beschreibung, welche uns Virgil in seinem Gedichte über den Landbau vom 160ten Verse an, von dem damals gebräuchlichen Pfluge giebt, wovon ich die sprechendsten 7 Zeilen diesen Blättern in der Ursprache vorgesetzt habe; so scheint es mir keinem Zweifel unterworfen, daß der Meklenburgische Haaken römischen Ursprungs ist. Weil aber die barbarischen Völker, die sich der Ueberbleibsel des großen römischen Reichs bemeisterten, keine Liebhaber vom Ackerbau waren, und deßhalb auch die landwirthschaftlichen Erfahrungen, Wirthschafts-Methoden und Ackergeräthe von ihnen wenig werthgeschätzt und berücksichtigt wurden; so ist auch der von Virgil beschriebene Pflug in Vergessenheit gerathen.

Nimmt man nun in Betracht, daß zur Zeit der Völkerwanderungen am Ende des 5ten Jahrhunderts, ein slavischer Volksstamm, die Wenden, einen großen Theil von Teutschland in Besitz genommen, und daß die alten berühmten Wenden auch die ersten bekannten Bewohner Meklenburgs sind, von welchen die jetzigen Regenten der Großherzogthümer Meklenburg in gerader Linie abstammen, und deßhalb noch den Titel: Fürst der Wenden führen, welchen ihr durchlauchtigster Ahnherr Pribislaus II., der letzte 1161 regierende König der Obotriten zuerst sich beigelegt; erwägt man ferner, daß noch heut zu Tage Ackerbau und Viehzucht in den Gegenden, wo die Wenden sich niedergelassen, vorzüglich blühen, und daß das benannte Ackerwerkzeug fast nur bei den Völkern bekannt, und noch im Gebrauch ist, die von gedachtem Volke abstammen; so läßt sich mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Wenden, wo nicht die Erfinder, doch die Wiederhersteller dieses nützlichen, einfachen und wohlfeilen Ackergeräthes, und dessen Einführer in Meklenburg sind.

Die ältere Meklenburgische Geschichte schweigt sehr lange von diesem Werkzeuge; endlich aber findet man durch eine landesherrliche Verordnung vom Jahre 1646 bestimmt, daß ein Häker oder Arbeiter mit dem Haaken, jährlich an Lohn 10 deutsche Gulden, und 2 Paar Schuhe haben soll; also war das gedachte Ackerwerkzeug damalen schon unter diesem Namen in Meklenburg bekannt; und noch heut zu Tage theilt man daselbst die männlichen Dienstbothen für die Landwirthschaft in Pferde- und Häkerknechte ein, und letztere als die jüngern und schwächern erhalten geringern Lohn, und müssen sich zu Pferdeknechten hinauf dienen.

Ungeachtet des Gebrauchs des Haakens in Meklenburg in älteren Zeiten war derselbe doch nicht allgemein, sondern man bediente sich in mehreren Gegenden noch lange des gewöhnlichen Räderpfluges, und einige Dorfschaften und Aemter, deren Landbauer, wie es noch heutigen Tages nicht selten, sich von dem alten Schlendrian ungern trennen wollten, und gegen den Gebrauch des Haakens ohne Grund eingenommen waren, konnten nur, nachdem die Landesregierung sich von den großen Vorzügen des Haakens vor dem gewöhnlichen Pfluge völlig überzeugt hatte, durch deren weise und strenge Maßregeln zur Anwendung desselben vermocht werden. So wurde selbst nach einer Verordnung der herzogl. Kammer vom 22. Februar 1703 dem Amte S— anbefohlen, innerhalb 14 Tagen einen tüchtigen im Haaken erfahrnen Knecht zu gestellen, um

auch im besagten Amte das Haaken statt des Pflügens einzuführen.

Nachdem man sich durch wiederholte Proben und Erfahrungen von der Vorzüglichkeit des Haakens in Meklenburg durchgehends überzeugt, und der Landmann sich wohl dabei befunden; so hat der Haaken den Pflug in diesem Lande fast gänzlich verdrängt, und letzterer wird gewöhnlich nur zur Unterstützung des ersteren gebraucht, wenn man das Ackern aus irgend einem Grunde beeilen will, oder für die Pferde keine sonstige Wirthschaftsgeschäfte hat; am mehrsten geschieht dieß im Herbst beim Aufbrechen des Dreesches oder Weidelandes, damit von dieser Arbeit nichts zum Frühjahre übrig bleibe, sondern die umgestürzte Grasnarbe im Winter gut durchfrieren könne.

Für den Nutzen und die großen Vorzüge des Ochsenhaakens kann es wohl keinen stärkeren Beweis geben, als daß aus praktischer Ueberzeugung in einem Lande, wie Meklenburg, welches alle Arten von Ackergrund vom strengsten Kley bis zum dürresten Sand, Höhen und Niederungen hat, dessen reichste und fast einzige Erwerbquelle der Ackerbau ist, und wo die Landwirthschaft auf einer hohen Stufe der Kultur steht, man seit länger als 200 Jahren gedachtes Ackerwerkzeug fast ausschließlich gebraucht.

II. Ursprung und Gebrauch des Pferde-Haakens in Meklenburg.

Die Hypothese des geehrtesten Herrn Verfassers des vorerwähnten Aufsatzes, in Betreff der Etymologie des Böhmischen Perz-Haakens und der Entstehung des Pferde-Haakens selbst, wird in ersterer Rücksicht durch das Daseyn und die Bespannung des Meklenburgischen Pferde-Haakens bestätigt; auch kann es wohl seyn, daß nach der obgedachten Vermuthung die deutschen Herren auf ihren ehmaligen Commenden den Haaken anstatt der Ochsen mit Pferden bespannt, weil sie wähnten, daß nur das edlere Thier den Rittern, auch beim Feldbau zieme; aber in Meklenburg ist dieß grade nicht der Fall gewesen, sondern früherhin war die Anspannung der Pferde vor den Haaken nur bei solchen kleinen Ackersleuten, besonders den in den Landstädten wohnenden, zuweilen gebräuchlich, welche ihre ganze Feldarbeit mit wenigen ihnen zu ihren anderweitigen Geschäften unentbehrlichen Pferden bestreiten konnten. Nachdem aber die Rindviehseuche das ganze Land auch von den Zugochsen entblößt hatte, lehrte die Noth, die schon manche nützliche Erfindungen veranlaßt hat, auch auf den großen Landgütern die Pferde vor den Haaken zu spannen; und aus dem angeführten Grunde ist der Pferde-Haaken in den vormaligen Commenden in Meklenburg, Mirow und Nemerow, nicht eher wie im ganzen Lande im Gebrauch gewesen.

Da dieß Ackerwerkzeug aber wegen seiner anerkannten Vorzüge vor dem Pfluge in Betreff des Aufbrechens und Stürzens des Ackers noch gegenwärtig nicht nur bei den kleineren städtischen Ackersleuten, sondern in dem im ersten Abschnitt angegebenen Falle, auch auf den größern Gütern Meklenburgs im Gebrauch ist; so werde ich in dieser und der folgenden Abtheilung dessen Einrichtung und Verschiedenheit näher anzugeben bemüht seyn.

Da jede Anspannung voraussetzet, daß den Thieren die Last da aufgelegt werde, wo sie die mehrste Stärke oder Wirkungskraft haben, und daß die Einrichtung des Geschirrs dem Viehe weder lästig werde, noch ihren Körper verletze; so hat man den Ochsen das durch Fig. II. abgebildete Joch auf die Schultern gelegt, weil dieser Theil seines Körpers der stärkste ist, und im Fortschreiten nur eine geringe Bewegung erleidet; und diese Bespannung des Ochsenhaakens ist in Meklenburg fast allgemein; doch in einigen Gegenden, besonders an der Gränze von Pommern schieben die Ochsen den Haaken auch durch ein an den Hörnern befestigtes Joch. Die Pferde sind ganz anders gebaut, und zeigen ihre Stärke vorzüglich in der Brust; wenn also der Ochse die Last, welche er überwältigt, fortrückt oder schiebt; so braucht das Pferd seine Kraft mehr im Ziehen. Dieserhalb konnten die Pferde nicht in das gewöhnliche Ochsenjoch, wie Fig. II. zeiget, vor den Haaken gespannt werden, sondern man mußte die bei den Wägen gebräuchliche Vorrichtung bei dem Haaken anzubringen suchen; dieß geschah nun auf die Art, daß an den Haakenkrümmel bei a., wie Fig. I. zu sehen, ein Ring mit zwey Seitenblättern angenagelt wurde, in welchem eine, mit einem

Haaken versehene, gewöhnliche Wacht mit 2 Schwengeln eingehangen wird, und die Pferde wie vor einem Wagen angeschirrt werden können. Auf diese Art wird das Ackerwerkzeug, welches bei der Ochsenbespannung durch die Befestigung des Haupthebels, nämlich des Haakenbaums an dem Joche bei b. fortgeschoben wird, durch die bis zum Mittelpunkt des Instruments bei a. zurückgelegte Kraft fortgezogen. Weil aber die Spitze des Haakenbaumes bei b. doch einen Ruhepunkt haben muß; so kömmt zum Lager desselben eine zweyte Vorrichtung hinzu; solche besteht in dem durch Fig. III. angegebenen Pferdejoch oder Tragebalken. Das Kehlholz oder der Lagerbalken a — a gleicht dem des Ochsenjochs in Fig. II.

Weil aber die Pferde nicht wie die Ochsen durch die äußern Jochstücken eingespannt werden, sondern ihnen dieß Joch übern Hals gehangen wird; so finden sich in dem Lagerholze a — a vier Joch-Scheiden b., welche, wie die Zeichnung ausweiset, auf der äußern Seite eingekerbt sind, damit die Oesen oder Ringe des Trageriemens, welcher den Pferden über den Schultern liegt, darin gehangen werden können, wie bei C zu sehen ist.

Dieser Fig. IV. abgebildete Tragriem ist von Leder oder hanfene Gürten 3 bis 4 Zoll breit, und dessen Länge richtet sich nach der Stärke der Pferde, und nachdem die Jochscheiden hoch herauf reichen; die Kerben in den Jochscheiden verstatten, daß die Ringe des Tragriemens auf und nieder gehängt werden können, und also nach dem Bau des Haakens und des Pferdes die nöthigen Abänderungen zu treffen stehn.

Man hat auch in diesem Pferdejoche zuweilen nur die beiden äußern Scheiden angebracht, und in diesem Falle den Tragriemen soviel verlängert, daß er einwärts ganz bis zum Kehlholze reicht, über welches er mit einer Schlinge fällt, wie solches in Fig. III. bei d. angegeben ist. Diese letzte Einrichtung ist deshalb vorzuziehen, weil die Pferde sich zwischen den beiden Scheiden bei der ersteren, leicht scheuren, und die eine Scheide an der äußern Seite schon hinlänglich ist, um zu verhindern, daß die Pferde nicht mit den Köpfen auswärts lenken.

Auf dem Kehlholze ist der kleine ausgehohlte Klotz e. befestiget, der theils das Verschleißen des Kehlholzes abwendet, theils dazu dient, daß der Haakenbaum, wo er auf dem Kehlholze ruhet, nicht hin und wieder weichen kann; um solches vollends zu wehren, ist eine schwache etwa ¼ Zoll dicke, krumm gebogene Wede oder Bügel bei g. und f. in den Klotz e. auf beiden Seiten gesteckt, so daß der Haakenbaum dadurch eingeklemmt lieget.

Aus dem Vorgesagten und den erläuternden Zeichnungen läßt sich die Einrichtung und besonders die Vorrichtung des Pferdehaakens so hinlänglich entnehmen, daß ich in dieser Rücksicht nichts weiter hinzusetze, als daß der Ochsenhaaken selbst hiebei gar keine Veränderung in Betreff seiner Bauart erleidet, sondern ganz so gebraucht werden kann, wie ihn Fig. I. darstellet, dessen nähere technische Beschreibung, wie vorgesagt, nicht hieher gehört.

III. Der Pflug-Haaken.

Die zweyte und gewöhnlichste Art des mit Pferden bespannten Haakens ist das mit einem Räder-Vorgestell mit Deichsel und Wachten wie beim Pfluge versehene Ackerwerkzeug, Pflughaaken oder Haakenpflug genannt, vor welchem 2 oder auch wohl 4 Pferde ohne Joch, auf eben angegebene Art gelegt werden. Die Benennung Pflughaaken hat dieß Ackerwerkzeug allein deßhalb erhalten, weil es ein ähnliches Vorgestell wie der Pflug hat, und der Haakenbaum auf dessen erhöheter Achse oder dem sogenannten Galgen desselben zwischen den Rädern ruht, und durch eine Kette mit demselben verbunden ist, wie Fig. V. in jeder der beregten Rücksichten deutlicher zeiget.

Der Haaken bleibt bei dieser Zusammensetzung unverändert bis auf den Haakenbaum, welcher anstatt sonstige 10 Fuß nur 5 Fuß lang zu seyn braucht. Uebrigens ist die Größe und Stärke dieses Haakens verschieden, nach Verhältniß des Bodens und der Bespannung mit 2 oder 4 Pferden, welcher erstere indeß, wenn der Ackergrund nicht gar zu strenger Kley, am mehresten gebräuchlich und am vortheilhaftesten ist, weil in diesem Falle das gewöhnlich aus 4 Pferden bestehende Gespann mit zweyen abgewechselt werden kann, und auch kein besonderer Pflugtreiber wie bei 4 Pferden erforderlich ist.

Der durch Fig. V. abgebildete Pflughaaken ist von

der Größe und den Verhältnissen, wie man ihn in Sandgegenden gewöhnlich braucht. Das Haakeisen ist nur 10 Zoll lang, und oben 8 Zoll breit.

Das Vorgestell, dessen Durchschnitt Fig. VI. darstellt, ist von dem des gewöhnlichen Pfluges darin verschieden

1) daß der Rumpf desselben a. 1 Fuß 4 Zoll, und zuweilen durch einen Aufsatz noch höher gemacht wird, welches nach dem Bau des Pfluges nicht nöthig ist.

2) Daß beide Räder c. von gleicher Höhe und von größerm Durchmesser sind, wie das höchste Pflugrad.

3) Daß die Achse b. länger wie die des Pfluggestells ist, um dadurch die Reibung, und das Auf- und Niederziehen des Haakens, welches durch das auf dem unebenen Acker gehende Rad leicht verursacht wird, möglichst zu vermindern.

Die vorbesagte Anspannungsart der Pferde an der Deichsel anstatt ins Joch, ist durchgehends vorzüglicher gefunden worden, weßhalb man beinahe allgemein in Meklenburg und Pommern diesen so bespannten Pflughaaken dem im zweyten Abschnitt beschriebenen Pferdehaaken vorzieht.

IV. Der einspännige Haaken.

Außer den in den vorhergehenden Abschnitten näher angegebenen Ochsen- und Pferdehaaken, welche in der Regel mit 2 Zugthieren bespannt werden, hat Mangel an Letztern dazu geführt, dieß Ackerwerkzeug so einzurichten, daß es auch mit Einem Pferde oder Einem Ochsen bespannt werden kann, vermittelst einer Kluftdeichsel und sonstigen Modifikationen; aber so gut die damit gemachten Versuche auch an und für sich ausgefallen sind; so wird doch dadurch der Hauptzweck des Landmanns nicht völlig erreicht, weil Ein Pferd, wenn es auch noch so stark ist, die Arbeit mit diesem Haaken in schwerem Boden nicht lange aushalten kann; da hingegen in leichtem Boden und mürben Acker diese Bespannung wohl ausreicht. Daß aber Ein Ochse in schweren Gründen den Haaken gemächlicher schieben kann, wie Ein Pferd denselben ziehn, und diese Arbeit länger aushalten kann, ist durch die Theorie der Kraftanwendung und Wirkungsart erwiesen, und läßt sich auch durch den langsamen gleichmäßigen Gang des Ochsen erklären.

Obgleich nun dieses einspännige Ackerwerkzeug bei der Bestellung großer Landgüter nicht sehr vortheilhaft seyn kann, weil auf selbigen oft schwerer und leichter Boden durch einander liegt, und weil der Vortheil einer solchen Wirthschaft hauptsächlich darin beruht, viel Vieh und wenig Menschen zu halten; so ist doch ein solcher einspänniger Haaken oder Pflug für diejenigen Gegenden sehr zu empfehlen, wo das Ackerland in so kleinen Parcellen vertheilt ist oder bewirthschaftet wird, daß der Platzbesitzer außer seinem Bestand an Milchkühen nur wenig Zugvieh weiden oder füttern kann; und für den angehenden Colonisten, dem in den leider noch so extendirten, incultivirten Heiden und Mooren vieler Länder nicht mehr Fläche einzuräumen seyn dürfte, als er seiner gewöhnlichen Armuth nach, mit einem Zugochsen bestellen kann, giebt es kein angemesseneres Ackerwerkzeug, wie dieß gedachte einspännige.

V. Der Wechselhaaken.

Ueber die in Meklenburg Statt findende Anwendung der Abwechslung des Gespanns beim Gebrauch der vorbesagten Ackerwerkzeuge glaube ich, als zur vollständigen Uebersicht dieses Gegenstandes gehörend, hier noch anführen zu müssen, daß sowohl, um dem Viehe des Tages über gewisse Ruhestunden zu verschaffen, als zur Erleichterung und Beförderung der Arbeit, man gewöhnlich das Zugvieh täglich dreymal wechselt; denn in kurzen Tagen ist die durchgehende Arbeit mit schwachem Gespann von 6 bis 7 Stunden, und in langen Tagen mit stärkerm Gespann von 8 bis 9 Stunden bei dreystündiger Mittagszeit das höchste, was von einem einzelnen Gespann erreicht werden kann, und solche dennoch für das Vieh sehr beschwerlich. Desto mehr, und bei geringerer Anstrengung, beschafft dagegen der Wechselhaaken oder Wechselpflug, wegen des Abwechselns der Ochsen oder Pferde so genannt, indem man für jeden Haaken oder Pflughaaken 4 Ochsen oder 4 Pferde, wovon zur Zeit nur 2 angespannt werden, und nur eines Arbeiters bedarf.

Der Amtmann Schumacher drückt sich über den Wechselhaaken folgendermaßen aus: „Mit Aufgang der Sonne bei langen Tagen früh um 3 höchstens 4 Uhr spannet der Knecht an; er arbeitet bis 8 Uhr, gegen welche Zeit 2 frische Ochsen zur Ablösung der er-

sten herbeigebracht werden. Bei diesem ersten Wechseln nimmt der Häker sein Morgenbrod zu sich, wobei er jedoch nur eine Viertelstunde verweilen darf. An die Wechselzeit gewöhnen sich die Ochsen dergestalt, daß sie im Haaken zu brüllen anheben, wenn die Ablösung nicht zur rechten Stunde eintrifft. Da gewöhnlich mehrere Haaken auf einem Felde zusammen arbeiten, so werden soviel Paar Ochsen zum Abwechseln, als Haaken an dem Orte im Gange sind, nachgetrieben; und jeder Ochse kennt sein Joch schon, und findet sich, sobald nur der erste Ochse ausgespannt ist, neben dem Haaken auf der Seite ein, wo er hingehört. Mit dem Aus- und Einspannen verstreichen kaum 2 Minuten. Der Bursche oder die Magd, welche die Wechselochsen gebracht hat, treibt die abgelösten zum Futter oder zur Weide zurück. Die neu angespannten Thiere arbeiten dann ununterbrochen von 8 bis 12 Uhr fort, worauf die ersten Ochsen zur Ablösung wieder kommen. Der Treiber bringt dem Häker zugleich das Mittagsessen mit, wozu ihm eine Stunde eingeräumt ist. Um 4 Uhr Nachmittags wird zum Drittenmal gewechselt, und Abendbrod gegessen, und dann währt die Arbeit bis 8 gegen 9 Uhr Abends. Bei langen Tagen dauert also die Wechselarbeit Vormittags 7 bis 8 Stunden, und stehet der Häker alsdann täglich 17 Stunden in anhaltender Arbeit. Hiernach nun, und wegen des raschen Fortschreitens der Arbeit mit Vieh, das durch die Ruhe neue Kräfte erlangt hat, beschaffet in den längsten Tagen Ein Wechselhaaken nicht nur mehr wie zwey einzelne Haaken, sondern da diese Arbeit durch ein und denselben Knecht mit 2 Paar Häuptern Vieh, das einander 2mal ablöset, verrichtet wird, so beruht auch darin ein wesentlicher Vortheil.

Da im Kleinen bei solcher Abwechselung des Zugviehes ebenmäßig Vortheil ist; so würde es auch für den Hausmann oder den Colonisten, wenn er selbst soweit gefördert ist, 2 Haupt Zugvieh halten zu können, anräthlich seyn, bei seinem einspännigen Ackergeräthe zu bleiben, und das Vieh nur abwechselnd einzuspannen.

Gotthard Boddien.

Anmerkung. Der Herr Verfasser, dem ich für diese Mittheilung meinen gebührenden Dank abstatte, wird sich aus Nr. 37. des 21sten Bdes überzeugen, daß der im Saazer Kreise übliche Perzhaken, so wie das Verfahren damit, doch noch ganz etwas anders ist.

Ich bitte und wünsche, daß Sachkenner die weitern in unsern Staaten üblichen Arten des Hakens, z. B. unser Radlo, vergleichend und abweichend, mit den hier und N. 37. beschriebenen, so wie deren eigenthümlichen Vortheile und Zwecke bei den verschiedenen Arten des Bodens und der Feldarbeiten darstellen. Zuletzt wäre eine theoretisch-praktische vergleichende Kritik ihrer aller zu wünschen.

Der Herausgeber.

35. Gemeinnützige Vorschläge.

Pomologische Dorfschulen, oder Aufforderung zum Unterrichte in der Obstkultur.

Es besteht schon auf einigen Herrschaften Böhmens die gute und gemeinnützige Einrichtung, daß den größern Knaben ein einfacher und kurzer mit Anwendung verbundener Unterricht in der Pomologie ertheilt wird, welcher bei diesen neuen Generationen einen bleibenden, und für die Zukunft wirksamen Eindruck macht.

Um so mehr möchte ich zur Beförderung und Verbreitung dieses schönen Zweiges der Landwirthschaft, unter dem Landvolke die allgemeine Einführung solcher pomologischer Unterrichtsstunden vorschlagen.

Damit aber dieser Unterricht gründlich und richtig sowohl theoretisch als praktisch ertheilt werden könne, müßte zuerst beim Lehrer angefangen, und derselbe durch anerkannte in jedem Kreise dazu zu bestimmende Pomologen in diesem Fache geprüft werden.

Es müßte daher bei Verleihung der Lehrerstellen von Seite der Obrigkeiten und geistlichen Behörden darauf gesehen werden, daß jeder Lehrer die Prüfung aus der Obstbaumzucht nebst praktischen Proben richtig und gut abgelegt habe, und sich hierüber legal ausweise.

Zum Behufe dieses Unterrichts müßte jeder Schule ein kleiner Garten, oder ein kleines Stück Feld von der Obrigkeit gewidmet werden, so wie bereits auf der k. k. Staatsherrschaft Schurz in Böhmen der selige und rühmlichst bekannte Beförderer der Landwirthschaft, Herr

Oberverwalter Braum *) der dasigen Schule zum Obstbaumunterrichte einen eigenen Obstgarten verschaffte.

Ist nun dem geprüften Lehrer diese Gelegenheit gegeben, so hätte er die Anlage der Baumschulen pflichtmäßig zu übernehmen, und für die Erhaltung und Veredlung der Bäume in denselben zu sorgen, wozu ihn die Herrschaft mit edlen Obstsorten unterstützen könnte.

Nach diesen Voranstalten müßte der Unterricht in der Pomologie wöchentlich 1 oder 2mal, den größern Knaben mit möglichster Einfachheit und Begreiflichkeit ertheilt, und die von der Jugend gemachten Fortschritte in der Obstkultur einer jährlichen Prüfung unterzogen werden, welcher die bei Schulprüfungen stets gegenwärtigen Amts- und geistlichen Vorsteher beiwohnen könnten.

Zur Aufmunterung könnten den geprüften, und sich ausgezeichneten Knaben kleine Prämien, die ich der Beurtheilung und Freigebigkeit der Obrigkeiten und Vorsteher überlasse, abgegeben, und öffentlich vertheilt werden.

Auf diese Art würde in vielen Gegenden, wo die Obstkultur noch wenig betrieben wird, diese eingeführt, und in andern neu belebt werden können.

Sollte mein Vorschlag nur bei enigen Wohldenkenden den gewünschten Eingang finden, so würde ich mich glücklich fühlen. Schurz den 8. Sept. 1821.

Anton Preißler,
Waisen- und Steueramtsschreiber in Schurz.

Anmerkung. Am zuverläßigsten würde die raschere und allgemeinere Ausführung dieses unverkennbar nützlichen, auch von Vielen schon dafür anerkannten Vorschlags durch eine Zusammenstellung der Thatsachen mit den dadurch erlangten, wesentlichen Vortheilen bewirkt werden, welche hierüber schon existiren. In Böhmen, Mähren und anderen Ländern ist bereits viel dafür geschehen. Jeder wird wissen, was in seinem Kreise vorhanden ist. Ich selbst habe viele Daten dazu im Patriotischen Tageblatte, in meinen Kalendern und Journalen geliefert. Ich fordre daher auf zu

Beiträgen zu einer pomologischen Geographie,

damit wir die pomologischen Lichtpunkte der verschiedenen Provinzen kennen lernen; die dunkeln Schatten-Parthieen ergeben sich dann von selbst als Berufs-Felder zum Wirken für die rechten Männer. Zu ihrer Erleichterung muß man ihnen in diesen Beiträgen sagen: 1) Wer hatte das Verdienst der ersten Idee? 2) Wer führte sie aus? 3) Durch wen und wie unterstützt? 4) Seit wie lange und mit welchem Erfolg? 5) Wie der gegenwärtige Stand? 6) Mit welchen ökonomischen (in Zahlen nachgewiesen) und sittlichen Vortheilen in Absicht auf Thätigkeit, Baumschonung, Wohlhabenheit, Sinn und Freude an der Sache?

Der Herausgeber.

*) Von diesem höchst merkwürdigen Manne, diesem seltnen Muster eines handelnden Volksfreundes gab ich mehrere Nachrichten in den verschiedenen Jahrgängen meines Nationalkalenders. Aber viel Nachahmenswürdiges bleibt noch von ihm zu sagen übrig, und davon sollen die Leser mehr im Kalender für 1823 hören.

Der Herausgeber.

36. Anfragen.

Idolsberger Rübe.

Herr Ebersberg hat im Wiener Wanderer den Erfolg eines Versuchs mit dem Anbau der Idolsberger Rübe, deren Gewicht oft mehr als 15 Pf. beträgt, beschrieben, und zugleich die Oekonomen, welche einen gleichen Versuch gemacht haben, aufgefordert, die Resultate desselben öffentlich bekannt zu machen, weil die Kultur dieses Wurzelgewächses für die Landwirthschaft sehr wichtig scheint. Wären zu solchen Berichten und Erläuterungen die geschätzten und als gemeinnützig allgemein anerkannten, Oekonomischen Neuigkeiten nicht vorzüglich geeignet, und warum kam dieser Gegenstand bis itzt darin nicht zur Sprache?

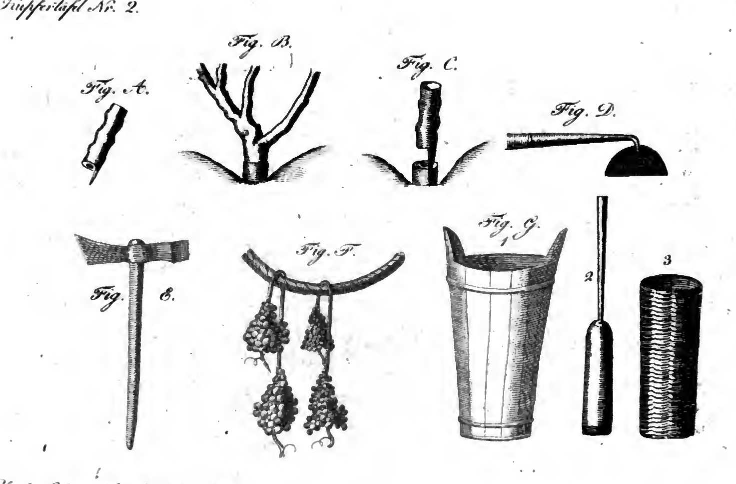
Wien. Oktober. 1821. E.

Vorläufige Antwort.

Er kam bereits sehr oft zur Sprache, namentlich 1816 Nr. 2, 4. 1817 Nr. 9, 12 u. 59. 1818 Nr. 29, 42, 75. 1820 XIX. B. 5tes Heft. N. 25. 1821 XXI. B. 2tes H. Beil. 3. — Dann im Hesperus 1814. N. 63 u. 1821. B. XXVIII. N. 18.

Der Herausgeber.

Redakteur R. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.


Kupfertafel Nr. 2.
Fig. A.
Fig. B.
Fig. C.
Fig. D.
Fig. E.
Fig. F.
Fig. G.
1
2
3
Zu den Oekon. Neuigk. Nr. 11. 1822.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Februar. —— Nr. 11. —— 1822.

37. Weinbau.

46 Versuch über das Ganze des Wein-
11 baues in der Gegend von Preßburg, St. Georgen, Pösing, Modern.

Mit Abbildung.

(Fortsetzung von Nr. 13. B. XXI. 1820.)

Daß alle übrigen Getreide-, Feld- und Gartenfrüchte unter die Frucht gedüngt werden, würde Herr Zitter schwer beweisen; denn abgesehen davon, daß kein schon eingewurzelter Fruchtbaum unter die Wurzelfeinen Dung erhält, so zeigt es schon die Erfahrung, daß selbst bei dem sorgfältigsten Pflügen der Dung bei weitem nicht so tief in das Ackerland zu liegen komme, als die Wurzeln des Getreides, und der meisten Gartenfrüchte eingreifen. Es wird also im Grunde nur um und neben diesen Gewächsen gedüngt.

Der Dung soll seiner Bestimmung nach durch die Gährung der Erde neues Leben, neue Kräfte, mithin vermehrte Nahrung den Pflanzen mittheilen. Daß hiezu die äußere Atmosphäre und die Feuchtigkeit mitwirken, ja das Meiste beitragen müssen, ist bekannt. Beides aber, Luft und Wärme, Regen und Schnee wirken leichter ein, wenn der Dung nicht zu tief liegt, sondern nur durch eine mäßige Erddecke vor dem Ausbrennen verwahrt wird. Mithin liegt es am Tage, daß die Gewohnheit den Weinstock über seiner Wurzel zu düngen sehr zweckmäßig, und wie oben gezeigt wurde, die einzige wirksame Weise sey, den ganzen Weingarten bei Kräften zu erhalten.

Zum Pfropfen werden schon in der Weinlese die Stöcke gestreift oder bezeichnet, welche veredelt werden sollen. Gewöhnlich schneidet sie der Winzer einen oder zwei Schuhe über der Erde ab. Vor oder während dem Schneiden, werden die Reben gesammelt, welche gepfropft werden sollen, in kleine Bündel gebunden und im Keller ein Paar Zoll tief im Sande gesteckt und so aufbewahret.

Nach dem ersten Hauen nun, und zwar im April, schneidet sich der Winzer diese Reben zu, das heißt: er schneidet Stücke von 3 — 4 Augen, macht an dem dickern Ende einen Keil, jedoch so, daß die Rebe auf der einen Seite bis über den Kern oder das Mark gerade und scharf eingeschnitten wird, wie Figur A. zeigt, und steckt sie dann in einen mit Wasser halb gefüllten Topf.

Mit einer für die Arbeit eines Tages hinlänglich versehenen Anzahl solcher Reben geht er nun mit einer Pfropfsäge, mit einem scharfen Messer, mit einem kleinen Hammer, mit einem eisernen schmalen Keil und mit einer Haue versehen, in den Weingarten.

Hier umgräbt er den Stock, und öffnet ihn bis an die glatte Wurzelrebe Fig. B., schneidet ihn mit der Säge ab, glättet die abgeschnittene Stelle mit dem scharfen Messer *), und spaltet sie neben dem Mark. Diese Spalte wird dann mit dem eisernen Keile geöffnet, der Pfropfzweig mit seinem Keile so hinein ge-

*) Man vergleiche hierüber: Conrad über den Muster-Weinbau in der Aehrenlese des Georgikons I. 1. Heft. (Wien 1819 bei Strauß) pag. 105. u. ff. auch rücksichtlich anderer Stellen.

Der Herausgeber.

stellt, daß Mark auf Mark, und auf der einen Seite, Rinde auf Rinde zu stehen komme. Fig. C. Dann wird die Wunde mit einem Blatt, feiner mit Baumwachs und dann mit Erden bedeckt, so daß der Pfropfzweig sammt seinem untersten Auge in die Erde zu stehen komme. Diese Art den Weinstock zu veredeln ist die leichteste, sicherste und schnellste. Denn wenn die Arbeit mit Aufmerksamkeit verrichtet wird; so bleiben unter 50 Pfropfreisern wohl selten fünfe aus, sondern treiben schon im ersten Sommer ein Holz 3 bis 5 Schuhe lang. Im zweiten Jahre werden diese veredelten Reben vergraben, und so tragen sie schon im dritten Jahre nicht selten reiche und vollkommene Früchte. Oefters wird jedoch dieses Niedergruben erst in das dritte oder vierte Jahr verschoben, und die Rebe im zweyten und dritten Jahre zur Gabel gezogen, um zwei oder auch drei junge Stöcke durch das Eingruben daraus zu erziehen.

Diese Veredlungsart ist hier sehr beliebt. Nur Schade, daß viele Weingärten-Besitzer durch die hohen Weinpreise in den Kriegsjahren angezogen, nur auf tragbare, fruchtreiche Sorten, weniger aber auf gute Qualität Rücksicht nahmen, und daher ihren Weingarten nicht veredelten, sondern verschlimmerten. Der solide Wirth ließ sich indessen nicht verführen, und freuet sich nun seines edeln verkaufbaren Weines, der gesucht und gut gezahlt wird, während so viele Weinbesitzer über Mangel an Käufer klagen.

Während dieser Beschäftigung rückt nun allmählig:

Das Jäten und Binden

heran, welche Arbeit im Jahre 1818 in die zweite Hälfte des Monats Mai fiel, und von Weibspersonen verrichtet wird. Die junge Rebe erreicht nämlich nun schon eine Länge von 1 — 2 Schuhen, und die Trauben, die sich zuweilen schon nach dem 2ten und 3ten Blatte, in Mitteljahren aber zuweilen erst nach dem 4ten und 5ten Blatte zeigen, sind schon völlig sichtbar, auch zeigt sich an den Reben schon die Achselbrut *), und so ist denn die Zeit zum Jäten und Binden vorhanden.

Man kann das Jäten nicht übereilen, weil man warten muß, bis die Trauben sichtbar sind; darf es aber auch nicht zu sehr verschieben, weil die abgejätete Rebe viel schneller und freudiger wächst, und die Trauben die wohlthätige Einwirkung der Luft und Sonne genießen. Wenn die kleinen Träubchen zu sehr und zu lange im Busche eingehüllt bleiben, so verbleichen sie, reißen aus, d. h., sie verlieren die Beere und werden schütter, oder fallen ganz ab, weil die Blüthe sich nicht entwickeln kann. Wollte man vollends während der Blüthenzeit jäten; so würde man durch zu vieles Berühren den Blumenstaub abstreifen, und die Trauben zum Ausreißen zwingen.

Bei der Arbeit selbst wird sehr viel Vorsicht erfordert, daher sie nicht, wie es hie und da geschieht, durch leichtsinnige und unbesonnene Mädchen, sondern durch verständige Arbeiter, und nie ohne Aufsicht vorgenommen werden sollte. Der auf ein Auge abgeschnittene Stock treibt, wie bekannt, wenn er gesund ist, und auf gutem Boden steht, viele, zuweilen 6 bis 10 Reben. Diese werden nun beim Jäten einzeln untersucht, und alle traubenlosen bis auf 2, 3, oder 4, jenachdem der Stock jung oder kräftig ist, abgebrochen. Dann werden die stehen bleibenden von ihren überflüßigen Blättern von unten auf, und vorzüglich von der Achselbrut gereinigt. In Gegenden, wo die Weinkäfer häufiger sind als hier, müssen immer etwas mehr Blätter an den Reben gelassen werden, weil sie sich sonst alle an die Gipfel setzen, und sie abkneipen und verderben. Wenn es seyn kann, so läßt man gerne die Reben stehen, welche um den Kopf in gleicher Entfernung abstehen; wenn aber die Wahl durch die Trauben beschränkt ist, kann man hierauf nicht achten.

Auch die auf vier, fünf oder sechs Augen geschnittene Hecke, verliert alle traubenlosen Reben bis auf zwei, um für den Behuf des Eingrubens eine Gabel zu ziehen. Setzlinge aber werden in den ersten zwei Jahren blos gereinigt, aber fast gar nicht gejätet, um sie zu zwingen, sich in ihren Wurzeln zu stärken.

Die Arbeit wird in gebückter Stellung, nicht aber, wie in Rust, sitzend verrichtet. Das Jat, d. h., die abgekneipten Sprossen und Blätter, werden büschelweise zum Trocknen hingelegt, dann aber gesammelt, in Bündel gebunden, und zum Futter für das (vorzüglich ganz junge Rind-) Vieh aufbewahrt.

Nach dem Jäten läßt man die Weinberge nicht gerne über ein Paar Tage ungebunden stehen. Denn

*) Keime zu kleinern Nebenreben, welche zwischen den Blättern herauskommen, und die Hauptreben schwächen.

man hat beobachtet, daß zwar die Reben etwas freudiger wachsen, jedoch sehr leicht durch Winde abgebrochen und durch das Gehen abgestreift werden können. Auch gewährt die angebundene Rebe dem der Blüthe sich nähernden Träubchen mehr Schutz und Dach gegen Regen und Hagel.

Man bedient sich beim Binden des Roggenstrohes, welches an den Spitzen abgehackt, von den Aehren befreyt, eingeweicht und gut getreten wird. Bei anhaltender Nässe, auch sogleich nach einem Regen darf nicht gebunden werden, weil die Reben nicht so leicht austrocknen können, und daher das Laub gelb wird. Auch hütet man sich die Reben einzubauschen oder den Band zu feste anzuziehen, Blätter oder gar Trauben einzubinden; sondern man nimmt die einzelnen Reben, befreyt sie von der etwa wieder hie und da sichtbaren Achselbrut, vertheilt sie dann um den Stock, und bindet sie erst oben, dann aber auch unten in einiger Entfernung von den Trauben an. Je mehr die fleißige Arbeiterin die Strohhalme während des Umschlingens windet, um so fester hält der Band, und um so niedlicher sieht er auch aus. Ein Band, wobei jeder Halm einzeln um den Stock läuft, ist bald wieder locker und zerrissen.

Ungefähr acht bis zehn Tage nach dem Binden, wird nachgebunden, d. h., die verlängerten Reben bekommen einen zweiten oder dritten Band, wobei abermal sorgfältig darauf gesehen wird, daß keine Achselbrut stehen bleibe.

Die Zeit des Jätens fiel in dem Jahre 1819 in der Gegend von Preßburg 14 Tage vor Pfingsten, in der Gegend von Modern aber in die Pfingstwoche selbst; im Jahre 1820 aber, dort auf den 19ten und hier auf den 26ten Mai. Das Tagwerk betrug hier 1819 ohne Nachtmahl 24 kr., 1820 aber 24 kr. und ein Nachtmahl, welches in Suppe, Zugemüß oder Hülsen-Früchten und Brod bestand.

Bald nach dem Jäten und Binden tritt das

Zweite Hauen

ein, womit schon darum geeilt werden muß, um die Weingarten-Arbeit noch vor der Heuerndte zu beendigen; denn während der Heuerndte bekommt man wenig, und während der Fruchterndte keine Weingart-Arbeiter mehr.

Die Absicht dieses zweiten Hauens ist, die Erde zu lockern, und das Unkraut zu vertilgen. Es läßt in Absicht auf die Art und Weise, wie es verrichtet wird, nichts zu bemerken übrig.

Wer besonders im schweren, lehmigen Boden das zweite Hauen versäumet, oder wie es öfters wegen zu anhaltender Dürre, wo der Lehmboden wie versteinert ist, unterlassen wird, muß es mit Schaden büßen; denn Stöcke und Trauben bleiben zurücke. Im leichtern Boden, vorzüglich bei Preßburg, wird es seit einigen Jahren fast allgemein unterlassen, und durch zweimaliges

Schœren

ersetzt. Es werden nämlich dort gegen Ende Mai und Anfangs Juni die Weinberge mittelst eines Eisens an einem vier Schuh langen Stiele, welches die Form wie bei Fig. D. hat, gelockert, und vom Unkraut so gereinigt, daß sie wie Gartenbeete aussehen. Eben diese Arbeit wird nach der Fruchterndte wiederholt, in welcher Zeit, in den übrigen Gegenden das

Krautraufen und Abschlagen

vorgenommen wird.

Während der Erndte ist es die Pflicht des Weinbauers in seinem Weinberge öfters nachzusehen, ob der Wind nicht Bände losgerissen oder Pfähle umgeworfen hat. Erstere werden wieder erneuert, und letztere aufgerichtet. Auch erreichen viele Trauben nun schon die Länge, daß sie an den Boden herabhängen, welche dann gelüftet, das ist, eine Höhle in der Erde erhalten, damit sie frei hängen. Man hat zu diesem Behuf ein sogenanntes Tsakänchen (Tschakánle) einen mäßig dicken Spazierstock, woran oben ein Häul und rückwärts ein Hammer angebracht ist, wie Fig. E. zeigt.

Indessen wird, besonders in nassen Sommern, das Unkraut sehr hoch, und die Reben erreichen eine solche Länge, daß sie sich über die Pfähle herab beugen, und den Trauben Luft und Sonne rauben. Daher macht man sich nun, größtentheils in der Woche, in welche der Tag der Enthauptung Johannis fällt, an das Abschlagen und Krautraufen. Es werden nämlich die Spitzen der Reben über den Weinpfählen mit einer Sichel abgehauen und zum Trocknen auf die Pfähle gelegt. Sodann wird das Unkraut mit den Händen aus der Erde gezogen, die Erde davon abgeschüttelt, und ebenfalls zum Abtrocknen hingelegt. Beides wird, wenn es trocken ist, in Bündel gebunden, und zum Wintergebrauch für das Vieh aufbewahrt. Man schlägt nicht gerne früher ab, weil vor Johannis Enthauptung die

Reben noch im starken Triebe sind, und wenn sie die Gipfel verlieren, viele Achselbrut schieben, welche der Rebe selbst schaden, und auch die Trauben zu sehr beschatten. Das Holz, sagt man, ist nicht reif zum Abschlagen gewesen, daher diese Auswüchse.

Mit dem Abschlagen und Krautraufen ist nun hier die Weingarten-Arbeit geschlossen, welche von der Weinlese an, bis Ende Sept. ununterbrochen fortdauert, und Kräfte und Beutel in so starken Anspruch nimmt, daß, besonders in Mittel- oder Fehljahren viele ermüden, das zweyte Hauen unterlassen, und auch das Abschlagen und Krautraufen durch ihre Dienstbothen nur allmählig besorgen, jenachdem sie der tägliche Bedarf des grünen Futters dazu zwingt. Allein diese doppelte Nachläßigkeit rächt sich fürchterlich; denn der Stock verkrüppelt aus Mangel an gehöriger Pflege, und die Dienstbothen, wenn sie von Ende August bis Ende Sept. täglich einige Stunden unter den allmählig reifenden Trauben gebückt, und von den hohen Reben bedeckt zubringen, machen mehr Schaden, als ein Heer von Mäusen und Vögeln verursachen kann, und gehören mit zu den

Feinden des Weinstockes und der Trauben, gegen welche der Weinbauer zu kämpfen hat. — Wir sprechen hier absichtlich von diesen verschiedenen Feinden nur kurz, weil sie schon vielfach beschrieben wurden, und wenig Neues darüber gesagt werden kann, auch Manches bei den verschiedenen Arbeiten bereits berührt wurde. Gegen den ersten dieser Feinde:

1. Die Kälte im Winter pflegen wir die Weinstöcke nicht, wie es am Rhein geschieht, mit Erde zu decken. Wir verlassen uns auf die natürliche Decke des Schnees, und freuen uns, wenn im November die Erde friert, und dann eine solche anhaltende Decke erhält. Auch sind die Fälle sehr selten, daß die Stöcke im Winter erfroren wären. Häufiger geschieht das mit den Hecken, welche über die Schneehülle empor stehen. Daher beugt sie der fleißige Weinbauer, besonders in den Thälern und Flächen über die liegenden Pfähle hin, und deckt sie wieder mit Pfählen, damit sie unter den Schnee zu liegen kommen. Hiedurch werden sie vor dem Erfrieren verwahrt, und moschen (morschen) auch nicht, sobald sie nicht auf der bloßen Erde liegen. Wenn der Weinberg beschnitten wird, werden sie wieder aufgehoben, und entweder länger, wenn sie gegrubt werden sollen, oder kürzer, wenn sie zum Fruchtbringen bestimmt sind, mitbeschnitten. — Mehr schadet, und hat seit einigen Jahren in dieser Gegend

2. der Reif im Frühling geschadet, wogegen man sich in so weitläuftigen Gebirgen, deren Luftzug nach Verhältniß der so vielfach und in so verschieden durchschnittenen Thälern so verschieden ist, wohl auch durch das Räuchern bedeutend schützen würde. Indessen wären Versuche im Größern immer sehr wünschenswerth, besonders wenn sie unter verständiger Leitung gemacht würden. Diesem Uebel unterliegen vorzüglich die Weingärten, und die in die Thäler herablaufenden flachen Enden der Weinberge, nie aber die freien hohen Gebirge. Ein zusammengebrannter Weinstock treibt schnell wieder aus, aber selten über 2 Schuh lange Reben. Die Hoffnung einer Erndte aber ist für zwey auch drey Jahre fast gänzlich geraubt.

Minder bedeutend ist in unsern Gegenden der Schaden

3. durch schädliche Thiere, wie die Brachwürmer, Rebenstecher und Maikäfer sind. Daher auch auf ihr Aufsuchen und Vertilgen weniger Fleiß und Mühe angewendet wird, als in Rust, Oedenburg, und selbst auf den geringern Orten jenseits der Donau.

Der Verfasser dieser Blätter, selbst in jener Gegend geboren, und gewöhnt an die methodischen Jagden gegen diese Insekten, fand es Anfangs auffallend, daß man hier ähnliche Anstalten nicht kenne. Allein seine vieljährige Erfahrung hat ihn davon überzeugt, daß diese Feinde des Weinbaues sich in diesen Gegenden nicht so übermäßig vermehren als jenseits der Donau. Die Brachwürmer (Engerlinge) schaden mehr in den Gärten und auf den Aeckern, und die Maikäfer verwüsteten unsere Hecken blos im Jahre 1819 und in diesem Jahre 1821, wo man sie aber auch säckweise einsammelte und vertilgte. Die Rebenstecher (Blattwickler) kommen selten bedeutend zum Vorschein und mehr in der Gegend von Preßburg bis Ratschdorf als in der nördlichern Gegend.

Vielleicht vermeiden und fliehen die Ersteren den Schieferboden, Letztere aber unser im Frühling rauheres Klima. Vielleicht sind schneller Wechsel zwischen Kälte, Nässe und Wärme dem Emporkommen der Letztern nachtheilig. Genug, beide Gattungen gedeihen in diesen Gegenden nicht. Weit mehr schaden hier

4. die Heere von Vögeln in den Wein-

gärten, die an die Wälder gränzen, wogegen Klappern und Stroh und Lumpenmännchen in Menge aufgerichtet werden, sobald die Trauben zu reifen anfangen.

5. Gegen die in unzähligen Steinhaufen und Steinmauern hausenden Mäuse, gibt es leider kein wirksames Mittel. Hasen aber, die mehr den jungen Bäumen als den Weintrauben schaden; Wildschweine, welche die Erdäpfelplätze durchwühlen, und anderes Wild wird im Bereich der Städte fleißig geschossen, von den herrschaftlichen Bauergründen aber auf verschiedene Weise verscheucht oder gefangen.

6) Hagel, übermäßige Dürre oder Nässe und Herbstreife gehören auch nicht zu den seltensten Feinden unserer Gebirge. Ersterer wüthet öfter in den der Donau näher liegenden Weinbergen. Durch anhaltende Dürre leiden am meisten die Weinberge, welche auf Sand oder eigentlich Schiefer-Erde stehen. Die Trauben bleiben klein, welken und fallen ab, oder (wenn die Dürre erst im Juli und August einfällt) bleiben dick, balgig und saftlos. Die anhaltende Nässe hält nicht nur die Zeitigung zurück, sondern bewirkt besonders im September das Aufspringen und die Grünfaul *), auch wohl auf lehmigem Boden und in Thälern oder Ebnen, das Aussäuern (Absterben) der Stöcke selbst. Sie faulen an der Wurzel an, bekommen gelbe Blätter, lösen sich von ihrer Brücke ganz los, und lassen sich mit leichter Mühe aus der Erde ziehen. Stöcke, welche durch Nässe leiden, kränkeln jahrelang fort, und erholen sich selten wieder. Die Herbstreife treffen einige nördliche, nahe an Wäldern liegende Gegenden, und brennen die Traubenstängel zusammen, so daß sie keine Säfte mehr anziehen, und ganz verdorren. Die noch unreifen so verbrannten oder erfrornen Trauben, werden nun kastanienbraun, sind sehr sauer, und haben einen so widerlichen Geschmack, daß sie keineswegs mit ihren reifen Schwestern gekeltert werden dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Grünfaul — wenn unreife Trauben platzen und in Fäulung übergehen.

38. Landwirthschaftliche Berichte.

1) Gegend um Erfurt.

Im Allgemeinen kann man wohl ohne Bedenken annehmen, daß nasse Jahre, wie das heurige eins war, keine sehr fruchtbringenden Jahre sind. Dieß zeigte sich wenigstens in unseren Gegenden, wo die Winterfrüchte im April und May vortrefflich standen, und eine sehr reiche Erndte versprachen. Allein späterhin ward man gewahr, daß manche Aehren ganz taub waren, welches jedoch auch zum Theil eine Folge der späten Fröste am Ende des Mays und noch zu Anfange des Junius war, daher auch beim Ausdreschen sich ein starker Ausfall gegen sonst zeigt.

Die Sommerfrucht wurde bei der ungünstigen Witterung erst spät reif, und manche Sommergewächse, als Wicken, Erbsen, Bohnen, Linsen, gelangten nur theilweise zur vollkommenen Reife. Daß bei der anhaltend nassen und kühlen Witterung ein großer Theil Früchte, besonders in solchen Gegenden, wo die Erndte etwas später fällt, auswachsen würde, ließ sich voraussehen.

Von Gartenfrüchten blieben vorzüglich diejenigen zurück, welche vermöge ihres zärteren Baues Kälte und anhaltende Nässe nicht gut vertragen können, z. B. Gurken, Bohnen, Spargel. Eine Menge Würmer und Insekten, die in nassem und schwerem Boden besonders häufig angetroffen werden, als Schnecken, Regenwürmer u. dergl., fraßen an mehreren Orten oft gleich die jungen Keime im Erdboden hinweg.

Heu und Grummet geriethen durchgehends überaus gut, nur Schade, daß die Witterung zum Einbringen nicht günstig war. Kartoffeln sind ebenfalls gerathen, in einigen Strichen jedoch nur mittelmäßig, sind aber weder so vollhängend, noch so wohlschmeckend, als im vergangenen Jahr. Runkeln, die sonst in unserm Boden sehr gut fortkommen, wurden in Dörfern, die in waldigen Gegenden liegen, häufig von Hasen und Hirschen bis nahe an die Wohnungen verheert und aus dem Boden ausgefressen; überhaupt aber hatten sie gutes Wachsthum und Gedeihen.

An Obst war dieses Jahr nicht weniger gesegnet als das vorige, vorzüglich an Kirschen (die es in erstaunlicher Menge gab); Aepfeln und Birnen, Zwetschgen und Pflaumen hingegen sind nicht so sehr gerathen. Anies, Fenchel, Koriander, Siebenzeiten, Schwarzkümmel und andere inländische Sämereien, gediehen in die-

sem naßkalten Sommer nicht, so stark sie auch sonst bei uns gebaut werden; doch fiel die Mohne ziemlich reichlich und gut aus. Unter den Futterkräutern gerieth der spanische Kopfklee am besten.

Die Schafe waren an vielen Orten, wegen der späten und schlechten Winde sehr gering und mager, und mußten an manchen Orten mitten im Sommer im Stalle gefüttert werden, was jedoch in mehreren bergigen Gegenden der Fall nicht war. Der Preis der Wolle war in hiesiger Gegend der Stein von 9 — 15 Thlr., je nachdem sie mehr oder weniger veredelt war. Die Schafe kosteten schon früher, und auch gegenwärtig noch 1 Thlr. 10 — 15 Groschen das Stück; die fetten Hammel 3 Thlr.; ein Kalb 2½ — 3 Thlr.; eine Kuh 20 — 25 Thlr.

Die Honigerndte war begreiflich sehr gering und nichts weniger als ergiebig, und da die Nahrung für die Bienen so spät eintrat, kamen auch die Schwärme erst spät und sparsam; jedoch war die Tracht gut und die Stöcke würden noch schwerer geworden seyn, wenn die beständig regenhafte Witterung den Ausflug nicht so oft gehindert hätte; denn die Bienen mußten nicht selten 2 — 3 Tage nacheinander im Stocke bleiben.

Der Preis der Grundstücke ist nach Verhältniß ihrer Lage, Güte und des localen Bedürfnisses verschieden. Es giebt Aecker zu 10 — 15 Thlr., aber auch welche zu 40 — 50 Thlr., und in der Nähe der Stadt zu 80, 100, 150 — 200 Thlr. In einem Dorfe, 2 Stunden von Erfurt, ward unlängst ein Stück Wiese (nicht viel über 1 Acker haltend) um 350 Thlr., und 1 Acker Gartenland bei der Stadt für 280 Thlr. verkauft. Hartes Holz wurde auf dem Schlage mit 8 — 9 Thlr., weiches mit 5 — 6 Thlr., in der Stadt jenes mit 11 — 12, dieses mit 8 — 9 Thlr. bezahlt.

Der Preis der vier Getreidearten hat sich seit einigen Wochen wieder etwas gehoben, so daß das Erfurtische Malter (à 48 Metzen) Weizen am letzten Markttage (den 21ten November) auf 28 Thlr., Roggen auf 17 Thlr., Gerste auf 12 und Haber auf 8 Thlr. gestiegen ist. Die Metze gute Kartoffeln kostete 4 Groschen, geringern 3, und fürs Vieh 2 Groschen. Futter und Stroh ist im Ganzen mehr gebaut worden, als im vorigen Jahre; daher auch der Centner Heu jetzt wieder mit 10 — 12 Groschen zu kaufen ist, der im Winter 18 — 20 Gr. kostete. — Wein hat es in unsern Gegenden gar nicht gegeben: die Trauben bekamen nicht einmal in den Gärten und an Spalieren ihre gehörige Reife, vielweniger in den Weinbergen, und taugten selbst nicht zu Essig.

Nehmen Sie mit diesem kleinen Beitrage vorlieb. Vielleicht theilen Ihnen andere und größere Landwirthe, einige Nachrichten aus den hiesigen Gegenden und aus der Nachbarschaft, Gotha, Weimar, Langensalz, Arnstadt ꝛc. mit.

Der Thüringsche Beobachter.

---

2) Preußen.

(Fortsetzung von Nr. 9. d. B.)

5. Schlesien.

Breslau. Saaten im Ganzen gut. Ackerzurichtung von der Witterung äußerst begünstigt. Die Bewohner der höhern Gebirgs-Gegenden haben ihre verspätete Erndte vollständig einbringen können; Ertrag mehr gebund- als körnerreich. Kartoffeln sind fast durchgehends mißrathen. Im Oelsner Kreise und anderwärts, viele den Saaten nachtheilige Mäuse. Im Wohlauer Kreis hat sich die Anwendung der Acker-Maschinen so vortheilhaft für Mittelboden, der queckenrein, und ohne Haftsteine ist, erwiesen, daß der Gebrauch derselben sich immer mehr verbreitet, wodurch denn die Ackerzurichtung und Einsaat ungemein beschleunigt wird.

Liegnitz. Die Einsaat der Winterung ist, bis auf die höheren Gebirgs-Gegenden beendigt. Die Saaten stehen gut. Kartoffel-Erndte schlecht. Wein-Erndte im Grünberger Kreise gänzlich mißrathen.

Oppeln. Winterung von sehr geringem Körner-Ertrage. Die niedern an der Oder und Neiße gelegenen Gegenden haben im verflossenen Sommer, durch zwei Haupt-Ueberschwemmungen, an Getreide, Brachfrüchten und Kartoffeln, bedeutend verloren, und sind in nicht ungegründeter Besorgniß wegen eigener Subsistenz und in Durchwinterung des Viehstandes. Winter-Einsaat noch nicht beendigt.

6. Posen.

Posen. Bestellung der Winterfelder noch nicht vollendet. Die Saaten auf den früh bestellten Feldern stehen sehr gut.

7. Sachsen.

Magdeburg. Die angenehme Witterung des vor. Mts. war für die Bestellung des Winter-Kornes sehr günstig. Auch wurde die Nachweide von neuem grün, das Gras jedoch, etwas geil, paßte nicht für die Schafweide. Die Kohlraupen thaten den Kohlarten ungemein viel Schaden.

Merseburg. Tausende von Schocken sind, besonders in den kältern Harz-Gegenden, durch Auswachsen, Hamster und Mäusefraß verdorben. Die sehr verspätete Einsaat der Winterfrüchte war am 1. Nov. im vollen Gange. Herbstfrüchte und Obst fast überall vortrefflich gerathen. Die Winzer aber haben eine gänzliche Mißerndte.

Erfurt. Winter- und Sommer-Getreide mehr in Schocken als im Ausdrusche ergiebig; die Körner geben wenig Mehl, und kein gutes Gebäck. Flachs vorzüglich gerathen, weniger das Gemüse; auch fehlt es diesem an Schmackhaftigkeit. Aepfel und Birnen reichlich. Die neue Winterbestellung überall beendet. Die Saat gut bestaudet. Im Kr. Langensalze zeigt sich in derselben ein Wurm, welcher den jungen Pflanzen nachtheilig zu werden droht.

8.

Münster. Die bereits aufgeschossene Saat steht vortrefflich; in niedrigen und sumpfigen Gegenden aber hat der Schneckenfraß bedeutenden Schaden angerichtet.

Minden. Kartoffeln und Gartenfrüchte ergiebig; Veitsbohnen und Gurken weniger. Auf mehreren Punkten grünt der Roggen bereits, und erregt die schönsten Hoffnungen; auf nassem und lehmigem Boden leidet er sehr durch Schneckenfraß, so daß man auf mehreren Stellen ihn hat umpflügen müssen.

Das ausgedroschene Stroh ist nasser Erndte-Witterung wegen, größtentheils nur zur Streu zu gebrauchen; das Erbsen- und Rauchfutter-Stroh auf den Feldern bereits in Fäulniß übergangen, hat gar nicht geerndtet werden können. — Der naß eingekommene Roggen fängt schon zu verbrennen, und muß mit Gewalt ausgedroschen werden. — Zwei Drittel des noch nicht gehörig gezeitigten Obstes sind von heftigen Windstürmen abgeschlagen; so warfen sie auch die Fruchthaufen auf dem Felde durcheinander und knickten die noch auf dem Halme stehenden Früchte.

Arnsberg. In der Eile, mit welcher, der Witterung wegen, die Erndte hat betrieben werden müssen, ist nicht alles Korn und Stroh gehörig eingebracht. Im Ganzen war daher die Erndte nur mittelmäßig, viele Frucht-Körner haben durch die Entwicklung des Keims in der Nässe, die Bestandtheile verloren, welche zu einem nahrhaften gesunden Brode oder zum Branntweinbrennen erforderlich sind. Auch ist kein hinreichendes Heu und Stroh zur Winterfütterung für das Vieh übrig geblieben. Die Kartoffel-Erndte ist ebenfalls nur mittelmäßig, die der Gartengewächse aber zur Zufriedenheit ausgefallen.

9. Jülich, Kleve, Berg.

Kölln. Die beendigte Erndte der Sommerfrüchte ist mittelmäßig ausgefallen. Kartoffeln an den meisten Orten gut. In der Wintersaat viele Feldmäuse. Eine eigentliche Weinlese findet in diesem Herbste nicht Statt.

Cleve. Roggen gut und reichhaltig im Körner-Ertrage. Erndte überhaupt ergiebig; Haber jedoch hie und da ausgewachsen; Kartoffel und Grummet über Erwartung, Wintersaat gut, doch viel Schnecken und Würmer.

Düsseldorf. Der Kartoffel-Erndte, Obstlese und Wintersaat-Bestellung die Witterung höchst günstig.

10. Niederrhein.

Koblenz. Wein vacat; rothe Trauben gering; weiße gar nicht reif; reich und stark die Saat des Kohlsamen; Kohlraupen und Schnecken häufig; in trockenen, sandigen Gegenden Feldmäuse der neuen Saat sehr schädlich.

Aachen. Roggen fast durchgehends gut gerathen; Weizen kann im Ertrage einer halben gewöhnlichen Erndte gleich angenommen werden. — Wintergerste durchgehends mißrathen, fast überall umgeackert, und durch Sommergerste ersetzt. Großer Rübsamen ergiebig, auf den Morgen ungefähr 12 Scheffel; kleiner Rübsamen dagegen etwa 6 Scheffel der Morgen.

Sommerfrüchte im Allgemeinen gut, Sommer-Weizen in guten Gegenden 10 bis 14 Scheffel vom Morgen und zwar von guter Qualität. Sommergerste

vom Morgen zwischen 16 bis 18 Scheffel Ertrag. Haber durchaus ergiebig, hin und wieder jedoch nicht von der besten Qualität und zum Theil ausgewachsen, der höchste Ertrag vom Morgen zwischen 18 und 22 Scheffel, Erbsen vom Morgen 9 — 12, Bohnen 15 — 16 Scheffel Ertrag. Buchweizen im Allgemeinen gut. Flachs vortrefflich. Kartoffeln besonders ergiebig. Kohlarten weniger gerathen. Rüben vollkommen ergiebig. Am wichtigsten und besten die Futterkräuter, rother und weißer Klee durchgängig vortrefflich gerathen, nicht minder Heu, wovon der Ertrag vom Morgen auf 20 Cntr. gerechnet werden kann. Obst meistens von schlechtem Geschmacke und wässerig, Ertrag sehr gering.

Trier. Die Erndte auf dem Hochwalde und in der Eifel ist erst im Monat Oktbr. beendigt, und obgleich an sich reichlich, doch so wie der Grummet größtentheils naß eingebracht. Die Kartoffel-Erndte am 1ten Nov. noch nicht ganz beendigt, im Allgemeinen aber sehr ergiebig. Der Obstertrag unter den Erwartungen; Gemüse-Arten und Klee in außerordentlicher Menge. Die Wintersaat-Bestellung größtentheils beendigt. Die aufkeimenden Saaten schön. Den Schnecken in den Saatfeldern ist durch kalte Nächte und das übliche Bestreuen des Bodens mit ungelöschtem Kalke ein Ziel gesetzt. Eine Weinlese findet nur hie und da Statt.

(Allg. Preuß. Staats-Zeitung Nro. 144 Dez. 1821.)

39. Landwirthschaftlicher Handel.

Marktpreise zu Prag im Dezemb. 1821.

Der nied. östr. Metzen	Den 10. Dezember.	Den 18. Dezember.
Weizen	8 fl. 45 ½ kr.	8 fl. 27 ¾ kr.
Korn	6 — 17 ¾ —	5 — 50 ¼ —
Gerste	4 — 39 —	4 — 24 ¾ —
Haber	2 — 5 —	2 — ¼ —
Erbsen	5 — 16 ¼ —	4 — 56 ¼ —
Linsen	4 — 58 —	— — —

40. Gärtnerei.

Sicheres Mittel zur Vertilgung der den Blumen so verderblichen Milberspinne, auch Kauker genannt.

Man läßt einige getrocknete Sauer- oder Weichselkirschen leicht abkochen, und legt von dieser Lockspeise in jeden Blumentopf etwa 3 oder 4 Stück. Mit Vergnügen wird man bemerken, wie schnell sich, meist binnen 24 Stunden, sämmtliche Milberspinnen von dem Gewächse weg auf die Kirschen begeben, welche man sodann wegwirft, und von Zeit zu Zeit durch frische ersetzt, da sich dann nicht selten die Kauker gänzlich vertilgen lassen. Einige Pflanzen, deren Säfte den Thierchen angenehmer, als die abgekochte Kirsche seyn möchten, könnten dieß sonst erprobte Mittel ohne Wirkung lassen.

(Rheinisch-Westphälischer Anzeiger. N. 95 — 1820.)

41. Currentia.

Den 17. Jäner eingelaufen aus der Mark Brandenburg:

1) Ein landwirthschaftlicher Bericht. 2) Wider den Brand im Weizen. 3) Ueber die Aus- und Einsaugungskräfte der Gewächse in ökon. Hinsicht, alle 3 von Stübing.

Den 18. Jäner eingelaufen aus Böhmen:

Beitrag zur Cottaischen Baumfeldwirthschaft, oder Beweis, daß der freye Stand der Waldbäume auf ihre höhere Produktionsfähigkeit vom größten Einfluß sey. Von —h.

Redacteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.

Februar. — Nr. 12. — 1822.

42. Landwirthschaftliche Industrie.

7/1 Bräuhaus. Branntweinhaus.

Bemerkungen über die Aufsätze des Herrn Direktor Zeithammer in den Oekon. Neuigkeiten Nr. 37. Jahrgang 1819 und Nr. 40 des 20ten Bandes 1820.

Von einem Bräuer.

I. Bräuhaus.

So wie der fürstl. Schönburgische Inspektor Herr Hirsch im Jahre 1820 N. 20 des 20ten Bandes, und Herr D—t Nro. 22 des 19ten Bandes 1820 der Oekonom. Neuigkeiten den Aufsatz des Herrn Dr. Zeithammer über Bierbräuerei mit Sachkenntniß und scharfem Urtheile berichtigten, eben so bewährte auch Herr D—t in denselben Aufsatze in Bezug auf Bräuwesen und Branntweinbrennerei meinen schon im J. 1817 gemachten Vorschlag, der im Wesentlichen darin bestand, daß die Vereinigung der Bräu- und Branntweinhäuser sehr nothwendig und nützlich sey, wie dieß in meinem Katechismus „Ueber die Kunst der Branntweinbrennerei" auch enthalten ist.

Der Meinung des Hr. Dr. Zeithammer in seinem Vorschlage und dessen Vertheidigung — als habe er bloß mit Empirikern zu thun — und nach seiner Aeußerung, mit Leuten, welche die Kunstgriffe, (nicht Kenntnisse.) ein starkes Bier zu bräuen, dennoch verstehen sollen, dürfte wohl mit allem Recht und praktischer Ansicht begegnet werden; und so will ich denn, als ein Kunstverständiger mir erlauben, auch ein Wörtchen über seine Vorschläge und Meinungen zu sagen.

Zwar schon im Jäner 1820 war dieser Aufsatz größtentheils beendigt; allein theils Geschäfte, theils mein Verlangen, auch das Urtheil anderer würdiger Männer darüber zu hören, hielten mich bisher von der Bekanntmachung desselben zurück. Uebrigens sind meine heutigen Ideen die nämlichen, wie ich sie damals aufsetzte, nur als Zusatz will ich Einiges — über die Erträgnisse des Branntweinhauses und Mastſtalls, in eigener Regie — gegen die angetragene Verpachtung des Hrn. Zeithammer beifügen, weil derselbe bereits die eigene Regiehaltung eines Bräuhauses, für eine Obrigkeit vortheilhafter findet, als jede Verpachtung es seyn kann. Ich meines Theils finde diesen Grundsatz noch vorzüglich dort an seiner Stelle, wo es in der Möglichkeit liegt, bedeutende Malzvorräthe zu machen, aus denen bei sonst richtiger Behandlung nur ein gleiches und gesundes Bier erzeugt werden kann. Auch ist die eigene Regie des Bräuhauses immer eine offene Geldquelle für die obrigkeitlichen Renten, — die Gersten-Vorräthe einer Herrschaft, die sehr oft aus Mangel an Käufern wenig oder gar keinen Absatz finden, erwarten als Malzvorräthe oft einen doppelten Preis, und werden so durchs Verbräuen, gewiß immer auf eine sehr vortheilhafte Art, versilbert.

Ganz anders verhält es sich freilich mit Herrschaften, denen die Befolgung dieser Grundsätze nicht am Herzen liegt, und die sich der Sorge um redliche, in ihrem Fache gründlich bewanderte Bräuer nicht unbedingt unterziehen können, sondern ihr Augenmerk darauf richten müssen, solche Individuen anzuziehen, welche eine sehr überspannte Caution zu leisten im Stande sind, um damit das Bräuhaus zu fundiren. Mit diesem unangenehmen Umstand, verbindet sich dann auch noch jener, daß dem Bräuer, die zum Behuf des Bierbräuens nöthigen Materialien, weder in Qualität noch Quantität, ja selbst oft nicht zur gehörigen Zeit geliefert wer-

den; und in solchen Verhältnissen ist es rathsamer, den Obrigkeiten das Verpachten ihrer Bräuregle als ihrem Interesse entsprechender, anzuempfehlen.

Nun über den Aufsatz N. 37. Art. 109 des Hrn. Dr. Zeithammer.

Bei der gewöhnlichen Klage über schlechte Biere, die schon zum Theil an und für sich durch die sehr beschränkte Schüttung an Malz und Hopfen, (nämlich 2 Mtz. gestrichene Maaß Malz, und 21 Loth Hopfen pr. 1 Faß) begründet wird, erregt es gerechtes Erstaunen, einen Hrn. Oekonomen auftreten zu sehen, der in einer sehr schätzenswerthen Zeitschrift den Vorschlag zu Tage fördert, auf ein Faß Bier, dem Bräuer nicht mehr, als 1 3/4 n. ö. Mtz. gestr. Maaß Malz, und an Hopfen in den Sommermonaten 24, im Winter aber nur 16 Loth zu verabfolgen, und bestände der Guß auf 20 Faß, — nicht mehr als 1/4 Faß Baba, und 1/4 Faß oder 3 Eimer Füllbier zu passiren, wobei noch, wahrscheinlich mit sehr großer Selbsterfahrung, bemerket wird, daß, wenn man dem Bräuer auf die Kappen geht, und er sonst geschickt und ehrlich sey, bei dieser Passirung ein ziemlich gutes Bier erzeugt werden könne.

Wir können nach meiner Meinung bei den Obliegenheiten unsers heut zu Tage gewöhnlichen Bräuwesens, mit vielen und rechtlichen Gründen, ein absolut gutes Bier in Anspruch nehmen; — und warum sollten wir dieß nicht? Der Hr. Verfasser scheint sich, wahrscheinlich aus ganz heterogenen Gründen bloß mit einem ziemlich guten, — so wie ich verstehe — mittelmäßigen Biere begnügen zu wollen.

Doch glaube ich, ist der Unterschied, der zwischen einem ganz guten, und einem nur ziemlich guten Biere obwaltet, hervorstechend genug. Bier, welches von 1 3/4 Mtz. Malz pr. Faß gebräut ist, enthält nicht den brennbaren Stoff als jenes von 2 Mtz. pr. Faß, oder nach Bräumeisters Paupie vorgeschlagener Schüttung pr. 2 Mtz. 2 m. pr. Faß; es muß also ganz natürlich auch viel schwächer seyn, als die beiden letztbenannten Gattungen; denn das Verhältniß der Essenz bleibt sich immer gleich, sey auch das Bier nach der besten Kultur gebräut.

Uebrigens ist das Bier bereits zu einer Art Nahrungsmittel geworden, und die Sorge für das Gemeinwesen findet sich gewiß verpflichtet, auf die Erzeugung guten und nahrhaften Bieres überhaupt, ein wachsames Auge zu richten, insbesondere aber, damit in einer gewissen Maaß Bier, ein verhältnißmäßiger Nahrungsstoff enthalten sey. Jede Verminderung dieses Nahrungsstoffes erscheint mir als ein verübter Betrug an dem Publikum, — ja in gewisser Hinsicht an dem Produzenten selbst; denn einem schlechteren Biere folgt unausweichlich ein verminderter Absatz, und daß dieser ein Gewerb nie zum Flor bringt, weiß Jedermann.

Das Bier ist ferner dem Böhmen ein fast eben so unentbehrliches Nahrungsmittel geworden, als das Brod selbst, und die bestehenden Landespolizeigesetze gebiethen eben so dem Bräuberechtigten, sich die Erzeugung eines guten und nahrhaften Bieres zur Pflicht zu machen, wie sie dem Bäcker und Fleischhauer die Ueberschreitung der Taxe nicht gestatten.

Geprüfte Erfahrungssätze auf Resultate kultivirter chemischer Kunstversuche gestützt, begründen diese Anwendungen für das Gemeinwesen, strenge Aufsicht unterstützt sie, und nie wird es einer, in Hinsicht des Publikums besorgten Obrigkeit beifallen, mit Bevortheilung des Erstern, bei einem Gewerbe, eine, im Ganzen nichts heißende Erfahrungsmanipulazion einführen zu wollen!

Doch die Theorie mahlt in ihrem bekannten Eifer so manches schöne Plänchen, was bei dem Lichte der Praxis besehen, nur zu oft zu einem wahren Traumbilde herabsinket!

Bevor ich zur Widerlegung jenes Sparplänchens schreite, glaube ich das nunmehrige Resultat zuerst anschaulich machen zu müssen; dieses besteht darin:

Der Bräuer kann ein ziemlich gutes Bier erzeugen bei einer Schüttung pr. 1 Faß von 1 3/4 n. ö. Mtz. Malz.

Dann von 24 Loth Hopfen im Sommer und 16 Loth im Winter.

Auf ein Gebräu von 20 Faß entfallen daher 35 Mtz. Malz,

und im Sommer an Hopfen 15 Pf.

Nach der landesüblichen Passirung würden aber 40 Mtz. Malz auf ein Gebräu pr. 20 Faß entfallen; mithin wäre pr. Gebräu eine Ersparung von 5 Mtz. Malz erzielt. Diese 5 Mtz. Malz auf Gerste reduzirt, betragen sodann (in gerader Zahl) 4 1/2 Mtz.

Dieses Plus zu Geld berechnet nach Hrn. Verfassers angenommenem Preise à 2 fl. der Metzen, beträgt pr. Gebräu 9 fl.

und pr. Faß 26 1/2 kr.

Ist dieser Gewinn wohl geeignet, zum Nachtheil des Publikums sich auf die Erzeugung eines bloß ziemlich guten Bieres zu beschränken?

Doch nicht selten scheint ein solch schön geschriebenes Plänchen im regen Multiplikazionseifer Beifall zu erndten, und dabei die weitere Frage in Vergessenheit zu kommen, ob auch das in verringerter Qualität erzeugte Bier noch jenen ungestörten Absatz in der Zukunft haben werde, den es im bisherigen bessern Zustande hatte! — denn es ist doch unwiderlegbar, daß man lieber ein gutes, statt einem schlechten, oder auch nur ziemlich guten Biere, trinke! Gewährt nach der im 20ten Bande d. ökon. Neuigk. N. 40 des Jahrgangs 1820 umständlich ersichtlichen Angabe des Hrn. Dr. Zeithammer ein Bräuhaus pr. 20 Faß den beträchtlichen reinen, (bei richtiger genauer Prüfung aber keineswegs stichhaltenden, sondern wohl auf die Hälfte herabsinkenden) Nutzen, von jährlich 11,611 fl. 43¹/₂ kr.; so sind Ersparungsvorschläge der Art gewiß nicht mehr am rechten Orte, da eben jene angegebene, nahmhafte Revenüe keine Art von Bedrückung bei einem solch beträchtlichen Gefälle zum Nachtheil des consumirenden Publikums entschuldigen kann.

Die Schüttung zu verkürzen, bedarf im Allgemeinen eben keines hellen Kopfes; aber wissen muß man, daß sie ohnedem bereits in Böhmen von 2 gehauften Strich pr. 1 Faß auf 2 gestrichene n. ö. Mtz. Malz pr. Faß reduzirt worden ist. Wohl hatte damals die Bräukultur jenen Grad der Vollkommenheit nicht, den sie heut zu Tage hat, und wir verdanken nur jenen nahmhaften und zweckmäßigen Abbruch in Hinsicht der Schüttung den ausgebildetern Fortschritten unserer Bräumanipulation, da wir bereits erfahrungsmäßig wissen, daß auch mit dieser Quantität von 2 Mtz. unter der Voraussetzung einer kunstmäßigen gehörigen Behandlung, ein gesundes und genug starkes Bier geliefert werden könne. Bei gegenwärtig kultivirter Bräumanipulation würde vielmehr die vormals passirte Schüttung von 2 gehauften Strich oder 3¹/₂ Metz. Malz pr Faß ein zu starkes, dem englischen Porter gleichendes, und daher zum allgemeinen täglichen Trunk nicht ganz zu empfehlendes Bier erzeugt werden.

Aber auch nicht allein aus einer großen Schüttung dürfen die guten Eigenschaften eines Biers gefolgert werden; gehörige Behandlung bei der ganzen Arbeit des Bierbräuens selbst — kurz ein wahrhaft zweckmäßiger Prozeß der Bierbräumanipulation entscheidet hier, der darin besteht, daß aus jedem Kern die ganze Kraft herausgezogen werde, und in den Träbern nichts verbleibe; — daß das Bier eine natürliche Kläre habe, angenehm, weder süßlich noch bitter schmecke, — den Durst lösche, gewißermaßen sättige, und den Harn sammt dem Gries abführe.

Freilich dürfte wohl ein sachkündiger Bräuer im Besitz aller, hiezu nöthigen chemischen Apparaten, auch aus der Schüttung, die Hr. Zeithammer will, ein gutes Bier verfertigen — im Einzelnen zugestanden — allein im Allgemeinen sind die Einrichtungen unserer Bräuhäuser diesem Vorschlag noch nicht entsprechend.

Ich dächte, der gegenwärtig niedere Preis der Gerste, weise auf die Meinung hin, man könne ein stärkeres und besseres Bier bräuen, als es üblich war, wenn man nur pr. Faß 2 Mtz. 2 m. bewillige. Man habe weit weniger Ursache sich mit einem ziemlich guten Bier zu begnügen, — warum das Erzeugniß bei Vorrath an Mitteln verschlechtern wollen? Befördere man lieber bei gegenwärtiger Geldnoth den Absatz des Biers, als wohlwirkendes Hülfsmittel der obrigkeitlichen Renten, und befleißen wir uns lieber durch zweckmäßige Kultur das Bier stärker und kräftiger zu bräuen, und so den Ruf des alten böhmischen Biers wieder herzustellen.

Allein diesen Zweck erreicht man auf diese Art nicht, und es erfordert unwidersprechlich 2 Metz. 2 m., oder wenigstens 2 Mtz. pr. Faß, dazu im Sommer 21, und im Winter 18 Loth guten gelben Hopfen, wenn das zu erzeugende Bier, einem Biere — im wahren Sinne — gleichen soll.

Auch ist die Betrachtung des Hopfens ein weit wichtigerer Gegenstand, als man bisher fast allgemein meint; großen Theils hängt von ihm die Güte und Haltbarkeit des Biers ab, und meistens trägt schlechter Hopfen die Schuld, wenn dem Bräuer bei seiner Beschäftigung manche Fatalitäten wiederfahren.

So wird in diesem Sommer in vielen Bräuhäusern, wo schlechter Hopfen verbraucht werden muß, und wo bei der heurigen schwachen, dünnen Gerste ein langes und nicht zugezogenes Malz gemacht worden, die richtige Folge davon seyn, — ein sehr unhaltbares Bier.

(Fortsetzung folgt.)

43. Viehkrankheiten.

38

1 Beobachtungen über die Maul- und Klauenseuche beim Rind- und Schafvieh, von J. A. Vorrahd, Thierarzt zu Leipzig.

(Beschluß von Nr. 48. des XXII. Bds.)

Diese Bemerkungen sind nicht aus Büchern, sie sind aus der Natur gehoben; wie ich denn überhaupt, wenn ich meine Kenntnisse als Thierarzt selbst beurtheilen sollte, dieses Urtheil denn so fällen würde, daß ich blutwenig Gelehrsamkeit, noch weniger Theorie, aber einen scharfen und erfahrnen Blick im Beobachten, viel Routine und mehr Geschicklichkeit, als eigentliche Kunst besäße, so, daß ich mir unter den eigentlichen gelehrten und wissenschaftlichen Thierärzten vorkomme, wie der Bauer Isaac Maus unter den eigentlichen gelehrten Dichtern. Maus kennt Versmaaß, Rhythmus, nicht genau; aber er hat Gefühl, Sinn für das Gute und Schöne, so wie ich einen scharfen Blick im Beobachten, Gefühl für Auffindung der Krankheiten, Erfahrungen in ihrer Erkenntniß und praktische Fertigkeit in ihrer Heilung besitze. Und nach allen diesen mehr von der Natur erhaltenen und durch viele Gelegenheit geübten, als einstudirten Eigenschaften, habe ich denn gefunden, daß in der ersten Periode der Maulseuche, gleichsam in ihrer Entwicklung, so lange als sie noch reinentzündlich ist, was freilich nur kurze Zeit dauert, ein Aderlaß und mit ihm die antiphlogistische Methode in ihrem ganzen Umfange angezeigt und nützlich ist. Ist diese Periode vorbei, dann nimmt allerdings die Krankheit mehr einen fauligten Charakter an, und erfordert eine entgegengesetzte Behandlung.

Daß der Thierarzt Vorrahd die besondere Zusammensetzung von Salmiak, Weinstein, Schwefel, Küchensalz, Liebstöckel und Kalmus, als innerliches Mittel bei dieser Krankheit wählt, ist allerdings eine Eigenheit; indessen sie wird durch den wohlthätigen Erfolg, nach seiner Erfahrung, gerechtfertiget, und so unrichtig, ja chemisch fehlerhaft uns auch oft eine Zusammensetzung erscheint, und es auch wirklich ist, ihre gute Wirkung kann deshalb doch nicht bestritten werden; denn gerade in der Zersetzung, in dem Niederschlag des einen oder des andern Mittels, kann ihre wohlthätige Kraft liegen. Ueberdies nimmt jeder von uns Aerzten, sey er Heilkünstler der Menschen, oder Thierarzt, in gewissen Jahren seine Gewohnheiten, ich möchte sagen seinen praktischen Schlendrian, an, von dem er nicht gern abgeht, ohne welchen er seinen Kranken nicht zu heilen glaubt, zu welchem er einmal Zutrauen hat, und dem er, vielleicht mehr durch günstige Zufälle und Umstände beglückt, als durch die Wirkung des Mittels selbst, so oft die Heilung zu verdanken glaubt. So auch hier; der Thierarzt Vorrahd hat sich dieses hier angegebenen Mittels seit vielen Jahren mit Glück bedient, er glaubt daher und hält dafür, es ist zu der Heilung dieses Uebels eben so nothwendig, wie ein Anderer es eben so sehr für entbehrlich hält.

Auf jeden Fall bleibt seine Beobachtung immer eine praktische Erfahrung, und diese ist, im Fall sie auch einseitig seyn sollte, doch mehr werth, wie alle Theorien.

Das Meiste von den Kennzeichen, Ursachen und Verlauf dieser Krankheit, ist schon in den vorgehenden Abhandlungen vom Thierarzt Kühn und mir erwähnt worden, und erhält hier, nur unter andern Ansichten, eine neue Bestätigung deshalb, auch über mehreres dieser Art keine besondere Bemerkung; wohl aber über einiges andere, was ich in meiner Praxis nicht so fand, wie es hier beschrieben ist. Z. B. das Zahnfleisch fand ich bei der Maulseuche nur dann in Fäulniß oder in Brand übergegangen, wenn der Charakter der Krankheit wirklich ganz faulartig geworden war, was nur äußerst selten der Fall ist. Außerdem bildeten sich wohl Geschwüre, die mehr oder weniger bösartig wurden und Schorfe bildeten, die man mit den Fingern abschieben, aber nicht als faulartige Parthien ganz hinwegnehmen konnte.

Das Oeffnen der Blattern und das Abziehen der Oberhaut und der Schorfe, geschieht nach meiner Erfahrung am leichtesten und gefahrlosesten mit den Fingern und den Nägeln derselben, da das Einführen eines Messers in den Rachen und das Oeffnen der Geschwüre mit selbigem, bei der Unruhe und dem Widerstand des Thieres, leicht Verletzungen macht.

Das in dem Vorhergehenden angegebene flüchtige Liniment zu der Einreibung der äußern Theile des Luftröhrko-

pfes, um den Reiz von den innern Theilen abzuleiten und die Entzündung zu zertheilen, ist zwar zweckmäßig, möchte aber doch wohl, bei einer großen Anzahl Kranken, besonders bei unbegüterten Viehbesitzern, zu kostspielig seyn. Hält man daher seine Anwendung für nöthig, was es nach meiner Erfahrung nicht der Fall ist; so dürfte es wohl durch eine bloße Einreibung dieser Gegend mit Terpentinöhl ersetzt werden.

Recht zweckmäßig und überall anzuwenden sind aber bei der Klauenseuche die örtlichen Aderläße, deren der Thierarzt Vorrahd gedenkt, und deren ich mich auch, nur auf eine andere Art bediene. Vorrahd nähmlich macht zu diesem Zwecke bei dem Rindvieh Einschnitte in die Krone der hornigten Schachtel, ich mache sie an der Sohle in den Eckstreben und dem Winkel der Zehe, indem ich mit dem Hufmesser diese bei der Klauenseuche mehr oder weniger losgetrennten Theile, bis auf die darunter liegenden Fleischtheile hinwegnehme, wobei eine Blutung entsteht. Der örtliche Aderlaß wird also hier zugleich mit der Entfernung der losgetrennten und abgestorbenen Theile verbunden; ein Erforderniß, das zu der Heilung dieses Uebels so nothwendig wird, und zu der Erzeugung einer neuen Hornsohle, die sich bei Rindern, und vorzüglich bei Schafen, so schnell wieder ersetzt, die Veranlassung mit abgiebt. Auf diese Weise angewandt, können die örtlichen Aderläße auch bei der Klauenseuche der Schafe gebraucht werden, bei welchen allerdings die zu diesem Zweck vorgeschlagenen Einschnitte in die Krone nicht anzubringen sind.

Eine richtige Bemerkung ist es, daß Einschläge der Klauen, mit Lehmerde und Essig, sehr bald trocken werden, und dann, wenn man sie nicht oft genug erneuert, oder mit Wasser oder Essig wieder anfeuchtet, die überdies schmerzhaften Klauen drücken, und so noch mehr reizen, und, anstatt die Entzündung zu zertheilen, nur noch mehr erhöhen. Dahero der gebrühete Heusamen, und Weizenkleye, mit Kuhmist vermengt, ein zweckmäßiger Einschlag ist, nur muß die Klaue von Zeit zu Zeit mit frischem Wasser, noch besser mit laulichtem Seifenwasser, von allem dem, was sich davon in den Spalt gesetzt hat, gereiniget werden.

Eben so zweckmäßig ist, da, wo der Materie durch das Messer ein Abfluß verschafft worden ist, auch wohl ganze Parthien verarteter Theile, von der Jauche angefressene Sehnen, Bänder, Knorpel und Knochen mit demselben hinweggenommen worden sind, der Verband mit Digestivsalbe, der man in dem letztern Fall noch etwas abgeriebenen Kampher, oder Myrrhen- oder Aloe-Tinctur zusetzen kann. Nur ist der Verband an sich sehr schwer anzubringen und noch schwerer zu erhalten, selbst nicht mit Heftpflastern, unter welchen auch, bei nicht oft genug wiederholtem Verband, der Eiter stocken würde. Dahero das Befeuchten mit einer Auflösung des blauen Vitriols und das Einstreuen des gepülverten blauen Vitriols, überall, wo das Messer der Eiterung einen Abfluß verschafft, und die verarteten und angegangenen Theile hinweggenommen hat, das einfachste und am leichtesten anzuwendende Mittel bleibt.

Ob es schon gut ist, wenn man bei der Maulseuche den sich im Rachen anhäufenden Speichel, der schon durch seinen längern Aufenthalt im Rachen eine kranke Beschaffenheit annimmt, und dies um so mehr, jemehr der ganze Organismus krank und in seiner Form und Mischung verändert ist, hinwegschafft; so sah ich jedoch auch nicht, daß durch das Hinabschlucken, das übrigens nur den kleinsten Theil trifft, da das Mehrste davon aus dem Rachen läuft, ein großer Nachtheil entstanden wäre. Auch möchte das Hinabschlucken bei dem noch so oftern Reinigen des Rachens, doch nicht ganz zu verhindern seyn. Dahingegen ist Auspinselung der Mäuler mit Salbey- und Pfeffermünz-Absud, dem ich noch etwas Essig und Kochsalz, und wenn es seyn kann, Honig zumische, gewiß recht zweckmäßig, und verdient Nachahmung.

Nach meiner Beobachtung stellt sich die verlorne Freßlust, ohne alle innerliche Mittel, nur nach einer zweckmäßigen Behandlung der Geschwüre und Wunden im Rachen und ihrer völligen Heilung, also nach einer bloßen örtlichen, dem Uebel angemessenen Behandlung, bei gutem Futter und sorgsamer Pflege von selbst wieder ein.

Das Absondern der Kranken von den Gesunden, und selbst wieder die Trennung der Erstern nach dem Grade der Krankheit, ist sowohl bei der Maul-, als

Klauenseuche mit das Erste und Wichtigste, was geschehen muß.

In Betreff der Nahrungsmittel kann man nicht sorgsam, aufmerksam und vorsichtig genug seyn, da es nur zu gewiß ist, daß die Maulseuche davon entsteht, und daß man daher bei der Heilung nicht die Ursache der Krankheit zu entfernen unterläßt. Weshalb die darüber aufgestellte Bemerkung von dem Thierarzt Borrahd alle Beobachtung verdient. Ja in ihr, in der Auffindung und Entfernung dieser Ursache, und in einem andern gesündern Futter, ist die Heilung dieses Uebels vorzüglich zu suchen und in ihr begründet.

Der stärkste Grad der Krankheit, sowohl der Maul- als der Klauenseuche, erfordert freilich längere Zeit, eine sorgsamere und fleißigere ärztliche Behandlung und eine doppelt aufmerksame Pflege, allein ein und dieselben Mittel; nämlich bei der Maulseuche: Reinigung des Rachens, durch Oeffnung und oft wiederholte Auspinselung der cancrösen Geschwüre mit einem Dekoct der Arnica, oder Salbey, Pfeffermünze und dergl., mit Essig, Salz und Honig geschwängert, gutes Futter, vorzüglich Siede (Brühfutter,) die man mit Bieressig vermischen kann, und wozu sich geschnittene Möhren, Runkelrüben und dergl. vorzüglich eignen, und gutes, trocken eingebrachtes Heu; und bei der Klauenseuche hilft auch in dem höchsten Grade nichts anders, als Reinigung der Geschwüre mit Seifenwasser, Essig und Wasser, Salzwasser und dergl., das Oeffnen der Abscesse und gänzliches Hinwegnehmen der angegangenen Theile bis auf die gesunden, zu deren gänzlicher Abblätterung und zu der Erzeugung einer bessern Eiterung man sich noch des glühenden Eisens bedienen kann. Der Verband geschiehet dann am einfachsten und zweckmäßigsten durch das Bestreuen mit dem blauen Vitriol. Schade nur, daß wir bei einem sehr hohen Grade und langer Dauer dieses Uebels, bei aller zweckmäßigen Behandlung, doch öfters nicht ganz glücklich in der Heilung sind, da hier und da, durch die lange unterhaltene chronische Entzündung, die Enden der Fußknochen angeschwollen, die ganzen Gelenke verartet und verwachsen sind, und eine unheilbare Steifheit zurückbleibt.

Ein Verband mit Terpentin und Myrrhen ist zwar allerdings dem Schaden angemessen, besonders unter den Umständen, wo die sennigten Parthien, Knorpel und Knochen angegangen worden sind. Indessen ist dieses Mittel nur so kostspielig und dahero bei ganzen Heerden, die an der Seuche leiden, nicht anzuwenden. Und da wir mit Verband des blauen Vitriols dasselbe ausrichten, das Uebel in derselben Zeit und eben so gründlich heilen, so sind wohl alle theuern Arzneien dabei zu entbehren.

Gut würde es seyn, wenn es sich nur ebenfalls auch bei einer großen Heerde von Kranken, in Hinsicht des Kostenaufwandes, anwenden ließe, wenn die leidenden Klauen mit Fett eingerieben werden könnten. Die hornigte Masse wird dadurch biegsam und nachgebend gemacht, der Druck derselben auf die darunter liegenden, jetzt entzündeten, aufgebläheten und schmerzhaften Fleischtheile wird vermindert und so die Heilung, in Verbindung mit dem übrigen Heilverfahren, schneller herbeigeführt.

Eben so richtig ist die Bemerkung bei der Maulseuche der Rinder, daß man nämlich die Milch, die nur 8 bis 10 Tage, selten über 14 Tage ausbleibt, doch, so geringe auch ihre Ansammlung in dem Euter seyn mag, ausmelke, da sich sonst von der Stockung und Verartung derselben, Entzündungen und Geschwüre in Euter und den Zitzen erzeugen.

Ein angehendes Uebel dieser Art heilt man durch recht oft angewandte warme Seifenbäder und durch den an das Euter aufsteigenden Dunst von gebrühetem Heusamen, dessen Umschläge allerdings auch sehr heilsam seyn würden, wenn sie sich nur leichter anwenden ließen.

Gehen die entzündeten Stellen in Eiterung über, so werden sie wie ein Absceß *) behandelt, jedoch — so wie in allen drüsigten Theilen, und weil sich an diesen Stellen bei Thieren der Eiter nicht versacken kann — nicht zu zeitig geöffnet, und so lange mit Digestivsalbe verbunden, bis alle Härte im Umkreis ge-

*) Man sehe hierüber mein Lehrbuch der Veterinair-Chirurgie, Prag bei Calve. Der Verfasser.
Was vorzüglich empfehlen muß der Herausgeber.

schmolzen, und die Wunde durch die Vernarbung geschlossen werden kann.

Uebrigens sucht der Thierarzt Vorrahd die Ursache der Klauenseuche ebenfalls auch in zu trockener und anhaltend heißer oder feuchter und nasser Witterung, und nur bedingungsweise in der Ansteckung, wie die Anführung von dem Schäfer beweiset, der mit seiner kranken Heerde auf der Trift weidet, wo die Schafe der Nachbarn giengen, die darum doch nicht angesteckt wurden. Weßhalb es dahero auch sehr zweifelhaft wird, ob seine Heerde von den Schafen der Fleischer angesteckt worden sey, da sie ja, ebensogut auch wie diese, zu einer und derselben Zeit von einem epipotischen Fieber befallen worden seyn können.

Interessant und beachtungswerth ist die Bemerkung des Thierarztes Vorrahd, daß die Klauenseuche bei anhaltend nasser und kalter Witterung bösartiger und schwieriger zu heben war, als wenn sie in zu trockener und zu heißer Jahreszeit erschien, und von dieser Witterung erzeugt wurde.

Meine Beobachtung, daß bei den Schafen die Maulseuche dadurch erzeugt wird, daß sie sich an das Geschwüre der Klauen lecken, wird auch durch die Erfahrung des Thierarztes Vorrahd bestätiget und verdient eine aufmerksamere Beobachtung.

Uebrigens erwähnt auch dieser alte praktische Thierarzt, daß bei der Klauenseuche das Ausschneiden aller angegangenen Theile das Wichtigste und Wesentlichste von der Heilung ausmacht, und nicht sorgfältig genug bis auf die gesunden Theile unternommen werden kann. Zu dem Verbande bedient er sich einer Auflösung von Alaun und Grünspan in Essig, ein Mittel, das in seiner Wirkung mit dem blauen Vitriol übereinkommt.

Oertliche Aderläße an der Krone sind überdies bei den Schafen nicht anzuwenden, wohl aber an der Sohle, durch Abschneidung der losgatrennten hornigten Parthien bis auf die Fleischtheile, wodurch eine leichte Blutung entsteht, die jedoch die Natur durch die schnelle Bildung einer neuen Sohle, die im Anfange wie eine Kruste von coagulirter Lymphe erscheint, sehr bald wieder stillt, und die wunde Stelle zudeckt.

Haarseile und Fontanells sind nur dann bei der Klauenseuche angezeigt, wenn dieses Uebel veraltet und den Theilen gleichsam zur Gewohnheit geworden ist, wo dann die Heilung nur bei der Erzeugung eines Gegenreizes, eines neuen künstlichen Absonderungs-Werkzeugs, wie bei allen alten Fußgeschwüren, zu Stande kommt, wie mir dies die Erfahrung in so vielzähligen Fällen gelehrt hat.

Da wo die Geschwüre in den Klauen blos mit Digestivsalbe verbunden oder mit Wagentheer bestrichen werden, ohne daß zuvor der Jauche ein freier Abfluß gebahnt und die angegangenen und veralteten Theile durch das Messer entfernt worden waren, muß sich das Uebel, wie auch der Thierarzt Vorrahd bemerkt, immer vergrößern. Dies ist die Ursache, warum man gewöhnlich da, wo man den Hirten und Schäfern die Cur überließ, die weder die Theile, die Lehre von der Entzündung der Geschwüre, noch die Anwendung des Messers kennen, die Klauenseuche bösartig und veraltet antrifft und sie hier nur durch gänzliche Entfernung aller kariösen Theile und nach längerer Zeit heilt.

Denn gerade durch dieses fehlerhafte Verfahren wird gleichsam das Uebel eingeschlossen, verbreitet und verschlimmert sich in dem Innern, und, anstatt daß der Theer und die Digestivsalbe sich hülfreich erzeigen würde, wenn der Eiter abfließen könnte, so dienen diese Mittel, ohne die zweckmäßige und hinlängliche Anwendung des Messers, nur dazu, den Abfluß des Eiters zu verhindern, und die wenige Oeffnung, die noch dazu übrig blieb, zu verkleben.

Die innerlichen Mittel bei der Klauenseuche, zu welchen der Thierarzt Vorrahd hier ebenfalls auch eine Zusammensetzung aus Tabaksblättern, Wermuth, Feldkümmel, Calmus, Küchensalz rc. angiebt, sind nach meiner Erfahrung bei diesem örtlichen Leiden, dessen Heilung nur eine zweckmäßige und geschickte äußerliche Behandlung verlangt, ganz entbehrlich und nur insofern angezeigt und nützlich, als man durch anreizende, die Verdauung vermehrende und stärkende Mittel die Lebenskraft des Organismus im Allgemeinen heben will.

Der geschwächte und kranke Zustand einzelner Organe und des ganzen Organismus, den die Section der an der Klauenseuche getödteten Schafe zeigte, war, nach meiner Ansicht, nicht sowohl eine Folge von diesem örtlichen Uebel, als vielmehr ein kranker Zustand

des Körpers im Allgemeinen, der von schlechter und mangelhafter Nahrung und Pflege, aber wohl nur in den seltensten Fällen von der Klauenseuche, als örtliches Leiden, erzeugt wurde und mit diesem in keiner nähern Verbindung stand, als durch die einsaugenden Gefäße, durch welche bei jedem alten Geschwür die Masse der Säfte und selbst die festen Theile mehr oder weniger verarten müssen. Nur geht dieser allgemeine Krankenzustand der Klauenseuche nicht vorher, sondern folgt ihr nach, da man andere zufällige Krankheiten als vorgehende Krankenerscheinung, nicht als die Ursache der Klauenseuche annehmen kann.

Auch nach der Erfahrung von dem Thierarzt Vorrahd, wurde die Klauenseuche von verdorbenem Futter, dem Mehlthau, der Spannraupe und mehrern in der nassen Jahreszeit sich häufiger vermehrenden Insecten, erzeugt, wovon die letztere Bemerkung neu ist, und sehr gegründet zu seyn scheint.

Eben so neu und interessant ist dessen Erfahrung, daß er die Maul- und Klauenseuche, bei naßkalter Witterung, auch bei den Hühnern bemerkt haben will, und die Heilung und Sektionsbefund hierüber anführt.

Die letzte — obwohl zu der Maul- und Klauenseuche nicht gehörige — Bemerkung und Erfahrung über die Krankheit und den Tod der Rinder, die von dem sogenannten Berstschilf gefressen hatten, bleibt immer wichtig und interessant, wenn sie auch nicht gerade hierher gehört und nur insofern an dem rechten Orte steht, als alles, was belehrend und aus der Erfahrung gehoben ist, überall einen Platz verdient.

Von Tenneker.

44. Landwirthschaftliche Berichte.

Aus der Mark Brandenburg. Monat Dezember 1821.

Ausgezeichnet gelinde und größtentheils schön ist die Zeit seit Michaelis gewesen. Wir haben bis jetzt nur an zwei Tagen Schnee und an etlichen Tagen Frost gehabt. Gestürmt hat es besonders Ausgangs Novembers und Anfangs dieses Monats fast vierzehn Tage hindurch. Diese Witterung hat das Wachsthum der Saaten ungemein befördert, dergestalt, daß viele Landwirthe, aus Besorgniß die Saat möchte faulen, sie durch die Schafe bei offenem Wetter haben behüten lassen. Es ist dieß ein merkwürdiger Umstand, und wenn er für die künftige Erndte so wenig, als für das Schafvieh von üblen Folgen wird, so ist erstaunlich groß der Vortheil, welcher hieraus erwächst. So viel es mir möglich ist, werde ich den Erfolg dieses Behütens der Saat bei offener Witterung, sowohl in Absicht der Thiere, als auch der Erndte beobachten, comparative Versuche anstellen, und das Resultat derselben mittheilen.

Die Saaten stehen also, wie schon erwähnt, überall gut, und auch der faulste Wirth hat die Einsaat vollenden können. Für die künftige Frühjahrsbestellung ist ungemein viel gethan, und wird jetzt noch viel vorgearbeitet. Das zum Haber, zu Erdäpfeln und zur großen Gerste gepflügte Land bleibt in rauher Fahre bis zum Frühjahre liegen. Wer mit diesen Vorarbeiten fertig ist, drischt, fährt Holz, und bringt das Getreide zu Markte, das seinen niedrigen Preis behält. Roggen 22 gr. bis 1 Rthlr., Weizen 2 Rthlr. einige Groschen, Gerste 16 und 17 gr., Haber 12 bis 14 gr., Erbsen 1 Rthlr. 4 gr.

Der Gesundheitszustand der Thiere ist im Allgemeinen gut, nur daß unter den Schafen hin und wieder die Pocken grassiren. Die Preise derselben sind fortwährend niedrig.

Stübing.

45. Pomologie.

Schule für Obstbaumzucht.

In Weimar ist eine Landes-Central-Baumschule angelegt worden, deren löblicher Zweck ist, thätige Landschullehrer in den Stand zu setzen, den genossenen Unterricht in Bau und Veredlung des Obstes auf die Landschuljugend fortzupflanzen, und so einen guten und verständigen gemeinnützigen Obstbau durch die Landschulen im ganzen Lande zu verbreiten. Die Anstalt ist schon im guten Gange, und im vorigen und diesem Jahre nahmen bereits 16 künftige Landschullehrer an dem Unterrichte Theil, wovon nun schon drei zu Schullehrerstellen befördert worden sind. Außerdem werden veredelte Obstarten, welche am besten für den Landbedarf passen, an Liebhaber gegen billige Preise aus dem Baumgarten abgegeben.

(Nationalzeitung der Deutschen N. 45 von 1820.)

Redacteur R. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.

Februar. —— Nr. 13. —— 1822.

46. Oekonomische Societäten.

10/11 Statuten der allgemeinen Halberstädtischen Hagelschaden-Assecuranz-Societät.

(Fortsetzung von Nr. 47. des XXII. Bandes.)

Die Auswahl der zu jeder Abschätzung zu adhibirenden Taxatoren, bleibt der Direktion oder den Kreisdeputirten überlassen, welche diese dem Beschädigten bekannt machen. Hat dieser gegen den einen oder den andern gegründete Einwendungen zu machen; so zeigt er sie dem Kreisdeputirten an, welcher nun einen andern Taxator ernennt. Es versteht sich von selbst, daß diese Taxatoren mit dem Beschädigten so wenig als unter sich verwandt oder verschwägert seyn, oder mit Ersterem sonst in bekannten vertrauten oder in einem andern Verhältnisse stehen dürfen, wodurch ihre Glaubwürdigkeit und Zuverläßigkeit in Zweifel gezogen werden könnte. Namentlich dürfen dieselben nicht etwa Pächter des Verunglückten, oder sonst von ihm abhängig seyn.

§. 31. Nachdem nun die Taxatoren ernannt sind, requirirt der Direktor oder der Kreisdeputirte einen zuverläßigen Notar in der Nähe der verhagelten Feldmark, die Abschätzung an einem von beiden zu verabredenden Termine vorzunehmen, und theilt demselben zu diesem Behufe die sub D. beigefügte Instruktion für die Taxatoren mit. Der Notar muß sich durch Vernehmung der Taxatoren überzeugen, daß sie mit dem Beschädigten in keiner solchen Verwandtschaft oder andern Verhältnissen stehen, welche ihre Glaubwürdigkeit und Zuverläßigkeit vermindern kann, die ihm kommunizirte Instruktion denselben mittheilen, zur Aufnahme der Abschätzung nach dieser Instruktion sie anweisen, demnächst auch diese Abschätzung der Taxatoren selbst, mit Zuziehung des Direktors oder Kreisdeputirten gehörig ad protocollum nehmen, und dasselbe mit der Liquidation seiner Gebühren und Kosten, der Direktion des Instituts zur fernern Verfügung einsenden.

§. 32. Um der Abschätzung die möglichste Vollständigkeit und Zuverläßigkeit zu geben, muß der Beschädigte dem die Taxation leitenden Commissarius vorher eine genaue Nachweisung der verhagelten Stücke, mit Bemerkung der darauf gestandenen Früchte, die von der Direktion agnoscirte und dem Interessenten zurückgegebene Nachweisung der Feldbestellung, welche überall zur Norm dient, sein Saatregister oder sonst eine genaue Nachweisung der Einsaat übergeben und die Richtigkeit dieser Nachweisung auf Erfordern eidlich erhärten.

In dieser Nachweisung der verhagelten Stücke muß der Flächen-Inhalt eines jeden, entweder nach Morgenzahl, oder wo nach der Aussaat gerechnet wird, nach dieser möglichst genau angegeben seyn.

Von Seiten des Dirigenten der Abschätzung muß zur Verhütung aller Irregularitäten und Unterschleife, aus der Gemeinde noch ein des Feldes ganz vollständig kundiger und zuverläßiger Mann bestellt werden, der die Taxatoren begleitet und dahin siehet, daß ihnen keine andere Ackerstücke zur Abschätzung angewiesen werden, als solche, welche wirklich von dem Beschädigten benutzt, und von ihm selbst bewirthschaftet werden, auch in der, der Societät eingereichten Nachweisung der assekurirten Acker-Stücke verzeichnet sind.

Sollte den vorstehenden Erfordernissen nicht genügt seyn; so kann die vorgenommene Abschätzung nicht als gültig und vollständig anerkannt werden, sondern die desfallsigen Verhandlungen müssen dem Dirigenten der Taxation zur Vervollständigung, auf Kosten des Beschädigten remittirt werden.

§. 33. Die Kosten der Abschätzung werden aus der Kasse der Societät, auf Anweisung des Direktors bezahlt.

Die Diäten der Taxatoren, so wie ihre Reisekosten werden generaliter bestimmt, und dürfen nicht überschritten werden. Eben so werden auch die Gebühren der bei den Taxationen adhibirten Notarien allgemein festgesetzt werden, damit auch hier keine Willkühr Statt finden könne.

Die Diäten und Reisekosten der Kreisdeputirten sind §. 12. bestimmt.

§. 34. Wenn ein bereits verhageltes und zum Zweytenmal bestelltes Feld nochmals verhageln sollte; so findet für den zweyten Hagelschlag keine anderweitige Vergütung Statt. Wenn aber ein nur zum Theil verhageltes Feld nochmals vom Hagelschlage betroffen werden sollte; so wird nunmehro der ganze doppelte Schaden, der sich nun mit desto größerer Gewißheit übersehen und abschätzen läßt, zusammen taxirt, und dadurch also die erste Abschätzung annullirt.

§. 35. Bei der Abschätzung und Ausmittelung des Schadens selbst kommt es hauptsächlich darauf an,

a) ob das Getreide noch auf dem Halme,

b) ob auf dem Schwade, oder

c) ob es bereits in den Haufen verhagelt ist.

Was besonders die Taxatoren in diesen verschiedenen Fällen zu beobachten haben, ist in der beigefügten Instruktion für dieselben enthalten, weßhalb hier darauf Bezug genommen wird.

Wenn nun darnach die Taxatoren durch ihre Abschätzung bei jedem Ackerstücke ausgemittelt und festgestellt haben, ob dasselbe total oder nur der wievielste Theil davon verhagelt ist; so wird darnach die Berechnung des ganzen Schadens und der dafür zu leistenden Vergütung aufgestellt, und dem Interessenten bekannt gemacht.

Cap. V. Aufbringung der Entschädigungsgelder und deren Auszahlung an die Verunglückten.

§. 36. Die von dem requirirten Notar eingesandten Taxationsprotokolle und denselben beigefügten sonstigen Verhandlungen und Nachweisungen müssen unmittelbar nach ihrem Eingange von dem Direktor sorgfältig geprüft; und wenn sich dabei noch Irregularitäten, Dunkelheiten oder Zweifel finden sollten, entweder rektifizirt, oder wenn dieß nicht geschehen kann, sofort dem Notar remittirt werden, um die noch stattfindenden Mängel zu redressiren, und den Verhandlungen die nöthige Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu geben.

§. 37. Findet sich bei den Taxationsprotokollen nichts zu erinnern; so werden diese von der Direktion in einer deßhalb zu haltenden Versammlung genehmigt, und die Resultate in dem Etat, der für das laufende Jahr aufzubringenden Entschädigungs-Summe eingetragen, dem Beschädigten auch von dem ihm zukommenden Betrage Nachricht gegeben. In diesem Etat werden auch die Gerichts- und Taxationskosten, Bothenlöhne und etwanige andere Ausgaben, namentlich die Diäten und Reisekosten, welche gleichfalls mit repartirt werden müssen, aufgenommen, wornach diese und die eigentlichen Entschädigungsgelder, die ganze von der Societät aufzubringende Summe ausmachen.

§. 38. Die Repartition der Beiträge zu den, den verunglückten Interessenten schuldigen und ihnen zukommenden Entschädigungsgeldern, erfolgt nach der gänzlichen Beendigung der Erndte.

Es müssen daher die sämmtlichen Taxations-Verhandlungen und Atteste der Direktion ohne allen Zeitverlust eingereicht werden, und haben die beschädigten Interessenten dafür zu sorgen, daß dieses geschehe; widrigenfalls, wenn die Repartition der Beiträge geschlossen und das Ausschreiben erfolgt ist, die später liquidirten nicht mehr berücksichtigt werden können.

§. 39. Wenn nun der erwähnte Etat der Entschädigungssumme vollständig aufgestellt und abgeschlossen ist; so wird die als Resultat aus demselben hervorgehende Hauptsumme, gegen die Hauptsumme der gan-

zen Assekuranz auf das Genaueste balanzirt und darnach ausgemittelt, wie viel von jedem Hundert der assekurirten Summe beizutragen ist.

§. 40. Das Resultat wird nun in den öffentlichen Blättern der Provinz nicht allein sofort bekannt gemacht, sondern es wird nun auch sogleich die spezielle Repartition auf die einzelnen Interessenten aufgestellt, und jedem derselben sein zu zahlender Beitrag bekannt gemacht. Es versteht sich hierbei von selbst, daß auch die Beschädigten nach Verhältniß ihrer Assekuranzsumme gleich anderen Theilnehmern des Instituts beitragen müssen.

§. 41. Die solchergestalt repartirten Beiträge müssen unfehlbar binnen vier Wochen nach der bekannt gemachten Repartition an den Rendanten des Instituts franko eingezahlt, der Direktion aber die Einzahlung, mit genauer Bemerkung der eingesandten Summe angezeigt werden.

§. 42. Wer binnen dieser bestimmten Zeit seine Beiträge nicht entrichtet, von dem werden dieselben unverzüglich im Wege der Exekution, nach der Bestimmung des §. 18. Lit. c. mit fünf Prozent Verzugszinsen, vom Tage des Ausschreibens an, auf den Grund des ausgestellten Reverses exekutivisch beigetrieben, und es folgt außerdem noch die Ausschließung von der fernern Mitgliedschaft.

§. 43. Die Auszahlung der Entschädigungsgelder erfolgt sofort, als dieselben sämmtlich bei der Casse eingegangen sind, und spätestens drey Monate nach dem Ausschreiben der Beiträge. Um durch etwa verbleibende, und nicht gleich einzuziehende Rückstände keinen Aufenthalt und Unordnung in den Zahlungen eintreten zu lassen, wird auf Kosten der Säumigen das fehlende Geld negozirt, und dieses mit allen Kosten von demselben beigetrieben.

§. 44. Damit das Institut im Fall des Ablebens eines Interessenten, und wenn dessen Nachlaß getheilt wird, nicht etwa einem Erben Zahlung leisten möge, die ihm entweder gar nicht oder doch nicht ganz zukommen mögte; so muß jeder Erbe, welcher dergleichen Entschädigungsgelder erheben will, sich durch ein gerichtliches Attest legitimiren, daß er einziger und rechtmäßiger Erbe des verstorbenen Interessenten sey. Kann er dieß nicht, und sind mehrere Erben vorhanden; so werden die Entschädigungsgelder demjenigen Gerichte ausgezahlt, welches den Nachlaß regulirt, welchem dann die Vertheilung der Entschädigungsgelder überlassen bleibt.

§. 45. Nur die etwa rückständigen Beiträge oder Administrationskosten werden von diesen Unterstützungsgeldern abgezogen, andere Abzüge aber finden nicht Statt.

Cap. VI. Allgemeine Bestimmungen.

§. 46. Alle Anträge und Schreiben an die Direktion müssen von den Absendern frankirt werden, so wie auch alle Geldeinsendungen postfrey geschehen müssen. Sollte dieß nicht beobachtet werden; so wird mit der Antwort oder bei Uebersendung der Quittung das vorgeschossene Porto von der Post wieder avanzirt und eingezogen werden.

In der Correspondenz der Direktion und mit derselben fallen alle Curialien weg.

§. 47. Wenn Streitigkeiten und Differenzen zwischen den Mitgliedern der Direktion oder unter den Theilnehmern der Societät, über Angelegenheiten derselben entstehen sollten; so muß der Ausschuß der zehn Mitglieder der Societät die Sache untersuchen und schlichten. Bei der Entscheidung des Ausschußes muß es sein Bewenden behalten.

Halberstadt, den 3. März 1820.

Avenarius,	Lehmann,	Schmaling,
Kammerrath.	Landrath des Halberstädter Kreises.	Landrath des Ascherslebеr Kreises.

Schwarz,	Struve,
herzogl. Braunschweig. Oberamtmann zu Hessen.	königl. Domainenbeamte zu Hamersleben.

A.

Provinz
Regierungs-Departement
Kreis
Amt
Stadt
Dorf

Nachweisung

derjenigen Aecker, deren Früchte bei der allgemeinen Hagelschaden-Versicherungs-Societät zu Halberstadt für das Jahr 182
assecurirt sind.

von dem
N. N.

Anmerkung.

Zur Verminderung zu weitläuftiger Berechnung können beim Flächeninhalt der Aecker die Ruthen über einen vollen Morgen nicht speziell angegeben, sondern müssen approximative zu ¼ ½ oder ¾ Morgen ausgedrückt werden. Was unter ¼ Morgen ist, kann nicht berücksichtigt werden. Eben so können bei der Aussaat nur Scheffel (Himpten) und Viertel Scheffel angegeben werden.

Vor- und Zunamen, Stand und Wohnort des Interessenten.	Namentliches Verzeichniß der Ackerstücke, deren Ertrag assecurirt wird.	Größe derselben nach Morgen od. nach der Aussaat.		Bestellung.	Assecuranz-Betrag.		
		Mrg. / Schfl.	Rthn. / Metz.		Thlr.	Gr.	Pf.
N. N.	1. Am Wegeleber Wege	3	½	Weizen	70	—	—
	2. Daselbst am Grase	2	—	Roggen	30	—	—
	3. im kleinen Felde	1	—	Gerste	11	—	—
	4. im Frevel	3	½	Haber	35	—	—

u. s. w.

Attest.

Daß der Herr N. N. hieselbst die vorstehend verzeichneten Aecker — eigenthümlich, — pachtweise — besitze, und selbst bewirthschafte, und daß dieselben den angegebenen Flächeninhalt haben, auch daß derselbe sich zur Richtigkeit dieser Nachweisung bekannt, und dieselbe eigenhändig unterschrieben habe, wird hierdurch unter vorgedrucktem Gemeindesiegel und gewöhnlicher Unterschrift glaubhaft bescheinigt.

den ten 182

(L. S.) Der Magistrat. (Der Schulze.)

B.

Revers.

Ich Endesunterschriebener erkläre und bekenne hierdurch, daß ich der allgemeinen Hagelschaden-Assecuranz-Societät zu Halberstadt beigetreten bin, und von den von mir bewirthschaftet und benutzt werdenden Aeckern, nach näherem Inhalte der Nachweisung

———) Morgen) zum ganzen Betrage von
) Scheffel Aussaat)

——— Thlr. geschrieben .... Thaler in Preuß. klingendem Courantgelde bei dieser Societät versichert habe.

Indem ich mich daher der mir bekannten Verfassung und den Gesetzen hierdurch unterwerfe, verpflichte ich mich zugleich, die ausgeschriebenen Beiträge zur Entschädigung der Verunglückten, so wie die zur Erhaltung des Instituts erforderlichen Administrationskosten, nach Verhältniß dieses meines Assecuranz-Quanti, nach den Bestimmungen der Statuten unweigerlich und ohne die mindeste Zögerung zu bezahlen, so wie auch die festgesetzten Receptionsgelder zu der bestimmten Zeit zu berichtigen, oder wenn ich damit dennoch säumig seyn sollte, mir die exekutivische Beitreibung aller dieser Gelder, ohne processualische Weitläuftigkeiten gefallen zu lassen, auch in allen Stücken mich den Gesetzen des Instituts zu unterwerfen, meinen Pflichten als Interessent pünktlich nachzukommen, alles unter ausdrücklicher Verpfändung meines ganzen gegenwärtigen und zukünftigen bereitesten Vermögens.

Urkundlich habe ich diesen Revers eigenhändig unterschrieben und besiegelt, und diese meine Erklärung vorschriftsmäßig beglaubigen lassen.

den ten

(L. S.) N. N.

(Der Beschluß folgt.)

Beschreibung einer Musterwirthschaft, wie man nicht wirthschaften soll.

(Beschluß von Nr. 4. d. J.)

Hatte ja ein Verwalter oder ein Meyer eine bessere Ansicht, und wollte sie ausführen; so ward er in der Regel durch Befehle von oben herab daran gehindert, indem Freyheit in der Bewirthschaftung durchaus mangelte, und alles nach einem alten Mechanismus, man nennt ihn auf gut deutsch Schlendrian, behandelt wurde, ohne zu fragen: kann das auch so gehen? Daher kam es denn auch, daß ein taugliches Subjekt kaum ein Jahr in einer solchen Wirthschaft verblieb, und daß mit jedem Jahre ein um so größerer Futtermangel entstand, als auch die Wiesen voll Maulwurfs-Hügel und Gesträuch waren, und sie im Frühjahre von dem Viehe dergestalt zertreten wurden, daß beim Mähen des Grases der Mäher oft nicht drey Schritte weit, ohne einen Hügel, eine Kaupe oder einen Strauch anzutreffen, die Sense führen konnte. Der Heuertrag verringerte und verschlechterte sich hierdurch fortwährend, und was noch gewonnen ward, das wurde häufig aus unnöthiger Sparsamkeit, indem man keine Taglöhner annehmen wollte, und die man noch annahm, schlecht lohnte, und sie Jahr und Tag auf den Lohn warten ließ, so schlecht eingebracht, daß, wenn nicht der größte Hunger obgewaltet hätte, das Vieh es ungefressen würde haben liegen lassen.

Jahr aus Jahr ein mußte eine Menge Stroh und Heu gekauft werden, dergestalt, daß hiezu die Summe von 6 bis 700 Rthlr. für einen Winter kaum zureichend war. Des gewonnenen Mistes war so wenig, daß kaum der 10te Theil des Ackers jährlich nur schwach gedüngt werden konnte, und als Streumaterial mußte man die für den Boden sich nicht eignenden Kiennadeln nutzen. Auf kräftige Düngung des Ackers konnte daher um so weniger hingearbeitet werden, als das zum Theil alte und schlechte Vieh auch schlecht genährt wurde, und man den Glauben zu haben schien, daß die Winterruhe halbe Fütterung sey.

Auf die Schäfereyen, deren Stückzahl an 4000 war, wurde zwar etwas mehr anscheinende Sorgfalt verwendet; indessen reichte sie nicht hin, um eine reelle Verbesserung zu Wege zu bringen. Man hatte angefangen, die Thiere zu veredeln; indessen ging man hiebei so unüberlegt zu Werke, daß der Zweck unmöglich erreicht werden konnte. Man kaufte feine Störe; aber anstatt mit diesen eine Stammschäferey zur Veredlung des Ganzen zu errichten, vertheilte man dieselben auf 4 oder 5 Schäfereyen, so, daß man in jeder derselben 3 Sorten Störe, fein, mittel und ordinär finden konnte. Die Weide für dieselben war besonders nach der Schur, wo eine kräftige und reichliche Weide zum Anwuchse der Wolle um so unerläßlicher ist, durch das befolgte elende Wirthschaftssystem so kärglich, daß das gesammte Schafvieh kaum den Hunger stillen konnte. Dieser Mangel an Nahrung dauerte bis zur Erndte. Dann erst erholten sich die Thiere. Was sie aber in und nach der Erndte sammelten, das ging zum Theil im Winter verloren; denn die Winterfütterung war und blieb kärglich, und was noch für die Schafe bewilliget und gegeben wurde, das wußten schlechte und eigennützige Schäfer für ihre Kühe und Schweine zum großen Theile zu verwenden. Ja, es war nichts ungewöhnliches, daß die Schäfer, denen der Ankauf des mangelnden Heues als Regel überlassen wurde, bei demselben den Preis um halb so viel erhöheten, als ihr Zuschuß zu diesen Ausgaben betrug. Einen stillen, offenen und ehrlichen Mann fand man unter ihnen nicht, wohl aber Maulbiener, die ihren Eigennutz unter der Maske der Redlichkeit klüglich zu verbergen wußten. Jeder von ihnen erwarb sich, auch wenn er nur einige Jahre diente, ein für seinen Stand bedeutendes Vermögen. So lernte ich später einen kennen, der bei einer zahlreichen Familie und einem guten Leben nach einer Dienstzeit von sieben Jahren, und bei einem Schafstande von 1100 Stück sich 900 Rthlr. erworben hatte, und der gestand, daß er bei seinem Anzuge außer seinem wenigen Viehe nichts gehabt hätte. Der Wollertrag glich der Pflege und Fütterung. Man schor selten per Hundert mehr als 1 ½ Ctnr., gewöhnlich unter 1 ¼ Ctnr. Hätte man weniger Thiere gehalten, sie besser mit tüchtigen und ehrlichen Schäfern versehen, und dem

Glauben, viel bringt viel, entsagt; so würde man bei wenigern Kosten einen höheren Nutzen gezogen haben.

Mit allen übrigen Zweigen dieser Wirthschaft verhielt es sich eben so, wie mit den besprochenen Gegenständen. Die Brauerey war schlecht, und lieferte daher auch nur ein elendes Getränke, so, daß der Herr selbst oft seinen Bedarf von fremden Orten holen ließ. Zu den Brennereyen hatte man größtentheils Leute, welche nichts vom Brennen verstanden, und die früher nur als Brennknechte dann und wann hatten helfen müssen. In ihrer Anstellung als Brenner suchte man Oekonomie, und vergaß es, daß ein Unwissender auch nur schlechte Waare liefern kann und wird. Man sparte den Groschen und warf den Thaler zum Fenster hinaus.

„O sancta simplicitas!" rief ich aus, als ich dieß alles in der vorstehenden Weise kennen gelernt hatte. Wie ist es möglich, daß unter solchen Umständen eine Wirthschaft bestehen kann! Und wie kann man so blind seyn, dieß nicht einsehen zu wollen! ? — Was für Uebel können nicht Gewohnheit und Einbildung erzeugen?

Ohne Hehl sagte ich Herrn Hamann, was hier Noth that; sagte ihm, daß er selbst alles Wirthschaftens sich begeben, einem tüchtigen Oekonomen zur alleinigen Führung der Oekonomie sich anvertrauen oder seine Güter verpachten müsse. So wie aber lange Gewohnheit überall zur andern Natur werden kann, so auch hier. Herr Hamann sah lieber, daß seine Güter eine Rente von kaum 6000 Rthlr. abwarfen, und daß sie bei allen Hülfsmitteln von nothdürftigem Holze, überflüßiger Fischerey, ausgedehnten Niederungs-Hütungen und hinlänglichen Händen zur Arbeit, die aber schlecht angestellt und übel benutzt wurden, jährlich mehr und mehr herunter kamen, als daß er sich seiner übel angebrachten Aufsicht über seine Güter begeben hätte.

Finden Sie, geehrte Leser! in diesem Bilde, von dem man die Wirklichkeit leider zu häufig und überall finden kann, Züge, die hier oder dort Anwendung leiden dürften, o so beherzigen Sie dieselben! Es ist leicht, sehr leicht, eine Landwirthschaft herunter zu bringen, aber schwierig, eine solche wieder empor zu heben, und man kann in einem Jahre durch übel angebrachten Eigendünkel mehr schaden, als Fleiß mehrerer Jahre zu verbessern im Stande ist. Die Landwirthschaft ist in allen ihren Zweigen ein weites Feld des Nachdenkens. Man erlernt sie nicht dadurch, daß man diese oder jene Theorie, dieß oder jenes System kennen zu lernen sich bestrebt. Man muß Erfahrungen anderer auch sammeln, und durch eigenes Nachdenken und Forschen den Boden, den man bearbeitet, und die äußern und innern Verhältnisse der Wirthschaft, die man führen will, so genau als möglich kennen zu lernen, sich bemühen. Man kann sogar ein tüchtiger Theoretiker und dennoch ein schlechter Praktiker seyn.

Stübing.

Anmerkung. Ich wünschte sehr, daß dieses Thema fortgesetzt und weiter ausgeführt, und besonders wirkliche Beispiele des ökonomischen Krebsganges mit dem Warum? anschaulich aus der ungeheuren Menge vorhandener Erfahrungen, gehörig zergliedert, mitgetheilt werden. Ich würde gern eine eigne stehende Rubrik dafür eröffnen. Etwa Oekonomische Krebse.

Der Herausgeber.

48. Landwirthschaftliche Berichte.

Böhmen. Bunzlauer Kreis.

Kuttenthal den 3. Dez. 1821.

Das war Dir Samstags den 1. dieß ein Sturm! Es litt uns beinahe nicht unterm Dache. — Schaubdächer zerriß und deckte er größtentheils ab; Scheuerthore sprengte er auf, und warf sie nieder, und eine der von meinem Vorfahrer 1756 (als meinem Geburtsjahre) um die Kirche ringsherum gesetzten Linden, brach er in der Mitte, und entwurzelte sie ganz. Sobald sich aber der Erzbrummer heiser schrie, und aufhörte, fing es an stark und öfters zu regnen. *)

Ganz recht, daß der mit seinen Getreidevorräthen besser fährt, der sie im Frühjahre erst zu Markte bringet; aber wen zwinget, und zwang die Noth nicht,

*) Zwey beiliegende Briefe aus dem Königgrätzer Kreis beziehen sich auf diese Witterung.

daß er sie brühwarm hingeben mußte!! Und so viel ich bei der heurigen mehr feuchten, als fest trockenen Frucht wahrnehme, läßt sie sich gar nicht lange aufgehäuft aufbewahren, ohne zu befürchten, daß sie dämpfig würde, wenn sie auch noch so oft umgeschaufelt, und auf den lüftigsten Speicher gelegt würde — wir erfuhren das mit dem Samengetreide, obschon es geschwind genug wieder verwendet wurde. Dieser Sorgen werde ich also ganz gewiß enthoben bleiben, weil meine aufgeschütteten Körner sehr bald ins Freye gehen.

Dann will man auch bemerken, daß das bereits gelegte, allenfalls auch etwas gewachsene Korn viel vollkommener, und voller keime, als welches später geerndtet, aber vielleicht doch auf dem Halme gewachsen ist; dieß letzte geht ungleich schütterer und schwächer auf. Darum paradiret mein altes Korn gegen alle übrigen wie 10 gegen 1 — so bestockt und kräftig sieht es aus; dafür ist es aber auch von den Schafhirten schon tüchtig abgehütet worden.

Heute haben wir heiteres mildes Wetter; aber von langem Bestande wird es kaum seyn.

Den 10. Dez.

Seit dem 4ten dieß fing der Winter in seinem herkömmlichen Costüme bei uns zu erscheinen an — zuerst wußte er nicht so recht darein zu treffen — anfangs fielen kleine Schlossen mit eiskalten Tropfen, dann fror es tüchtig, und hernach kam Schnee, etwa einen Zoll hoch, der zwar noch liegen blieb, aber nach dem gestrigen lauen Wetter und dem heutigen Nebel sich wohl bald in Koth verwandeln wird.

Der Schaden um Melnik wird über eine Million angegeben, die Inhaber der Weingärten können von ihren noch nahmhaften Vorräthen freylich gar leicht zur Baarschaft gelangen, wenn sie ihre Kunten nicht zu verlieren befürchteten, dafür geben sie aber das Seidel leichten Wein bereits um 1 fl., und den bessern um 1 fl. 30 kr. Da wird man sich's Weintrinken hübsch versagen müssen! B. M — hatte 300 fl. Unkosten bei der Pflege und Kultur seiner Weinberge, und bekam für den Eimer 5 fl, im Ganzen vielleicht nicht 40 fl.

Auf den fürstlich R.....schen Treibjagden gab es gar außerordentlich viele Hasen, wie mir ein Treiber erzählte. Indessen, wenn auch jedes Stück für 6 fl. verkauft worden wäre; so ist es kein Ersatz für die theuere Hegung dieser Thiere, und für den Aufwand, welcher lange Zeit hindurch gemacht wurde.

Ja wahrlich thauet es wacker auf, wie ich es vor und nach meinem Schulbesuche erfuhr.

Was doch die Landleute für neue Manipulationen, und wohlgelungene Versuche machen! Anstatt Krauthäupel schneiden sie Mangold- und gelbe Rüben ein, und erzielen das schmackhafteste Sauerkraut. Aber da heuer ein wässeriges Jahr war, so sind auch alle Rüben, Kraut, Pflanzengewächse und Erdäpfel wässerig und ohne Geschmack. Wir haben schon manche Erfahrung davon gemacht, so wie auch das schönste Obst recht rübenartig schmecket, und die Rüben aller Art, wie man sagt, holzig oder gar faul sind. Wie wird denn das Ding mit der nöthigen Aufbewahrung zur Verfütterung weiter hin aussehen?? Miserabilissime!

Den 12ten.

Heute haben wir Glatteis. Weil aber die Spitzen unserer Saaten über den Schnee hervorragen, und das Erdreich doch fest ist; so können die Schafe zur Noth darauf weiden.

Dr. Tögls Abhandlung ist gründlich und wohlgemeint; es wird wohl nothwendig werden, darnach zu procediren; wirklich fallen schon auch alte Stücke Schafe.

Die Habermühle ist auch gut gemeint, und bei großen Marstallen vorzüglich anwendbar; aber die Auslagen dafür? Und welcher Meister oder Müller stellt auf dem Lande so ein Werk her? Zudem vermisse ich die Portion dieses gebrochenen Habers auf 1 oder 2 Rosse zur Fütterung angegeben — ist es gleichviel von diesem, wie vom ungebrochenen? wir rechnen hier auf 2 Pferde zu jeder Fütterung 1 Achtel böhmisch gehäuft.

Den 22ten.

Gestern machte ich einen offiziösen Ausflug. Die Fahrt hin und her war halsbrecherisch — und kaum war ich in meinem Schneckenhause angelangt; so hob sich ein wüthender Orkan, der die ganze Nacht, und bis jetzt 12 Uhr immer noch brauset. Der wenige Schnee verschwand durch den gestrigen Regen auch, und so sind Fuhr- und Gehwege grundlos.

Den 23ten.

Heute ging die Sonne herrlich auf, bis 9 Uhr war es auch noch hell und schön — jetzt 3/4 10 trübt es sich wieder. Vermuthlich werden wir auch an den Feyertagen keine schöne Witterung haben.

Den 24ten.

Bis 3 Uhr war viel Sonnenschein. Es ist noch ungewiß, wie es morgen seyn wird, ob es regnen oder frieren wird.

Den 26ten.

Heute ist das Wetter bald heiter, bald trübt es sich, und das Gewölke ist auch mehr grau als blau.

Den 27ten.

Gleich nach 3 Uhr fing es gestern recht dicht zu regnen an, und das dauerte in einem fort bis 10 Uhr Nachts; früh gefror es ein wenig, was die Sonne jetzt wieder allmälich auflöset.

Den 29ten.

Regen und Koth haben wir hier in Ueberfluß. Mit harter Mühe konnte ich heute meinen Schulbesuch machen.

Copia eines Schreibens dd. Kascher den 9. Dezember 1821.

Neues ist gar nichts Besonderes. Einen Schnee von 3/4 bis 1/2 Elle hat es seit dem 4. Dez. erst gemacht. Am 30. Nov. donnerte und blitzte es Nachmittags in der 2ten Stunde etlichemal. Mit diesem Gewitter kam so ein entsetzlicher Wind, daß er in vielen Dörfern Häuser zerstört, und in Wäldern viele Bäume nieder geworfen hat. Im Schulwalde selbst habe ich große und kleine 27 gezählt, die dieser Wind umgeworfen.

Copia eines Schreibens dd. 7. Dez. aus Mittelwalde im königgrätzer Kreis.

Ich wollte Ihnen nicht eher schreiben, als bis ich mehrere Gegenstände von Wichtigkeit würde gesammelt haben; allein ein einziges Ereigniß unserer Gegend ist schon wichtig genug, es Ihnen bekannt zu machen. Am 30. November überzogen schwarze Wolken die hiesige Gegend; um 2 Uhr Nachmittags ward es so finster, daß ich von meinem Schreibtische aufstehen mußte, und kaum hatte ich diesen verlassen, so kündigte ein starker Blitz ein Gewitter an, welches auch so heftig und gefahrvoll war, daß wir alle in Furcht und Schrecken versetzt waren. Der Donner war schauderhaft. Die Blitze kreutzten ununterbrochen, dreymal schlug es ein, zweymal zu Mittelwalde in ein und dasselbe Haus, der erste Blitz zündete, der zweyte löschte den ersten; das drittemal zersplitterte der Blitz einen Baum zwischen Patzdorf und Rokitnitz, und dreymal schlug es bei Rokitnitz ein, zerschmetterte drey Bäume. Die Dauer dieses Gewitters betrug eine halbe Stunde. Fortwährend und auch nach dem Gewitter entstand ein heftiger Sturmwind, der mehrere hundert der stärksten Bäume entwurzelte. Der Schaden in den Waldungen ist bedeutend, in den Dorfschaften hat es nur hie und da ein Stück Dach weggerissen. Auch vom 29ten auf den 30. Nov. Nachts hatten wir ein Gewitter, aber nicht so bedeutend. Seitdem folgte aber wechselnd Schnee und Regen durch 6 Tage; bis heute den 7ten ist der Himmel prächtig erheitert, und das Gebirge mit Schnee bedeckt.

49. Landwirthschaftliche Institute.

Das herzogl. Nassauische zu Idstein unter Hrn. Albrechts Direktion.

Mit 1. Nov. beginnt der Winterunterricht für den ersten Cursus in der Mineralogie, Anatomie und Physiologie der Pflanzen, Physik, Chemie, Mathematik; für den zweyten Cursus: Landbau, Baukunst, Technologie, Thierarzneykunde, Mechanik.

Praktische Anleitungen werden auf der herzogl. Musterwirthschaft zu Goffenbach in der Brennerey, Essigsiederey, auf dem Versuchsfeld und im Thierspital gegeben.

Für Inländer frey. Ausländer zahlen halbjährig für die wissenschaftlichen Vorträge 15 fl. rheinl. und eben so viel für alle praktische Anleitungen.

Das Nähere über diese Anstalt besagen die Jahrbücher des landwirthschaftlichen Vereins im Herzogthum Nassau.

Redakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Februar. ——— Nr. 14. ——— 1822.

50. Landwirthschaftliche Feste.

Im Königreiche Bayern.

Programm zu dem Central-Landwirthschafts- oder Oktober-Feste in München 1821.

(Fortsetzung von Nr. 9. des XXIII. Bandes.)

III.

Weitere Preise sind noch für diejenigen Landwirthe bestimmt, die im Jahre 1820 — und zwar nur für dieses Jahr allein das Ausgezeichnetste in der Landwirthschaft geleistet, z. B. große öde Strecken kultivirt, einmähdige Wiesen zmähdig gemacht, große Gärten, Obstbaum-Alleen oder andere nützliche Holzarten gepflanzt, nasse Wiesen durch Grabenziehen verbessert, Wiesenwässerungen hergestellt, große Arrondirungen bezweckt, den Brachanbau und zweckmäßige Rotation oder Früchtewechsel eingeführt, und durch die beste Feldbearbeitung die schönsten Fluren erlangt, die Reinlichkeit und Verschönerung des Dorfes bezweckt, einen Schul- oder Volksgarten ins Leben gerufen, volle Stallfütterung, selbst die der Schafe eingeleitet, sohin den ganzen Nomadenzustand verbannt, durch einen vermehrten Futterbau den Viehstand ansehnlich vermehrt und verbessert, angemessenere Stallungen und landwirthschaftliche Gebäude, bessere auch warme Fütterungsweise und volle Reinhaltung des Viehes, Reinhaltung und Kultur der Alpen zu Stande gebracht, einen schönen reinlichen Hofplatz und ordentliche Düngerstätte nach ächten Grundsätzen geregelt, eine förmliche, allen Koth und Mist umfassende Düngerbereitung und geeignete Benützung selbst in Rücksicht des Ausführens und der Unterbringung in dem Acker besorgt, Compositdünger oder Düngermagazine gesammelt, die Gülle- oder Brabanter Düngerbereitung, so wie überhaupt den Gebrauch des flüßigen und auch grünen Düngers, dann der verschiedenen Düngermittel eingeführt, gute Dorf- und Feldwege zu Stande gebracht, neue nützliche Ackerwerkzeuge oder Maschinen in Anwendung gesetzt, Kulturskongresse gestiftet, die Abtheilung der Gemeindeweiden und Gemeindewaldungen, oder die volle Arrondirung der Gemeindeflur, dann die Ablösung der Feuballasten, Zehenden rc. veranlaßt, Sümpfe ausgetrocknet, neue große Ziegel-, Klay-, Kalk-, Mergel- und Gypsbrennereyen, Gypsmühlen errichtet, Torf- und Steinkohlen in große Benützung gebracht, den Anbau der Oel- und Handlungspflanzen vermehrt und veredelt, eben so den Hopfenbau, ferner die Bienenzucht, den Hanf- und Flachsbau, ihre Zubereitung, dann die Leinwand-, Spinn- und Webereyen verbessert, nicht minder den Weinbau gehoben, auch die Räucherungen gegen Reife in Wein- und Obstgärten mit Erfolge eingeführt, sie auch gegen Insekten geschützt, das Milch-, Butter- und Käsewesen in einen erhöhten Zustand gebracht, neue nützliche Thierracen oder neuen Früchtenbau eingeführt, oder was Großes in dieser Art in ihrem Dorfe, Gegend errichtet, oder überhaupt wichtige Entdeckungen und Erfindungen gemacht haben u dgl. Die Mitbewerber müssen das Geleistete durch obrigkeitliche Zeugnisse nachweisen; welche Zeugnisse bis zum 10. September sicher an das General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins eingeschickt seyn müssen. Ein vom General-Comité aufgestelltes Preisgericht wird dann darüber entscheiden.

Es versteht sich, daß, wie überhaupt auch hier

alle Bewohner des Reichs um diese Preise sich bewerben können, und es thut nichts zur Sache, wenn selbe bei den Kreisfesten oder auf andere Weise für ihre Auszeichnung ꝛc. schon Preise oder Belohnungen erhalten haben.

Als die ersten fünf Preise werden nebst Vereins-Denkmünzen vorzügliche landwirthschaftliche Maschinen gegeben, um diese nach und nach unter die Landwirthe verbreiten zu können.

1. Preis. Der Brabanter Pflug mit einer goldenen Vereins-Denkmünze.
2. — Der Brabanter Pflug mit einer doppelten silbernen Vereins-Denkmünze.
3. — Die Hausbandmühle mit einer silbernen Vereins-Denkmünze.
4. — Der Kartoffelschaufelpflug mit einer silbernen Vereins-Denkmünze.
5. — Der Kartoffelhäufelpflug mit einer silbernen Vereins-Denkmünze.

Dann 15 Nachpreise von Büchern mit der silbernen Vereins-Denkmünze.

Auch das übrig Geleistete soll noch ehrenvoll erwähnt werden.

Künftiges Jahr wird das für 1821 Geleistete zur Würdigung kommen, und damit jedes Jahr fortgefahren werden.

IV.

Es konnten heuer die im vorjährigen Programm ausgeschriebenen Preise für die im landwirthschaftlichen Fache in den Jahren 1818, 1819 und 1820 von Inländern erschienenen besten Schriften oder Abhandlungen ohne Rücksicht der erhaltenen anderweitigen Preise oder Belohnungen ꝛc. nicht vertheilt werden: es wird also hiemit die Verkündung dieser Preise wiederholt.

Die Mitbewerber haben bis ersten März 1822 mit ihren Schriften beim General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins sich zu melden. Das General-Comité läßt dann ein Preisgericht darüber entscheiden.

1. Preis.	Eine goldene Vereins-Medaille	à 100 fl.
2. —	Detto	à 50 =
3. —	Detto	à 25 =

V.

Auch die im vorjährigen Operationsplane ausgesetzten Preise können nicht ertheilt werden, da die Preisaufgaben nicht gelöset wurden.

Im künftigen Jahre trifft also die Preisvertheilung für die im heurigen Operationsplane bestimmten Aufgaben.

VI.

Die einzelnen Landwirthe und Schriftsteller sind es aber nicht allein, welche die ganze Landwirthschaft emporheben können, und deßwegen Auszeichnung verdienen: eine weit umfassendere Kraft liegt hierüber in den Händen der Beamten, in ihrer dießfälligen Eigenschaft als selbe — als Vorgesetzte der Landgebiete; wobei es zugleich ihr Berufsgeschäft ist, die wichtigste Angelegenheit der Nation zu schützen und zu befördern. — Damit nun auch ihnen Würdigung ihrer Verdienste hierüber werde, und das Vaterland sie für immer auszuzeichnen lerne, gleichsam diesen Verdiensten bleibende Denkmäler gesetzt, und unter sämmtlichen Beamten für die große Sache der Landwirthschaft ein edlerer Wetteifer entflammt werde; so hat das General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins beschlossen, jährlich 12 Preise für sie zu bestimmen, und zwar 6 goldene und 6 silberne große Vereins-Denkmünzen. Nebenbei sollen auch alle übrigen Bemühungen ehrenvoll erwähnt werden.

Dieses findet künftig alle Jahre Statt. Heuer werden die besagten Preise für das in den Jahren 1818, 1819 und 1820 Geleistete vertheilt, und künftiges Jahr für das des Jahres 1821, und so fort.

Die sämmtlichen königlichen Herren Landrichter und alle Titl. Herren Beamte ohne Unterschied, sind somit ersucht, die förmlichen Belege hierüber bis zum 1. September dieses Jahres zum General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins einzuschicken. Ein gewähltes unpartheyisches Preisgericht wird dann darüber entscheiden. Gedachte Belege haben aber nur das zum Frommen der Landwirthschaft Geleistete zu bezielen, z. B. die Bewirkung — von Kulturs-Congressen, der Abtheilungen der Gemeindeweiden und Waldgründe, der genauen Aufrechthaltung der bestehenden Kulturgesetze, der Kultur von Sümpfen und

andern öden Strecken, der Zweymähdigmachung einmähdiger Wiesen, der Aufhebung der Weidenschaften und Schaftriften auf fremden Gründen, sohin voller Vertilgung des Nomadenzustandes, des Brachanbaues und Sicherung der Fluren ohne Verzäunungen, der Aufstellung von Flurschützen, des vollen Schutzes und Schadenersatzes gegen Baum-, Garten-, Wald-, Wild- und Feldfreveln, der Anschaffung des bessern Zuchtviehes, der schnellen Beendigung oder Ausgleichung aller Landwirthschafts-Prozesse; die Beförderung — der Ansiedlungen, Kolonien, der Heurathen, Zertrümmerung der Güter, Arrondirungen, der Ablösung der Feudallasten, Zehenden rc. oder wenigstens der Abstellung der Mißbräuche dabei; die Einführung — einer guten und strengen Dorf- und Feldpolizey, einer allgemeinen Anstalt zur Sicherung gegen Insekten, Raupen rc. in Fluren und Gärten, guter Schmiede und Viehärzte, der vollen Reinlichkeit der Dörfer und Hofplätze, so wie ihrer angemessenen Verschönerung, unter Zugrundlegung eines Normaldorfplanes, der Eindämmung und Reinhaltung der Flüsse und Bäche, der zweckmäßigen landwirthschaftlichen Gebäude und Stallungen, einer guten Baupolizeyordnung, besonders auch in Beziehung der Abtritte rc., der Feuersicherungsanstalten, der zahlreichen Wiesenwässerungen, der durch Reinlichkeit hervorgehenden ordentlichen Düngerstätte — Düngerbereitung und Benützung, guter und reiner Dorf- und Feldwege, sicherer Brücken und Stege, mehrerer Vicinalstraßen, der Obstbaumalleen, überhaupt der zahlreichen Obstbaumpflanzungen, wie auch der Holzkultur, der Schulgärten sammt Unterricht in der Landwirthschaft, der Volksgärten in Städten und Flecken, einer genauen Dienstbothenordnung; die Abstellung der abgewürdigten Feyertage oder sonstigen Müssiggangstage, der überhand genommenen Freynächte und Zügellosigkeit der Dienstbothen; die Errichtung von Dienstbothen-Sparkassen, zweckmäßigere Armenversorgung mit voller Abstellung des Betteins, Vieh-Assecuranzen, und mehr andere derley wohlthätige Anstalten und Vorkehrungen.

VII.

Die Bewerbung um die, für die inländische Schafzucht im Allgemeinen ausgesetzten Preise geschieht durch in gehöriger Form ausgestellte Zeugnisse, und diese müssen folgende Angaben enthalten: a) Stärke der Heerde, b) Anzahl der seit dem 1. Oktober 1820 davon erhaltenen Lämmer, c) Gesundheitszustand der ganzen Heerde; endlich d) sind auch Wollproben den Zeugnissen beizufügen. Die größte Anzahl der von einer gesunden Heerde erzeugten gesunden Lämmer hat Ansprüche auf die obigen Preise. Bei gleicher Zahl der Lämmer entscheidet die Qualität der Wolle.

Rücksichtlich der Schweinzucht werden besonders denjenigen Landwirthen auch Preise zugesprochen, welche durch in gehöriger Form ausgestellte Zeugnisse ausweisen, daß sie unter den Concurrenten die größte Zahl junger Schweine, wenn auch von mehrern Schweinsmüttern, seit dem 1. Okt. 1820 selbst gezogen haben.

Jedem Knechte oder jeder Dirne, welche ein preisträgendes Viehstück begleiten, wird eine besondere Denkmünze zum Lohne ihres Fleißes zugestellt.

VIII.

Das General-Comité wünscht die Veranlassung treffen zu können, daß die Viehstücke, welche bei den Bezirks-Landwirthschaftsfesten die ersten Preise erhielten, wenigstens größtentheils bei dem Centralfeste erschienen, wodurch das Letztere seinem Zwecke als Centralfest erst ganz entsprechen würde. Nachdem es aber an Mitteln, um die hiezu nöthigen Entschädigungen bestreiten zu können, zur Zeit noch fehlet; so werden wie bisher die Besitzer von preisewerbenden Pferden, welche wenigstens 25, und von Stieren, Kühen, Schweinen und Schafen, die wenigstens 15 Stunden weit herbeigeführt werden, insoferne diese Viehstücke übrigens zur Preise-Bewerbung geeignet sind, sogenannte Weitpreise erhalten, und zwar selbst dann, wenn ihnen einer der vorausgesetzten Preise zu Theil geworden ist. Vielleicht möchte dieses doch den Ehrgeiz so manches entfernten Landwirthes aufreitzen! —

Die größern Entfernungen, welche nach den an den Landstraßen befindlichen Stundensäulen auf dem kürzesten Wege nach München berechnet werden, und welche in den beizubringenden Zeugnissen genau bemerkt seyn müssen — bestimmen den Vorzug; so wie unter einer Entfernung von 25 Stunden für die Pfer-

de und 15 Stunden für die andern Viehgattungen kein Anspruch auf einen solchen Preis Statt finden kann.

Weitpreise für die Hengste und Stuten.

1ster Preis	. . . .	12 bayer. Thaler.
2 — —	. . . .	10 — —
3 — —	. . . .	8 — —
4 — —	. . . .	6 — —
5 — —	. . . .	5 — —
6 — —	. . . .	4 — —

Für die Stiere, Kühe, Schweine und Schafe.

1ster Preis	. . . .	8 bayer. Thaler.
2 — —	. . . .	6 — —
3 — —	. . . .	5 — —
4 — —	. . . .	4 — —

Zu jedem solchen Preise eine Fahne mit der Inschrift: Weitfahne des Centralfestes 1821.

IX.

Für die Vertheilung der Preise werden folgende Bestimmungen festgesetzt:

1) Um alle Preise können nur inländische Landwirthe, jedoch aus allen Gegenden des Königreichs, und zwar vorzüglich selbst jene werben, welche bei irgend einem Kreisfeste schon Preise erhalten haben.

2) Zur Auswahl und Prüfung der Viehstücke und Zuerkennung der Preise wird ein Schiedsgericht von wenigstens 12 sachverständigen und unpartheyischen Männern bestellt.

Das General-Comité, um den entferntesten Anschein einer Partheylichkeit und dießfälligen Klage zu beseitigen, will, daß hierüber eine förmliche Jury bestehe, und daß Keiner davon ein Mitglied seyn könne, welcher selbst ein Preiswerber ist. Das General-Comité wird hiernach 6 solche Richter aus den Landwirthen wählen, und der hiesige Stadtmagistrat weitere 6 aus sachverständigen Bürgern. Dieses Preisgericht soll dann unter sich einen Vorstand und Sekretär ernennen, und sich zu den Geschäften vertheilen. Die sämmtlichen Richter haben der Kommission das Wort zu geben, nach ihrer besten Ueberzeugung ganz unpartheyisch ihr Urtheil auszusprechen.

3) Zur Preisbewerbung können nur solche Viehstücke konkurriren, deren Besitzer durch erforderliche Zeugnisse nachweisen:

a) daß sie selbst ausübende Landwirthe sind; daß sie

b) das preiswerbende Vieh entweder bis zu dem bedingten Alter der Preiswürdigkeit selbst erzogen, oder die Erziehung wenigstens seit der ersten Hälfte dieses Alters übernommen haben, und

c) daß ihre Oekonomien überhaupt gut bestellt, und das preiswerbende Viehstück nicht mit Vernachlässigung der übrigen besonders gepflegt worden sey.

Alle diese und alle andern Zeugnisse müssen entweder von den betreffenden Landgerichten, oder von den Ortsvorständen und dem Pfarrer bestätiget ausgestellt, und bis zum 10. September zum General-Comité eingeschickt werden.

(Beschluß folgt.)

---

51. Landwirthschaftliche Geographie.

Uebersicht des landwirthschaftlichen Zustandes der Mittelmark Brandenburg.

(Beschluß von Nr. 8. d. B.)

Die Hütungen und Wiesen sucht man durch Entwässerungen und Ausstehen des Torfes zu verbessern, und gewinnt hiedurch zugleich Brennmaterial. Man hat Torf, der allein vom Moose gebildet ist, und andern, welcher von Holz und Wurzeln verschiedener Wasserpflanzen entstand. Der letztere ist der beste, zerfällt aber sehr leicht, wenn er gehörig ausgetrocknet, gerührt, auf höckerigen Wegen gefahren, oder stark geworfen wird. Es giebt königl. und Privat-Torfgräbereien. Unter den letzteren findet man einige, welche Bauersleuten gehören. In der ganzen Mark ist dies Brennmaterial, obwohl von verschiedener Güte anzutreffen, und die Natur scheint hiedurch andeuten zu wollen, daß der Holzwuchs sich nur auf die, der Körnerkultur nicht günstigen Gegenden und Aecker einschränken solle.

Der **Ziegelbrennereien** giebt es sehr viele, eben so auch **Kalkorennereien**. Der Kalkstein wird in den **Rüdersdorfern** Kalkbergen bei **Berlin** gewonnen.

Die **Fischerei** ist ergiebig, gehört aber nur zu der **wilden**; indem der **Teiche**, in denen besonders der Karpfen und der Hecht gezogen wird, es überaus wenige giebt. Die vielen stehenden, sehr fischreichen großen und kleinen Land-Seen, die **Oder**, **Spree** und **Havel** und andere fischreiche kleine Flüße sind wohl Ursache, daß man auf die **künstliche Fischerei** nicht achtet, obschon in verschiedenen, ja man möchte sagen, in den meisten Gegenden der Mark dazu hinlängliche Gelegenheit vorhanden ist.

Die der Kultur der Bauernländereien so überaus ungünstigen **Hofe- (Frohn-) Dienste** werden überall nach den Bestimmungen des Gesetzes von 14. Sept. 1811 und dessen spätern Deklarationen aufgehoben. Bei Domainen, wie dies auch dem Staatsinteresse am angemessensten ist, sollen die Dienste, seit den Bestimmungen des Gesetzes über das Staatsschuldenwesen vom 17. Januar 1820, in Geldrente verwandelt werden. Bei den Gutsbesitzern wird dafür größtentheils ein Drittheil der sämmtlichen Grundstücke, mit Ausnahme der Gärten abgetreten. Die Bestimmung des erstgedachten Gesetzes und seiner Deklarationen, nach welchen der Bauer auch dann Land abtreten muß, wenn er für 2 Ochsen Beschäftigung übrig behält, ist besonders nachtheilig für den Bauer und für die Bevölkerung des Staats. Oft fordert der Eigensinn des Gutsherrn die Erfüllung dieser gesetzlichen Bestimmung. Die Landeskultur gewinnt in keinem Falle, indem bei Freiheit der Bauer mehr Arbeit und Kräfte anwendet, als der große Gutsbesitzer anwenden kann. Der großen und zu großen Güter hat die Mark überdies schon zu viele. Warum diese noch durch Begünstigung der Gesetze bei Unverstand oder Härte der Besitzer vergrößern wollen? — Die Bestimmung des Gesetzes, daß der Bauer nur dann Land abtreten sollte, **wenn er 50 M. M. guten Bodens** übrig behalte, hätte daher beibehalten werden sollen; denn ein Bauerhof von 50 M. und darüber ist in dem größten Theile der Mark allein geeignet, seinen Besitzer bei Fleiß und Mäßigkeit zu ernähren, während derselbe bei wenigerem Lande in Armuth versinkt und sie liederlich und gottlos wird. Man hat vi[illegible]ei der Bestimmung, **auch dann Land abtreten zu müssen, wenn für 2 Ochsen Beschäftigung übrig bleibt**, geglaubt, dem Gutsbesitzer in dem Bauer mehrere Hände zur Arbeit zu verschaffen; allein hierin irrt man sich; denn die Erfahrung lehrt, daß der Besitzer eines vom Hofedienste befreiten Bauergutes seinem frühern Frohnherrn auch dann nicht um Tagelohn arbeitet, wenn er hungern muß, und um so weniger arbeitet, wenn er der Landabtretung sich weigerte, und der Gutsherr hartnäckig darauf bestand. Die Kosten der Dienstaufhebungen sind auch da, wo die verordneten Generalkommissionen eingreifen, sehr drückend für den verlierenden Theil. Es ist mir ein Fall bekannt geworden, wo auf einer Domaine ein einzelner Bauer bei einem Flächeninhalte von ohngefähr 200 Morgen größtentheils 3 und 6 auch 9jährigen Landes, mittelmäßigen Wiesen und sehr dürftigen Hütungsflecken, der sich der Landabtretung aus nicht unwichtigen Gründen weigerte, dazu aber von der Kommission verurtheilt ward, für seine Dienstaufhebung, außer der Bezahlung des Gutsinventarii und der Erstattung der Saaten mit ⅓ an 150 Rth. Kosten bezahlen mußte. Dies ist hart, schadet ungemein dem Vertrauen, welches früher in diese Generalkommissionen gesetzt wurde, und wird da die Dienstaufhebungen erschweren oder wohl hintertreiben, wo sie nicht durch gütliche Einigung zu Stande kommen. Die Ursache dieser hart drückenden Kosten liegt in dem **hohen Diätensatze** der Oekonomiekommissarien, der bei 7stündiger Arbeit des Tages auf größtentheils 3 Rth. täglich festgesetzt ist, und bei denen Fuhrkosten, Trinkgelder und Wagenmiethe noch besonders liquidirt werden dürfen. Viele dieser Oekonomiekommissarien halten sich eigene Reitpferde, mit denen sie sich auf den Ort ihrer Bestimmung begeben, und von dem betreffenden Gutsherrn sammt ihren Pferden verpflegen lassen. Daß unter diesen Umständen der Bauer Verdacht schöpft, liegt am Tage, und er wendet auf dies Verhältniß und auf diese Thatsachen das bekannte Sprichwort: „**deß Herrn Brod ich esse, deß Lied ich singe**" an. Ich führe dies an, nicht weil ich von der Wahrheit dieser Behaup-

tung mich überzeugt halte, sondern, weil diesen Verdacht alle diejenigen Bauern öffentlich aussprechen, welche mit Oekonomiekommissarien zu thun gehabt haben. Vielen Kommissarien, die ich Gelegenheit hatte kennen zu lernen, gebe ich hier gern das Zeugniß der Redlichkeit und der Unpartheilichkeit; aber es scheint mir bei der großen Armuth des Landmanns, die jetzt besonders sichtbar wird, dennoch nothwendig zu werden, daß der Staat das Verfahren dieser Dienstablösungen anders gestalte, und die Kommissarien nicht auf Diäten arbeiten, sondern sie mit festem Gehalte anstellen, und die Kosten einer Ablösung nach den bei Separationen obwaltenden Grundsätzen von der ganzen zur Verhandlung kommenden Fläche und von beiden Theilen tragen lasse.

Aus dieser gedrängten Uibersicht des landwirthschaftlichen Zustandes der Mark wird sowohl das Gute als das Mangelhafte, welches der höhern Kultur entgegensteht, sichtbar. Unpartheyisch habe ich beides angeführt, wie es ist, und hiebei manche Winke gegeben, wie es besser seyn und werden könnte. Der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung erlaubte mir nicht, weitläufiger zu seyn; wiewohl sich dazu auf jeder Seite Gelegenheit genug darbot. Sollte diese Uibersicht Beifall finden; so werde ich in der Folge Beschreibungen einzelner Wirthschaften der Mark liefern. Ob ich hiezu Beruf habe, darüber möge das Publikum geneigt urtheilen.

Geschrieben im Christmonate 1820.

Stübing.

Anmerkung. Ich bin dem Herrn Verf. ungemein für diese zwar sehr gedrängte, aber doch deutliche und gründliche Uibersicht verbunden, die um so mehr hinreicht, da er das Detail in besondern Beschreibungen einzelner Wirthschaften nachzutragen gedenkt. Ich wünsche nichts mehr, als daß sein Beispiel viele Nachfolger auch aus andern Gegenden erwecken möge.

Der Herausgeber.

---

52. Debatten. Bienenzucht.

Schwärmen der Bienen.

Marton in seiner sonst sehr nützlichen, wirthschäftlichen Bienenzucht stellt zwey Fundamentalgrundsätze der Bienenzucht auf:

1) Alle Bienenstöcke müssen bienen- und honigreich oder schwer seyn.

2) Will man sich nicht entschließen, auch nur einen Korb schwarmlos zu erhalten; so erlaube man ihm wenigstens nicht mehr als einmal zu schwärmen. Dieß bewirkt man, wenn man gleich nach dem ersten Schwarm untersetzt. Dann werden Mutterstöcke und Schwärme jederzeit die Hoffnung durch ihre Schwere befriedigen und uns Nutzen schaffen.

Dagegen wendet der Recensent in der Jen. Allg. Lit. Zeitg. Nr. 131. 1819 ein:

„Der Kenner wird diese zweyte Regel zwar anstößig finden, indem ein Stock nicht aufhört zu schwärmen, wenn man ihn bloß untersetzt, sondern zu bestimmter Zeit seine Nachschwärme gewiß abtreiben wird, wenn nicht eine andere Ursache das Schwärmen verhindert, und dann wäre auch das Untersetzen vergeblich, weil abgeschwärmte Stöcke nicht weiter bauen können. Allein der Verfasser hat die Methode, nach dem Abzuge des Hauptschwarms die Mutterstöcke vorzunehmen, und ihnen alle Mutterzellen auszuschneiden, damit sie nicht weiter schwärmen können. Das ist aber ein unökonomischer und schädlicher Kunstgriff. Denn erstens verhindert man zur schönsten Zeit die Bienen in ihrer Arbeit; zweytens kann bei einer großen Bienenzucht die Zeit zu diesem langweiligen Geschäfte nicht zureichen; und drittens, wie viele Stöcke müssen dadurch nicht mutterlos gemacht werden! Vom Verlegen des Schwarmes mit seinem Mutterstocke, welches ein weit besseres Mittel ist, das weitere Schwärmen zu verhüten, weiß der Verfasser nichts. Eben so schädlich ist auch das Einsperren der Bienen im Winter und das Beschneiden der Stöcke im Herbste."

53. Landwirthschaftliche Berichte.

Preußen Ende Novembers.

1) Brandenburg.

Potsdam. Saaten überall ganz vortrefflich; die Viehweiden gewährten noch hinlängliche Nahrung, um wenigstens das Mittagsfutter zu sparen, und Vorräthe für einen etwa eintretenden Nachwinter zu sichern. Auch konnten bei dem gelinden Wetter noch nützliche Vorbereitungen zu der Sommerbestellung getroffen werden.

2) Pommern.

Stettin. Mit der Feld- und Gartenarbeit überall vorwärts; Wintersaaten sehr gut.

Stralsund. Die Wintersaat steht vorzüglich gut. Der dießjährige Einschnitt ist hauptsächlich beim Roggen und bei den Erbsen sehr lohnend, und das Korn von besonderer Güte, insoweit die Erbsen nicht durch den Regen gelitten haben. Der Weizen ist an den meisten Orten schlecht gerathen.

3) Schlesien.

Breslau. Die aufgegangenen Saaten, besonders die früheren gedeihlich. Rindvieh und Schafe konnten noch immer ausgetrieben werden.

Obst fast durchgängig außerordentlich gerathen, besonders an Aepfeln ein solcher Ueberfluß, daß sie in manchen Gegenden, im Preise unter den zum Theil mißrathenen Kartoffeln stehen. Hie und da auf den Feldern Mäuse in großer Menge, und im Trebnitzer Kreise in einzelnen Forstrevieren die Kieferraupen.

Liegnitz. Die Saaten in leichtem sandigen Boden haben bei der vorgewesenen trockenen und stürmischen Witterung in einigen Gegenden gelitten.

Oppeln. Der dießjährige Körnerausdrusch unter der Erwartung. Auch Heidekorn und Hirse mißrathen, und der Gewinn an Kartoffeln sehr verkümmert.

4) Posen.

Posen. Wintersaaten überall sehr schön; selbst die saumseligsten Landwirthe haben nicht nur die Wintersaaten beendigt, sondern auch für die künftigen Sommersaaten die Felder vorbereiten können. Insbesondere haben die schönen und lange anhaltenden Herbsttage die Weidung des Viehs im Felde gestattet, und dadurch sehr viel Futter für den Winter erspart.

5) Sachsen.

Mersebrug. Ueberall sind die Felder mit dem schönsten hoffnungsreichsten Grün überzogen. Die Schafheerden haben bis jetzt ihre Nahrung noch größtentheils auf dem Felde gefunden.

Erfurt. Die jungen Saaten tadellos, das Schafvieh ernährte sich noch auf der Weide; für den bevorstehenden Winter ein Futtermangel so leicht nicht zu befürchten.

6) Westphalen.

Münster. An einigen Orten blühten die Erdbeeren und kamen zur Reife. Die Ansicht auf die nächste Erndte im Ganzen gut; hie und da aber regnerische Witterung, und Insektenfraß so nachtheilig, daß die junge Saat völlig verschwunden.

Arensberg. Das Vieh konnte noch fast ununterbrochen die Weide besuchen; auch standen die Schafe noch in den Pferchen. An der Winterfütterung, wovon ohnehin nur wenig unverdorben unter Dach gebracht worden, war dadurch eine sehr erwünschte Ersparung bewirkt.

Die Bestellung des Winterfeldes ist, obgleich etwas verspätet, dennoch ziemlich glücklich beendigt; allein hie und da sind die Saaten von Gewürm und Schnecken so sehr zerstört, daß schon viele Felder haben wieder umgepflügt, und von Neuem besäet werden müssen.

7) Jülich, Cleve, Berg.

Cleve. Die Nachtfröste zu Anfange des Novembers haben dem Schneckenfraße auf den Feldern ein Ziel gesetzt, und das Aufkommen der Wintersaat außerordentlich befördert.

Düsseldorf. Die Wintersaaten durchgängig bestellt; trockene, heitere und kalte Nächte haben die Schnecken ziemlich erwältiget.

8) Niederrhein.

Coblenz. Die Saaten keimen gut, und stehen schön. Die wenigen Trauben wurden an manchen Orten theils halb, theils ganz reif gelesen; aber sie gaben keinen trinkbaren Wein. Es ist aber von diesem Wetter zu erwarten, daß die noch immer wirkende Vegetation das neue Holz der Weinreben zur Reife bringe, und folglich wenigstens für das künftige Jahr Aussichten gebe. Noch hat die Vegetation nicht aufge-

hört; sie scheint vielmehr in ihrem Wirken neuerdings vorzugehen. Man sah Pflanzen in neuer Blüthe, welche sonst erst nach dem Winter im Februar und März blühen, namentlich daphne mezereum, helleborus viridis und fragaria vesca. An Gartenwänden treiben Obstbäume neue Knospen.

Aachen. Die Wintersaat, besonders die Frühbestellte steht recht gut. Durch den Schnecken- und Mäusefraß haben die Felder an einigen Orten bedeutenden Schaden erlitten. Dem Vieh war bei dem gelinden Wetter der Weidegang fortwährend gestattet, wodurch eine bedeutende Ersparniß an Stallfutter aller Art entsteht. Die Anlegung von Gemeinde-Baumschulen behält guten Fortgang. Eine große Anzahl Wildlinge ist in diesem Jahre veredelt. Das Interesse für diese Anlagen scheint durch das Beispiel fleißiger Obstbaumgärtner allmählig mehr geweckt zu werden. Unter Anleitung des Plantagemeisters ist das Pfropfen in diesem Jahre zum Theil durch die Elementar-Schullehrer geschehen; diesen wird bei gehöriger Qualifikation späterhin die Aufsicht über die Gemeinde-Baumschulen übertragen werden.

Trier. Junge Wintersaat gut und stark, nur gefährdet von Schnecken, die besonders in einigen sehr naß gelegenen Feldern solche Verwüstungen angerichtet, daß eine 2te Saat hat vorgenommen werden müssen. Die nun beendigte Kartoffel- und Gemüse-Erndte sehr reichlich. Weinlese so durchaus schlecht, daß der Ertrag meistens nicht einmal zur Deckung der Herbstkosten hinreicht. Inzwischen war die letzte Witterung für die Reben günstig, indem das Holz zur Reife gedeihen konnte.

(Allgem. Preußische Staatszeitung Nro. 155. Dezember 1821.)

54. Landwirthschaftlicher Handel.

1) Getreidpreise im November nach Berliner Maß und Geld reducirt.

Der Scheffel	Weizen Thlr.	gr.	pf.	Roggen Thlr.	gr.	pf.	Gerste Thlr.	gr.	pf.	Haber Thlr.	gr.	pf.
In Amsterdam	2	12	=	1	10	9	1	—	=	=	16	=
— Aurich	2	10	=	1	17	=	1	3	=	=	15	=
— Emden	2	10	=	1	16	=	1	—	=	=	16	6
— Freyburg	1	23	=	1	1	=	=	21	=	=	16	=
— Krakau	1	16	=	1	12	=	=	21	=	=	10	=
— Mähren	2	10	9	1	15	9	1	8	6	=	17	6
— München	2	8	=	1	5	=	1	—	=	=	17	=
— Nürnberg	2	3	=	1	5	=	1	—	=	=	16	6
— Odessa	2	1	=	1	7	=	=	20	=	=	—	=
— Oestr. Schlesien	2	—	=	1	—	=	—	18	4	=	14	=
— Paris	2	15	=	1	9	=	1	4	=	1	—	=
— Polen	1	20	=	1	5	=	—	18	=	=	15	=
— Wien	1	19	=	1	8	=	—	20	=	=	17	=

Niedrigster Stand. Weizen 1 Rthlr. 16 gr. (Krakau), Roggen 1 Rthlr. (Oestr. Schlesien), Gerste 18 gr. (Polen), Haber 10 gr. (Krakau).

Höchster Stand. Weizen 2 Rthlr. 15 gr. (Paris), Roggen 1 Rthlr. 17 gr. (Aurich), Gerste 1 Rthlr. 2 gr. (Mähren), Haber 1 Rthlr. (Paris).

2) In den Preußischen Staaten allein.

	Niedrigster		Stand.	Höchster		Stand.
Weizen	32 ½	Groschen	(Stralsund)	67	Groschen	(Münster)
Roggen	19 ⅓	—	(Bromberg)	39	—	(Paderborn.)
Gerste	11 ¼	—	(Graudenz)	27	—	(Münster / Glatz)
Haber	7 ¹/₁₂	—	(Simmern)	20 ¹¹/₁₂	—	(Elberfeld.)

(Preußische Staatszeitung Nr. 156 1821.)

Redakteur R. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

= Sorten

der Preßburger Gespanschaft.

Nro	mittel oder klein	Zuckerstoff. viel	wenig	Geruch. mit	ohne	Ergiebig. mehr	weniger	Ausbruch-Traube.	Aufhäng-Traube.	Faß-Traube.	Wird gebaut. häufig	selten	Reift gerne aus.
1.	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	1
2.	*1	1*	—	—	1	1 w.	—	1 w.	1 sch.	1	1	—	—
3.	*1	1	—	1	—	1	—	—	1	1	1	—	—
4.	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—
5.	*1	—	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—
6.	—	—	1	—	1	1	—	—	1	1	—	1	—
7.	—	—	1	—	1	—	1	—	—	1	1	—	—
8.	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—
9.	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—
10.	—	1*	—	—	1	1	—	1 w.	—	1	1	—	—
11.	1	1*	—	—	1	—	1	1 gr.	1	1	1	—	—
12.	*1	1*	—	—	1	1	—	1	—	1	1	—	—
13.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
14.	—	—	1	1	—	—	1	—	1	—	—	1	—
15.	—	1	—	—	1	—	1	—	1	—	—	1	—
16.	1	—	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—
17.	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—
18.	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—
19.	—	1	—	—	1	1*	—	—	—	1	—	1	—
20.	—	1	—	—	1	—	—	—	—	1	—	1	—
21.	—	—	1	—	1	1	—	—	1	1	—	1	—
22.	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—
23.	*1	1	—	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—
24.	*1	—	1	—	1	—	1	früh genußbar.			—	1	—
25.	—	1	—	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—
26.	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—
27.	*1	1	—	—	—	1	1	—	1	1	—	1	—
28.	—	1	—	—	1	—	—	—	—	1	1	1	—
29. I	—	—	1	—	1	1	—	—	—	1	—	—	1
30. C	—	—	—	—	1	—	—	1	—	1	—	1	1
31. F	*1	1	—	—	1	1	—	—	—	1	1	—	1
32. J	—	—	1	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—
33. B	—	—	1	—	1	—	1	—	—	1	—	1	—
34. B	—	—	1	—	1	1	—	—	1	—	—	1	—
35. D	—	—	1	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—
36. N	—	—	1	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—
37. E	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	1	—
38. G	—	—	1	—	1	—	1	—	—	1	—	1	—
39. E	—	—	1	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—
40. Na	—	—	1	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—
41. Bu	—	—	1	—	1	1	—	—	1	1	1	—	—
42. Er	—	—	1	—	1	—	—	—	1	1	—	1	—
43. Prs	1	—	1	—	1	1	—	—	—	1	—	1	—

n g e n.

Zu Nr. 35. Liebt man nicht wegen zu vielem Sauerstoff.

" " 40. Ist auch sauer und reift spät.

" " 41. Stammt aus der Gegend von Ofen (Buda) her.

Anmerkung des Herausgebers.

...u wünschen, daß der würdige Verfasser selbst oder ein Andrer diese Tabelle nach Clementes ...ncipien umarbeitete und daß die fehlenden Sorten aus den andern merkwürdigsten Weingegenden hinzu kämen.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.

Februar. — Nr. 15. — 1822.

55. Weinbau.

46
11.

Versuch über das Ganze des Weinbaues in der Gegend von Preßburg, Skt. Georgen, Pösing, Modern.

(Beschluß von Nr. 11. 1822.)

Diese und viele andere Unfälle drohen Jahr für Jahr unsern Gebirgen so, daß der Weinbauer so lange nicht mit voller Sicherheit auf den Segen seiner Arbeit und Auslagen rechnen kann, bis die Zeit

der Weinlese und des Pressens

vorhanden ist.

Diese beginnt gewöhnlich, je nachdem der Sommer den Gebirgen mehr oder weniger günstig war, in der ersten oder zweyten Hälfte des Monats Oktober, und zwar in folgender Ordnung: Wenn Preßburg z. B. am 12. Oktober die Weinlese frey gibt; so beginnt sie in Ratschdorf und Weiner nach Verhältniß der Menge um 6 — 8 Tage später. Um diese Zeit, d. h. am 15. oder 18. fangen die Skt. Georger, Pösinger und Moderner ihre Kirchenweingärten, die Herrschaften Zuckersdorf, Tyrling, Schattmannsdorf aber die herrschaftlichen Weinberge abzulesen an; und erst dann, wenn die Kirche, die Stadt- und Herrschaftsbeamten, mit ihrem Eigenen fertig sind, wird am 18ten oder 20. Oktober das ganze Gebirg für lesefrey erklärt. Nur einmal seit 17 Jahren fing man erst im November zu lesen an, und nur einmal, im Jahre 1812 fand man noch Anfangs Dezember hie und da die Menschen mit dem Lesen beschäftigt, weil sie die Menge nicht früher unterbringen konnten.

Ungefähr 8 Tage vor der Weinlese, oder auch nach Beschaffenheit der Witterung etwas früher oder später, an einem heitern Sonnentag geht die Hausfrau mit dem Winzer in den Weinberg, schneidet sich gesunde, frische und haltbare Trauben zum Aufbewahren aus *), legt sie sorgfältig auf eine Unterlage von Laub, läßt sie nach Hause bringen, auf eine Tafel oder Bast- oder Rohrdecke aus einander legen, und in der Luft 2 bis 4 Tage liegen. Dann nimmt sie jede Traube einzeln, knippt mit einem Scheerchen alle etwa gesprungenen oder faulen Beeren heraus, und hängt sie paarweise an ihren untern Spitzen an Kerzengarn, so, daß die Stengel abwärts stehen, auf dazu bereitete Stricke in einer luftigen, im Winter aber dem Einfrieren nicht ausgesetzten Speisekammer auf, so zwar, daß das Traubenpaar weder sich noch auch die nächsten Nachbaren berühren. Durch dieses Aufhängen an Spitzen, und das gegenseitige Nichtberühren fallen die Beeren zurück, und bleiben vor Fäulniß bewahrt. (Siehe Fig. F.) **)

Die so aufbewahrten Trauben nach einem trockenen Herbste geschnitten, lassen sich bis Josephi und zuweilen auch länger erhalten, verlieren zwar ihre volle Gestalt, gewinnen aber dafür an Süße und Wohlgeschmack.

Nun rüstet sich das ganze Haus zur Weinlese. Vor Allem wird die Preßkammer geräumt, die Bottiche, Mostelschaffe (Kalterschaff), ein rundes 3½ Fuß hohes, unten engeres und oben weiteres Gefäß mit 2 Handhaben Fig. G. 1. sammt den Mostlern Fig. G. 2.,

*) Die Sorten dieser Aufhänge-Trauben sind in der beigefügten Tabelle verzeichnet.

**) Man sehe die Kupfertafel bei N. 11.

die von Weidenruthen geflochtenen Setzkörbe Fig. G. 3. Reitne, Butten; die zur Presse gehörigen Theile und die Weinfässer hervorgesucht, in brauchbaren Stand gesetzt, gereinigt, und alles so hergerichtet, als es zur Aufnahme der Trauben, und des Mostes nöthig ist. Die Frau sorgt für Lesefürtücher, und für das nöthige Essen am Lesetage; und die frohe Jugend sinnt schon im Voraus für ihr morgendes Vergnügen, ladet Gespielen und Freunde zusammen, bereitet Feuerrequisiten, wohl auch Pulver, Schwärme, Raketen, ja selbst kleine Feuerwerke; sinnt auf Schwänke und Schnacken, schnitzt Pritschen für nachläßige Leserinnen, und schläft im Vorgefühl der kommenden Freude kaum einige Stunden in der Nacht. Kaum grauet der Morgen des andern Tages, so ist alles auf den Beinen. Die Jugend geschürzt, ein kleines Büttelchen auf dem Rücken oder ein Gewehr auf der Achsel; der Buttenträger mit seiner neuen Leseschürze, schwer beladen mit allem dem, was die geschäftige Hausfrau im Weingarten bedarf, um die Ihrigen und geladene Freunde zu bewirthen; und die muntern Dirnen nett und reinlich geschürzt, ihr Büttelchen in der Hand, jetzt schon sinnend der kommenden frohen Stunden im Weinberg, jetzt schon bandelnd mit dem neckenden Träger der Butten; harren ängstlich des noch immer ordnenden Hausherrn, daß er endlich eröffne den Zug, den frohsten im Jahre, hin auf den jubelnden Berg. — Froheres und Lustigeres gibt es wohl nichts im Jahre, als diesen Zug zur Weinlese; mehr Jubel erschallt wohl nie im Gebirge als nun, wenn besonders das Wetter günstig ist, und Sonnenschein die Heiterkeit und den Frohsinn der Menschen erhöht.

Sind nun am Rande des Weinberges die Bottiche und Mostelschaffe geordnet, so wird die Erndte begonnen, indem die Leserinnen in wohlgeordneten Reihen (Fahne nach Verhältniß der Menge der Leser, abgesteckte Strecken der Breite des Weinberges) die Trauben von den Stöcken schneiden, und in die Büttchen sammeln. Gibt es Ausbrauchbeeren (Trockenbeeren, Mangerl, Feigen); so werden sie sogleich ausgepflückt und in besondere Gefäße gesammelt. Eine weitere Auswahl der Traubensorten, wie sie in Rust und Oedenburg gemacht wird, ist hier nicht üblich. Bloß darauf sieht der sorgsame Wirth, daß nicht ganz unreife oder zähe gewordene (am Stengel abgedörrte, und daher vor der Reife verwelkte Trauben) mitgelesen werden.

Die auf diese Art gesammelten Trauben werden in Butten zum Bottich getragen, zermostelt und in den Bottich geschüttet. Ist er voll, so wird dieser Maisch in 12 — 13 Eimer haltende Fäßer (Bäch) gefüllt, und nach Hause geführt. — Zu Hause hat der Presser indessen schon einen großen Bottich aufgestellt, und an einem Rande desselben den Setzkorb angebracht. In diesen wird der Maisch umgeleert, und wenn er im Freyen steht, mit einer Bastdecke zugedeckt.

Neben diesem Bottich steht nach Verhältniß der Menge ein kleinerer, worüber eine Leiter angebracht ist. Durch diese schöpft der Presser aus dem Setzkorbe den Most, und trägt ihn dann sogleich in die dazu bereiteten Fäßer in den Keller. Bei großen Wirthen sind bei diesem Bottich Rinnen angebracht, welche den Most bis in den Keller leiten, ihn dort in größere Bottiche sammeln, und die Presser der Mühe des Tragens überheben. Dieser, und nur dieser Schöpfmost allein dient den Juden zur Bereitung ihres Koschers.

Der dicke Maisch wird nun auf die Presse aufgeschlagen, zweymal abgepreßt, und entweder noch in den Bottichen mit dem Setzmoste vermischt, oder in die bis auf ⅔ gefüllten Fäßer nachgefüllt. Man thut das deßwegen, um dem Weine mehr Kraft zu geben, die mehr im Preß- als Schöpfmost enthalten ist.

Bemerkungen über das Lesen und Pressen.

1) Das Sortieren der Traubensorten während der Weinlese wäre gar sehr wünschenswerth, besonders in Jahren, worinnen die spätern Sorten nicht zur völligen Reife gelangen. Bei guten Wirthen, in Preßburg, Skt. Georgen, Pösing und Modern ist es auch üblich, und daher der große Unterschied erklärbar, der unter den Weinen einer Gebirgsgegend in Hinsicht ihrer Güte getroffen wird. Einige Wirthe gehen hiebei so weit, daß sie die Trauben im Weingarten vor dem Mosteln auf einem Gitter, welches über einem Bottich angebracht ist, abkämmen, d. h. von ihren Stängeln reinigen, und hiedurch vortreffliche

Weine bereiten. Die Häuser in Preßburg: Braunmüller, Schüller, Würzler, Ballusch, Szalmáry, und viele andere; in Skt. Georgen, die Bogners; in Pösing, v. Tuzentaller, Sanntner, Stammimger und andere; in Modern, Jurenak, Emres, Schedius, Lackner und manche Andere zeichnen sich in Hinsicht auf verständige Behandlung ihres Weinsegens im Lesen und Pressen besonders aus. Ihre Weine werden aber auch sehr gesucht und gerne gekauft.

2) Die Pressen näher zu beschreiben, scheint überflüßig zu seyn, weil sie allgemein bekannt, und fast allenthalben dieselben sind. Man bedient sich der gewöhnlichen Steingewicht-Pressen, die zum Theil von so bedeutender Größe sind, daß 20 — 30 Eimer Maisch auf einmal aufgeschlagen und abgepreßt werden können.

Nebst dieser großen Presse stehen beinahe in jedem Preßhause eine oder zwey einfache oder doppelte Spindelpressen, auf welchen der Ausbruch, und in Fehl- oder Mitteljahren auch die ganze Weinerndte ausgepreßt zu werden pflegt.

3) Wie die Trockenbeere behandelt, der Ausbruch und Maslásch bereitet zu werden pflegen, wurde bereits im Hesperus beschrieben, und wird der Vollständigkeit wegen hier bloß wiederholt. Will man den Ausbruch von vorzüglicher Güte bereiten; so werden zu einem Eimer zwey Butten Trockenbeeren, und zwey Viertel Eimer frisch gepreßter Most gerechnet. Erstere werden in einen Bottich zusammengeschüttet, täglich 3 bis 4mal umgeschaufelt, und wenn die Quantität beisammen ist, werden sie Viertelweise in ein Tretgefäß übergefüllt und getreten. Die getretene Masse kommt in einen 2ten Bottich, und es werden nun eben so viel Viertel frischen Mostes aufgegossen, als die getretenen Trockenbeere betragen. Sind aber diese sehr mostreich; so nimmt man verhältnißmäßig weniger, und nur so viel Most, daß die Masse auf einer 3 Zoll breiten flachen Schaufel nicht abnimmt. Diese Masse bleibt 24 Stunden stehen, wird öfters umgerührt, und dann am besten in einem groben Sacke auf die Presse gefüllt, und langsam abgepreßt. Die vom Hrn. Abbé Rudloff vorgeschlagene Preßschaale dürfte wohl den Sack entbehrlich machen, und sich als Kasten aus Eichenholze am besten zu diesem Gebrauch eignen.*)

Der auf diese Weise gepreßte Saft liefert den Ausbruch erster Güte. Nun werden die Treber klein gerieben, wieder mit so viel Most begossen, als nöthig ist, um sie durchzufeuchten, öfters aufgerührt, und nach 24 — 30 Stunden wieder abgepreßt; welche Verfahrungsweise den Ausbruch zweyter Classe oder den Maslásch liefert. Auch diese zum Zweytenmal abgepreßten Treber werden noch einmal mit Most benetzt, und auf die eben beschriebene Art behandelt, und geben einen starken Magenwein, den man hier Extrakt nennt. Wenn man die Wahl hat, so nimmt man zu dem Aufgußmost am liebsten die Trauben, welche hier unter dem Namen Mehlweiß, Zirifándl und Grünnágel bekannt sind.

4) Die Treber (Trester) werden von den Brandweinbrennern gekauft, in große Behältnisse fest zusammen getreten, zugedruckt und die Zwischenräume mit Lehm verstrichen, aufbewahrt. Aus diesen Trebern wird dann in den Wintermonaten vortrefflicher Brandwein bereitet. Von einigen Wirthen werden jedoch diese Treber noch einmal zerrieben, mit Wasser übergossen, und so 24 — 30 Stunden stehen gelassen, dann aber aufs neue abgepreßt. Diese Presse gibt ein säuerliches Getränke Klauren genannt, welches entweder sogleich getrunken, oder zu Essig verwendet wird. Selten erhält man jedoch guten haltbaren Essig davon, und die Treber werden hiedurch zu jedem andern Gebrauch untauglich.

Behandlung der Weine.

Nun liegt endlich der Wein im Keller, und wohl dem Wirthe, wenn er in guten, reinen und haltbaren Gebinden liegt!

Man bedient sich hier des Eichenholzes zu Fäßern, die größtentheils mit eisernen Reifen versehen sind. Sie werden in Preßburg, Skt. Georgen, Pösing, Modern und Limbach in sehr schönen Formen bereitet, zuweilen auch aus den nördlichen Gegenden

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt ihn seit 1818, und findet ihn zum Gebrauch ganz geeignet.

Ungarns, jedoch selten so schön geformt, und so richtig im Maße zum Verkauf hieher gebracht.

Alles kommt nun darauf an, neue Fäßer zum Gebrauch gehörig vorzubereiten, ältere aber rein zu erhalten, oder wenn sie verdorben sind, wieder herzustellen, weil in verdorbenen Gebinden der beste Wein verderben muß.

Hat man nun neue Fäßer, so werden sie auf folgende Weise zubereitet. Man wirft nämlich in ein Gebinde von 10 — 12 Eimer ¼ Pfund Kochsalz, gießt dann 2 bis 3 Bütterl (¼ Eimer) siedendes Wasser hinein, vermacht das Spundloch fest, schüttelt dann das Faß einigemal durcheinander, und läßt es bald auf dem einen, bald wieder auf dem andern Boden 4 — 5 Stunden lang stehen. Wenn dieses gewöhnlich ganz braune Wasser abgelassen ist, wird eben so viel siedendes wieder hinein gefüllt, und auf obige Art verfahren. Dann spühlt man es 2 — 3mal mit reinem Wasser aus, läßt es vollkommen aussinken und abtrocknen, gibt ihm etwas Einschlag, und legt es in den Keller.

Alte Gebinde werden, wenn sie leer sind, entweder ausgespühlt, und im Freyen getrocknet, nach einigen Tagen aber wieder in den Keller gebracht, mit Einschlag versehen, verspundet, und so dadurch, daß man ihnen monatlich etwas Einschlag giebt, rein erhalten. Diese Fäßer dürfen vor dem Gebrauche bloß einmal mit siedendem Wasser ausgebrannt, und dann mit reinem Wasser ausgespühlt werden, damit aller Sauerstoff heraus komme. Auch sie erhalten etwas Einschlag, bevor sie gefüllt werden.

Oder sie werden mit ausgeschlagenen Böden in den Preßhäusern und Kammern aufbewahrt. Diese müssen dann, wenn die Böden eingezogen sind, ganz wie neue Fäßer behandelt, und zubereitet werden, weil sie winddürr sind, und nicht selten einen üblen Dumpf (Gas-) Geruch an sich haben, der sich in die Weine zieht, und entweder schwer oder gar nicht wieder zu vertilgen ist.

Einige Wirthe bewahren ihre Gebinde mit dem Lager auf, bis sie wieder gebraucht werden. Wird dann ein solches Faß vor der Weinlese geöffnet, so ist der Gestank oft unleidlich, der darin enthalten ist. Auch diese Gebinde müssen erst einigemal mit kaltem Wasser ausgespühlt, und dann wie neue behandelt werden.

Schimmlichte Gebinde schnell wieder herzustellen, ist unmöglich; denn wenn man sie auch in so fern reinigt, daß sie Einschlag annehmen; so sitzt der Schimmel doch in den Fugen, und verdirbt den Wein.

Sie müssen ganz abgekratzt (mit einem scharfen Instrumente abgeschaben) werden. Dann bestreicht man sie dicht mit Töpferthon, und läßt sie im Freyen 5 — 6 Wochen lang stehen. Nach dieser Zeit werden sie gereinigt, gebunden und so wie neue Fäßer behandelt. Ist der Schimmelansatz stärker; so bedient man sich eines mit Laugen abgelöschten Kalkes mit Töpferthon vermischt. Der schwarze Schimmel ist jedoch auch durch dieses Mittel nicht heraus zu bringen.

Die erste (rauhe) Gährung des Mostes beginnt, wenn die Qualität geringer ist, d. h. wenn der Most weniger Zuckerstoff und Alkohol enthält, schon nach 24 bis 48 Stunden, im Gegenfall aber oft erst nach 8 bis 14 Tagen (wozu auch die Temperatur der Atmosphäre beiträgt), und hält oft nur 3 — 4 Tage, öfters aber auch 8 — 14 Tage an. Erst nach dieser Gährung werden die Gebinde voll gefüllt, und mit einem Bretchen oder Kieselstein gedeckt. Ist der Winter stürmisch; so bewegen sich die Weine öfter, steigen in die Höhe, und werfen Lager und Traubenbälge heraus. Daher muß man, wenn Winde entstehen, seine Weine fleißig abheben, und wenn sie wieder ruhig werden, anfüllen.

Im Jäner und Februar liegen sie endlich völlig ruhig da. Nur schwere, d. h. Lehmweine machen eine Ausnahme, reifen langsamer, und sind auch im Februar, wenn sie zum Erstenmal abgezogen werden, noch selten so rein, als die Sandweine.

Wer mehr Gründe in verschiedenen Gebirgen hat, und gute haltbare Weine erzielen will, der mischt bei diesem ersten Abziehen gerne die leichtern Sandweine mit den schwerern Lehmweinen. Hiedurch gewinnt der erstere an Kraft und Süße, dieser aber durch den vermehrten Sauerstoff an Haltbarkeit, und wird vor dem lästigen, sich ziehen oder spinnen, verwahrt. Der vom Lager weggezogene Wein wird nun verspundet, wöchentlich einmal gefüllt und rein gehalten, und bleibt

bei einigen bis zum Verkauf, bei andern aber nur bis Ende August liegen, wo er dann zum Zweytenmal rein abgezogen (zum Altliegen gerichtet) wird.

Ein so sorgfältig behandelter Wein kann nun ein ganzes Jahr und auch länger liegen, ohne der Gefahr einer nachtheiligen Gährung ausgesetzt zu seyn; nur müssen die Gebinde vor dem Füllen ganz rein ausgespühlt, und mit etwas Einschlag versehen werden. Bei minderer Sorgfalt jedoch werden sie zuweilen krank.

Die Krankheiten

unserer Weine sind:

1) das Sauerwerden, oder das Uebergehen in die saure Gährung. Diese Krankheit entsteht meistens durch Nachläßigkeit, wenn sie nämlich in Gebinde kommen, von welchen vor wenig Tagen Weine abgezogen, die aber nicht sogleich mit kaltem Wasser gut gereinigt wurden. Der wenige zurück gebliebene Satz geht hiedurch in Säure über, und verdirbt die Weine sehr schnell. Auch wird die saure Gährung erzeugt, wenn die Weine nicht fleißig gereinigt und voll erhalten werden, oder im Sommer hindurch in warmen Kammern liegen. Bemerkt man das Sauerwerden (Zicken) bald, bevor es noch in einem hohen Grade vorhanden ist; so ists am besten, ihn in ein reines Gebinde, das vorher Einschlag (Schwefel) erhalten muß, überzuziehen; ist er aber schon in volle Gährung übergetreten; so kann ihn nur der Essigsieder gebrauchen. Diese Krankheit ist jedoch bei sorgfältiger, reiner Behandlung, selbst wenn der Jahrgang nur mittelmäßig gut ist, eine Seltenheit. Oefter unterliegen unsere Weine

2) dem Weiß- oder Kahnigwerden, welches Uebel jedoch durch sorgfältiges Reinigen mit der Faßbürste und durch das Vollerhalten vermieden werden kann.

3) Dem Ziehen oder Spinnen unterliegen die besten unserer Weine, wenn sie gar nicht oder zu spät, oder nicht rein genug vom Lager weggezogen werden. Sie setzen nämlich in diesem Falle Schleim ab, der sich, wenn sie in der Folge beim windigen und stürmischen Wetter bewegt werden (sich rühren, ringeln), was auch um die Zeit der Blüthen der Trauben zu geschehen pflegt, wieder hebt, und den Wein ziehend macht. Man heilt ihn am besten dadurch, daß man einige Viertel abläßt, dann oben im leeren Raum ein halbes Stängel Einschlag (wenn das Gebinde wenigstens 10 Eimer enthält) abbrennt, während der Wein unten rinnt, und dann den abgezogenen Wein wieder auffüllt. Diese Manipulation wiederholt man öfters nacheinander, und läßt dann den Wein einige Tage lang ruhig liegen. Ist er klar, so wird er nun rein abgezogen; im Gegenfall aber muß er mit Hausenblasen gereinigt (geschönt) werden.

4) Dem sich brechen unterliegen ebenfalls die schweren (Lehm-) Weine, wenn sie zu lange auf dem Lager liegen oder schwimmen, d. h. wenn die Gebinde nur zum Theil gefüllt sind. Sie bekommen dann eine dunkelrothe Farbe mit einem widerlichen (abgestandenen) Geschmack, und können ebenfalls durch Abziehen, aber nur zum Theil wieder geheilt werden. Dem ordentlichen Weinwirth bricht sich selten ein Wein, vorzüglich wenn er ihn beim Abziehen durch die oben angegebene Mischung haltbarer macht.

5) Das Mäuseln (der Mausgeruch) bei einigen mehrjährigen Weinen ist keine Krankheit, wohl aber vielen Käufern ein unangenehmer Grundgeruch (Grundgeschmack), der sich jedoch sehr selten findet.

Güte und Haltbarkeit.

Die Weine in den oben beschriebenen Gebirgen gehören ihrer Güte nach zu den besten Ungarns, und behaupten den Rang nach den Tokayern, Rustern und Oedenburgern. Unter sich aber behauptet der St. Georger den ersten und vorzüglichsten Rang seines Feuers und seiner hohen Goldfarbe wegen. Ihm folgen die Ratzersdorfer, Pösinger, Grünauer, Moderer, Limbacher, Tyrlinger, Schenkwitzer, Dubowaer, Nußdorfer (beide unter dem Namen Biebersburger) und Preßburger Weine. Sie halten sich lange, und veredeln sich im Liegen von Jahr zu Jahr, ohne daß sie nach dem dritten oder vierten Abziehen im Gebinde weiter beunruhigt werden dürfen. In Preßburg und Biebersburg findet man Weine, welche 20 — 45 Jahre zählen, und in Pösing, Modern und St. Georgen mag noch manches Faß mit edlem 1811er gefüllt verborgen liegen, und Preise

erwarten, die man sonst kaum für Ausbrüche bezahlte. In Hinsicht auf

Ergiebigkeit

unterliegen die Weinberge einer doppelten Classe, je nachdem mehr oder weniger mostreiche Trauben gepflanzt werden, und je nachdem die Lage des Weinberges und seine Pflege beschaffen ist. Selten erndtet der Weinbauer in Mitteljahren über 2 Eimer von einem Tagwerke, auch wenn er (wie es in Preßburg geschieht) viel auf Hecken schneidet, und ergiebige Sorten pflanzt. Der gewöhnliche Ertrag sind 1 — 1½ Eimer vom Tagwerke gut gebauter Weingärten und Weinberge erster Classe. Seit 1813 aber bis 1820 hat auch der fleißigste Weinbauer nicht über ½ — 1 Eimer von einem Tagwerke gewonnen, so daß sich sein Capital kaum zu 4 — 5 Prozent verzinste.

Der Verkauf und Absatz dieser Weine beschränkt sich seit 1814 (in so fern vom Verkaufe aus der ersten Hand die Rede ist) größtentheils auf Preßburg, Tyrnau und in die angränzenden Gegenden des Preßburger und Neutraer Comitats. Es werden vorzüglich die Weine letzter Erndte abgesetzt, um den täglichen Bedarf der Landwirthe zum Theil zu decken. Die bessern dieser Weine sammt den Ausbrüchen bleiben bei den Weinhändlern in Preßburg und Tyrnau, und bei den bedeutenderen Produzenten in Skt. Georgen, Modern, Pösing rc. liegen, und werden, wenn sie älter werden, nach Wien, Sachsen, Böhmen und Schlesien versendet.

Wenn der entferntere Käufer ächten, ungemischten Wein aus diesen Gegenden zu erhalten wünscht; so thut er wohl daran, ihn aus der ersten Hand zu beziehen, und sich vorzugsweise in Preßburg an die Herren Jurenak, Schiller, Braunmüller, Szakmáry, Ballusch, Dobay und andere solide Häuser; in Pösing an Herrn v. Tutzentaller, Würzler, Sam. Sanntner und Taubinger; in Modern aber an die Herren Senatoren Emres und Jurenak; und in Biebersburg an den Herrn Oberjäger Siebenfreud zu wenden. Aus diesen Häusern kann er versichert seyn, ächte Waare im billigen Preise zu erhalten.

Im Monat July 1821.

S. W.

---

56. Oekonomische Societäten.

11/10 Statuten der allgemeinen Halberstädtischen Hagelassecuranz-Societät.

(Beschluß von Nr. 13. 1822.)

C.

Receptionsschein.

Nachdem der Hr. zu wegen der von ihm bewirthschafteten Grundstücke zu —— der hiesigen allgemeinen Hagelschaden-Assecuranz-Societät unter dem heutigen Dato

auf (unbestimmte Zeit) / (—— Jahre) beigetreten ist, den dieserhalb durch die Statuten vorgeschriebenen Erfordernissen genügt, und den deßhalb erforderlichen Revers unter dem ten vollzogen und eingereicht hat, deßhalb auch in dem Hauptbuche der Societät Nr. pag. als Theilnehmer eingetragen ist; so wird derselbe durch gegenwärtigen Receptionsschein als solcher anerkannt, und ihm zugleich die Versicherung ertheilt, daß im Falle eines ihn betreffenden Hagelschadens, ihm die statutenmäßige Entschädigung und Vergütung, nach der von ihm alljährlich einzureichenden, und von der Direction des Instituts zu bescheinigenden Nachweisung seiner Bestellung, und nachdem den durch die Statuten bestimmten Vorschriften genügt worden, unweigerlich ausgezahlt werden soll.

Halberstadt, den ten 18

Die Direktion der allgemeinen Hagelschaden-Assecuranz-Societät.

D.

Instruction
für
die Taxatoren zur Abschätzung des Hagelschadens.

§. 1. Das Geschäft der Taxatoren besteht darin, den durch ein Hagelwetter den assecurirten Früchten zugefügten Schaden genau auszumitteln, und das Verhältniß des Verlustes zur ganzen Erndte festzustellen. Hieraus folgt, daß zu Taxatoren nur solche Oekonomen gewählt werden können, die eine gründliche und vollständige Kenntniß der Landwirthschaft, besonders der Kultur derjenigen Früchte, an welchen sie den Schaden abschätzen sollen, besitzen, und vorzüglich die Wirthschaftsverhältnisse derjenigen Gegend genau kennen, in welcher der Schaden sich ereignet hat. Ausserdem aber dürfen zu Taxatoren nur durchaus rechtliche und unpartheyische und zuverläßige Männer gewählt werden, die sich in ihrem Urtheile so wenig durch Leidenschaften, als durch Eigennutz oder durch andere Nebenabsichten bestimmen lassen.

§. 2. Da das Institut in gewissen bestimmten Bezirken, eine angemessene Anzahl Taxatoren bestellen wird, welche zu den von ihnen vorzunehmenden Abschätzungen ein für allemal gesetzmäßig werden vereidigt werden; so bedarf es deren Vereidigung vor jeder einzelnen Abschätzung nicht; inzwischen hat der diese leitende Notar, sie jedesmal auf die Wichtigkeit ihres Geschäfts, so wie ihres abgeleisteten Eides selbst aufmerksam zu machen und ihnen vorzustellen, daß sie durch zu niedrige Abschätzung des Schadens, dem Beschädigten, durch zu hohe Abschätzung aber, den Mitgliedern der Societät zu nahe treten, in beiden Fällen also ihre Pflicht verletzen, mithin ihnen die größte Gründlichkeit und Umsicht, so wie die vollständigste Unpartheilichkeit zur Pflicht zu machen.

§. 3. Bey der Taxation selbst, müssen die Taxatoren zuvörderst genau untersuchen und sich überzeugen, welche von den, dem verhagelten Interessenten zugehörigen Stücken durch den Hagelschlag beschädigt sind. Zu diesem Behufe muß der Beschädigte dem die Taxation leitenden Notar, die von der Direction nach §. 18. agnoscirte Specifikation seiner assecurirten Aecker einreichen und darinn diejenigen Stücke genau bezeichnen, welche vom Hagelschaden betroffen sind, oder von den verhagelten Aeckern eine besondere Specifikation übergeben.

§. 4. Da der Zweck des Instituts kein anderer ist, als denjenigen Schaden zu ersetzen, welcher durch Hagelschlag verursacht ist; so muß das vorzüglichste Augenmerk der Taxatoren auch dahin gerichtet seyn, denjenigen Schaden genau auszumitteln und zu constatiren, welcher nur allein eine Folge des Hagelwetters ist. Sie müssen also genau prüfen, ob die Erndte des von dem Hagelwetter getroffenen Ackers ganz oder nur zum Theil, und in diesem Falle, der wievielste Theil verloren gegangen ist.

§. 5. Die Taxatoren müssen also zur Erreichung dieses Zwecks, die ihnen angewiesenen verhagelten Ackerstücke ganz genau durchgehen und prüfen, ob das Getreide ganz oder der wievielste Theil davon niedergeschlagen sey. Hauptsächlich müssen sie untersuchen, ob die beschädigten Halme dergestalt verletzt sind, daß sie entweder gar keinen oder nur einen geringen Ertrag erwarten lassen. Nicht minder muß ihr Augenmerk sorgfältig darauf gerichtet seyn, gewissenhaft zu untersuchen, ob die Halme nur umgebogen oder niedergedrückt sind, so, daß dadurch die Circulation der Säfte nicht wirklich gehindert werde, das Getreide also sich noch erholen könne.

Wenn das Getreide schon gehörig abgesetzt hat, und man die in den Aehren befindlichen Körner bestimmt beurtheilen kann, müssen die Taxatoren vorzüglich diese untersuchen, um sich von dem Betrage und den Verhältnissen des Schadens genau zu unterrichten und diesen mit möglichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bestimmen zu können.

Unter allen Umständen müssen die Taxatoren genau in Erwägung ziehen, ob und in wie weit das beschädigte Getreide sich wieder erholen könne und erholen werde, und hiernach den wirklichen Verlust, nach ihrer pflichtmäßigen unpartheyischen Ueberzeugung, angeben.

§. 6. Der Hagelschlag ereignet sich entweder an den Früchten auf dem Halme oder nachdem sie abgebracht sind, und hier entweder auf dem Schwade oder in Haufen.

Ueber das Verfahren bey der Taxation des Schadens, in so fern er sich an den Früchten auf dem Halme ereignet hat, enthält das Vorhergehende zureichende Anweisung.

Bey der Verhagelung des Getreides auf dem Schwade dürfen die Taxatoren sich nicht damit begnügen, die obenaufliegenden ausgeschlagenen Halme zu untersuchen, sondern sie müssen auch genau ausmitteln, ob und in wie weit auch die unten liegenden Aehren gelitten haben und ob auch etwa hier die Körner ausgeschlagen seyn mögten. Sie müssen also genau feststellen, wie viel Körner überhaupt ausgeschlagen und verloren sind, und auch hierbey überall mit der größten Vorsicht und Gewissenhaftigkeit verfahren.

Hat das Getreide beym Hagelschlage schon in Haufen gestanden; so ist die allergrößte Vorsicht nöthig. Vorzüglich kommt es hier darauf an, in welcher Art Haufen das Getreide gestanden, ob in Kreuzhaufen oder in andern, wo die Garben horizontal auf einander, entweder mit den Aehren gegen einander, oder wo die Aehren nach einer Seite gelegen. Ferner kommt es darauf an, ob die Garben senkrecht zusammengestellt werden, wie dies besonders häufig beim Weizen, fast immer aber bey der Saat und den Oehlfrüchten, dem Mohn etc. zu geschehen pflegt. Ferner ist es hierbei wesentlich, von welcher Seite das Wetter gekommen, da fast gar kein Schaden, wenigstens nur ein höchst unbedeutender eintreten kann, wenn das Hagelwetter gegen den unteren Theil der Garben oder den Sturz geschlagen. Behauptet nun der Interessent, daß das Hagelwetter seinem in Haufen gestandenen Getreide einen solchen Schaden zugefügt habe, der ihn zu einer Entschädigung berechtigt; so müssen die Taxatoren dies auf das genaueste untersuchen, und deshalb nicht allein die oben aufliegenden, sondern sämmtliche Garben der Haufen genau besichtigen und prüfen, in wie weit das Korn ausgeschlagen ist. Können sich hier die Taxatoren über den Schaden nicht vereinigen, und hat nur einer von ihnen Bedenklichkeiten; so müssen sie unter ihrer und unter Aufsicht des Notars drey verschiedene Haufen, jeden besonders ganz rein ausdreschen lassen, aus dem Ertrage dieser drey Haufen die Mittelzahl ziehen und diese gegen den Ausdrusch einer mittelmäßigen guten Erndte an diesem Orte, vergleichen und darnach die Differenz finden. Diese Differenz ergiebt dann den Ausfall, der den Gegenstand der Vergütung macht.

Hierbei müssen aber die Taxatoren auch ganz genau untersuchen, wie die Körner der übrigen nicht vom Hagel abgeschlagenen Aehren beschaffen und ob diese besonders völlig ausgewachsen und voll Mehl sind, indem sonst der Ausfall leicht von andern Ursachen als vom Hagelschlage herrühren kann.

§. 7. Da das Institut sorgfältig darauf Bedacht nehmen wird, nur zuverlässige und gewissenhafte Leute zu Taxatoren zu wählen; so werden diese auch das in sie gesetzte Vertrauen gewiß rechtfertigen.

Sollte aber ein Taxator sich Vernachlässigungen seiner Pflicht oder gar offenbare Pflichtwidrigkeiten erlauben; so wird derselbe nicht nur entsetzt, und sein Betragen sämmtlichen Mitgliedern des Instituts bekannt gemacht, sondern auch wenn demselben Schaden und Nachtheil daraus erwachsen sollte, der Regreß an ihm genommen und die Entschädigungsklage gegen ihn angestellt werden.

57. Landwirthschaftliche Statistik.

Neue Kolonien und Kultur der Moore im Bremischen.

Im Jahre 1720 wurden die ersten Moorkolonien im Amt Ottersberg und Osterholz, nachmals in Lilienthal und Bremervörde angelegt. Im Jahre 1782 waren 38,109 Morgen Moorland ausgewiesen, und 56 Dörfer mit 722 Feuerstellen und 2978 Bewohnern angelegt. Im Jahre 1789 waren 51,868 Morgen Moorland, 55 Dörfer mit 1065 Feuerstellen und 4671 Menschen; im Jahre 1793 — 56,054 Morgen, 58 Dörfer mit 1117 Feuerstellen, und 4958 Menschen; im Jahre 1820 — 64,006 Morgen, 67 Dörfer mit 1327 Feuerstellen und 8092 Menschen vorhanden.

Außerdem befanden sich in dem Tüchtener oder Hellweger besondern Moore im Jahre 1820, 11 Dörfer mit 184 Feuerstellen, 1103 Menschen, und 129 ½ Morgen ausgewiesenem Moorlande.

Welche wichtige Fortschritte der Kolonisation und Urbarmachung! Und wie progressiv, nachdem nur die ersten Beispiele gegeben, und der Fortgang erwiesen war!

Mitredakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.

Februar. —— Nr. 16. —— 1822.

58. Landwirthschaftliche Topographie.

Oekonomische Reisebemerkungen auf dem Wege über Laun, Saaz, in das Erzgebirge Böhmens.

Wie kontrastirt das lebendig = abwechslungsreiche Mittelgebirge mit der Ebene von Brüx über Töplitz, voll Dörfer, Getreid-, Kleefelder, Obstanlagen rc. mit den menschenleeren weiten Getreidflächen, die von Laun über Postelberg, Saaz, Podersam dahinlaufen. Dem Reisenden wird die Betrachtung abgedrungen, daß hier manches Dorf stehen, sich Hunderte von Familien nähren könnten, wenn die bestehenden Wirthschaften weniger groß wären. Doch ich will mich nur auf das Reinökonomische beschränken. Der Schlendrian ist hier, trotz der verrufenen Fruchtbarkeit dieser böhmischen Getreidekammer, in der ganzen Feldbestellung sichtbar. Welche Kultur kann auch bei der erstaunlichen Entlegenheit der Feldmarken und der Ausdehnung der Wirthschaften Statt finden? Von Postelberg bis in das Egerthal erreicht der Reisende kein Dorf, das Auge muß in der Ferne darnach suchen. Obschon ich die Obstkultur sehr vermißte; so war es mir doch am anstößigsten, keinen künstlichen Futterbau zu finden. Wenn ich die drey schönen durch Kultur aller Art belebten Punkte Postelberg, Saaz und Podersam ausnehme; so wurde mein Auge ermüdet durch das Einerley der gelben Stoppel oder geackerten Felder, und ich kann versichern, nicht ein Kleefeld bis Rubich gesehen zu haben. Wenn auch das Egerthal und manche kleine muldenförmige Vertiefung der Felder zusammen viel Wieswachs enthalten mag; so glaube ich, ihr Ertrag dürfte, wenn auch nicht schon der Wiesenbesitz sehr ungleich vertheilt wäre, nicht hinreichen, den Viehstand gehörig zu nähren, der zur Bedüngung dieser ausgedehnten Feldfluren nothwendig ist. Ist Futterbau die Grundlage des ganzes Wirthschaftsgebäudes; dann kann die Schlußfolge für die Kultur dieser Gegend nicht so günstig ausfallen; mögen immerhin die in freyen Feldern stehenden Getreidschöber zu widersprechen scheinen. Sie sind ein Nothmittel bei der Entfernung der Aecker, bei Mangel an Zeit; beim Erndtegeschäfte aber kein Beweis der so erstaunlichen Fruchtbarkeit und Betriebsamkeit; sonst müßte Ungarn und manches Land, wo man wenig oder keine Scheuern hat, das non plus ultra von jenem seyn. Auf den ersten Blick erkennt man, daß die ehrwürdige reine Dreyfelderwirthschaft in ihrer tausendjährigen Macht und Herrlichkeit hier umher throne. Wenn man auch zugestehen muß, daß der Boden dieser Gegenden nicht überall die zum rothen Kleebau erforderliche Bindung, oder für die Luzerne nöthige Kraft, Lockerheit und Tiefe habe; so ist doch nicht zu bezweifeln, daß ihr Anbau gar oft thunlich wäre, und Esparsette, Futterwicken und Knollengewächse rc. mit größtem Vortheil ihre Stelle vertreten könnten.

Auch in der Ackerung fand ich, und ich glaube mit Recht, manches zu herkömmlich und mit einer vernünftigen Behandlungsart unverträglich. Die Felder sind ohne Unterschied, ob sie flach oder schief liegend, schwer oder leicht, naß oder trocken, in kleine 4 furchige Beete gepflügt, wo man zwischen den häufigen Furchen zwar Unkraut genug, aber kein Getreide sieht. Welch ein ungeheueres Areal bleibt da unbenützt! Diese vielen Streichfurchen vertreten die Stelle der Wasser-

furchen, die ich gar nicht sah. Müssen diese kleine Beete seyn? Dann sind auch die Wasserfurchen überflüßig. Aber nach meiner Ansicht ist das erstere nicht der Fall, sondern ich halte mich überzeugt, daß man bei 12 — 14 furchigen mit dem Pfluge rein geackerten, in der Mitte etwas erhöhten Beeten, versehen mit den nöthigen Wasserfurchen, mehr erndten würde. Dabei würde in leichten Böden die wasserhaltende Kraft vermehrt, in schweren aber durch etwas mehr Erhöhung und vermehrte Wasserfurchen vermindert. Meine Ansicht gründet sich auf die Bemerkung, daß die Felder dieser ganzen Route, so weit ich blickte, einen sanften Seiger haben, von Saaz in das Egerthal, und weiterhin in die muldenförmigen Vertiefungen.

Die Nachtheile dieser schmalen Beete sind übrigens längst anderwärts detaillirt. Der Landmann wendet von Laun bis Saaz den Ruhrhacken (Radlo), und einen leichten Pflug zugleich bei der Saat an; nämlich auf 2 Mittelfurchen, welche der Hacken gebildet, und dem übrigen Acker streut er sein Korn; nun pflügt er 2 Pflugfurchen links und rechts an, wobei die Hälfte des Samens untergeackert, die andere Hälfte des obenaufgesäeten aber von der folgenden Egge zugedeckt wird. Der Vortheil, daß die Saat ziemlich gleichförmig, nicht zu tief und zu seicht untergebracht ist, wiegt aber dennoch die Nachtheile dieser kleinen Beete nicht auf. So lobenswürdig der Hacken beim Rühren, Wenden, überhaupt bei den lockernden Arbeiten ist: so wenig scheint er es mir in diesen Flächen bei der Saatackerung zu seyn. Ich wage die Behauptung, daß nothwendige Eile, mit der Bestellung dieser weiten Getreidfluren fertig zu werden, diesem Verfahren das Bürgerrecht gab; denn freylich geht die Ackerung, bei welcher zum Theil der Hacken arbeitet, ungleich schneller, als mit dem Pfluge allein von Statten. „Ja, Herr", sagte mir zwar ein Ackersmann mit klugem mitleidsvollem Lächeln, „wir wissen schon, wie es am besten ist, sind dabei aufgewachsen ꝛc.", dem ich meine Bedenklichkeiten mittheilte; aber mir leuchtete dies ganze Raisonnement nicht ganz ein; denn ich fand im Durchschnitte keinen ganz schweren bindenden Boden, wohl aber häufig leichte Böden, besonders vor Saaz und zwischen Podersam, Rudich und weiterhin. Mangel an Ablauf des Wassers fand ich auch nicht, überhaupt fehlte jeder Grund zur Rechtfertigung. Daß man selbst im schwersten Boden mit großem Vortheile breite, etwas hohe Beete mache, habe ich in Schlesien bei Jauer und Schweidnitz, in Sachsen bei Magdeburg ꝛc. gesehen. Das Egerthal bei Saaz entschädigte mich mit seinen Reizen, seinem Hopfen-, Obst- und interessanten Gartenbau in freyen Feldern. Diese gleichen den schönsten in bester Simetrie angelegten Küchengärten, in denen ein buntes Gemisch von Kraut, Rüben, Möhren, Gurken, Petersilie, Anis und Fenchel in Reihen gepflanzt, das Auge erfreut. Solche Plantagen sind mit dem stachlichten Saflor, den man hier wie den Fenchel stark baut, zum Schutz gegen das Vieh umzäunt. Hier ist es anwendbar das: omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci! Beim Anblick dieser Feldgärten dachte ich an die Umgebung bei Königgrätz, Kuttenberg, Leitmeritz ꝛc.; aber größer fand ich die Ordnung in den erstern. Am meisten überraschte mich die erstaunliche Sorgfalt in den Hopfengärten. Der Hopfen wird in Quadraten von 2 ½ bis 3 Schuh nach der Schnur gepflanzt, folglich wirkt Licht und Luft vollkommen ein; daher erklärt es sich leicht, daß der Saazer Hopfen stets gutes Gewicht habe. Die Zwischenräume oder Zeilen werden fleißig behackt, aber nicht mit Rüben, Kraut ꝛc. wie bei Auscha bestecke, nur die jungen Hopfenplantagen benützt man zu diesem Zwecke. Eine Eigenheit hiesiger Hopfengärten ist die, daß sie keine Kämme haben, sondern eine horizontale Fläche bilden, wovon ich den Grund in den Ueberschwemmungen des Egerthales zu finden glaube. Auch kömmt dabei die Feuchte und der Dünger den Wurzeln der Pflanzen besser zu. Daß es kein nasser, saurer, sondern ein humusreicher, aufgeschwemmter Grund ist, versteht sich von selbst, und ich bemerkte, daß man feuchte Hopfengärten vorsichtig mit Ableitungskanälen umzogen hatte.

Die 10 — 12 ellig schlanken Stangen geben, vereinigt mit der Regelmäßigkeit der ganzen Hopfenpflanzung (die wie bekannt, nur die rothe, edle Gattung zum Gegenstande hat) ein herrliches Ansehen; denn Ebenmaß, die Zierde der Natur, von der Kunst nur

schwach nachgeahmt, fehlt ja noch so sehr in der Landwirthschaft, thut deshalb auch so wohl, wenn wir sie finden. Besonders fehlt es an Sinn dafür, wie für Ordnung dem gemeinen Manne noch allzusehr.

Man klagte in der Stadt Saaz über den sehr mittelmäßigen Hopfenertrag dieses Jahrs. Im Fenchel wird der Ertrag aber so enorm seyn, daß das Pfund wenige Groschen gelten dürfte. Wie bei Schlan und andern böhmischen Städten sieht man auch hier an den südlichen Egeranhöhen von Mergelflötzen, die Spuren eines ehemalig bedeutenden Weinbaues, und findet neuerdings bestätigt, daß sich der böhmische Weinbau seit einigen Menschenaltern ungemein vermindert habe, welches um so mehr zu beklagen ist, als diese Lokalitäten selten mit wesentlichem Vortheil zum Getreidbau verwendet werden können. Die Stadt Saaz, welche sich meist von Hopfen, Obst und übrigem Landbau nährt, giebt sehr deutlich zu erkennen, daß sie einst größer, blühender war! — Die Hauptnahrungsquelle dürfte aber wohl der berühmte Hopfen seyn, von dem das Stadtgebiet allein in guten Jahren 40 tausend Strich erzeugt. — Die Gegend von Podersam ist sehr fruchtbar, der Boden ist hier sehr humusreich, gegen Rudich hin aber nimmt seine Fruchtbarkeit schon sehr ab; der Boden wird sandig und mager; man merkt es deutlich, daß man sich schon dem Erzgebirge nähert, welches seine Sandsteinlager herüber sendet. Wenn bisher der Hacken (Radlo) nebst dem Pfluge geherrscht hat; so schließt sich nun an letztern der sogenannte Perzhacken mit 4eckiger Schaar und einem 2ten Streichbrete, welches abgenommen werden kann, wenn sich der Landmann seiner zum Ausstreichen der Furchen als Pflug bedienen will. Der hiesige Pflug ist ein leichtes Ding dem Boden ganz verwandt. Es wurde eben Korn gesäet, und statt dem Pfluge mit dem Perzhacken, an dem nur ein Streichbret befestigt war, eingearbeitet, wobei ebenfalls schmale 4furchige Beete erscheinen, welche aber nicht geeggt, sondern in rauhen Furchen über Winter liegen gelassen werden. Letzteres wahrscheinlich deshalb, weil die jungen Pflanzen besser gegen den Frost geschützt seyn sollen. Diese Beete sehen sonderbar aus, da der Perzhacken tiefe, beinahe grabenähnliche Furchen zieht, und hohe Kämme aufpflügt. Warum man nicht auch hier breite Beete ackert, welche die nöthige Feuchte besser verschließen, und sie mit Wasserfurchen versieht, kann ich ganz und gar nicht begreifen, wenn mir nicht das alte Herkommen den Schlüssel zu diesem Räthsel lieferte. Auch muß ich bemerken, daß vor Libenz meistens noch sanftgeneigte Flächen und nur wenig Anhöhen sind. Von nun verbreitet sich der Hacken (Radlo) mit länglich runder Schaar und 2 Streichbretern nebst dem Pfluge, durch das ganze Erzgebirge. Daß, und wie der Hacken seine Gestalt noch wechselt, darüber belehrt uns Mehler vollkommen. Auf dieser Reise konnte ich mich der Betrachtung nicht enthalten, nachdem ich das Eigenthümliche der böhmischen Ackergeräthe ziemlich kennen zu lernen auch früher Gelegenheit hatte: daß wohl kein Land des Continents so mannigfaltige National-Acker-Instrumente habe, wie unser Böhmen, die als Produkte einer rohen Empirie mitunter sehr sinnreich genannt werden können. Wie Volkstrachten und Dialekte mannigfaltig, ist auch die Art und Weise den Boden zu behandeln, und man kann dem Lande der Czechen nicht absprechen, daß es noch heute deutlich zeuge, wie sehr von ihm der Ackerbau in Ehren gehalten wurde, und daß seine Bewohner in dieser schönen Kunst des Friedens den benachbarten Slaven im heutigen Teutschland nicht nachstanden.

Unter meine Bemerkungen gehört auch die: daß der Saazer Kreis einen schönen Schlag von Rind- und veredeltem Schafvieh habe. Besser aber gefiel mir noch die Rindviehrace des Elbogner Kreises, in der ich glaubte, den Charakter der Egerischen vorwalten zu sehen. Die Bespannungsart der Ochsen mit dem Joche über der Stirn mißfiel mir dagegen nicht wenig; ich halte sie deshalb für barbarisch, weil den armen Thieren die freye Bewegung zum Schutz gegen Insekten und andere Feinde gehindert ist.

Auch kann ich nicht glauben, daß die starken Schultern mit dem festen Nacken nicht mehr leisten würden, und ich bin deshalb für die dem Thiere so erträglichen Komothen, welche sich allgemein verbreiten sollten. Es gereicht dem Menschen wahrhaft zur Schande, daß ihn das Leiden seiner Hausthiere, und geduldigen Gehülfen in der Landwirthschaft nicht mehr küm-

mert, wenn er bei den elenden Bespannungen mit solchen Jochen und Krummhölzern stehen bleibt.

Zwar habe ich das Erzgebirge nur in seinen vordern Aesten betreten, das Hauptgebirge nur in einiger Entfernung erblickt, glaube aber doch über seinen Charakter so viel urtheilen zu dürfen, daß es weit weniger Naturschönheiten habe, und daß selbst seine niedern Thäler die Fruchtbarkeit jener des Riesengebirges bei weitem nicht haben. Dies ist schon dadurch erklärbar, daß bei gleichem Höhengrade das Erzgebirge westlich liegt, und gegen Osten sieht, während das Riesengebirge ganz südliche Richtung hat. Aber doch läßt das Erzgebirge den Böhmerwald, der nördlich gelegen, rücksichtlich des Klimas weit hinter sich, und ist ungleich freundlicher, fruchtbarer als letzterer.

Diese kleinen Reisenotizen über den besuchten Strich des Saazer Kreises hier mitzutheilen, bestimmte mich nur der Umstand, weil vielleicht mancher, wie ich früher die Meinung hegt, daß die bedeutende Getreidproduktion des Saazer Kreises die Folge einer ganz besondern Industrie sey, während sie mehr einer hohen natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, und einer geringen Bevölkerung im Verhältniß des ackerbaren Areals zugeschrieben werden muß.

Geschrieben im Okt. 1821.

D—t.

59. Landwirthschaftliche Industrie.

Bräuhaus. Brandweinhaus.

Bemerkungen über die Aufsätze des Herrn Direktor Zeithammer in den Oekon. Neuigkeiten Nr. 37. Jahrgang 1819 und Nr. 40. des 20ten Bandes 1820.

(Fortsetzung von Nr. 11.)

Um den guten Ruf des Biers herzustellen, gebe man dem Bräuer gesunde, reine und vollwichtige Gerste, ächten Hopfen, alles in richtigem Maße und Gewicht und zu gehöriger Zeit, daß er in seiner Manipulation nicht gehindert werde; man verstehe sich dazu, die Baubestandtheile des Bräuhauses nach Grundsätzen der Kunstkenner gehörig herzustellen; endlich gebe man aber auch dem Bräuer ein hinlängliches Auskommen, das seine nöthigen Lebensbedürfnisse deckt, und ihn nicht nothgedrungen, auf so manche Bevortheilungen sinnen heißt; — und nun fordere man ein nicht blos ziemlich gutes, sondern ganz ächtes gutes Bier, und pünktliche Erfüllung aller ihm obliegenden Pflichten.

Leider zeugen eben so viele Beispiele, daß der Bräuer oft von einem Gebräu zum andern aus Mangel an Gerstenvorrath erst das Malz erzeugen muß; von einer Auswahl der Gerste ist gar keine Rede. Das selbe leidige Schicksal hat er mit dem Hopfen. Wie kann und soll der Bräuer aber unter solchen Umständen ein gutes Bier erzeugen, selbst dann, wenn er zwei n. ö. Mtz. Malz erhält? Ich bin weit entfernt, den Bräuern hiemit das Wort zu sprechen, vielmehr erkläre ich frey und offen, daß es leider noch Manche gibt, welche nur empirisch ihrem Geschäfte vorzustehen wissen, daher auch nur unter besonders günstigen Umständen und Verhältnissen, ein ziemlich gutes Bier zu erzeugen im Stande sind.

Jeder in der Bierbraukunst Eingeweihte wird es wissen, daß die Erzeugung eines guten Biers nicht blos von der Kenntniß abhängt, was 1 n. ö. Metz. reingeputzte körnige Gerste wägen soll, sondern daß die Erzeugung eines guten Malzes das wesentlichste Erforderniß sey. Hr. Dr. Zeithammer wird doch zugeben, daß die bei einem und demselben Meierhof gebaute Gerste, oft nicht von einer und derselben Qualität ist; er wird wohl zugeben, daß oft trotz aller menschlichen Anstrengung etwas Gerste auf dem Felde auswächst; daß der Bräuer oft junge, noch nicht gesetzte Gerste zum Vermalzen annehmen und daß bei einem Mißjahre alte einjährige Gerste ebenfalls vermalzt werden muß. Eben so glaube ich wird man also auch zugeben, daß jede dieser ungleichen Gerstenarten auch eine andere Behandlung bei der Malzung erfordert, wenn nicht bald trübes, bald schales, kurz ein ungleiches kraftloses Bier hergestellt werden soll. Allein diese Behandlungsarten werden wohl nie, oder nur in höchst seltenen Fällen bloße Empiriker, wie sie Hr. Dr. Zeithammer als Bräuer wünscht, zu bewähren wissen; es muß einleuchten, daß auch einige chemische Kenntnisse bei jedem Bräuer erforderlich sind, wenn er für den Vortheil seiner Obrigkeit auch unter ungünstigen Umständen wirken soll. Es kann und wird wohl nicht

bestritten werden wollen, daß der Bräuer bemüht seyn soll, alles das, was die Herrschaft selbst erzeugt, ob es Gerste oder Hopfen ist, wenn diese den gehörigen Grad von Vollkommenheit durch widrige Elementareinwirkungen, oder sonstige besondere Umstände nicht erreicht, in kleinen Quantitäten kunstmäßig zu verbräuen, ohne daß eine Veränderung im Biere in Hinsicht des Geschmacks, der Kläre und Stärke auffallend bemerkbar wäre?

Empirische Handgriffe allein werden freylich dieser Forderung nicht entsprechen; und eben so wenig kann es genügen zu wissen, wie viel Strich Saazer guten, rothen Hopfens auf 1 N. ö. Zentner erforderlich sind, um in Hinsicht der Zahl der Striche auf die Güte desselben urtheilen zu können?

Eine Nachweisung auf die im 27. Bande Nro. 6. des Hesperus enthaltenen genaueren Notizen über die böhmischen Hopfensorten und den Handel damit, wird zur Berichtigung jener Meinung hier gewiß am rechten Orte seyn. Und somit glaube ich über diese beiden, zur Erzeugung eines nicht blos ziemlichen, sondern guten Biers erforderlichen Artikel eine praktische Meinung ausgesprochen zu haben. Sollte es nicht unnütz gefunden werden, so bin ich bereit, über die Verschiedenheit der Manipulation bei verschiedenartiger Gerste und Hopfen, meine Erfahrungen mitzutheilen.

Hr. Dr. Zeithammer meint ferner in seinem Vorschlage: dem Bräuer auf ein Gebräu pr. 20 Faß nichts mehr als 3 Eimer Baba, und 3 Eimer Füllbier passiren zu wollen. Ungeachtet der nahmhaften Ausgaben an Bier, die jedem Bräuer unausweichlich obliegen, nehmlich die Aushaltung der Gesellen mit Trunk, die Bezahlung der Arbeit der Pomahatschen im Malzhaus und Bräuhaus mit Bier, *) — die Consumtion endlich der zahllos wandernden Handwerksgesellen, (ein Umstand, dessen Abänderung, ja nicht einmal dessen Verminderung in der Möglichkeit des Bräuers liegt) wird der ehrliebende redliche Bräuer auf 3 Eimer Baba beschränkt, sich zu begnügen wissen, ohne daß man ihm auf die Kappen sieht, weil ihn seine Ehre, sein guter Ruf eben so wenig von dem Wege seiner Pflichterfüllung wird abgleiten lassen, als dieß bei jedem Wirthschaftsbeamten, dem an Erfüllung seiner Pflichten alles gelegen ist, der Fall seyn wird. Aber unpartheyische Sachverständige werden es zu bestätigen wissen, daß 3 Eimer Bier zum Zu- und Nachfüllen eines Gebräus von 20 Faß nicht hinreichen, und dieß um so weniger, wenn das Bier 14 Tage im Keller liegen soll; ein Umstand, der doch zur Erreichung eines gesunden Biers unausweichlich erforderlich ist. Man ist versucht zu glauben, der Hr. Verfasser wolle hier die Redlichkeit des Bräuers auf die Wasserprobe stellen, und ihn nolens volens bei Unzulänglichkeit des Füllbiers zum Nachfüllen mit Wasser zwingen; oder glaubt man, der Bräuer möge sich verstehen, auch den letzten Tropfen seiner Baba als Füllbier zu verwenden? Wird hier das Bier nicht doppelt, erst durch den Abzug an Schüttung, und dann durch Verminderung des Füllbiers geschwächt werden?

Eine solche Absicht dürfte wohl den bestehenden allerhöchsten Tranksteuergesetzen, als auch jenen der Sanitätspolizey, und dem eigenen Interesse jedes Bräuberechtigten entgegen streiten.

Die Frage im Hesperus: „Warum sind die Biere in Böhmen nicht mehr so kräftig, als sie sonst im Rufe waren?" habe ich Nr. 13 im J. 1817 und im ersten Heft 1818 beantwortet, auch habe ich einige Worte „Ueber die Verpachtung der Bräu- und Branntweinhäuser an Juden, im 7. Heft Nr. 35 Jahrgang 1817, und Nr. 45 im J. 1818 — erwähnt, und einige kurze Aufklärungen in der Berichtigung. Ueber den kleinen Katechismus der Bierbräuerey von Hr. Dr. S. F. Härmbstädt, k. preuß. Geheimen Rath — im 7. Heft 1819 — gegeben.

Zuletzt gibt Hr. Dr. Zeithammer an, dem Bräuer die Hefen lizitando nach jedem Gebräu zu verkaufen.

Dieser Vorschlag verdient eigentlich eine sehr geringe Würdigung; denn einmal ist er vielen Schwierigkeiten unterworfen, dann dürfte er näher beleuchtet ganz unausführbar seyn, und bezweckt im Ganzen nichts, als den Bräuer auf eine sehr unedle Art zu kränken, und seinen und seiner Leute Unterhalt auf das wirksamste zu beeinträchtigen. Wie soll der Bräuer mit 80 fl. Gehalt jährlich, und einem sehr streng bemessenen Deputat, (wobei er noch den bedeutenden Mälzerbeitrag leisten, Dienstbothen und Gesellen im Lohn aushalten muß) leben, wenn er von einem Gebräu 15 fl. Hefengeld zahlen soll!

*) Leider ein großer Mißbrauch.

Oft genug bezahlt leider der Bräuer die Hefen in die Renten mit einem Betrag, der ihm im Sommer selbst unerschwinglich ist. — Und soll endlich gar ein Jude der Pächter dieser Hefen seyn, als könne man der Redlichkeit eines Christen die Wichtigkeit dieses Artikels nicht anvertrauen? Hieraus dürften sich wohl mehrere Ursachen ergeben, die nicht nur die Existenz des Bräuers äußerst traurig machen, aber auch den Vortheil der Obrigkeit — am wenigsten aber den des Publikums bewirken. Der Jud erscheint nun als Hefenkontrolor des Bräuers — forscht mit ängstlicher Gier den Handlungen des Bräuers nach, hält den Bräuer auch ohne Ursache immer im Verdacht, wird sich dennoch betrogen glauben, und um so mehr bewogen finden, sich an dem Publikum schadlos zu halten; unzählige Zänkereyen und Plagereyen werden sowohl beide Individuen, — wenn dann und wann bei jungen Mälzern das Bier weniger Hefen ausgiebt, — als auch das Amt stets in Thätigkeit erhalten, und will der Bräuer Ruhe in seinen 4 Pfählen erzwecken; so dürfte es leicht seyn, daß er sich mit ihm vereinigt, und selbst zum Juden herabsinket. Und welche Vortheile lassen sich unter solchen Verhältnissen wohl für die Obrigkeit denken?

Doch zu meiner, und aller meiner Mitbrüder Beruhigung, muß ich hier zur Kenntniß bringen, daß von allen diesen Vorschlägen, die Hr. Dr. Zeithammer als Grundlage seiner Meinungen an den Tag legte, von ihm selbst noch kein einziger in Ausübung gebracht wurde; denn als im J. 1820 seiner Bekanntmachung, das dortige obrigkeitliche Bräuhaus wieder in eigene Regie aus der Verpachtung gezogen wurde, erhielt der neuangetretene Bräuer die Schüttung wie vorher, d. i. 2 Mtz. pr. 1 Faß, und statt 3 Eimer Baba und 3 Eimer Füllbier 1 Faß Baba und 1 Faß Füllbier auf ein Gebräu pr. 20 Faß. Auch werden dort die Hefen nicht lizitando verkauft, sondern der Bräuer zahlt dafür ein angemessenes Pauschale. Welche Gründe die Abweichung von diesen Grundsätzen veranlaßt haben, ist nicht der Gegenstand meiner Erörterung; genug, daß Hr. Dr. Zeithammer dadurch selbst den alten Satz bestätigte, daß sich mehr schreiben als ausführen lasse.

Nun ist noch ein Wort über den Aufsatz Nr. 40 des 20. Bandes zu sagen, weil die hier aufgestellten Hauptgrundsätze von jenen im vorhergehenden Aufsatze enthaltenen, wieder abweichen.

Der Hr. Verfasser bessert sich hier in Hinsicht der im vorhergehenden Aufsatze angenommenen Schüttung; denn er will nun, gemäß seiner Berechnung auf ein Faß statt $1\frac{3}{4}$ Mtz. Malz $1\frac{11}{16}$ Mtz., und statt 16 Loth Hopfen im Winter, und 24 Loth im Sommer im Durchschnitt 22 Loth verabfolgt wissen; allein durch neuerdings ergriffene Rückblicke dürfte sich derselbe doch bewogen finden auch noch das $\frac{1}{16}$ Mtz. Malz, (wenn nicht mehr) zu verabfolgen, um so mehr, dabei der dort bestehenden Schüttung von 2 Mtz pr. Faß nach Aussage der Reisenden stets schlechtes Bier sey. Oder sollte etwa an dem schlechten Biere der Geldsack des Bräuers die Schuld tragen, welcher nach demselben Vorschlage zur Dotirung des Bräuhauses in Anschlag zu nehmen sey?

Es ist leider wirkliche Thatsache, daß ein Bräuer in hiesiger Gegend 10,000 fl. mit der Verzichtleistung auf ihre Interessen als Dienstcaution auf ein Bräuhaus pr. 26 Faß erlegte; allein auch Thatsache ist es, daß er wegen schlechtem ungenußbaren Biere (obschon er schöne Gerste erhielt) bereits im Verlauf eines Jahres seine Aufkündigung erhalten hat.

Dieses Beispiel dürfte wohl hinlänglich beweisen, wie nothwendig es sey, bei der Wahl eines Bräuers mehr dessen Kenntnisse und Redlichkeit, als seine Geldsäcke in Betracht zu nehmen; der Vortheil jener Eigenschaften wird gewiß den augenblicklichen Nutzen dieser überwiegen. Oder soll dem redlichen geschickten Manne ein Wirkungskreis in seinem Berufsfache versagt bleiben, weil ihm nicht 6 — 10000 fl. zu Gebothe stehen? Der Meinung dürfte wohl nichts entgegen zu stellen seyn, die sagt: Reichthum sey für die Stelle eines Beamten weit weniger empfehlend, als ein Vorrath gründlicher Kenntnisse; außer man wollte mit Rabens Ironie im vollen Ernste ausrufen: „Wem Gott giebt ein Amt, dem giebt er auch Verstand."

Wollen wir auch den Unfug übergehen, den ein reicher Ignorant in allen seinen Wirkungskreisen ausüben kann und muß; so leuchtet überall, selbst aus diesem theoretischen Ersparungsplane hervor, daß er bei seinem gewohnten gemächlichen Leben auch trachten wird, seine verlorenen Interessen auf irgend eine Art wieder zu erlangen.

Vor 40 Jahren hätte wohl ein W. Beamte als theoretischer Bierbräuer auftreten, und solche Projekte zu Papier setzen können, ohne befürchten zu dürfen,

von einem Kunstverständigen widerlegt zu werden; — dermalen, wo die Bierbräuerei durch aufgeklärte Männer zur technischen Kunstwissenschaft gebracht wurde; wo viele Bräuer mit eben dem Eifer den Schritten ihrer Wissenschaft im Laufe der Zeit unverdrossen gefolgt sind, und diese ihre Wissenschaft nach wirklichen Kunstregeln erlernt haben, ist es anders — man ist jetzt im Stande, die wirklich zu erzweckenden Resultate der Erzeugung und des Erträgnisses der Bräurubriken praktisch darzuthun.

Rechnen wir endlich die Kunstgriffe, die jedem Bräuer eigen seyn sollen, um bei seiner, vom Hrn. Proponenten festgesetzten Besoldung leben zu können; so kömmt es mir eben so vor, als wenn man bei Spanngeltern der Beamten die Rubrik Refas mit in Anschlag bringt. Und was hat denn der Bräuer bei 10000 fl. Caution ohne Interessen, die er nach Aeußerung des Hrn. Dr. Zeithammer erlegt haben soll, an Besoldung und Emolumenten? Man erlaube mir nach seiner eigenen Angabe zu rechnen, so, wie es im Aufsatze steht:

	Sein Lohn ist in W. W. baar	.	90 fl. — kr.
An Naturalien erhält er:	28 Mtz. Korn à 2 fl. 30 kr.	.	70 „ — „
	4 — Weizen à 5 fl. . . .	.	20 „ — „
	5 — Gerste à 2 fl. . . .	.	10 „ — „
	5 — Erbsen à 2 fl. 30 kr.	.	7 „ 30 „
	80 Seidl Salz à 6 kr. . . .	.	8 „ — „
	60 Pfund Butter à 30 kr. .	.	30 „ — „
	60 — Käse à 5 kr. . . .	.	5 „ — „
	10 Klafter Holz à 6 fl. 30 kr.		65 „ — „
	1 Kuh passirt im Futter . .	.	45 „ — „
	Dies beträgt in Summa	.	3[illegible]0 fl. 30 kr.

Und dabei soll er auf 500 fl. Interessen Verzicht leisten?

Rechnen wir ferner die Hefen von 20 Faß, hievon gibt er den Juden gratis von 6 Faß, den Herren Deputatisten 1 Faß, auf Samenhefen von 3 Faß, ihm bleibt also zum Verkauf von 10 Fässern.

Froh ist er bei jetzigem Geldmangel, wenn er die Hefen von 1 Faß nur um 54 kr. absetzt; denn im Sommer ereignet es sich oft, daß er einen Theil davon ausgießen muß — dies gibt ihm von 1 Gebräu 9 fl. — er soll aber nach der Angabe 15 fl. von einem Gebräu dafür zahlen; man könnte wetten, daß der Jude von 6 Faß nicht 5 fl. per Gebräu zahlen wird. Recapituliren wir nun die leidigen Passiven nach dem Vorschlag des Hrn. Verfassers, und wir erhalten das treue Bild eines, nach seinem Plan angestellten Bräuers, nämlich:

1. Der Bräuer soll aus einer geringen Schüttung ein starkes Bier bräuen.

2. Von seiner Caution pr. 10000 fl. keine Interessen fordern.

3. Die Hefen in die Renten höher bezahlen, als er sie selbst verkauft.

4. Von der landesüblichen Baba und Füllbier ablassen.

5. Von seinem baaren Gehalt 90 fl. W. W. Klassen- und Kopfsteuer, dann 40 fl. Conv. Münz. Mälzerbeitrag entrichten, Gesellen und Dienstboten bezahlen, — und —

6. alles Fehlende an Emolumenten aus seinem eigenen Sacke bestreiten.

Wo ist der Mann, der unter solchen Umständen Bräuer seyn will? und ist ers — kann er ein ehrlicher Mann bleiben?

Nun sind noch jene Revenüen zu beleuchten, die der Hr. Verfasser wahrscheinlich unter der Kappe des Bräuers zu finden glaubt.

Essig- und Schrottgeld. Essig findet heut zu Tag nur dann und wann für baares Geld Absatz, auch darf ihn der Bräuer bekanntlich bloß vom kalten Wasseraufguß auf die Treber machen; dieser beträgt bei einem Gebräu von 20 Faß etwas über 3 Eimer, geht gewöhnlich durch Tauschhandel gegen einige Eier in Ausgab, und was er allenfalls im Baaren rentirt, ist wohl nicht der geringste Ersatz für die verlorenen Interessen von 10000 fl. Caution.

Schrottgeld findet bloß beim Ausstoßen des verkauften Biers statt — wir rechnen hier von dem Gebräu per 20 Faß — 15 Faß, und diese liefern einen Betrag von 3 fl. 45 kr., welche nicht nur der eine arbeitende Geselle einstreicht, sondern solchem oft nebst einem Zweiten, ein Bedeutendes aus der Tasche des Bräuers hinzugefügt werden muß.

Der vielleicht künftig erscheinenden Gegenbemerkung, er finde trotz seiner Meinung Bräuer genug, die eine baare Caution pr. 10000 fl. erlegen — stimme ich mit Vergnügen bereits im Voraus bei, weil es bei der bekannten, unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der

Thoren auch Bräuer geben kann; die ihr zufällig er- erbtes — leicht — oder durch Nefas erworbenes Ver- mögen, nicht zu schätzen oder zu berechnen wissen, und es aus Dienstsucht aufs Spiel setzen. Die Handlun- gen der Bräuer bei überspannten Bräuhauspachtungen, gehören mit in diese Rubrik; oft drückt sich einer mit Gewalt in einen enormen Pacht hinein, verdrängt durch überspannte Angaben jeden ehrlichen Mann, — und verläßt sich auf das schwankende Bret im Meere — Nefas. Allein was sind die Folgen davon? — Daß diese Menschen dann gewöhnlich als Lasten der übrigen Bräuer zu betrachten sind; größtentheils durch schlecht berechnete Spekulationen an den Bettelstab gebracht, sieht man sie nun, den wohlthätigen Handwerksgebrauch benützend, von Bräuhaus zu Bräuhaus wandern, die verringert seyn sollende Baba in Anspruch nehmen und verzehren helfen.

Cautionen sind zwar im Allgemeinen nöthige und ersprießliche Bande, durch welche Obrigkeiten ihre Die- ner an Pflicht und Treue zu fesseln suchen; aber sie müssen auch die Uneigennützigkeit, nicht nur des einen, sondern auch des andern Theils beurkunden; jeder Miß- brauch derselben entrückt sie ihrem Zwecke. Cautionen, wie sie Hr. Dr. Zeithammer will, in Beträgen, (besonders bei großen Bräuhäusern) von deren Interessen ganze Familien auch ohne Dienst füglich leben können, hören auf es zu seyn, wenn sie jener Verwendung, die er davon zu machen wünscht, unterliegen. Sie erschei- nen unter dem Namen Cautionen als Vorschüsse, die der Diener seinem Herrn leistet, und nehmen in dieser Eigenschaft eine ganz andere Natur an. Solche unver- hältnißmäßige Geldvorschüsse als Caution, für die man den Vorrath an Malz und Hopfen einkaufen kann, um das Gefäll, (welches man dem Caventen zur Betrieb- samkeit anvertraut) einrichten, und in eigener Regie be- treiben zu können, — heißen den Diener zum Eigenthü- mer seines Geschäfts-Gewerbs machen, und sich selbst die Hände binden. Unwillkührlich fühlt man sich zu der Meinung hingezogen, daß manchen Obrigkeiten die Möglichkeit zur Realisirung eines gehörigen Fundi in- structi fehle; die Noth zwinge sie, nach begüterten und wohlausgestatteten Kapitalisten zu haschen, um so eine Caution einzunehmen, die in den meisten Fällen früher oder später, für Herren und Diener die unangenehm- sten Folgen hervorbringt. Hic canis sepultus!!

Der Vorschlag des Hrn. Verfassers ist daher gar nicht empfehlend, solche große Cautionen aufzunehmen; denn sie kennen nichts als Nachtheil für Obrigkeit und das biertrinkende Publikum bringen. Warum aber sucht Hr. Proponent diese Hülfsmittel blos nur bei Bräuern, warum nicht auch bei Wirthschaftsbeamten? Denn auf diese Art würde sich ein artiges Sümmchen zur Errei- rung eines fehlenden fundi instructi aufbringen lassen.

Doch zum Wohl so vieler Familien gibt es noch Herrschaftsbesitzer, welche von ihren Beamten und Bräuern nicht nach diesem Geiste Cautionen fordern, vielmehr diese in der Ueberzeugung suchen, daß sie wür- dige, geschickte und treue Diener gewählt haben, die denn auch gewiß mit Leib und Seele für das Interesse ih- res Brodherrn zu arbeiten bemüht seyn werden.

Orhowl, am 15. July 1821.

Karl Pospischil,
Bräuer.

(Der Beschluß folgt.)

60. Pomologie.

Pomona in rilievo.
(Vergleichen Nr. 5. dieses Jahrgangs.)

Die Herren Pizzagalli und de Gaspari zu Mailand haben am 31. Okt. 1821 die vierte Lieferung ihrer nachgemachten Gartenfrüchte ausge- geben. Sie bestand in 3 Arten Pomeranzen, 6 Arten Citronen, 5 Arten Pfirschen, 2 Arten Aepfel, 3 Ar- ten Birnen, 2 Arten Azarolen (eine Mispelnart), 1 Art Brustbeeren (Giugiolo), 3 Arten Weinbeeren, und 2 Arten Feigen.

(Bibl. ital. Okt. 1821, S. 143.)

Mitredacteur R. André. Prag in der J. G. Calve'schen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
März. Nr. 17. 1822.

61. Debatten. Landwirthschaftliche Industrie.

7/2 **Bräuhaus-Nutzen in eigener Regie oder Verpachtung.**

(Vergleichen Nr. 40. Bd. XX. u. Nr. 12. u. 16. 1822.)

Zwey Punkte sind dort herausgehoben:

a) Der ausgemittelte reine Nutzen des Bräuberechtigten.

b) Die Möglichkeit der Erzeugung recht guten, klaren, starken, gesunden Biers für das Publikum.

ad a) Hat Schreiber dieses nichts einzuwenden, als daß unter den Rubriken Einnahme, eine zu hoch, die andere auch wohl wieder zu minder ist, folglich im Durchschnitt so ziemlich das Mittel getroffen seyn wird. In der Ausgabe kommen wohl auch Abweichungen vor; wie z. B. Nr. 18. wird sich wohl höher belaufen als 100 fl., wenn das Bräuhaus im guten Stand soll erhalten werden.

ad b) Hier aber hat sich der Herr Verfasser sehr geirrt, wenn er die Behauptung aufstellt: Ein Bräuer brauche gerade keine physische, chemische Kenntnisse sich eigen zu machen, wenn er nur die Gerste kennt und weiß, wie viel Strich Hopfen auf einen Zentner gehen. Das Erstere lernt er wohl vom Bauer, da dieser schöne Gerste immer theuerer gibt; das Zweyte aber vom Hopfenhändler.

Ich aber bin der Meinung, um ein gutes, klares, gesundes Bier zu erzeugen, muß der Bräuer physische und chemische Kenntnisse haben. Aber wie sieht es mit der Moralität seiner Lage aus, an die, wie mir scheint, der Herr Verfasser gar nicht gedacht hat, nämlich: in Betreff der Caution mit 6000 fl. ohne Interessen, und an einem zweyten Orte gar mit 10000 fl.? Im ersten Fall zahlt der Bräuer dem Bräuberechtigten für die Bewilligung, daß er Bräuer seyn darf, 300 fl., im zweyten aber gar 500 fl. jährlich. Worauf will der Herr Verfasser den Bräuer anweisen, daß er leben könne, da nach seiner eigenen Rechnung im ersten Falle der Lohn des Bräuers jene Zahlung wenig übersteigt?

Beweis.

		fl.		kr.
a)	an Baarem	80 fl.	—	kr.
b)	4 Metzen Weizen à 5 fl.	20	—	
c)	28 detto Korn à 2 fl. 30 kr.	70	—	
d)	5 detto Gerste à 2 fl.	10	—	
e)	3 detto Erbsen à 2 fl. 30 kr.	7		30
f)	80 Seidl Salz à 6 kr.	8	—	
g)	60 Pfund Butter à 30 kr.	30	—	
h)	60 detto Käs à 5 kr.	5	—	
i)	10 Klafter weiches Holz à 6 fl. 30 kr.	65	—	
k)	1 Kuh in Futter	45	—	
	Zusammen	340 fl.		30 kr.

Wenn ich aber die Interessen von 6000 fl. abziehe mit . . . . 300 fl. — kr.
so dienet der Bräuer jährlich dem Bräuberechtigten nur für . . . . . 40 fl. 30 kr.

Im zweyten Falle, wo gar der Bräuer 10000 fl. Caution legt, zahlt der Bräuer über seinen Lohn der Obrigkeit dafür, daß er ihr Bräuer ist . 159 fl. 30 kr.

Womit will der Herr Verfasser den Bräuer entschädigen? Auf die Hefen und den Essig? Da zahlt er schon auf das Gebräu per 20 Faß 15 fl., und wird daher oft bemüssiget seyn, was er einmal mehr löset — das zweytemal zuzusetzen, weil auch die Samen-Hefen müssen genommen werden. Vermuthlich mit der Waba? Da dürfte wohl die Moralität ins Gedränge kommen und das Aerarium sammt dem Publikum betrogen werden.

Ich nehme an, daß der Bräuer nur taglöhnermäßig lebe; so braucht er sammt Weib doch täglich 40 kr., ist jährlich . . . . 243 fl. 20 kr.
Zwey Gehülfen à 40 kr. . . . 243 = 20 =
Eine Magd sammt Lohn à 20 kr. . 121 = 40 =
Fast täglich einen Fremden à 20 kr. 121 = 40 =
Zusammen 730 fl. — kr.

Den Lohn von der Obrigkeit abgezogen mit . . . . 40 fl. 30 kr.
so bliebe dem Bräuer noch zu erwerben 689 = 30 =

Gäbe man aber dem Bräuer die Interessen von 6000 fl. mit . . 300 fl. — kr.
und den Lohn dazu mit = ... 340 = 30 =
ist 640 fl. 30 kr.

so möchte er allenfalls noch leben können.

Wo bleiben aber die Ausgaben für die Kinder, für die Kleidung? Und doch heißt es mißtrauisch und verächtlich genug: Man muß dem Bräuer auf die Kappen gehen. So wird also dem Bräuer für seine Anstrengung, Wachen und Schweiß nicht mehr Achtung, als einem minderen Diener, einem Draben; da er doch meines Erachtens (wenn er seine Pflichten thut, und man ihn nicht selbst zur Unmoralität zwingt) ein nützliches Glied in der menschlichen Gesellschaft ist; da er seinem Herrn Nutzen, den Menschen aber durch seinen Fleiß und Pflicht-Erfüllung eine gesunde Nahrung verschafft.

Ich will nicht behaupten, daß der Bräuer gar keine Caution leisten solle; aber es ist nicht recht, von ihm ohne Interessen, eine so hohe zu begehren; ich würde Bedenken tragen, wenn ich Bräuhäuser zu vergeben hätte, einem solchen Bräuer das Bräuhaus anzuvertrauen — wenn er mir auch nur 100 fl. Caution ohne Interessen antrüge, und der Gedanke würde sich mir von selbst aufdringen: Du weißt gewiß schon den Weg, wo du die 5 fl. einbringen wirst.

Uebrigens hat es der Herr Verfasser meines Erachtens nicht so übel gemeint; denn eigentlich sucht er nur die Bräuberechtigten zu überzeugen, daß ein Bräuhaus in eigener Verwaltung (wenn gut gewirthschaftet und Gerste und Hopfen zu rechter Zeit eingekauft wird) mehr trägt, als in der Verpachtung, zu der man itzt alles ohne Unterschied zuläßt, Juden und Christen. Die größten Bräuhäuser pachten jetzt in der Regel die Juden. Wenn aber der Pächter gewinnt, (und gewinnen muß er) wer verliert? Der Bräuherr — das Aerarium — und das Publikum zusammen. Die Unmoralität wird zum Prinzip.

Man rühmt von diesem oder jenem Pächter, er habe gutes Bier; ob es aber gesund ist? ist eine andere Frage, welche nur die medizinische Polizey beantworten könnte.

Aber weist der Herr Verfasser nicht selbst auf eine Art Verpachtung hin, wenn er sagt: „Um nun „des einjährigen Malzes und Hopfenvorraths desto „eher habhaft zu werden, lasse man sich etwas stär„kere Caution, wie man nur immer selbe bekommen „kann, von dem Bräuermeister geben.“ (Versteht sich ohne Interessen; denn mit Interessen hätte die Obrigkeit keinen Nutzen.) Ist das nicht eine Art Pachtung? Nicht daß ich behaupten möchte, daß ein einjähriger Vorrath nicht von Nutzen wäre; denn das ist er gewiß. Daß aber der Bräuer das Geld dazu hergeben soll, ist unrecht und verleitet, wie ich oben bemerkt habe, zur Immoralität. Der ehrliche, und mit allen Kenntnissen ausgerüstete Bräuer kann auf diese Art kein Bräuermeister werden, weil er kein Geld hat. In dieser Hinsicht hat der Herr Verfasser recht, wenn er sagt:

„Aber um ein gutes, starkes, ordentlichen Forde„rungen angemessenes Getränke zu erzeugen — hat der „Bräuer nicht gerade nöthig, chemische Kenntnisse sich „eigen zu machen rc. rc.“ Mit der stillen Hinweisung — „wenn er nur Geld hat, und so geschickt ist, daß er „die Interessen zu suchen weiß.“

Geschrieben im Jänner 1821.

U.

62. Landwirthschaftliche Literatur.

1. Schmalz. Altenburg. Landwirthschaft.
(Fortsetzung v. Nr. 61. Bd. XXII.)

Im fünften Abschnitt beschreibt uns der Verfasser die Altenb. Ackergeräthe. Den frühern Stockpflug hat der Thüringische oder sogenannte Statenpflug verdrängt. Er unterscheidet sich von jenem hauptsächlich durch das vortheilhaftere Verhältniß seiner Sohle, die nur 25 □'', bei jenem

hingegen 130 □'' beträgt, wodurch natürlich eine außerordentliche Verminderung der Reibung erreicht und die Kruste des Untergrundes vermieden wird. Herr Schmalz rühmt von ihr Seite 63:

„Dieser Pflug lockert die Krume in jeder beliebigen Tiefe zweckmäßig auf, wendet vortrefflich, bedeckt Düngung, Kleestoppeln sehr gut, und durchschneidet tiefgehende Wurzeln sehr leicht; macht eine sehr reine Furche und bringt alle aufgepflügte Erde in die Höhe. Er bildet einen vollkommnen Acker, und es ist nicht nöthig, daß bei dem Anfange eines Beets eine Furche ungepflügt bleibt; denn es läßt sich mit demselben leicht die erste Furche mit der zweyten untergreifen, was hauptsächlich beim Dreesch- und Kleestoppelpflügen sehr erheblich ist und sich mit wenig andern Ackergeräthen bewerkstelligen läßt. Es läßt sich auch mit ihm sehr flach und doch gut pflügen, auch der Samen gleichmäßig und in jeder beliebigen Tiefe unterbringen. Er streicht die Furchen sehr hoch auf und vermehrt so die Oberfläche des Ackers."

Zwey Pferde, ja sogar zwey Kühe ziehen ihn leicht und ohne Anstrengung, bei ziemlicher Breite und Tiefe der Furchen. Endlich noch ein Hauptvorzug! Sobald er einmal von einem gelibten, erfahrnen Ackersmann gut gestellt worden; so fordert er so wenig Aufmerksamkeit, Geschicklichkeit und Kraftaufwand von Seite des Führers, daß ihn ein Junge von 12 Jahren leiten kann; er geht gleichsam von selbst, mit großem Zeitgewinn.

Der Verfasser gibt keine Zeichnung, weil er glaubt, er werde doch nicht darnach gehörig verfertigt werden können; empfiehlt aber den Tischlermeister Bühler in Ponitz bei Altenburg, welcher ihn im Großen und in netten Modellen verfertiget.

Ferner erwähnt er des durch ihn verbesserten Feldgeiers oder Krails, welchen er dem großen, vielschaarigen Exstirpator vorzieht, weil er besser eingreife und doch nicht so schwer zu ziehen sey; obwohl jener zum Unterbringen der Saat vortheilhafter sey.

Er rühmt seinen Ruhrhacken zu manchen Arbeiten, von dessen Güte aber die Alt. Bauern sich noch nicht überzeugt zu haben scheinen; desto mehr vom Häufelpfluge, den sie anwenden und der leicht auch zum Ruhrhacken umgestaltet werden kann.

Allgemein ist die glatte Walze im Gebrauch.

Sechster Abschnitt. Viehzucht. S. 81.

Die Voigtländische Race ist hierher verpflanzt, nicht groß, aber wohlgebildet. Stall- und Klee-Fütterung allgemein. Ein vierspänniger Bauer hält 24 Stück Rindvieh (darunter 14—18 Milchkühe) und 40 Schafe; ein zweyspänniger 12—24 Stück (darunter 8—16 melkende) und 30 Schafe; ein einspänniger 9—15 Stück Rind und 20—30 Schafe; ein bloßer Kuhbauer 3—5 Milchkühe, 1—2 Stück Jungvieh und 10—20 Schafe.

———

Ich bitte doch die theilnehmenden Leser, Parallelen aus ihren Gegenden zu geben und umgekehrt diese Thatsachen ihren Landleuten ans Herz zu legen. Unsre Handwerksburschen wandern und lernen dadurch vielerlei, wovon sie sonst nie den Begriff erlangt hätten, geschickt verfertigen. Wird denn kein geschickter Schulze, Richter veranlaßt werden, nach Altenburg zu wallfahrten, um sich zu überzeugen, was seyn kann, ohne alle Hexerei?

Das erste grüne Futter ist Weizen, Gras und Schröpfe. Im Spätherbst gibt der Altenburger Bauer, wenn die Kleestoppel schon zu Wintergetreide gestürzt ist, grüne Erbsen und Rüben aus der Roggenstoppel, Kraut- und Rüben-Blätter.

Im Stalle ist das Brühfaß. Das wird mit geschnittenen Rüben, Kartoffeln, Krautstrünken, Spreu, Heu, Grummet angefüllt — mit kochend heißem Wasser dies Alles übergossen und zugedeckt. Von diesem Brühfutter bekommen die Kühe zweymal des Tages, das Abends vorher Aufgebrühte Morgens und das Morgens Gebrühte Abends. Gutes Grummet, Heusamen, Sellerieкraut eingesalztes dient diesem Futter als Würze, wonach die Kühe viel saufen, viele und treffliche Milch geben. Auch Getreideschrot, gekochter Hafer und Oelkuchen dienen als Zuthat.

Die Milch wird gleich im Stalle aus der Gelte in die Kanne geseihet, in letztrer zur Milchkammer getragen und dort in thönerne, flache Gefäße geschüttet.

Aus der abgerahmten Milch, die nicht genossen wird, bereiten die Weiber Süßkäse. Letztre bringen den Ertrag ihrer Kühe sehr hoch. Es ist die Einrichtung getroffen, daß die Kälber zu allen Zeiten des Jahres geboren werden; daher sind immer frische, altmelkende und trocken stehende Kühe vorhanden.

Im Durchschnitt gibt jede Kuh, außer dem Selbstbedarf an Milch und Rahm und ohne die Käse, 3—4 Pfund Butter; eine gute, frischmelkende 8—9 Pfund und 1—2 Schock Käse; des Jahrs aber 200 Pfund Butter (à ¼ Thaler), 50 Schock Käse (à ⅓ Thaler), das Kalb 4 Thaler: so ist der Roh-Ertrag über 70 Thaler, wobei aber die Körnerfütterung vielen Antheil hat. Denn ein Pächter, der reichlich Klee, Heu und Grummet dazu füttert, gibt nur 9—10 Thaler.

Die Bauern lassen sich die Schaf-Veredlung ernstlich angelegen seyn, kauften schon 1808 Rochsburger Böcke um 50 Thaler und erhielten für den kleinen Stein à 22 Pfund 27 Thaler schon seit längerer Zeit.

Sie füttern ihren Schafen Hafer und Erbsen, behalten zum Theil die Lämmer den Sommer im Stall, geben ihnen täglich eine Hand voll Hafer und ½ Pfund Heu.

„In Merbach" erzählt der Verfasser Seite 101. „bei Gottfried Dietzmann fand ich an den Raufen etwas sehr Zweckmäßiges, um die Futterhälse in der Wolle und das Verwüsten des Futters zu verhüten, angebracht. Die Sprossen waren nämlich von dem obern Baum herunter mit Weiden recht nett ausgeflochten und unten nur so viel frei gelassen, daß die Schafe noch recht bequem das Futter aus der Raufe ziehen konnten.

Siebenter Abschnitt. Gespann. S. 114.

Große, starke Pferde sind das Hauptgespann, ohne daß eigentlich Pferdezucht getrieben wird. Man holt den Bedarf aus Holstein und Böhmen.

Man arbeitet aber auch viel mit Kühen; und Schmalz spricht dieser Benützung aus Erfahrung das Wort, worüber man ihn Seite 121. nachlesen muß.

Achter Abschnitt. Dünger. S. 125.

Ein bis zweymal kommt der Dünger wöchentlich aus den Ställen auf den Mist, der eine zweckmäßig angelegte Stätte mit Jauchengruben und zum Theil Pumpen hat. Die Jauche kömmt auf Wiesen, Kleefelder, ja auf die Brache. Auf dem Acker macht sie große Wirkung, wenn sie das erstemal bald untergepflügt und dann die Furchen noch einmal damit geschwängert worden.

Meistens bedüngen die Altenb. ihr Feld alle 3 Jahre, da es bei dem hohen Viehstand, der reichlichen, kräftigen Fütterung und reichem Strohertrag, an vielem und gutem Dünger nicht fehlt.

Auf eine Kuh, die stets im Stalle gefüttert wird, rechnet man hiebei jährlich 12 vierspännige Fuder Mist à 20 Ctr. Von jedem Schaf 1 Fuder und von jedem Arbeitspferd 10 Fuder. Folglich erhält ein vierspänniger Bauer von 20 Kühen 240 Fuder Mist.

„ 4 St. Jungvieh	24	„	„
„ 4 Pferden	40	„	„
„ 40—70 Schafen	50	„	„
„ den Schweinen	50	„	„

Also über 400 Fuder Mist!!

Bei einem Feldbesitz von 50 Äckern hat er also jährlich 17 Acker zu bedüngen, wovon Jeder im Durchschnitt 24 Fuder, oder reducirt auf Magdeburger Morgen 9—10 Fuder Mist erhält, dem, im Hofe sehr stark zu faulen, er nicht die Zeit läßt. Er kommt also in einen Mittelzustand zwischen strohigt und speckigt aufs Feld.

Mergel wird in einigen Gegenden 1—2 Meilen weit geholt und die Quadratruthe von 9 Leipziger Ellen □ Fläche und dabei 1 Elle hoch mit 1½ Thaler an Ort und Stelle bezahlt. 200—300 einspännige Karren kommen auf den Altenburger Acker, meist zu Klee und Erbsen, und wirken auf reichem schweren Boden 12—13 Jahre, auf trocknem nur halb so lange.

Kaum existirt ein Altenb. Landwirth, der nicht seinen Klee mit Geraischem Gyps bestreut, worin der Verfasser mit erstem Beispiel voran ging. Die meisten streuen ihn im Frühjahr, wenn der Klee schon frische Blätter getrieben. Sie zahlen den Scheffel an Ort und Stelle mit einem halben Thaler.

„Seine Wirkung" sagt Schmalz „ist aber wirklich zur Verwunderung. Wenn der ungegypste Klee „kaum 8 Zoll hoch ist, wenige schwache blätterlose Stengel trieb, die Blätter eine lichte, grüne oder gar gelbe „Farbe haben, kleine, ärmliche Blütenköpfe trägt; so „wird oft der ganz dicht daneben stehende gegypste Klee „3 Fuß hoch, treibt aus einer Staude 12 starke, blätterreiche Stengel, und die Blätter haben eine sehr dunkelgrüne Farbe."

Wicken zur Grünfütterung werden mit Vortheil gegypst, Erbsen nicht, weil sie bei dem zu starken Vegetationsreiz ewig grünen und blühen, nie reifen.

Gyps ist ein Haupttriebrad des Altenb. Wohlstandes. Er vermehrte den Klee-Ertrag ums Dreyfa-

che und bewirkte, daß er dreymal gehauen werden konnte und auch da hohen Ertrag gab, wo dieser, ohne ihn, sehr gering gewesen seyn würde.

Nur mittelst gegypsten Klees konnte Herr Schmalz selbst seine Schäferei von 500 auf 1000 bringen.

Gleiche Wunder wirkt der Schornsteinruß, den der Altenburger sogar in den Städten aufkauft. 6—10 Scheffel kommen auf einen Kleeacker. Ein Scheffel Ruß wird einem zweyspännigen Fuder Mist gleich geschätzt und kostet 1 Thaler.

Hornspäne bewirken auf Jahre hinaus kräftige Fruchtbarkeit. Eben so wirken alte Lehm-Mauern auf mehrere Jahre.

Teichschlamm wird wohl nirgends so fleißig benutzt, als in Altenburg.

(Fortsetzung folgt.)

---

2. Annalen der Obstkunde, herausgegeben von der Altenburgischen pomologischen Gesellschaft.

1. Bd. 1. Hft. Mit 3 Kupf. Altenburg. Hahn. 1821.

Nie war wohl eine Zeit, wo für Pomologie in den verschiedensten Ländern und Staaten ein gleichzeitigeres und praktischeres Streben rege geworden, als dermalen. In England, Frankreich, in den Oestreichischen Staaten, in den Niederlanden, in den teutschen Bundesstaaten, ja auch in Polen bildeten sich Vereine zur Belebung dieses allgemein interessantesten, zugänglichsten und angenehmsten Zweiges der Landwirthschaft, traten Meister und Klassiker auf, welche die Pomologie als Wissenschaft und Kunst förderten, vor Allem Diel, Truchseß von Bettenburg und Freiherr von Mascon in Grätz *).

Eine der frühesten dieser Gesellschaften in Teutschland war die Altenburger. Schon vor 11 Jahren trat sie mit den Erstlingen ihrer Annalen auf, welche seiner Zeit nicht nur in diesen Blättern rühmlichst erwähnt wurden **), sondern welche auch im Herausgeber der Oekon. Neuigkeiten die ersten Ideen zu einem Pomologischen Verein für Mähren und Schlesien anregten, wozu er bald den Plan so entwarf, wie er noch heute, als eine der nützlichsten Sectionen der Mährisch-Schlesischen Ackerbaugesellschaft besteht, welcher später die k. Böhmisch-Patriotische Gesellschaft folgte und ebenfalls diesem Kulturzweige einen besondern Verein widmete.

Da der Krieg und seine Folgen, so wie unerwartete Todesfälle die Fortsetzung jener Annalen hemmten; so beginnen sie itzt von Neuem und versprechen eine, nach dem Aufhören des Sicklerschen Obstgärtners, sehr fühlbare Lücke nicht nur auszufüllen, sondern sie wünschen auch zugleich

einen Haupt-Vereinigungs-Punkt für alle Pomologen

zu bilden.

Ich mache es mir zur angelegentlichsten Pflicht, diesen Vorsatz zur allgemeinsten Kenntniß zu bringen, damit er, wie er es verdient, allgemeine Würdigung finde, und von allen Pomologen und pomologischen Vereinen teutscher Zunge wenigstens diese Gelegenheit benutzt werde, Einheit, Zusammenhang und weit größere Fruchtbarkeit in ihre Bemühungen zu bringen.

Wenigstens sollten diejenigen, die veranlaßt sind, in gemischten oder Provinzialblättern ihre Bemerkungen, Erfahrungen und Leistungen niederzulegen, wo man sie eben so wenig sucht, als sie dadurch eine große Publicität und Wirksamkeit erlangen können, den Kern derselben, in so weit dadurch für das allgemeinere Interesse Gewinn erwachsen kann, auch für die Altenburger Annalen einsenden, und umgekehrt die Herausgeber der letztern von selbst solche Zusammenstellungen aus zerstreuten Gliedern zu einem organischen Ganzen machen.

In der Vorrede ist von einem doppelten Titel dieser Annalen die Rede, den ich aber so wenig als ein Inhalts-Verzeichniß bei meinem Exemplar gefunden habe, wozu doch auf dem Umschlage Raum genug gewesen wäre.

I. Der würdige Pastor Hempel, dessen pomologischer Zauberring weit verbreitet worden, Sekretär der Altenburg. Pom. Gesellschaft eröffnet das Heft mit

---

*) Man lese in Nr. 35 und 36 des Hesperus 1819 die äußerst interessante Schilderung seiner Obstbaumschule.

**) Man sehe Oekon. Neuigk. 1811 Nr. 12.

der Darstellung ihres gegenwärtigen Zustandes. In gedrängter Kürze, ohne Kleinigkeitskrämerei und ohne adulatorische Kniebeugungen, erfährt man das Wesentliche ihres Wirkens und ihrer wichtigen Verbindungen. Sie zählt dermalen 100 Mitglieder, deren Verzeichniß am Schluß des Hefts folgt, wobei folgende Namen-Fehler zu verbessern sind:

Statt Namur — Namer.
— Liebbold — Liebbald.
— Kößhely — Kesthely.

Der Herzog von Gotha hat ihr zur Baumschule und zu ihren Versuchen einen Garten geschenkt. Wie wetteifern doch in unsern Tagen die Fürsten Teutschlands in lebhafter Unterstützung so mancherlei gemeinnütziger, wissenschaftlicher und wohlthätiger Institute, die man vor 50 Jahren nicht einmal dem Namen nach kannte! So kann es am Fortschreiten zum Bessern nicht fehlen!

II. Rede des verehrten Präsidenten, geh. Rath und Kammerpräsidenten von Stutterheim im April 1814. Wahre Worte des Trostes und der Aufmunterung in trüber Zeit!

III. Ueber die Bildung organischer Wesen. Von Klinkhardt. Wenige, aber geistvolle Worte, zugleich mit praktischer Tendenz.

IV. Ueber Saft-Circulation der Bäume; von Geinitz. Geist- und lehrreich. Der Verfasser zeigt (mit einer Kupfertafel erläutert) an einer Linde, deren Schaft 5½ Schuh hoch ganz abgeschält und deren Holz hier 2 Zoll tief dürr ist, und die dennoch seit 6 Jahren fort grünt und wächst, daß nur der herabsteigende Saft die fortgesetzte Ernährung und Erhaltung bewirken könnte.

V. Die Verwüstungen der Blattlaus an den Obstbäumen von; Klinkhardt.

Ueberaus lehrreich. Sehr richtig betrachtet Hr. Kl. die Blattläuse nur als Folge von bereits vorhandener Schwäche und Krankheit eines Baumes, dem sie als Schmarozer freilich dann bald den Rest geben. Sicherlich das ähnliche Verhältniß wie mit dem Borkenkäfer. Sogenannte Honig- und Mehlthaue gehen voraus, als stockender Saft-Ueberzug, herbeigeführt durch schnelle Erniedrigung der Temperatur, während bei höherer die Absonderung lebhaft vorging.

VI. Walz systematische Anordnung der Bastardcalvillen, der Dielschen Gulderlinge. Aber unstreitig ist der erstere Name treffender und der vorliegende Versuch, wie ihn der Verfasser bescheiden nennt, ein ächter Muster-Beitrag zur pomologischen Systematik, wie ihn nur ein Kenner geben konnte.

VII. Die englische Birn-Reinette von Weller. Muster einer kritischen Monographie zu wahrer Berichtigung des Systems, da unstreitig diese sogenannte Reinette zu den Aepfeln und zwar zu der Familie der Rosenäpfel gezogen werden muß, woraus von selbst die schicklichere Benennung: Prinzenapfel erfolgt.

VIII. Die Larve der 7punktirten Coccinelle vertilgt die Blattläuse. Vom Pastor Hempel. (Hätte gleich nach V. als Ergänzungs-Artikel folgen sollen. Vielen wird dieser wesentliche Nutzen des oft so häufigen Siebenpunkts als Larve neu seyn.)

IX. Ueber Wirkung des Frostes auf Bäume und über künstliche Befruchtung. Von Klinkhardt. Wenige, aber inhaltsschwere Worte, und nicht bloß hypothetisch, nein! auch durch Erfahrungen belegt, über welche ein ganzes Buch geschrieben werden könnte; doch geben sie reichen Stoff auch zu Fragen, Zweifeln, Einwendungen. Und genauere Bestimmungen werden nöthig seyn. So z. B. werden Alter und Jugend der Stämme wohl auch einen Unterschied in ihrer Frost-Empfänglichkeit machen. Dann eine Hauptfrage: Ist der Verfasser für die Methode des Erdauflockerns dicht am Stamme, wie gewöhnlich? Im Grasgarten besonders ziehe ich vor in weiterer Peripherie, nahe den feinen Saugwurzeln, den Rasen in Form eines Cirkelgrabens auszustechen, bei Seite zu legen, die Oeffnung mit Mist auszufüllen, und im Frühling den Rasen wieder aufzulegen. Sollte hiebei auch Frostschaden so leicht denkbar seyn?

X. Lelleurs Versuche über die Natur der Kernsämlinge von veredelten Stämmen, dargelegt und beurtheilt von Walz. Kurz, aber wichtig und höchst praktisch. Zugleich eine neu geöffnete Bahn zum Fortschreiten, um durch Versuche den sehr wahrscheinlichen Satz zur Gewißheit zu erheben: Daß die Unterlagen der Veredlung von weit größerem Einfluß auf dieselben sind, als man bisher glaubte; daß sie am Zurückgehen der Sorten

mit der Zeit Schuld tragen; daß man umgekehrt durch größere Auswahl und Berücksichtigung jener diese noch weit mehr veredeln, ja neue Sorten hervorbringen könne.

Zu beherzigen ist der Rath und hat gute Gründe für sich, Kerne aus Nordamerika kommen zu lassen, um auf deren Unterlagen bessere und dauerhaftere Sorten zu gewinnen. Erprobt ist er bereits durch die Erfahrung in den königl. Baumschulen Frankreichs. Die davon erhaltenen Früchte übertrafen an Schönheit, Größe und Geschmack, die besten in Frankreich bisher bekannten. —

Herr Rath Waiz theilt aber nicht bloß diese interessanten Ansichten mit, sondern macht auch zugleich Vorschläge zur Erprobung des obigen Satzes, welche wir allen Pomologen und pomologischen Vereinen ebenfalls zur Ausführung empfehlen.

XI. Nachricht von der Geschichte und Verfassung der Londner Horticultural Society, deren gegenwärtiger Präsident der berühmte und große Pflanzen-Physiologe Knigth ist. — Das heißt einmal eine zahlreiche, thätige, nützliche, Ehre gebende und verdienende Gesellschaft. Große Sachkenner leiten und handeln hier ungehindert mit reinem Eifer.

XII. Genauere Charakteristik der Maroccopflaume; von Weller. Kurz, gut und die Christische Beschreibung ergänzend.

XIII. Benützung der feinern Verschiedenheiten im Blütenbau zur Charakterisirung der Obstsorten; von Waiz. Wenige, aber treffliche, lehrreiche Worte, den forschenden Kenner beurkundend, der neue Aussichten zu Begründung der Obst-Systematik eröffnet.

XIV. Die Wetteräste am Kirschbaume. Von Agricola. Wieder eben so neu als lehrreich. Diese Aeste ziehen den Ruin des Baumes nach sich, werden sie nicht in Zeiten abgeworfen. Eine Art Weichselzopf im Pflanzenreich!

XV. Zuverlässigster Schutz der Baumwunden und deren Heilung beim Pfropfen, welches zugleich das Wachsthum fördert. Von Hrn. Geinitz mitgetheilt. Diese Heilungsmethode stammt aus Curland, und ist durch die Gärtner Hellriegel von Vater auf Sohn vieljährig erprobt. Hier ist sie:

Man läßt gewöhnliches Faßpech über Kohlen flüssig werden, und bepinselt dann damit die Oberfläche des abgeschnittenen Wildlings, den Spalt und das abgeköpfte Spitzchen des Pfropfreises — und die Sache ist vollendet, thut auch bei allen Bäumen gut, mit Ausnahme der Kirschen und Aprikosen.

XVI. Pfropfen der Birnen auf Aepfelstämmen; von Hempel. Zum Theil erprobt, zum Theil noch Problem. Die Pomologischen Vereine finden in den interessanten Fragen des Hrn. Pastor Hempel Stoff zu Versuchen und Arbeiten.

XVII. Verjüngen der Zwetschenbäume, um ihren Ertrag zu sichern. Von Agricola. Sie verkrüppeln, verdorren leicht, bemoosen sich und tragen wenig. Dann säge man im Herbst die alten Aeste, wenn nur noch gesundes Holz da ist, ab, schäle die äußere, harte Rinde unter dem Schnitt ab, überstreiche sie mit Lehm und Kuhfladen, grabe um Stamm und Wurzeln die Erde weg, bringe Viehdünger hin und decke ihn wieder mit der aufgegrabenen Erde.

XVIII. Mißbräuche beim Baum-Verkauf; von Teichmann. Der Verfasser rügt hier einige mit Recht; er hätte aber noch viel mehrere und wichtigere anführen können. Man soll nicht leicht Bäume von unbekannten Hausirern, sondern von bewährten Männern, nach zuverlässiger Bestimmung und aus angemessnem Boden kaufen.

XIX. Sicheres Mittel neugepflanzte Obstbäume gegen die Beraubung ihrer Pfähle zu schützen. Von Agricola. Nicht recht deutlich. Was ist ein Haspen? Von Holz oder Eisen? und so mehr Fragen.

XX. Einige Notizen aus Zeitschriften, Abschälen und Ringeln der Bäume betreffend. Warum ist hier die Hauptschrift des Pastor Hempels nicht erwähnt? Auch haben diese Blätter Mehreres darüber mitgetheilt.

XXI. Auswahl eines Sortiments der feinsten und wohlschmeckendsten Aepfel, (45 an der Zahl) für einen Privatgarten. Von Waiz. Zum Verkauf? In jedem Fall zur interessanten Vergleichung für andere Pomologen.

XXII. Pomologische Notizen aus der Schweiz. Von Klein. Je weniger sich Bayern durch Obstbau auszeichnet, desto mehr ist dies der Fall am Fuß des nördlichen Abhangs der Schweizer Berge, in außerordentlicher Menge, Qualität und sorgsamster Pflege — und dann wieder in Würtemberg.

XXIII. Eben so aus Böhmen; von Reichenbach. Von den bekannten Obstanlagen des Obristen Wimmer um Prag, der hierin excellirt. Der übrige reiche Obstbau scheint dem Verfasser gänzlich entgangen zu seyn.

XXIV Uebersetzungen aus den Schriften der Horticult. Soc. 1. Die treffliche Elton-Birne. 2. Verpflanzung der Blütenknospen mit Erfolg. 3. Erziehung der Zitronen aus Schnittlingen mit Erfolg. 4. Erhaltung der durch Frost getroffenen Pfirschen, daß sie, aber ja vor Aufgang der Sonne, mit kaltem Wasser begossen wurden. Sehr einleuchtend, indem dadurch ein Uebergang zwischen dem plötzlichen Wechsel zweyer entgegengesetzter Temperaturen nach und nach vermittelt wird. Denn nur die zu plötzliche Einwirkung des Sonnenstrahls auf die vom Frost getroffenen Pflanzentheile, führt die Zerstörung herbei.

5. Copulirung entblätterter Pfirschen-Zweige. Merkwürdig nicht sowohl wegen des Gewinns einiger Früchte, denn als Bestätigung der bedeutenden Function des absteigenden Safts. Wenn nämlich der größere obere Theil der Zweige durch rauhe Witterung der Blüten beraubt und entblättert werden; so blühen zwar die am untern Theil erhaltenen und bilden sich zur Frucht mit schnellem Wachsthum aus, diese reift aber nicht. Knigth copulirte die Spitzen solcher fruchttragenden aber entblätterten Zweige, mit laubtragenden, durch Abschälen der Rinde beider, wo ihre Flächen zusammengefügt und fest verbunden wurden. Die Vereinigung ging glücklich vor sich und die Frucht erreichte den höchsten Grad der Reife und Vollkommenheit.

XXV. Schreiben des Hrn. Diakonus Thalwitzer in Meißen an Hrn. Past. Hempel. Bestätigung, daß betheerte Papierstreifen, wenn das Betheeren wegen Eintrocknen von Zeit zu Zeit wiederholt wird, gegen die Spannraupen schützen. Hr. Th. schlägt vor, um des öftern Bestreichens überhoben zu seyn, mit starkem Notenpapier in Form einer umgekehrten Tute, den den Aesten am nächsten befindlichen Theil des Stamms, wie mit einem Schirmdach zu umgeben, und die Bestreichung inwendig vorzunehmen, wo die Sonne weniger einwirken und austrocknen kann. — Auch sollen Umgebungen mit Strohwischen, deren scharfe, vorstehende Enden die Weibchen des Frostschmetterlings nicht zu überkleitern vermochten, geschützt haben.

XXVI. Schreiben des Past. Benade in Hoyerswerda. Er zieht die Veredlung hinter der Schale allen andern Arten vor. Er nimmt nämlich noch ein Auge am Pfropfreis unter der Kerbe mit in den Verband. Geht das obre freie zu Grunde, öffnet er das verschloßne, das schneller treibt, als das ganze Reis, und oft nach Jahr und Tag noch sich erhalten hatte.

XXVII. Der große Waterapfel. Beschrieben und sehr gut abgebildet.

XXVIII. Die rothe Rettigbirne. Eben so.

Mit größtem Vergnügen habe ich diese Anzeige gemacht und geendet. Lange nicht hat mich ein Journal so durchaus befriedigt und in größter Anspruchslosigkeit, so viel Sach-Reichthum, Neues, Nützliches zur wahren Bereicherung der Wissenschaft, welcher es gewidmet ist, in gedrängter Kürze gegeben.

Der Herausgeber.

63. Landwirthschaftlicher Handel.

Getreide in Frankreich.

In den Departements der Mosel, Maas und Ardennen, galt am 31. Oktbr. 1821 der Weizen 13 Fr. 55 Ct. pr. Hektoliter oder 1 Rthlr. 23 Gr. 8 Pf. pr. Berliner Scheffel; der Roggen 6 Fr. 54 Ct. pr. Hektoliter oder 1 Rthlr. pr. Berliner Scheffel. Nach dem Gesetze vom 4. Juli 1821 ist die Einfuhr aber erst erlaubt, wenn die Preise über 20 Fr. pr. Hektoliter steigen; dagegen ist die Ausfuhr jetzt völlig frei, indem die Preise unter 18 Fr. und 10 Fr. pr. Hektoliter Weizen und Roggen stehen.

Mitredakteur R. André. Prag in der J. G. Calve'schen Buchhandlung.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

März. —— Nr. 18. —— 1822.

64. Debatten. Schafzucht.

54
7

Noch einige Worte über Stallfütterung der Schafe.

Nihil sine ratione sufficienti.

Herr Rittmeister Emerich von Farkats, der bei einem mißlungenen kleinen Stallfütterungsversuch so unbarmherzig gegen die Stallfütterung der Schafe loszieht, möge mir erlauben, daß ich in dieser kleinen aufrichtigen Fehde mein Schild mit seinem gewählten Motto überschreibe, und den herzlichen Wunsch beifüge, dieser kleine Federkrieg möge friedlich, und zu unserer beiderseitigen, und des ökonomischen Publikums Zufriedenheit enden.

Wäre der Aufsatz des Hrn. Rittmeisters Nr. 23. des 20. Bandes Oekon. Neuigk. August 1820. S. 179 nicht in Ungarn geschrieben, wo die Stallfütterung des Viehes überhaupt wenig, und jene des Schafviehes beinahe noch gar nicht geachtet wird, und fürchtete ich nicht, dieser Aufsatz könnte seinen scheinbaren Gründen nach manchen etwas ängstlichen Heerdenbesitzer von der vielleicht schon beabsichteten oder eingeleiteten Stallfütterung der Schafe abhalten; so würde ich festen Vertrauens auf so viele vorhergegangene diesfällige Debatten und Beweisführungen praktischer Männer auch diesmal noch geschwiegen haben. So aber halte ich es um so mehr für Pflicht, diesen Aufsatz näher zu beleuchten, als bei mancher scheinbaren Gründlichkeit desselben dennoch einige Bedenken gegen die so nützliche Stallfütterung der Schafe einschleichen könnten, was die meisten besser Unterrichteten wohl kaum wünschen werden.

Sehr unbestimmt sagt Herr Rittmeister: Gleich nach der Schur habe ich 50 Stücke auf Stallfutter gesetzt. Denn nun möchte ich wissen, ob diese Thiere schon dies Jahr Weide genossen hatten, oder bei trockenem Futter bis zur Schur gehalten wurden?

War, wie ich vermuthe, ersteres der Fall, so wird man leicht begreifen, daß diese an freye Weide gewohnten Thiere durch Vorlegen der Luzerne und des Habers in einen sehr gewaltsamen Zustand versetzt wurden, und daher längere Zeit hingehen mußte, bis sich die Thiere an dies Futter gewöhnten. Auch ist meines Erachtens der Uebergang zum Stallführen am zweckmäßigsten im Frühjahr auszuführen, weil dann die Thiere allmählig an das Genießen des grünen Futters im Stalle gewöhnt werden, ohne daß sie die liebgewohnte Weide vermissen. Im zweyten Falle bleibt uns zu wissen nöthig, wie der Uebergang vom trockenen zum Grünfutter ausgeführt worden; denn auch hier kann Voreiligkeit viel schaden.

Abgerechnet dies alles, und angenommen, daß nach Wahl der zweckmäßigsten Mittel zur Stallfütterung übergegangen worden, muß ich die Angabe: „sie wurden morgens mit Haber, den Tag hindurch mit Luzerne im Ueberfluß genährt" sehr beanständigen, und ich glaube schon diesem einzigen Umstande allein das schlechte Gedeihen zuschreiben zu können.

Denn da uns der Hr. Rittmeister durchaus keine Futterperioden angiebt, erkläre ich mir den Ueberfluß dahin, daß den Thieren die Raufen immer voll-

gestopft wurden, und man sie fressen ließ, so viel sie nur konnten und wollten.

Nun ist es aber eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß das Schaf nicht so sehr das gute Futter in großer Menge (was noch überdieß für die Güte der Wolle nicht zuträglich) sondern nur in **gewählten** Zeiträumen erhalten soll, wenn wir mit Nutzen füttern wollen. Denn ich und viele Schafzüchtler haben wohl die Bemerkung gemacht, und oft schon laut ausgesprochen, daß nicht selten in den übermäßig genährten Heerden eine gewisse Siechheit zu bemerken ist, während wir in anderen, mit nur halb so viel Futter derselben Qualität genährten Heerden Gesundheit, Wollfeinheit und Wollreichthum finden.

Wer bemerken will, daß das wiederkäuende Thier Zeit und Ruhe bedarf, um das genossene Futter gänzlich zu assimiliren, und wer bemerken will, daß, wenn man oft und viel vorlegt, das Thier dennoch immer vom neuen frißt, und sich die Bansen vollpfropft, der wird sich leicht zu erklären wissen, wie bei **Ueberfluß** die eingestellten 50 Stück Schafe verschiedenen Alters dennoch weniger, gröbere und minder zarte Wolle gaben, als die weidenden, und wie es dann leicht möglich werden konnte, daß drey Stück an der Trommelseuche starben. Ueberdieß scheint es nicht im besonderen Interesse des Schafmeisters gelegen zu haben, die mit etwas mehr Arbeit verknüpfte Stallfütterung aufkommen zu lassen, weil bei dieser winzigen Heerde es doch leicht gewesen wäre, die gebläheten Stücke zu bemerken, und dem Hrn. Rittmeister als fleißigem Leser dieser Blätter wohl manche einfache Mittel zur Hebung dieses Uebels bekannt seyn werden.

Hier konnte also abermals der **Ueberfluß** gewirkt haben, daher ich hier das angeführte prudenter et caute nachzuschreiben, mich nicht erwehren kann.

Nach dem Vorangeschickten kann mich nun die Nachricht, daß bei der im Oktober vorgenommenen Impfung von den stallgefütterten Lämmern nur ⅔ am Leben blieb, nicht so sehr befremden. Ich frage: Wie viel waren der Lämmer unter diesen 50 Stücken? Waren die Thierchen durch das geile Haber- und Lernfutter nicht zu gut oder gar krank genährt, und die Säfte zu scharf? Oder, was ich wesentlich zu beherzigen bitte, wurden die Stallgefütterten nicht etwas später geimpft? Aus trauriger Erfahrung wissen es viele, daß der Impfstoff auf dem Thiere selbst sehr ansteckend ist, daher konnte man bei einiger Unvorsichtigkeit um einige Tage, ja vielleicht nur um einige Stunden früher das Blatterngift den Lämmern mitgetheilt haben, dessen volle Entwicklung das geimpfte Blatterngift nicht mehr mäßigen konnte. Ich meinerseits hatte schon Gelegenheit, die gerade entgegengesetzte Bemerkung zu machen, daß die im Stalle gefütterten von natürlichen Blattern ergriffenen Schafe viel leichter durchkamen, als die weidenden, was uns Hr. **Veith** unter andern Umständen auch schon, wie mich dünkt, in dieser lehrreichen Zeitschrift lehrte.

Die angeführten sechs Vergleichspunkte des Hrn. Rittmeisters werde ich nach diesem Vorausgesetzten wohl nicht mehr näher erörtern dürfen, da sie nun jeder von selbst sich erklären kann.

Daß das Sr. Excellenz dem Hrn. Grafen **Esterhazy** vorgeführte, zumal schon geschorne, Lamm als zurückgegangen befunden ward, ist wohl eher in dem vom Hrn. Herausgeber in der Anmerkung aufgeführten Umstande, als im Stallfutter selbst zu suchen. Auch ich unterschreibe aus wahrer Ueberzeugung den Wunsch des Hrn. Herausgebers: Hätte Hr. Rittmeister auch noch 1819 die Stallfütterung wenigstens mit einigen Thieren fortgesetzt ꝛc.

Der Umstand, daß der Hr. Rittmeister sich über die Stallfütterung des Herrn Grafen **Schönburg** auf **Rochsburg** so sehr verwundert, und noch mehr als einen gordischen Knoten darin findet, wie 400 im Stalle gefütterte Schafe die Stallfütterungskosten zahlen können, ohne daß sie Jasons errungenes Vließ tragen, macht mich glauben, daß Herr Rittmeister von den vielen andern, zum Theil seit 8 — 10 Jahren glücklich durchgeführten Stallfütterungs-Anstalten eines Freyherrn v. **Ehrenfels**, von **Löwenfeld**, und noch mehrerer anderer Oekonomen **Mährens** keine Notiz genommen.

Das **Wie**? hier aufzulösen, ist der Raum zu enge, und meine Zeit zu kurz. Ich will den Herrn Rittmeister nur auf die vielen interessanten Aufsätze dieser Blätter, so wie auch auf meine 1819 diesen Blät-

tern eingerückte Beschreibung des Gutes Mostenitz aufmerksam machen, und es wird sich der gordische Knoten leicht lösen lassen. Nicht 400, sondern 7 bis 800 Schafe, nebst beinahe 100 Stück Hornvieh verschiedener Gattung werden dort im Stalle genährt. Ueberhaupt scheint dies gewiß bemerkenswerthe Gut, das der kenntnißreiche Herr Besitzer in anspruchloser Stille zu einer wahrhaft musterhaften Kultursstufe hinaufschwang, zu wenig bekannt zu seyn, und ich möchte manchem wißbegierigen Reisenden das Wörtchen Mostenitz (Hradischer Kreises in Mähren) schon darum in seine Marschroute schreiben, weil es meines Wissens das einzige Gut ist, auf dem bei einem verhältnißmäßig so kleinen Flächenmaß dennoch eine große Zahl Vieh im Stalle unausgesetzt gefüttert wird, und was noch mehr sagen will, dessen Getreidfechsungen bei der bereits durchgeführten 9 schlägigen Wechsel-Wirthschaft auffallend erhöhet werden, was besonders bei Weizen und Haber auffallend, und so sehr zu bemerken ist, daß praktische Oekonomen die Möglichkeit solcher Haberfechsungen an Stroh und Körnern bezweifelten, wiewohl ich aus eigener Erfahrung dieselbe als wirklich bekräftigen kann. Wollen wir noch annehmen, daß der Hr. Rittmeister auch den übrigen Stallfütterungen seinen Ueberfluß an Futter zum Maßstab anlegt; so können wir ihm freylich nicht verargen, wenn er die Möglichkeit einer ausgedehnten Stallfütterung in Zweifel ziehet.

Ich wünsche von Herzen, den Ausruf des Hrn. Rittmeisters: „Die Stallfütterung ist und bleibt in unserm theuern (??) Magyaren-Lande, wo die herrlichsten Schafweiden im Ueberfluß vorhanden, excentrisch", als wahr unterschreiben zu können.

Ich habe die Ehre, die Güter Ihrer Excell. der Frau Gräfin Marie und Grafen Georg Andrassi im Zempliner Comitate zu verwalten. Hier giebt es zum Theil herrliche Schafweide, auch ist besonders bei einigen Gütern die eigentliche Weide zur Schafweide die beste und bequemste, und dennoch ist nur mit größter Schwierigkeit gerade hier edles Schafvieh zu halten.

Denn nehmen wir nur den nicht genug zu beherzigenden Umstand, daß der Compossessor, der Unterthan selbst, die Weide gemein hat. Wer kann hier auf Verbesserung, wer auf Verhegung denken, ohne mit hundert Stimmen sprechen, ohne von hundert Widersachern gedrängt werden zu müssen? Denn Lage und örtliche Verhältnisse, oft auch nur Eigensinn lassen keine Theilung der Hutweiden zu. Man bleibt sonach gezwungen, das feine Vieh mit jenem der übrigen Weideberechtigten weiden zu müssen. Daß aber bei Abtreiben mit so vielem und verschiedenen Vieh die Weide nur sehr kümmerlich seyn könne, ist leicht abzusehen. Nun kömmt aber noch der wesentliche Umstand zu berücksichtigen, daß das verschiedene Vieh auch verschiedene Krankheiten mitbringt, die sich den theuern Heerden zum größten Nachtheil des Besitzers mittheilen. Und da es denn doch genug Heu und Stroh für den Winter giebt, soll man wohl deshalb auf Haltung feinen Viehes verzichten, und sich nur auf Zackelschafe einschränken, die oft im Winter mehr fressen, als sie je einbringen? Ist es nicht räthlicher, an solchen Orten wo möglich entweder mit Aufopferung der Weide einige Feldflächen von aller Weide-Belastung loszumachen, und solche in mehrjährigen auf Futterbau gestützten Fruchtwechsel zu nehmen, und so die bis nun im fettesten, besten Boden unbenutzte Brache, unterstützt mit Stallfütterung der Schafe besser zu nützen, oder auch umgekehrt die früher ausgesogenen, seit 20 und mehr Jahren ungedüngten Flächen durch Stallfutter und hieraus entspringende Dungproduktion zu unterstützen, und die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhöhen? Und solche Orte wird es wohl überall, und in großer Ausdehnung geben!

Der aufgestellte Grundsatz des Hrn. Rittmeisters: Bei großen Herrschaften von zahlreichen Heerden würden diese zwar genährt, doch müßten in der Folge bei Mißjahren die Menschen verhungern, beurkundet zwar den menschenfreundlich besorgten, aber weder den scharf prüfenden, noch den praktischen Oekonomen, und läßt sich bei einiger Aufmerksamkeit durch die erhöhete Dungerzeugung und Benutzung reiner Brache leicht widerlegen. Ich bemerke noch, daß es der Fruchtfolgen viele gebe, und daß immer eine oder die andere zu den

Verschiedenheiten des Locale und der sonstigen Verhältnisse passen werde.

Wenn aber der Herr Rittmeister sagt: „Wir brauchen die Stallfütterung nicht einzuführen, da sie Verminderung der Zahl der Schafe unbedingt nach sich ziehen würde," muß ich mich sehr über diesen Schluß wundern. Denn angenommen auch, die Weiden seyen vortrefflich, was jedoch an wenigen Orten der Fall ist; frage ich: Was sind es für Weiden? Sind es Weiden an Anhöhen, die keiner bessern Kultur fähig sind; so wird wohl Niemanden einfallen, durch deren Umwandlung die Stallfütterung einzuführen.

Nun giebt es aber in Ungarn gerade in den sogenannten Pusten die meisten Schafe, und dort ist der Boden auch gewöhnlich am besten.

Ich werde nicht nöthig haben, erst weitläufig auszumitteln, wie viel ein Ochsenzug (zumal die großen ungarischen) das Jahr hindurch bei der Wirthschaft zu leisten vermag.

Nun nehme ich an, daß dort, wo ein Schafhof für feines Vieh stehet, auch einige Wirthschaftsgebäude erbaut werden können. Freylich mit Aufopferung eines, wiewohl sehr hoch sich verzinsenden Stammkapitals. Nun berechne man die Arbeit dieses Ochsenzuges, und die Art der Benützung des Feldes zum theilweisen Futter= und Getreidebaue. Angenommen, daß ein Drittheil zu Futter genützt wird, berechne man, wie viel als reiner Nutzen vom Körnerbau nebst Abschlag der Betriebskosten entfalle, und ich bin gewiß, daß man noch einen reinen Körnerertrag herausbringen werde. Nun wird also die Haltung des Viehes den reinen Gewinn geben. Auf diese Art wird nicht nur die Pusta besser genützt, sondern auch ihren oft sehr magern Wiesen zu Hülfe gekommen, da es viele solche Orte giebt, die zwar vortrefflichen Wiesengrund haben, auf dem wohl seit undenklichen Zeiten gemähet, aber nie durch Aufreißen eine frische Grasnarbe bereitet, und wo doch immer gleicher Grasnutzen angesprochen wird, selbst wenn auch die Lage von der Art ist, daß sie nie durch Ueberrieselung und Anschlämmung je einige Nachhülfe erhalten kann.

Der Mangel an Händen kommt hier nicht zu berücksichtigen; denn eine gute Wiese von 2 Joch, die mir den Ertrag einer schlechten von 6 Joch giebt, ist wohl mit wenigem Kraftaufwande zu bestreiten. Und abgerechnet dies alles, kann ich nicht den 6ten Theil einer Pusta bei zweckmäßiger Vorkehrung mit derselben Menge Vieh auf Stallfutter benützen, während mir die übrigen ⅚ noch zur freyen Verfügung erübrigen?

Daß es mehr Land in Ungarn gäbe, als man mit Händen zu bearbeiten vermag, will ich immerhin gelten lassen; daß aber auch umgekehrt an vielen Orten Noth um Verdienst ist, bleibt auch wahr, und warum sollte man wohl da, wo es örtliche Verhältnisse gestatten, nicht den höhern sicherern Ertrag dem mindern zumal noch unsichern vorziehen?

Ich kann also weder die Bemerkung, daß die Menschen bei Mißjahren auf Kosten der Stallfütterung verhungern müssen, noch die Besorgniß, durch Stallfutter würden die Schafe vermindert, als wahr gelten lassen; da im ersten Falle aus dem Vorangeschickten sich eher Vermehrung des Erwerbes und Gelegenheit zur höhern Kultur, im zweyten Falle eben durch Vermehrung und bessere Bearbeitung des Ackerbodens gegen Weide weit mehr Futtererzeugung erwarten läßt.

Daß jener, der Weide genug, und sonst keine Mittel zur Einführung einer kostspieligeren Stallfütterung oder sonst das Lokale nicht darnach hat, keine Stallfütterung einführen soll, sage ich selbst, und habe es schon oft gesagt, so sehr ich auch sonst Freund der Stallfütterung bin; daß sich aber Jemand dort, wo ihm Stallfütterung der Schafe nutzbringend werden könnte, und wo er die Mittel zur Begründung derselben hat, blos des Umstandes wegen abschrecken lassen sollte, weil er Nachtheil für Gesundheit, Feinheit oder eine sonstige empfehlende Eigenschaft der Wolle befürchtet, kann ich um so weniger billigen, als ich mit so vielen bewährten Schafzüchtlern die aus vielen Versuchen geschöpfte Ueberzeugung habe, daß die Stallfütterung der Schafe an vielen Orten der Hebel höherer Schafzucht, höheren Fruchtertrags, und höherer Wiesenkultur abgeben kann, was doch wohl von jedem Landwirthe, dem das Emporkommen der Oekonomie ernstlich am Herzen liegt, ein wichtiger, nicht zu übersehender Umstand seyn muß.

Geschrieben in Monok am 30. July 1821.

Lipp.

6f. Landwirthschaftliche Industrie.

7/1 Bräuhaus. Branntweinhaus.

Bemerkungen über die Aufsätze des Herrn Direktor Zeithammer in den Oekon. Neuigkeiten Nr. 37. Jahrgang 1819 und Nr. 40. des 20ten Bandes 1820.

(Beschluß von Nr. 16. 1822.)

Branntweinhaus.

Herr Direktor Zeithammer behauptet in seinem kurzen Aufsatze über dieses Gewerbe: es sey zu eigener Regiehaltung nicht mühelohnend, und um so weniger anzurathen, als dasselbe zu viele Aufsicht fordert, und wegen Mangel an derselben viele Unterschleife geschehen können. Ich trete dieser Meinung bei, wenn das Branntweinhaus auf Rechnung der Obrigkeit von einem Juden betrieben werden soll; bin jedoch einer ganz andern, wenn ich voraussetze, daß dasselbe mit dem Bräuwesen vereinigt, der Leitung eines sachverständigen redlichen Bräuers, deren Existenz Hr. Dr. Zeithammer doch nicht auch in Abrede wird stellen wollen, übergeben werde, wodurch so manche ängstliche Besorgniß wegfallen wird. Diese zwey technischen Gewerbe, Bierbräuerey und Branntweinbrennerey gehören zusammen; sie sollten nie getrennt, und stets auf die Basis einer großen Oekonomie gegründet seyn. Eine Brennerey ist für Oekonomen geeignet, sie kann auf den Besitz und die Benutzung großer Feldgüter vortheilhaft angewendet werden, weil die Mastung des Viehes und die Menge fetten Düngers, welche ein großer Viehstand gewährt, nur in der Oekonomie große Resultate verspricht. Um so mehr wenn man dem Bräuer die Leitung und Aufsicht überläßt. Der Bräuer erübriget Zeit genug zur Führung dieses Geschäftes, um es zum wesentlichen Nutzen der Obrigkeit betreiben zu können, und eben so sehr liegt die Möglichkeit vor, daß zu diesem Geschäfte ordentliche und geschickte Bräuer aufgefunden werden. Ueberläßt man dem Bräuer alle Vorräthe des Bräuhauses an Malz, Hopfen, Holz, Bier ꝛc. die bei einem nur wenig bedeutenden Bräuhaus in die Tausende gehen; so kann man um so zuverläßiger demselben die zu einem Zug Branntwein nöthigen Striche Korn zum Verschroten anvertrauen, um so mehr, da der erzeugte Branntwein nach Maß und Grad jedesmal in dem Vorrathsgewölbe von den Beamten in Empfang genommen wird. Jeder respizirende Beamte des Bräuhauses wird so viel Zeit gewinnen, die Controlle auch über das Branntweinhaus zu führen, außer man wollte sich dieser scheinenden Last ganz entheben, und auf Verpachtung dringen.

Ein Jude ist im Hinterhalt; sein Anbot, und die ins Auge fallende Summe des Pachtschillings, die er wohl selten des Branntweinhauses, sondern seiner Nebenspeculationen wegen anbietet, elektrisirt Manchen im ersten Augenblick; aber wenn man die Bedingnisse, die Abschnitzlinge, die der Pächter z. B. von einem Bräuhause von 20 Faß bezieht, berechnet, und die erstens die Ober- und Niedergalle sind, wovon 11 Maß Perlbranntwein können erzeugt werden, dann bei jedem Gebräu von 6 Faß Bier die Hefen, den Treber oder wenigstens die Hälfte, den Haustrunk an Bier von Biergallen, Felder u. a. m.; so reduzirt sich der große Pachtschilling wohl leicht auf die Hälfte, und erscheint nicht mehr in so großem Glanze, ungerechnet den Schaden, welchen die Kessel, Hüte, ꝛc. bei einer verwahrlosten Manipulation, die gewöhnlich von Taglöhnern abwechselnd betrieben wird, leiden, wovon Obrigkeiten bei Ende der Pachtungszeit am besten sich überzeugen können. Warum werden Christen nicht angespornt, Branntweinhäuser zu pachten? Doch ich will itzt nicht von meinem Gegenstande abgleiten, da ich dieß schon in einem früheren Blatte berührt habe.

Hr. Verfasser spricht seine Meinung in seinem Aufsatze über diesen Artikel der Verpachtung mit vieler Entschiedenheit aus, ohne jedoch diese auf Beweise und Billanzen zu stützen.

In Ermanglung dieser nicht geringfügigen Umstände, findet man sich zu seiner Meinung nicht hingezogen, sondern glaubt, allgemeinen Vorschlägen sollten doch wohl gründliche Beweise nachgehen. Mir genügt als Gegenmeinung des Grundsatzes zur Verpachtung der Branntweinregie und des Mastſtalls, eine Billanz von einer Herrschaft aufzuführen, wobei Rechnungen und Beweise jeden Augenblick bey Handen sind, und obschon die letzt verflossenen Jahre bei weitem nicht mehr dem Verkehr des Branntweins so günstig waren, wie dies in früheren Kriegsjahren der Fall war, der damals hauptsächlich für Obrigkeiten einen sehr nahmhaften Nutzen

hätte abwerfen können, wenn er nicht fast allgemein der Gewinnsucht der Juden überlassen gewesen wäre; so ist doch evident, daß die eigene Regie die Vortheile der Verpachtung auch heutigen Tags noch überwiegt. Und wenn auch der Nutzen der Regie nur gleich wäre; so kann man 99 Ursachen noch anführen, welche die Judenpachtung verwerfen, und sie als eine Pest, die zum Verderben des Landmanns sich einnistet, betrachten lassen.

Diesen Artikeln, welche gegen die Verpachtung sprechen, reihen wir noch folgendes bey, nehmlich: sehr oft trifft es sich, daß bei einer Wirthschaft aller Anstrengung ungeachtet, in manchen Jahren Getreide auf dem Felde auswächst. Wer kauft so ein Getreide, als ein Jude, um einen spottwohlfeilen Preis, den er sich zu erschleichen weiß? Die eigene Branntweinregie aber konsumirt es selbst, und bringt es zu einem Preise, der auch dem besten Getreide gleich kömmt.

Wenn auch ein jüdischer Pächter nach Angabe des Hrn. Verfassers den Dunger vom Mastistalle der obrigk. Oekonomie abführen soll; so ist gewiß, daß letztere doch immer hierbei eine schlechte Rechnung finden dürfte. Denn ist dem Pächter von der Obrigkeit Stroh zum Streuen passirt, für welches er den Dunger abführen muß; so wird er wohl klug genug seyn, dasselbe halb zu verfuttern, um sich Futterstroh zu ersparen; soll er sich aber das Streustroh selbst käuflich herbeischaffen; so dürfte der Dünger seine letzte Sorge seyn; er wird sich mit Surrogaten behelfen, und muß er sich auch diese selbst herbeischaffen, immer nur sehr sparsam streuen. Sind den Juden überdies, wie meistens geschieht, Felder zum Branntweinhauspacht überlassen; so frage ich, wie wird hier die Düngergewinnung sicher gestellt? Anders ist es bei einer obrigkl. Regie, wo zugleich auf den Dunger als die Seele des Feldbaues, mit Aufmerksamkeit gesehen wird. Dem Bräuer wird so viel Stroh verabfolgt, als er zum reichlichen Streuen bedarf, um so viel Dünger zu erzeugen, als bei gehöriger Vermengung der festen und flüssigen Exkremente mit dem Streumaterial, nur immer möglich ist. An jenem Ort, wo man alles genau berechnet, kann pr. Stück Rindvieh 6 — 7 ℔ Stroh täglich zur Streu bewilliget werden. Der betreffende Beamte respicirt, der Bräuer verrechnet ihm Heu, und Futterstroh; diesen beiden wird doch wohl nicht leicht die Veruntreuung dieser Artikel zur Last gelegt werden wollen? Ist der Bräuer nicht durch seine Caution, und selbst als ehrlicher Mann zum guten Wohlverhalten verbunden? Um so mehr werden sie auf die Vermehrung des Düngers sehen, weil die Vermehrung des Düngers die reinen Revenüen der Regie hebt und diese Veranlassung auf die zu entfallenden Prozente des Geschäftsführers einen gewinnreichen Einfluß nimmt. Hier folgt eine Übersicht, und eine Billanz von einem mittelmäßigen Branntweinhause, wobei Getreidpreise im currenten Preis des laufenden Jahres, und alles sehr hoch berechnet ist, um den Nutzen nicht nur durch leeres Schreiben vorzumahlen.

Branntweinhaus. Aufwand.	Geldbetrag fl.	kr.
Auf einen Zug Branntwein von einem Eimer oder 40 Maß von 16 — 18 gradigem Branntwein nach Beaumé 3 Mtz. Korn gestrichene Maß a 3 fl. 30 kr. . . .	10	30
Eine halbe Klafter Holz a 6 fl. . . .	3	
Vollet in C. M. 1 fl. 30 kr. Cours zu 250	3	45
Bothenlohn		15
Ingredienzen pr. Zug		24
Hefen		15
An Kessel- und Maischbottig-Unterhalt pr. Zug	1	
Dem Brenner von 1 Zug sammt Deputat .	2	30
Summe des Aufwands.	21	39

Nutzen.	Geldbetrag fl.	kr.
Von 3 Metzen Korn, welches wenigstens die Hälfte vermalzt seyn muß, werden 40 Maß 16 bis 18gradigen Perlbranntweins erzeugt.		
Nach dem Mittelpreise angenommen, wird er verkauft mit	30	
Summe des Empfangs.	30	
Nach Abschlag des Aufwands pr. . .	21	39
bleibt reiner Nutzen bei einem Zug . .	8	21

Aufwand für 1 Zug aus Bräuhausabfällen.	Geldbetrag fl.	kr.
Für Gallen von 30 Faß ohne Treber . .	3	—
Holz ½ Klft. a 6 fl.	3	—

	Geldbetrag fl.	kr.
Bosset	1	40
Bothenlohn		15
Ingredienzen		24
Kesselunterhalt		30
Summe des Aufwands.	8	49

Nutzen von Bräuabfällen pr. 1 Zug.

	Geldbetrag fl.	kr.
Von einem Gebräu pr. 30 Faß werden erzeugt 16 Maß Perlbranntwein a 45 kr. . .	12	
Summe des Empfangs.	12	
Davon den Aufwand.	8	49
Bleibt reiner Nutzen von einem Gebräu .	3	11

Der Treber bleibt ganz für die Oekonomie, und wird auch von selber berechnet.

Summarische Wiederholung des jährlichen Aufwands.

Z. B.	Geldbetrag fl.	kr.
Es werden nur bei einer Brennerey 100 Züge Branntwein aus Getreide pr. 3 Mtz. Korn, a 40 Maß gemacht, der Aufwand beträgt, wenn 1 Zug 21 fl. 39 kr. macht	2165	
Von 52 Gebräu Bier, Gallen, wo der Aufwand pr. 1 Zug Branntwein 8 fl. 49 kr. ausmacht, zusammen. . .	458	28
Jährlicher Aufwand.	2623	28

Erzeugung an Branntwein.

	Geldbetrag fl.
Von 100 Zügen jeder Zug von 3 Mtz. Korn halb gemalzt, werden 100 Eimer starken Perlbranntweins erzeugt, a 30 fl. ist	3000
Von 52 Gebräu Biergallen, von jedem Gebräu 16 Maß n. ö. macht jährlich 20 Eimer 32 Maas a 30 fl. .	624
Für erzeugten Branntwein. . .	3624

Reiner Nutzen, oder Ertrag nach Abschlag der Unkosten.

	Geldbetrag fl.	kr.
Der obige Nutzen von jedem Zug 8 fl. 21 kr., machen 100 Züge. . . .	835	
Von 52 Gebräu-Zügen aus Biergallen von Zug 3 fl. 11 kr. Nutzen. . .	165	32
Reiner Nutzen.	1000	32

Man muß bemerken, daß diese Billanz nur von einem mittelmäßigen Branntweinhaus ist, wo nur 100 Züge aus Getreide gemacht, und Alles hoch berechnet ist. Wollte man von obigem Nutzen auch noch die Zinsen von dem Anlagskapitale in Abschlag bringen; so möchte der reine Nutzen eigener Regie doch immer noch den Erwartungen entsprechen.

Nutzung der Maststallregie.

Nur im Kurzen, weil ich über die Maststallfütterung des Rind- und Borstenviehes, über die Passirung und Behandlung während der Mastung nächstens etwas Ausführliches bekannt machen will, als Beitrag zu meinem Katechismus über die Kunst des Branntweinbrennens.

Aufwand.

	Geldbetrag fl.	kr.
Man rechnet z. B. zu so einer Brennerey 12 Stück Ochsen zur Mastung, die dreymal des Jahres ausgefüttert werden.		
Ein Ochs kostet täglich nach der angenommenen Passirung 6 ℔ Heu; der Centner a 3 fl. im höchsten Preis, macht täglich		10%
5 ℔ Stroh zu Häckerling, das Scheck zu 12 fl. im hohen Preise, und der Bund a 20 ℔ machen 5 ℔ . .		3
1/16 Maßl Schrot von Hintergetreid.		6
Salz, wöchentlich 1/2 Seidel, — täglich		1
Summa		20%

kostet ein Ochs täglich.

	fl.	kr.
Wenn ein Ochs 12 Wochen steht, so macht der Betrag . . .	29	7 %
Wenn 12 Stück Rind 12 Wochen in der Mastung stehen, so macht dies einen Aufwand von . . .	349	26%

	Geldbetrag fl.	kr.
Der Stallknecht kostet vierteljährig sammt Deputat beiläufig	45	
Summa	394	26²/₆
Durch das Jahr dreymal aufgestellt und verkauft, macht . . .	1183	19¹/₆
Dazu noch 6 ℔ Stroh zur Streu pr. 1 Stück, welches für 12 Stück durch 12 Wochen 6,048 ℔ und für die ganze 3 mahlige Aufstellung pr. 12 Stück durch 12 Wochen 18,144 ℔ oder 15¹/₂ Schock, den Bund a 20 ℔ gerechnet, beträgt, das Schock Stroh a 12 fl. macht.	186	
Summe der Fütterung und Streu	1369	19¹/₆
An Spülig für jedes Stück täglich 1 Eimer, welches in keine Berechnung kömmt.		
Aufwand für 12 Stück Ochsen mager eingekauft in ziemlich hohem Preis pr. 80 fl. zusammen	960	
Des Jahres 3mahl, machen 36 Stück zusammen	2880	
Summe des jährlichen Aufwands.	4249	19¹/₆

Nutzertrag.

Wenn diese eingekauften Ochsen gesund sind, und ordnungsmäßig gefüttert werden; so soll gewöhnlich das Stück noch einmal so hoch verkauft werden, als es im Preise erkauft worden ist; öfters tritt der Fall ein, daß ein Stück bei längerem Stand auch höher verkauft wird.

Ich nehme aber bei einem Stück Rindvieh, das um 80 fl. gekauft, und zur Mastung geeignet ist, nur 60 fl. Gewinn, wo demnach der Verkaufspreis im Durchschnitt auf 140 fl. pr. Stück angerechnet werden kann.

Von 12 Stück Rindvieh, die alle 12 Wochen fett gemacht, und dreymal des Jahrs abgewechselt verkauft werden, ergiebt sich daher eine Summe von 5040 fl.

Wenn nun obiger Aufwand abgeschlagen wird . . . . 4249 fl. 19¹/₆ kr.

so bleibt der klare Nutzen . . . . . 790 — 40⁵/₆ —

Nebstdem kommt der Werth des hiebei zu gewinnenden Düngers zu berechnen, weil das Heu, Futter und Streustroh als erkauft in Anschlag gebracht worden ist.

Nach der angenommenen Fütterung konsumiren 36 Ochsen während einer Mastzeit von 36 Wochen an

Heu	544 Ctnr.	32 Pfd.	
An Futterstroh	453 —	60 —	
Auf Heu reduzirt gleich . .	302 —	40 —	
Beträgt .	846 —	72 —	
Dazu wurden eingestreut .	544 —	32 —	
Zusammen . .	1391 —	4 —	

Diese nach Herrn Rudolphs André Berechnung multiplizirt mit 2 ³/₁₀ giebt . . . . 3199 — Dünger.

Eine Fuhr zu 10 Centner gerechnet, giebt dies 319 ⁹/₁₀ Fuhren, und die Fuhr solchen Düngers nur zu dem gewiß unbedeutenden Preise a 1 fl. berechnet, macht 319 fl. 54 kr.

Der ganze Nutzertrag der Mastung also 1110 fl. 34 kr.

Ist die eigene Regiehaltung eines Branntweinhauses in Verbindung mit der Mastung noch nicht mühelohnend?

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß sie nicht blos dem Privat-, sondern auch dem allgemeinen Interesse höchst zuträglich, und daher die allgemeine Einführung derselben höchst wünschenswerth sey, weil sie sicher unendlich viel zur Hebung des Feldbaues und der Viehzucht beitragen, und durch letztere unser Vaterland in den Stand gesetzt würde, das erforderliche Schlachtvieh einheimisch und in guter Qualität zu produziren.

Karl Pospischil,
Bräuer.

Mitredacteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

März. — Nr. 19. — 1822.

66. Forst-Botanik.

Amerikanische Eichen.

Es ist schon seit 40 Jahren von erfahrnen praktischen Forstmännern große Besorgniß geäußert, daß, über kurz oder lang, in Teutschland Holzmangel eintreten dürfte. Auch haben wirklich einige praktische Forstmänner verschiedene Sorten geschwind wachsender Bäume zum fleißigen Anbau empfohlen, wodurch aber immer noch nicht der Zweck erreicht wurde, indem diese entweder nur ganz schlechtes Brennholz, oder doch nur schlechtes Bauholz, oder solches Holz, was höchstens nur von den Wagnern (Stellmachern) gebraucht werden kann, empfahlen; wie z. B. **Medicus** zu **Manheim** den **unächten Akazienbaum**, als den, allen Holzmangel ersetzenden Baum, dem Publikum anpries, welcher zwar in seiner Jugend sehr schnell wächst, aber auch von den Hasen und anderm Wildpret abgefressen und ruinirt wird; auch haben die Akazien das Ueble, daß sie, wenn sie etwas feucht stehen, vom Frost leiden, wodurch man öfters eine große Anpflanzung verliert. Sind sie den Winden sehr ausgesetzt; so bekommt man vielleicht von 100 Stämmchen kaum einen einzigen geraden Baum, und durch Sturmwinde werden auch noch die größten Bäume ruinirt, und die Zacken auseinander gespalten, wodurch sie hernach hohlfaul werden. — Andere schlugen gewöhnlich noch schlechtere weiche Hölzer zur Befriedigung des Holzmangels vor, worunter sich sogar unbedeutende Gesträuche befanden, und der Hauptvorschlag betraf gewöhnlich nur Einschränkung und Holzersparung der Wirthschaften, wodurch an manchen Orten der Ankauf des nöthigen Brennholzes den Bürgern und Bauern so sehr erschwert wird, daß sie mit größter Mühe und Anstrengung, kaum durch übertriebene Kosten, das zum jährlichen Bedarf allernöthigste Brennholz sich anzuschaffen im Stande sind. Auch gibt es Orte in **Teutschland**, wo das Holz seit einigen 30 Jahren viel kürzer und kleiner gemacht worden, und die Forstämter glauben dadurch eine größere Sparsamkeit zu bewirken. Aber den Vorschlag, **nordamerikanische Eichen**, welche in 36 Jahren eben so groß werden, als die teutschen Eichen in 120 bis 130 Jahren, in unsern Waldungen zu cultiviren, hat man bisher noch nicht gemacht. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß erfahrene Forstmänner, durch Lust und Liebe zum allgemeinen Besten, ihre ganze Aufmerksamkeit den geschwind wachsenden nordamerikanischen Eichen widmen, und besonders Quercus coccinea und Quercus rubra in teutschen Wäldern mehr anbauen und cultiviren mögen; denn was für ein dauerhaftes Bau- und wie viel Brennholz wird Teutschland dadurch gewinnen, wenn die nordamerikanischen Eichen bei uns mehr naturalisirt werden! Man braucht nichts weiter von den Vortheilen zu sagen, da ihr schnelles Wachsthum, schöne Form und unvergleichlich prächtiges Ansehen, so wie ihr dauerhaftes, steinhartes Holz, welches nicht leicht in Fäulniß übergeht, selbige schon hinlänglich empfehlen.

Wörlitz am 2. Oktober 1821.

J. G. Schoch,

Fürstl. Dessauischer Garten-Inspektor.

1. Scharlach = Eiche.
(Quercus coccinea, foliis oblongis pinnato sinuatis. Linn.)

Dieses ist die wahre nordamerikanische Scharlacheiche. Prof. Wildenow hat sie aber in seinem System, weil er sie selbst nicht genugsam kannte, Quercus palustris genannt. — Ich habe aber in England eine andere Eiche unter dem Namen Quercus palustris kennen gelernt, welche weichlich war, und in den botanischen Gärten in Töpfen gezogen wurde. Die Töpfe standen größtentheils im Jahre halb im Wasser. Diese Eiche hatte ein sehr großes Blatt, welches an den Seiten stumpf wie ein gemeines Eichenblatt, am Rande wellenförmig eingeschnitten war. Süd = Carolina sollte die Heimath seyn. Diese Eiche hält unsern Winter nicht im Freyen aus. — Aber unsere Quercus coccinea (Scharlacheiche) wächst in dem schlechtesten Boden im nördlichen Canada und Virginien zu kolossalisch großen Bäumen, und ist daher eine der schätzbarsten, amerikanischen Eichen, weil sie mit dem größten Nutzen in unsern Forsten angepflanzt werden kann. Sie hat folgende ausgezeichnete Vorzüge vor unsrer gewöhnlichen Eiche:

Erstlich wächst sie im allerschlechtesten Boden, aus bloßem Sand oder Grand und Kies, sogar in eisenhaltigem oder wirklich aus Eisenerzen bestehendem, überhaupt in jedem schlechten, selbst stark mit Schwefel- und Phosphorussäure geschwängerten Boden sehr schnell zu einem starken und hohen Baum. Welch einen großen Vorzug hat sie nicht schon in dieser Hinsicht vor unserer vaterländischen Eiche, da diese bekanntlich nur an solchen Orten wächst, wo wenigstens eine Schicht von einigen Ellen Dammerde steht, welche gemeiniglich in Auen angetroffen wird. Zweytens wächst die amerikanische Scharlacheiche gleich von ihrer Jugend auf wie ein Tannen- und Mastbaum mit ihren Wipfeln perpendikulär in die Höhe, so daß man äußerst selten einen Krüppel findet. Immer macht sie einen geraden Stamm, und mittelst ihres schnellen Wuchses behält sie fast immer eine glatte Rinde. Sie zeichnet sich in Ansehung ihres außerordentlich schnellen und starken Wuchses vor unsern gewöhnlichen Eichen sehr auffallend aus, indem sie in einer Zeit von 36 Jahren eine solche Stärke und Höhe erreicht, wie kaum unsere teutschen Eichen, die im besten Boden stehen, in 120 bis 150 Jahren erreichen können. Welch ein großer Vortheil ist dies in der Holznutzung! Wenn man nun annimmt, daß unsere gewöhnlichen Eichen mit 3 bis 400 Jahren ihr männliches Alter erreichen, und dann im Wachsthum zwar nicht stille stehen, jedoch aber 8 bis 900 Jahre kümmerlich fortwachsen, wo sich dann ihr Greisenalter anfängt, und sie dann bis 1000, 1200 und 1500 Jahre allmählig zurück gehen und wohl gar absterben — wenn wir ferner erwägen, daß die nordamerikanischen Scharlacheichen im schlechtesten Boden in 36 Jahren so stark sind, als unsere gewöhnlichen Eichen in 120; was für eine Riesengröße und Stärke müssen sie also, wenn sie ihr männliches Alter von 3, 4 bis 500 Jahren erreicht haben, erhalten, und wenn sie dann fort wachsen bis zu 8 und 900 Jahren, so müssen natürlich zu der Zeit unsere Nachkommen diese Waldriesen anstaunen und ausrufen: o Gott, welch ein Wunder = Baum! Daher darf es auch nicht befremden, wenn wir hören, daß es in Nordamerika, wo noch uralte Waldungen sind, Eichen, Platanus und Pappelbäume gibt, welche so stark sind, daß 8 bis 12 Menschen sie nicht zu umklaftern im Stande sind.

Sind unsere gewöhnlichen Eichen in 3 bis 400 Jahren wenigstens 4 Schuh im Durchmesser stark; so müssen die Scharlacheichen in 400 Jahren 16 Schuh im Diameter haben. Und nun geht das Wachsthum 900 bis 1000 Jahre fort, daher es in Amerika Scharlacheichen von 16 bis 20 Fuß im Durchmesser gibt.

Drittens entsteht der große Nutzen, den die amerikanischen Scharlacheichen haben, durch ihr eisenfestes Holz. Keine von unsern gewöhnlichen Eichen hat so ein hartes und festes Holz als diese. Denn die Scharlacheiche hat keine solche grobe Poren, als die hiesigen gewöhnlichen Eichen; das Holz ist sehr fein, und man kann es eben so gut zu Baumaterialien, als zu feinen Tischlerarbeiten anwenden. Weil das Holz sehr hart, dicht und fein ist, so nimmt es sehr leicht eine Politur an, und man kann es sogar zu feinen Arbeiten, als Etuis u. s. w. gebrauchen. Ist der Baum alt und stark, so erhält das Holz Flammen und Adern, welche zu Zeiten ganz schwarz und silberfarbig sind, auch ist

das Holz viel schwerer, als von unserer gewöhnlichen Quercus robur.

Viertens, die Früchte oder sogenannten Eicheln sind an den Scharlacheichen zwar nicht so groß, als wie an unsern gewöhnlichen Eichen; sie tragen aber, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, fast voller als unsere teutschen Eichen, und das Mark in der Eichel ist etwas angenehmer von Geschmack, mithin dienen sie in Zukunft eben so gut, wie die unsrige zur Mastung, und zwar nicht allein zur Mastung für die Schweine, sondern auch für alles Vieh in der Oekonomie. Besonders aber sind sie für die Schafe vorzüglich gut. Denn da ihr Mark angenehmer von Geschmack als das von unsern Eicheln ist, so sind die Schafe sehr begierig darauf; welches mir vor einigen Jahren ein amerikanischer Consul in Wien, den seine Geschäfte nach Berlin führten, von wo aus er mich zweymal besucht hat, versichert: daß er in Amerika in seinen Zucker-Ahorn-Plantagen noch 16 Stück sehr große uralte Quercus coccinea stehen hätte, deren eine 15 Männer kaum umklaftern könnten. Derselbe sagte mir, die Schafe fräßen die Eicheln sehr gern, und würden außerordentlich fett davon, und wären immer sehr lustig und munter, und bekämen keine Krankheit noch raudigen Ausschlag. — Wie sehr müßten also die Oekonomen wünschen, daß die Scharlacheichen recht häufig in unsern Waldungen angepflanzt würden! Sie dienen auch zur Aesung für das Wildpret, welche nicht gern eine dieser Eicheln liegen lassen. Zum Beweise kann ich anführen, daß unter ziemlichen starken Bäumen, die im Thiergarten des Louisium stehen, keine einzige junge Scharlacheiche aufwächst, da hingegen von den großen Bäumen im Wörlitzer Garten sehr oft viele junge im Rasen ausschlagen. Es kann leicht seyn, daß bei angestellten Versuchen die Früchte von den Scharlacheichen auch für die Menschen genießbar gemacht werden können.

Ferner zeichnet sich die Scharlacheiche noch besonders vor allen andern Eichen-Sorten dadurch sehr auffallend aus, daß ihre Blätter im Herbst ganz scharlachroth werden. Und da die Blätter ganz glänzend sind, so geben sie, wenn sie halb seitwärts von der Sonne erleuchtet werden, ein so besonderes Ansehen, daß man glaubt, sie werden vom Feuer bewegt. Die Blätter wechseln so außerordentlich ins Hochrothe ab, daß man einen großen, mit Scharlacheichen bepflanzten Platz, von ferne für einen feurigen Busch hält.

Auch haben die Scharlacheichen durch ihre Blätter dadurch noch einen besondern Vorzug vor unsern Eichen, daß sie weit härter, lederartiger sind, so daß sie von den Raupen nicht so leicht angegriffen und abgefressen werden. Dieser Vorzug ist viel werth.

Fünftens lassen sich die Scharlacheichen durch Saamen (sogenannte Eicheln) sehr leicht anziehn, und die jungen Stämme leiden das Verpflanzen sehr gut, und es ist für die Forsten ein großer Vortheil, daß man Tausende von der Stärke eines Arms und von 15 bis 20 Schuh hoch in der Waldung auf den schlechtesten Boden verpflanzen kann, welche alle Zeit recht gut anwachsen, welches bei unsern teutschen Eichen nicht der Fall ist.

Sechstens, da die Scharlacheiche in Teutschland noch etwas rar ist, und noch nirgends als großer Waldbaum in Waldungen angetroffen wird; so muß man sie natürlich in Baum- oder Pflanzschulen zuvörderst anziehen, und dies geschieht auf folgende Art:

Man nimmt im späten Herbst die reifen Eicheln, wenn sie vom Baum von selbst abgefallen sind, und legt sie in Baumschulen auf Beete in 2 bis 3 Zoll tiefe Rinnen, ohngefähr 6 Zoll aus einander; die Rinnen müssen aber wenigstens 2 bis 2½ und 3 Fuß weit aus einander seyn, weil die jungen Pflanzen sehr viel Fasern und Nebenwurzeln machen; weshalb sie, wenn sie aus der Erde gerodet werden sollen, nicht gut unbeschädiget heraus gelangt werden können. Sie sind also sehr von unsern jungen gewöhnlichen Eichen unterschieden, welche nur gemeiniglich eine oder zwey Pfahlwurzeln in die Tiefe treiben, und daher nur selten und fast gar keine fasrige Nebenwurzeln machen; worin auch die Ursache liegt, daß solche beim Verpflanzen nicht so gut anwachsen, als die Scharlacheichen. Und da diese sehr schnell wachsen, so müssen sie wenigstens das dritte Jahr aus den Sommerbeeten heraus genommen, und das erste Mal in der nämlichen oder in eine andere Baumschule verpflanzt werden. Hier wird jeder Stamm wenigstens 3 bis 4 Fuß im Quadrat

aus einander gesetzt, damit sie so viel Platz haben, daß sie die Stärke eines Arms und die Höhe von 15 bis 20 Fuß erreichen können; damit sie so groß werden, daß man selbige gleich als Standbäume in die Waldung pflanzen kann. Es ist aber besser, wenn der Platz oder abgetriebene Hau mit irgend etwas vor dem Hoch-Wildpret (Hirschen, Schweinen) befriedigt ist; denn Kaninchen, Hasen und Rehe thun ihnen, wenn sie wie ein starker Arm dick sind, schon keinen Schaden mehr. Da die amerikanischen Eichen im allerschlechtesten Boden sehr schnell wachsen; so ist auch sehr rathsam, daß die Pflanzschulen auf sehr schlechtem, sandigem und magerm Boden angelegt werden. Daß sie um so mehr in besserm Boden fortkommen, versteht sich von selbst.

Das ist ja der große Vortheil, daß sie ebenfalls im guten Boden, um so viel stärker, als der Boden besser ist, treiben. Unsre gewöhnliche Eiche wächst nur im guten Boden stark, und im schlechten sehr kümmerlich oder fast gar nicht.

Siebentens. Noch ist zu bemerken, daß, da die Scharlacheichen eine weit dünnere und glattere Borke (Rinde) haben, sie auch länger und vortheilhafter zur Gärberey gebraucht werden können; denn da die Rinde nicht so leicht aufspringt und Furchen macht, so hält sie den Gärbestoff häufiger und länger an sich. Die Lohe ist also schärfer als von unsern gemeinen Eichen, wo die Borke so leicht aufspringt, und durch die tiefen Furchen zu sehr austrocknet, wodurch der Gärbestoff bedeutend vermindert wird; indem bekanntlich abgestorbene Borke sehr wenig Gärbestoff hat. Da also die Rinden der amerikanischen Scharlacheichen nicht so leicht aufspringen, sondern glatt bleiben, so können sie auch noch von alten Bäumen benutzt werden, und es ist ein großer Vortheil, daß nicht eine so große Menge, schöner, junger, hoffnungsvoller Eichen, bloß um der Rinde willen, zur Gärberey brauchen umgehauen zu werden, wie jährlich mit den jungen teutschen Eichen der Fall ist.

2. Die Blut-Eiche.

Die zweyte Sorte von den ausländischen Eichen, welche auch mit Nutzen in unsern Waldungen gepflanzt werden kann, ist: Quercus rubra, foliis obtuse sinuatis, setaceo mucronatis (Linn.), die große nordamerikanische Eiche, große spanische Eiche, große moluckische Eiche, auch große nordamerikanische Bluteiche (Quercus sanguinea) genannt. Diese Eiche gibt der vorhergehenden in dem vorzüglichen und schnellen Wachsthum nicht viel nach, nur daß sie nicht so schlank wie eine Tanne und Mastbaum in die Höhe geht; sie wächst in der Krone eher gabelförmig, und macht leichter 2 bis 3 Hauptsplanzen, daher sie im Alter vielleicht eher durch den Sturm aus einander gerissen werden kann; demohngeachtet bildet sie allezeit einen geraden Stamm, welcher von einer beträchtlichen Höhe wird, ehe sie anfängt durch mehrere Splanzen sich zu theilen. Ihr Wachsthum in der Stärke des Stammes übertrifft fast die Stärke der Scharlacheiche; ihr Holz scheint aber bei jungen Bäumen etwas weicher und schwammiger zu seyn. Uebrigens übertrifft sie im geschwinden Wachsthum sehr unsere gewöhnlichen Eichen; auch ist ihr Holz dennoch fester als das der unsrigen, und wächst so gern in die Stärke des Stammes, daß eine Eiche dieser Art, in 4 bis 500 Jahren, wohl einen Stamm von 20 und mehrern Fuß im Durchmesser haben kann. Sie bildet eine sehr zakkenreiche Krone, welche mehr runde als pyramidalische Form hat. Ihre Blätter sind groß, dunkelgrün und glänzend, und werden im Herbste fast ganz dunkelblutroth. Die Früchte sind größer wie an den Scharlacheichen, und haben einen ungewöhnlich großen Napf. Wenn die Bäume alt sind, so tragen sie auch viele Eicheln. Diese Eiche kann ebenfalls zu alle demjenigen dienen, wozu man die obgedachte Scharlacheiche gebrauchen kann.

---

67. Forstwesen überhaupt.

C. 23/4 **Hartigs Forst- und Jagdarchiv. 3ter Jahrgang. 3tes Heft.**
(Fortsetzung von Nr. 7. 1822.)

„In den höheren, mehrere Jahre dauernden Pflanzen, nämlich in den Bäumen und Sträuchern, findet ein doppelter Wachsthum Statt: der eine, das Sprossen in die Länge, bedingt durch den Gegensatz des Stammes und der Wurzel, durch welchen jährlich ein

neuer Schoß und eine diesem entsprechende Verlängerung der Wurzel entsteht; der andere, der Wachsthum in die Breite und Dicke, bedingt durch den Gegensatz zwischen Rindenkörper und Holzkörper, durch welchen die Jahresringe entstehen.

In den Monokotyledonen (Stempelpflanzen) und den krautartigen Dikotyledonen (Blattpflanzen,) wo der Gegensatz zwischen Rinden- und Holzkörpern noch nicht reell vorhanden ist, geschieht der Wachsthum in die Dicke nur durch Ausdehnung der Spiralgefäßbündel gegen die Rinde zu, und neuer Zellen des Parenchymus. Da aber Rinde und Holz noch nicht geschieden sind, so kann sich die erste auch noch nicht geschieden vermehren, sondern ihr Wachsthum fällt mit dem der Spiralgefäßbündel zusammen.

Da aller Wachsthum der Pflanze nur durch die Polarisirung derselben bedingt wird, und da Rinden- und Holzkörper Gegensätze sind; so kann der Wachsthum, welcher von diesen bedingt wird, nämlich der der Jahresringe, nur zwischen Holz und Rinde Statt finden. Auf der Grenze zwischen Holzkörper und Rindenkörper bilden sich daher Jahresringe des Bastes und des Holzes.

Diese Bildung geschieht nun nach den bisherigen Erfahrungen, und nach den hierauf sich stützenden Vermuthungen, auf folgende Weise: Im Frühjahre, sobald die Vegetation eine gewisse Stufe erreicht und neuer Saft in den Baum getreten ist, sammelt sich derselbe in vorzüglicher Menge an der Grenze zwischen Holz- und Rindenkörper. Die Verbindung beider mit einander wird hierdurch lockerer, daher man um diese Zeit Rinde und Holz leicht von einander trennen kann. Späterhin, wahrscheinlich zur Zeit der Blüthe, nach welcher der Baum seine größte Produktionskraft erreicht, wird aus dem im Holzkörper aufgestiegenen, in den Blättern durch den atmosphärischen Prozeß bearbeiteten, und in der Rinde, wahrscheinlich in dem Baste, herabgeleiteten Baumsafte eine eigenthümliche, durchsichtige, gallertartige und klebrige Materie abgesondert, welche vorzüglich an der Grenze zwischen Rinde und Holz sich zeigt, und Bildungssaft (Cambium) heißt. Dieser Bildungssaft, welcher während des ganzen Sommers, obgleich mit Abnahme der Vegetation, in immer abnehmender Quantität ausgeschieden wird, gibt nun die Materie, aus der sich Holz- und Rindenkörper erzeugen, und aus welcher also der neue Jahresring des Holzes und des Bastes entsteht. Zwischen Holz- und Rindenkörper, und von beiden determinirt, also nach dem Holze und nach der Rinde zu, entsteht nun gleichsam eine neue Pflanze, welche die Qualitäten ihres Erzeugers trägt, daher als Holz und Rindenkörper erscheint. Im Cambium entstehen, nach Mirbels und Treviranus Beobachtungen, zarte, weiche, mit einer körnigen Materie überzogene Fäden, welche an Menge und Masse zunehmen, indem die Flüssigkeit verschwindet. Die Fäden scheinen die Anfänge der Spiralgefäße zu seyn, und reihen sich an den gleichartigen, an dem Holzkörper, nach innen zu, an; die Körner hingegen scheinen die Anfänge der Zellen zu seyn, welche theils, sich um die Spiralgefäße legend, langgestreckte Zellen des Holzes werden, theils, sich nach außen an die ältere Bast- und Rindenlage fixirend, einen neuen Bastring bilden. Einige Monate später verschwindet daher die körnige und faserige Masse, und man findet nun, als Produkte derselben, die noch sehr weichen, langgestreckten Zellen, und die ebenfalls schon gebildeten porösen Spiralgefäße des neuen Bast- und Holzringes.

Rindenkörper und Holzkörper sind also immer getrennt. Es findet kein Uebergang des einen in den andern Statt. Der Holzkörper vermehrt sich, indem sich jährlich eine neue Schicht Holz an den alten Holzkörper nach außen anlegt, und der Rindenkörper nimmt zu, indem gleichzeitig und von demselben Bildungspunkte, wie der Holzkörper, ausgehend, sich eine neue, mit Rindensubstanz durchgezogene Bastschicht nach innen zu an die alte Rinde anlegt.

Wie die jährliche Reproduktion des Holzes und der Rinde nur auf der Scheidungslinie zwischen beiden Statt findet, so entsteht auch nun hier die Bildung neuer Knospen. Jede Knospe enthält alle Systeme der Pflanze; sie kann daher nur mittelst der Thätigkeit beider erzeugt werden. Da indessen die Holz- und Bastlagen jährlich mit neuen bedeckt werden, so findet man nach einigen Jahren auch den Entstehungspunkt der Aeste mehr nach innen gerückt, auf gleiche Weise, wie

eine zwischen Bast und Rinde geschobene Nadel nach mehreren Jahren im Holzkörper eingeschlossen gefunden wird.

Die jährliche, der Bildung neuer Holzringe parallel gehende, Erzeugung neuer Bastringe ist bisher noch häufig übersehen und verkannt worden; allein sie ist schon deshalb klar, weil alljährlich bei großen Bäumen die Oberfläche der Rinde abstirbt, zuerst Risse bekömmt, und zuletzt in größeren oder kleineren Krusten, Schuppen, Blättern abfällt, die Rinde aber dennoch nichts an Dicke verliert, hingegen jährlich an Durchmesser zunimmt. Ferner findet man bei den harzführenden Bäumen, daß die großen Harzgefäße der Rinde, welche ursprünglich in den Bastbündeln liegen, alljährlich der Oberfläche des Baumes näher rücken, und sich zuletzt nach außen, mit Zerreißen der abgestorbenen Rinde, ergießen, wie an Tannenbäumen leicht zu ersehen ist. Endlich findet man in mehrjährigen Aesten, wo die Zerstörung der Rinde von außen noch nicht tief eingegriffen, eben so viele Bastlagen als Holzringe, welches die simultane und parallele Bildung beider bestätigt.

Mit der Erzeugung neuer Lagen des Bastes werden nun auch die Markstrahlen verlängert, daher findet man sie in der Rinde alter Bäume, z. B. der Buche, tief in den Rindenkörper hineinstehend.

Die Gestalt, unter welcher die abgestorbene Rinde sich ablöst, ist bei den verschiedenen Bäumen verschieden. Es erscheinen zuerst Risse und Spalten, aber nach bestimmter Richtung; und indem diese tiefer werden, entstehen nun verschiedenartige Formen: ungestaltete, rauhe Krusten bei der Eiche, der Buche, den Obstbäumen 2c., muschelförmige, oft rhomboidalische Schuppen bei den Zapfenbäumen; breite, horizontal laufende Bänder bei der Birke. Ob die Bastlagen, indem sie, nach außen getrieben, endlich mit der Rinde absterben, diese Verschiedenheit bedingen, ist noch nicht ausgemacht.

Da die Grenzen des Holzringes nur dadurch unterschieden werden können, daß im Frühjahre an der innern Grenze sich größere Spiralgefäße und größere Holzzellen bilden, als im Spätsommer an der äußern Grenze; so fällt dieser Unterschied weg, wo das ganze Jahr hindurch der Wachsthum gleichförmig ist. Die Holzringe sind daher am deutlichsten, wenn der Baum in einem den Polen näher liegenden Klima, wo Sommer und Winter sich am bestimmtesten scheiden, wächst; sie sind hingegen für das Auge gar nicht vorhanden unter der Linie, wo der Wachsthum das ganze Jahr hindurch geschieht. Man kann daher aus dem Baue der Jahresringe bestimmen, ob ein Baum näher den Polen oder dem Aequator gewachsen ist.

Die Jahresringe des Holzes sind in den verschiedenen Bäumen unsers Klimas verschieden, nach der verschiedenen Stärke der Vegetation. Eben so sind sie verschieden stark in verschiedenen Jahren, und ebenfalls in dem verschiedenen Alter; die späteren Jahresringe sind gewöhnlich größer als die früheren. Häufig sind sie an einer Seite breiter als an der anderen, und zwar sind sie breiter an der Seite, wo sich stärkere Wurzeln und Aeste befinden, wo also die Vegetation am stärksten ist.

Der neue Jahresring erleidet mehrere Jahre nach seiner Entstehung noch eine Veränderung, indem die Wände der Holzzellen sich verdicken und durchsichtiger werden, und eine dunklere Farbe annehmen, und indem ein gleiches mit den Wänden der Spiralgefäße geschieht. Die Holzzellen verlieren durch diese Verdickung der Wände dann oft ihre Höhlung, welche nur als ein dunkler Punkt mit einem helleren Umkreise, der durchsichtigeren Zellenwand, erscheint. Da mit dieser Verdickung der Zellen und Spiralgefäßwände die Festigkeit, Dauerhaftigkeit und Brauchbarkeit des Holzes zunimmt; so hat man das junge Holz, so lange diese Verdickung der Zellen noch nicht den höchsten Grad erreicht hat, unreifes Holz, Splint genannt.

Der Splint ist also nichts anderes, als der jüngere Holzring, dessen Zellen und Spiralgefäßsubstanz noch krautartiger, durchsichtiger, weicher ist.

Das reife Holz ist also nicht abgestorben, sondern nur von festerer Textur. Die Intercellulargänge desselben sind immer offen, und der Saft steigt sowohl in denselben, als im Splinte auf.

Der Splint findet sich in allen Bäumen; aber der Uebergang des Splintes in reifes Holz ist in den verschiedenen Bäumen und in den verschiedenen Klimaten sehr verschieden, und erfordert zuweilen sechs bis acht Jahre, so daß man in manchen Bäumen 6 bis 8

Splintlagen unterscheiden kann, von denen die äußern, jüngern, weißer und weicher, und die innern allmählich dunkler und härter werden."

---

4. Ueber die Absprünge der Fichten und Rothtannen.

Wird auf Slevogts Sammlung neuer Entdeckungen und Beobachtungen zur Erweiterung der Naturgeschichte der Forstgewächse, Leipzig 1804, und zwar Abhandlung XVII. verwiesen, wo noch mehr Belehrung über diesen Gegenstand zu finden ist. Ueberhaupt werden die Schriften des Hrn. Slevogt bei dieser Gelegenheit sehr empfohlen.

5. Wölfe und Wolfsjagd in Ostpreußen. Vom königl. Förster Hrn. Keßler.

Recht interessant, besonders für uns, die wir uns höchstens mit Füchsen herumtummeln.

6. Ueber die Schädlichkeit der Füchse. Vom Oberjäger Tiller.

Der Hr. Verf. erzählt, daß auch alte Rehe, geschweige denn Kitze, vor den Füchsen nicht sicher wären, und belegt das Gesagte mit Beispielen aus seiner Erfahrung. Daher schädlich den Fuchs; des Balges wegen, im Sommer zu schonen.

Obgleich das nichts Neues ist, so veranlaßt mich dies doch, bei Gelegenheit mein Befremden zu erkennen zu geben, daß selbst Herrschaften, die den Fuchs im Sommer gerade nicht schonen, doch aber seine Vertilgung zu dieser Zeit weniger belohnen, als im Winter. Ich glaube, es herrscht allgemein dieser Fehler, daß der Schußlohn für junge und Sommerfüchse geringer sey, als für Winterfüchse. Meiner Ansicht nach ist das immer nachtheilig. Der Fuchs ist immer gleich schädlich; und je mehr im Baue jung vernichtet werden, um so weniger werden alte Winterfüchse Schaden machen können. Daher der Schußlohn für junge Füchse eben so hoch, als wie für Sommer- und Winterfüchse gesetzt werden sollte. Dadurch werden die Jäger mehr ermuntert, sich alle Mühe zu geben, keinen Fuchs aufkommen zu lassen.

VI. Gedichte.

Epistel an Hrn. C. E. Diezel, vom Forstmeister Hrn. Pfeil.

VII. Anekdoten.

VIII. Anfragen.

Warum haben die Roth-Schmalthiere und Kälber keine Engerlinge?

IX. Anzeigen.

1. J. L. Frisch Vorstellung der Vögel Teutschlands und einiger fremden, in ihren natürlichen Farben und meistens in Lebensgröße. In XII. Classen, 307 Abbildungen auf 255 Folio-Platten mit 12 Text-Heften und Supplementen. In 2 Bänden. Der vormalige Ladenpreis von 80 Rthlr. für dieses Werk ist nun auf 48 Rthlr. heruntergesetzt, und ist nach Bechsteins Zeugniß das vollständigste und vollkommenste seiner Art.

Die Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin.

2. Anzeige für Forstmänner und für Freunde der Botanik.

Die berühmten Herausgeber der Abbildungen teutscher Holzarten, die HH. Prof. Hayne und Guimpel in Berlin, beginnen nun bei Vollendung des genannten Werkes ein neues, unter dem Titel: Abbildung der fremden, in Teutschland ausdauernden Holzarten, ganz nach Art der bekannten teutschen Holzarten.

Vierter Jahrgang. Drittes Heft.

I. Abhandlungen.

Beitrag zur Naturgeschichte der in Schlesien brütenden wilden Entenarten. Von Gideon Lotz.

II. Instruktionen.

Instruktion für die königl. Preuß. Forst-Geometer. Mit einem Karten-Schema. Sehr interessant; ich werde bei einer andern Gelegenheit auf dieselbe zurückkommen.

III. Naturmerkwürdigkeiten.

Eine merkwürdige Eiche bei Raleigh in Nord-Carolina. Aus der Zeitschrift: Amerika u. s. w.

Vor 60 Jahren war diese Eiche noch ein so schwacher Sprößling, daß der damalige Besitzer des Landgutes dieselbe umgebogen, und die Krone derselben mit dem Federmesser abgeschnitten hat. Gegenwärtig mißt der Stamm dieser Eiche an der Erde fünf und

zwanzig Fuß im Umkreis. An der Höhe, wo man die Bäume gewöhnlich schneidelt, ist ihr Umfang fünfzehn Fuß. Die Breite der Aeste, von einem Ende zum andern, beträgt 111 Fuß, so daß also der Baum, die 111 Fuß zum Durchmesser angenommen, eine Fläche von 9512 Quadratfuß beschattet. Rechnet man für jeden Menschen 2 Fuß Raum; so würden also gegen 4756 Menschen unter dieser Eiche Schutz finden können!

IV. Sachen vermischten Inhalts.

1. Beleuchtung der Abhandlung: Bemerkung über den Aufsatz, Ausmittlung des Schadenersatzes, welcher wegen Behütung einer Schonung verlangt werden kann rc. Im 4. Heft 3. Jahrgang des Archivs. Von dem Forstmeister Hrn. Pfeil.

Hr. Forstmeister Pfeil theilt hier seinen Aufsatz: Ausmittlung des Schadenersatzes, welcher wegen Behütung einer Schonung verlangt werden kann rc. mit, und widerlegt zugleich sehr bündig den Verfasser der Bemerkungen über diesen Aufsatz. — Der Hr. Herausgeber bemerkt bei diesem Aufsatze: „Es ist beschlossen, daß die sämmtlichen Forstordnungen des Staats revidirt und verbessert werden sollen. Den gerügten, allerdings großen Gebrechen wird also bald abgeholfen werden." Dies läßt erwarten, daß über diesen wichtigen Gegenstand wohl bald eine wirkliche gesetzliche Bestimmung erscheinen dürfte, die um so nöthiger wäre, da sie eine bis jetzt offene Lücke in der Forstgesetzgebung ausfüllen würde, weil kein Gesetz bestimmt, wie verübter Schaden durch Hütung auszumitteln sey. Der Entwurf zu einem solchen Gesetze, den Hr. Pf. hier mittheilt, hat mir so wohl gefallen, geht von so wichtigen Grundsätzen aus, und ist daher als wichtiger praktischer Beitrag zur Wissenschaft selbst von so großem Interesse — daß ich diesen Entwurf ganz mittheile, und nur bedauern muß, den übrigen so lehrreichen und die Sache erläuternden Aufsatz des Raumes wegen zurückhalten zu müssen.

Entwurf einer Vorschrift zur gerichtlichen Ausmittelung des Schadens, und der vollständigen Entschädigung des Forsteigenthümers bei Behütung einer Schonung. Vom Hrn. Forstmeister Pfeil.

Allgemeine Vorschrift.

§. 1. Der Zweck dieser Vorschriften ist bei vorkommenden Schadenhütungen in Schonungen, sowohl durch eine richtige Ausmittelung des wirklich Statt gefundenen Schadens den Forsteigenthümer zu entschädigen, als auch die Schadenhütungen für die Zukunft durch eine angemessene Strafe zu verhüten. Um dies zu erreichen, sollen in jeder Provinz, oder in jedem Departement, diejenigen Forstbeamten ausgewählt werden, zu welchen das Publikum das meiste Zutrauen hat, welche unter Aufsicht und Leitung der Forstdirektion und Regierungen ausmitteln, welches der Holzertrag eines Morgens

a) Eichen- und Buchen-Hochwaldes, bei einem 120- bis 150jährigem Turno.

b) Birken-, Hornbaum- und anderen Hochwaldes von 60- bis 120jährigem Turno.

c) Kiefern-, Fichten- und Weißtannen-Waldes von 100- bis 150jährigem Turno.

d) Niederwaldes von 10- bis 20jährigem Turno,

e) dergleichen von 20- bis 40jährigem Turno seyn kann.

§. 2. Diese ernannten Commissarien sollen dabei so verfahren, daß sie die Wälder der Provinz, mit Rücksicht auf die den Holzwuchs begünstigenden oder verhindernden Umstände, in drey Klassen theilen, daß der volle Ertrag des Bodens in Anschlag gebracht wird, indem das, was der Forsteigenthümer z. B. durch die Raff- und Leseholz-Berechtigten verliert, bei den besondern Fällen in Abzug gebracht werden kann; daß in der ersten und zweyten Klasse des Hochwaldes Nutzholz in Anschlag gebracht werden kann, nicht aber in der dritten Klasse und im Niederwalde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mitredacteur R. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
März. ——— Nr. 20. ——— 1822.

68. Feldbau.

Nachrichten und Erfahrungen über den Anbau des Safflors oder wilden Saffrans (Carthamus tinctorius Linn.). Von Friedrich Gotthard von Boddien.

Der gemeine Safflor, färbende Safflor, wilde Saffran (carthamus tinctorius Linn.) stammt aus Egypten her, wird sowohl in Ostindien, in Amboina und andern Orten, als auch in Teutschland, besonders in Thüringen in Menge in Gärten und Feldern gebaut. Da man über diese Färbepflanze in Dieterichs Lexikon der Gärtnerei und Botanik und in Zinkens allgemeinem ökonomischen Lexikon ausführliche Auskunft findet; so führe ich darüber hier nur Folgendes kürzlich an:

Diese Pflanze ist eine Art Distel, die zwey bis drey Fuß hoch wächst, lange, grüne, stachlige Blätter und viele Nebenzweige hat; an jeder Spitze derselben kömmt ein kleiner runder Kopf mit einer gelben Blume, bestehend aus schmalen Blätterchen, die nach und nach eine hochgelbe Farbe, nach Verhältniß des Reifens der Pflanzen, annehmen.

In Indien gebraucht man die gelben Blüthenblätter, von den Blumenkelchen gesondert, zur Schminke und zum Färben; dieselben haben, wenn sie frisch sind, eine gelbe, und getrocknet eine rothgelbe Farbe, und enthalten auch einen doppelten Färbestoff, den man durch Laugensalz oder auch durch Weingeist absondert, und welchen Säuren erhöhen. *) Beim Einsammeln der Safflorblüthen, welches durch Abschneiden der reifen Köpfe, wenn nämlich die Blumen gelb geworden, geschieht, muß man ja die rechte Zeit nicht versäumen; denn fällt ein Regen, oder auch nur starker Thau auf die reifen gelben Blumen, so verbleichen dieselben augenblicklich.

Der ausländische Safflor, im Handel unter dem Namen von Türkischen bekannt, hat eine dunklere Farbe, und liefert daher auch eine größere Menge Färbestoff.

Die Blumen werden außer zum Färben, als deren vorzüglichster Anwendung, auch in der Medizin gegen die Gelbsucht gebraucht. **) Die Blätter der Stängel sind ein gutes Winterfutter für Ziegen und Schafe. Der Same, welcher aus weißen länglichen

*) So viel ich weiß, ist das Hauptverfahren Folgendes: Die in einem Sack verwahrten Blüthen legt man mit demselben in fließendes Wasser, welches den gelben Färbestoff, an welchem nichts gelegen, nachdem er in der Natur anderweitig genug anzutreffen, wegspült und nur den rothen (dessen zwar im Verhältniß zum rothen sehr wenig, aber desto concentrirter und kräftiger wirkend vorhanden ist) zurückläßt. — Nun bringt man die Blüthen in eine Natronauflösung, welche den rothen Färbestoff auszieht. Um ihn daraus wieder zu scheiden, setzt man Citronensaft oder Essig hinzu, legt das Zeug (gewöhnlich Seide), das man damit färben will, in die Flüssigkeit, welche den rothen Färbestoff fahren läßt, der sich nun an das Zeug absetzt. — Das sogenannte Rouge végétal der Franzosen verdankt seine Farbe dem Safflor, der mit Talk angemacht wird. Der Herausgeber.

**) Ist wohl nicht mehr. Der Herausgeber.

Körnern besteht, ist mit eckiger harter Schale umgeben, und enthält sehr gutes Oel.

Der Safflor verlangt guten lockern Boden, jedoch zieht er die Kräfte nicht so aus demselben wie Wald und Tabak, weshalb das Land nach der Safflorerndte ohne weitere Düngung noch zum Tragen von Winterfrüchten geschickt bleibt.

Gemeiniglich baut man denselben auf solchen Aeckern, die mit gelben Wurzeln (Daucus carota Linn.) oder auch mit andern Wurzelgewächsen, die nicht dick und hoch in's Kraut schießen, bestellt sind. Auf die Weise kann man doppelten Nutzen von einem Stück Land ziehen, indem die Wurzeln unter der Oberfläche wachsen und das Kraut über derselben nicht viel Raum einnimmt, so, daß die Safflorpflanze auf einem und demselben Stücke mit gedachten Wurzelgewächsen füglich wachsen, und ihre dünnen Stängel ohne Nachtheil der erstern über die Erde ausbreiten kann.

Der Safflorsame wird im Frühjahr um Maria Verkündigung, sobald als die jungen Wurzeln vom Unkraut gereinigt sind, in einer Entfernung von 3 bis 6 Fuß gepflanzt, um durch dichtere Bepflanzung den Wurzeln die zum Wachsthum benöthigte Luft und Sonne nicht zu entziehen. Man bedient sich hierzu eines hölzernen Pflanzers, oder legt auch nur bloß 1 oder 2 Körner auf die Erde, und drückt sie mit dem Finger in den Grund, welchen man wieder ebnet.

Auch säet man den Safflor wohl auf Aecker, die mit keiner andern Frucht bestellt sind, und kann der Same alsdann verhältnißmäßig dichter gelegt werden.

Die holländische ökonomische Gesellschaft zu Harlem, überzeugt, daß der wilde Saffran auch im Sandboden gut fortkomme, setzte schon 1799 die Prämie ihrer silbernen Medaille für Denjenigen aus, „der „200 □Ruthen Sandboden damit bebauet, und bewie„sen haben würde, daß der inländische Safflor eben so „gut sey, wie der türkische." — Dieser ausgesetzte Preis ist jedoch nicht in bestimmter Art ertheilt worden, indem die letzte Bedingung, den gedachten Beweis zu führen, schwer zu erfüllen ist. Indessen lieferte doch der Landmann Gerrit Buis, wohnhaft in Vogelsang bei Harlem, der Gesellschaft solche Beweise über den selbst erprobten vortheilhaften Anbau des Safflors, daß nach dem Gutachten der Commission des Landbaues demselben eine silberne Tabaksdose mit passender Inschrift zuerkannt wurde, sowohl zur Aufmunterung als zur Belohnung für seine gemachten Versuche, wodurch er bewiesen, daß der Safflor nicht nur mit Erfolg auf Sandboden in Holland gebaut werden kann, sondern auch der innerlichen Güte nach so gut wie der türkische zum Färben zu gebrauchen ist, welches er durch die der Versammlung vorgeleglen Proben seidener Zeuge, die damit gefärbt worden, genugsam bestätigt hat.

Auch in andern Gegenden Hollands sind seitdem von verschiedenen Liebhabern der Landwirthschaft im Kleinen Versuche mit der Cultur dieser Pflanze gemacht, deren Resultat sehr für dieselbe spricht; ich führe hier in dieser Rücksicht nur die neuesten Erfahrungen eines glaubwürdigen, sehr einsichtsvollen Oekonomen und Botanikers an, welcher mir über Alles die zureichendsten Beweise selbst vor Augen gelegt hat.

Der Herr Adrian de Beyer, Sekretär der Stadt Nimwegen, Mitglied der holländischen ökonomischen Gesellschaft zu Harlem und der Landbaucommission in Geldern, stattete nämlich der Versammlung des Nimwegischen Departements der ökonomischen Gesellschaft im Januar 1810 über seinen Versuch mit dem Anbau des Safflors folgenden Bericht ab:

„Aus einer mit der Cultur des Safflors (carth. tinct.) gemachten kleinen Probe hat sich ergeben, daß ein Stück hochgelegenes Sandland von 10 □Ruthen, welches im Januar 1809 mit zwey Karren kurzem Kuhmist gedüngt und hernach umgegraben worden, und mit gelben Wurzeln besäet war, worauf alsdann am 15. April desselben Jahres 1 Pfund 4½ Loth Safflorsame gepflanzt wurde, folgenden Ertrag geliefert hat:

1) 4 Pf. und ¼ Loth abgepflückte Blumenkränze, Blüthen und Blätter dieser Pflanze und

2) von ½ □Ruthe, welche man zum Samentragen reifen lassen, 2 Pf. Samen, welcher letztgedachte Ertrag weit reichlicher ausgefallen seyn würde, wenn nicht wegen der sehr nassen Herbstwitterung viel Samen in den Blumenkelchen verdorben wäre.

3) Von dem auf diesem Lande gesäeten Wurzelsamen sind 5 Säcke gute gelbe Feldwurzeln aufgenommen.

Hiernach läßt sich folgende Ertrags-Berechnung machen:

	Holländisch Gld.	Holländisch Stbr.
Ausgabe.		
a) An Ackerpacht und für's Umgraben der 10 □Ruthen	—	12
b) 1 Pf. 4¼ Loth Safflorsamen à 12 Stüber	—	15½
c) Für ¼ Loth Wurzelsamen	—	½
d) Für 2 Karren Dünger, mit dem Transport einer halben Stunde von der Stadt, 2 Gulden 16 Stüber, bringt, wenn man die Düngung auf 2 Jahre rechnet, jährlich	1	8
e) An Wiede-(Jät-) Lohn	—	12
f) Für das Einsammeln des Safflors und der Wurzeln	3	—
Summa der Ausgabe	6	6
Einnahme.		
a) Für 4 Pf. Safflorblumen à 2 Gulden	8	—
b) Für 2 Pf. Safflorsamen à 12 Stüber	1	4
c) Für 5 Sack gelbe Wurzeln à 1 Gulden	5	—
Summa der Einnahme	14	4
Hievon ab die Ausgabe	6	6
Bleibt Ueberschuß	7	18

Wenn man nun den reinen Ertrag nach vorstehender Berechnung auf einen gleichmäßig bestellten und mit Safflor und Wurzeln besäeten holländischen Morgen von 600 □ Ruthen Rheinländisch anwendet; so würde derselbe den überaus großen jährlichen reinen Gewinnst von 474 Gulden Holländisch, oder den Gulden zu 24 gl. Gold gerechnet, von 237 Reichsthalern um so gewisser liefern, wenn der Absatz der Safflorblumen, wovon hier nur der mindeste Preis in Apotheken angegeben, an Manufakturen Statt findet.

Dieser gedrängten Uebersicht der Cultur und des Ertrages des Safflors füge ich, in der Ueberzeugung, daß Clima und Boden des nördlichen Teutschlands ebenfalls zum Anbau dieser für die Aufnahme der inländischen Manufakturen äußerst wichtigen Färbepflanze geeignet sind, nur noch den Wunsch bei, daß dieser Gegenstand von denen, welche die Mittel zur Ausführung in Händen haben, genugsam beherzigt werden möge, um uns auch in dieser Rücksicht immer weniger abhängig vom Auslande zu machen; und würde nur die Aufmerksamkeit patriotischer Männer von Einfluß hiedurch irgend erregt; so ist der Zweck dieser Blätter erfüllt.

69. Landwirthschaftliche Feste.

Im Königreiche Bayern.

Programm zu dem Central-Landwirthschafts- oder Oktober-Feste in München 1821.

(Beschluß von Nr. 14. 1822.)

Auf Zeugnisse, denen eine dieser Bedingungen fehlt, wird bei Zuerkennung der Preise keine Rücksicht genommen: würden Viehstücke zur Ausstellung gebracht, welche ihrer vorzüglichen Schönheit wegen den Preise-Trägern einverleibt zu werden verdienen, deren Eigenthümer aber die drey vorstehenden Bedingnisse nicht erfüllen können; so werden solche schöne Stücke zwar an dem ihnen gebührenden Platze genannt, erhalten aber nicht die Geldpreise; ihnen ist die ehrenvolle Auszeichnung nebst einer Vereins-Medaille zugedacht, welche im Falle der Zuerkennung

des ersten Preises, 4fache,
des zweyten — 3fache,

des dritten Preises, 2fache, und
des vierten — 1fache Schwere hat.

In Ansehung der Zeugnisse werden aber sämmtliche Stellen ersucht, über die Thatsachen genaue Einsicht zu nehmen, weil nach vorgekommenen Anzeigen bereits mehrere Unterschleife eingetreten sind. Zugleich werden auch diejenigen titl. Herren Preiswerber ersucht, die mit Patrimonialgerichten versehen sind, die Zeugnisse von den benachbarten Gerichtsstellen ausfertigen zu lassen, welches auch auf Güteradministrationen ꝛc. Bezug hat.

4) Landwirthschafts-Anstalten des Staates begeben sich der Bewerbung um die Preise in dem Maße, daß sie zwar an ihrem Orte genannt werden, wenn ihnen ein Preis gebührt, der Preis selbst aber dem nächst folgenden Privat-Oekonomen zu Theil wird.

5) Keiner kann mehr als einen Preis für dieselbe Viehgattung erhalten; wenn daher Jemand mehrere der folgenden Preise würdige Stücke zur Ausstellung gebracht haben sollte; so wird über die Preiswürdigkeit der übrigen Stücke und den ihnen gebührenden Platz ausgesprochen, auch dem Eigenthümer die treffende Denkmünze zugestellt, der Geldpreis aber und die Fahne dem nächstfolgenden schönsten Stücke eines andern Landwirths zuerkannt.

6) Die Auswahl der preiswerbenden Hengste, Stuten, Stiere und Schafe, wie aller andern Thiere — geschieht am Tage vor der Preisevertheilung in der königlichen Reitschule nächst dem Hofgarten; sie fängt in der Frühe um 7 Uhr an, und diejenigen Stücke, welche um 10 Uhr Morgens noch nicht eingetroffen seyn sollten — können nicht mehr zur Concurrenz gelassen werden.

7) Am Festtage selbst Vormittags gegen 9 Uhr werden die Tags zuvor in der k. Reitschule zur bestimmten Zeit erschienenen und von den Richtern beschriebenen Stücke auf die Theresienwiese gebracht, und in die für die verschiedenen Viehgattungen bestimmten Abtheilungen geführt, worein nur diejenigen gelassen werden, deren Besitzer sich durch die in der Reitschule erhaltenen Zeichen legitimiren können.

X.

Sollten einige Landwirthe das Fest durch Ausstellung neuerfundener Ackergeräthe oder durch Vorzeigung schöner Muster besonders wohlgerathener Erzeugnisse erhöhen wollen; so werden zur Aufnahme dieser Gegenstände zweckdienliche Vorbereitungen Statt finden. Auch das General-Comité wird, wie mit so gutem Erfolge vergangenes Jahr, alle besitzende Ackergeräthe, Maschinen, so anders, zur Schau und Beurtheilung bringen.

XI.

Wenn Se. Majestät der König das Fest durch Ihre Gegenwart beglücken; so werden Allerhöchstdieselben bei ihrer Ankunft von einer besondern Abordnung, dann von den gewählten Schiedsrichtern ehrerbietig empfangen.

XII.

Nach der von Sr. Majestät dem König gepflogenen Ansicht der durch gedachtes Schiedsgericht getroffenen Wahl beginnt die feyerliche, von Musikchören begleitete Preisevertheilung durch die Hand Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers des Innern, oder desjenigen, welchen Se. Excellenz hiezu bestimmen werden.

XIII.

Sowohl für die Besetzung des Platzes durch Wachen und andere gewöhnliche Sicherheits-Maßregeln, als für den Frohsinn und die Bequemlichkeit der Zuseher, wird von den einschlägigen Behörden alle nöthige Fürsorge getroffen werden.

XIV.

Nach der Preisevertheilung schließt sich das Pferderennen an. In den im Eingange bemerkten Vorschlägen ist zwar auch auf eine zweckmäßigere Einrichtung dieser Rennen, auf höhere Preise, besonders auf einen bedeutenden königlichen Preis für den ersten Renner angetragen, damit diese Rennen ihrer ersten Absicht, zur Veredlung der Pferdezucht, immer mehr entsprechen. Allein aus obiger Ursache konnte für heuer noch nichts Weiteres geschehen. Daher wird das Rennen auf die gewöhnliche Weise heuer noch gehalten, wofür der Magistrat der königlichen Haupt- und Residenzstadt München, so wie für alle andere Fest-Zubereitungen, Spiele, so anders Sorge und Kosten übernommen hat.

Ueber dieses Rennen zeigt die Beilage Nr. 1. das Nähere.

XV.

Des andern Tages — Mondtags den 8ten, beginnt des Morgens der Viehmarkt. Dieser allgemeine Viehmarkt wird künftig allzeit am Mondtag nach dem ersten Sonntag im Oktober gehalten, weßwegen die Kalender des Reiches auch diesen Markttag stets anzuzeigen haben.

Dieser Markt dient nebenbei für alle Sämereyen, Pflanzen, landwirthschaftliche Bücher, Geräthe und Maschinen, wofür auch die nöthigen Boutiken aufgeschlagen werden.

Zugleich öffnen sich an diesem Tage Scheiben-, Vogel-, Pistolen-, Bogen-Schießen und andere Spiele, wie nicht minder der gewöhnliche Schulglückshafen und ein Glückshafen von landwirthschaftlichen Gegenständen rc.

Die Beylage Nr. 2. gibt über die verschiedenen Schießen so anders die nähere Kenntniß.

XVI.

Auch die übrigen Tage dieser Woche dauern obige Spiele fort, so wie verschiedene gymnastische Uebungen der Jünglinge.

XVII.

Da die Dienstbothen der Landwirthschaften, die sich ausgezeichnet haben, bei den verschiedenen Kreisfesten die Dienst-Medaillen erhalten; so kommen hier nur diejenigen des Isarkreises vor, welche also hier am ersten Tage gedachte Dienstbothen-Medaillen empfangen. Es sind die obrigkeitlichen Zeugnisse hierüber bis zum 10. September an das General-Comité einzusenden.

XVIII.

Dieses Programm soll in allen Kreisen durch die Intelligenz- und andere öffentliche Blätter, so bald als möglich, genauest bekannt gemacht werden. Eben so werden alle Ortsvorstände ersucht, für die Bekanntmachung in ihrer Gegend, besonders auch in den Dörfern — bestens zu sorgen.

München am 15. Juli 1821.

Das General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern.

Beylage Nro. 1.

Pferde-Rennen.

Am 7. Oktober des gegenwärtigen Jahres wird auf der Theresienwiese zu München nach der Preisevertheilung des landwirthschaftlichen Vereins ein Pferde-Rennen unter folgenden Bestimmungen gehalten.

1) Die Herren Johann Findl, Gemeinde-Bevollmächtigter und Caffetier, Peter Gaigl, Menterbrauer, Alois Zwerschina, Hofsäcklermeister, Benno Furtmayr, Bierwirth, und Anton Schützinger, Hallerbrauer machen zusammen das Renngericht aus, welches alle Vorfallenheiten durch Stimmenmehrheit unabänderlich entscheidet, die Preise zuerkennt, und das ganze Pferderennen leitet. Mit vorläufigen Anfragen hat man sich an Herrn Findl zu wenden.

2) Die Preise bestehen aus 36, 24, 20, 18, 16, 14, 12, 10, 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3, 2, und 1 baierischen Thalern, und 2 Weitpreise aus 10 und 6 baierischen Thalern. Zu jedem Preise wird eine Fahne gegeben. Die erste Fahne ist mit den Bildnissen Ihrer Majestäten des Königs und der Königin, die zweyte Fahne mit den Bildnissen Ihrer königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin, und die dritte Preisefahne ist mit dem Bildnisse Sr. Hoheit des Prinzen Karl geschmückt. Auf den übrigen Fahnen befindet sich ein Rennpferd im Steindruck.

3) Nur solche Pferde haben auf einen Weitpreis Anspruch, welche entweder bei diesem Pferderennen einen Preis gewinnen, oder schon bei einem andern Rennen einen Preis gewonnen haben.

4) Die Rennbahn wird auf die nämliche Weise, wie im vorigen Jahre ausgesteckt; sie beträgt beiläufig 7000 Schuhe, und muß dreymal umritten werden.

5) Das Renngericht wird sich Tags vorher am 6. Oktober Morgens 10 Uhr in dem Findl'schen Kaffeehause in der Dienersgasse versammeln, und die Einschreibung und Verlosung vornehmen.

6) Am 7. Oktober Morgens 8 Uhr versammeln sich die Herren Rennmeister mit ihren Knaben bei Herrn Findl, und verfügen sich sämmtlich auf den Bürgersaal, wo ein feyerliches Hochamt gehalten wird. Nach Beendigung desselben wird die Stunde gegeben, zu

welcher die Rennmeister mit ihren Knaben und Pferden auf dem Max Joseph=Platze sich versammeln müssen, worauf die Preisefahnen auf dem Rathhause abgeholt werden, und sodann das Renngericht mit den Preisträgern, den Rennmeistern, ihren Knaben und Pferden im feyerlichen Zuge auf die Theresienwiese zum Pferderennen sich begibt.

7) Die Rennknaben, welche sich durch Zeugnisse über fleißigen Schulbesuch und gute Aufführung ausweisen, und beim Rennen selbst sich durchaus ordentlich betragen, werden von dem Renngerichte mit besondern Denkmünzen belohnt.

8) Am 14. Oktober wird ein Nachrennen auf der nämlichen Rennbahn gehalten. Die Einschreibung und Verlosung geschieht am Vorabende bei Herrn Findl unter der Leitung des obengenannten Renngerichts, und unter den nämlichen Bedingungen, wie bei dem ersten Pferderennen. Die Preise sind 15, 12, 10, 8, 6, 4, 3, 2 und 1 baierische Thaler. Zu jedem Preise wird eine Fahne gegeben. Auf der Fahne des ersten Preises sind die Namenszüge Ihrer Majestäten des Königs und der Königin gestickt. Auf den übrigen Fahnen befindet sich ein Rennpferd im Steinabdruck.

Beide Pferderennen sind ohne Einlage ganz frey. Bei dem zweyten Rennen können auch solche Pferde mitlaufen, welche sich bei dem ersten Rennen nicht befunden haben.

10) Zur Vermeidung aller Unordnung haben die Herren Rennmeister Sorge zu tragen, daß ihre Knaben sich überhaupt, und vorzüglich beim Absprengen, bloß nach den Anordnungen des Renngerichts richten, dessen Mitglieder durch eine um den linken Arm geschlungene weiße und blaue Binde ausgezeichnet sind.

München, den 17. July 1821.

Johann Baptist Findl,
Peter Gaigl,
Alois Zwerschina,
Anton Schlitzinger,
Benno Furtmayr.

Magistrat der königl. Haupt= und Residenzstadt München,
v. Mittermayr, Bürgermeister.
Westermayr, Sekretär.

Beylage Nro. II.

Vogel=, Scheiben= und Pistolen-Schießen.

Am 8. Oktober des gegenwärtigen Jahres wird auf der Theresienwiese zu München ein Vogel=, Scheiben= und Pistolen=Schießen unter folgender Bestimmung Statt finden, wozu jedermann eingeladen wird der an dieser Belustigung Theil nehmen will.

1) Bei dem Vogelschießen werden 4 Preise vertheilt, nämlich für das letzte Stück 5, für den Kopf 2, und für jede Klaue 1 baierischer Thaler. Zu jedem Preise wird eine Fahne gegeben. Auf der Fahne des ersten Preises ist ein Steinadler gemahlt. Für jedes andere herabgeschossene Stück Holz werden vom Viertling angefangen, für jedes Loth 4 Kreuzer bezahlt.

2) Die Loose zum Vogelschießen werden vom 5. bis 7. Oktober täglich Nachmittags von 1 bis 5 Uhr bei Herrn Schützenmeister Probst Nr. 174 in der Burggasse von dem dazu aufgestellten Aktuar Herrn Kolb abgegeben. Das Loos kostet 1 fl. 12 kr.

3) Die ersten Gewinnste des Scheibenschießens sind auf dem Haupte 15 fl.; auf dem Kranz 13 fl., und auf dem Glücke 12 fl. Zu jedem Besten werden 3 Fahnen gegeben. Die erste Fahne auf dem Haupte ist mit den Bildnissen Ihrer Majestäten des Königs und der Königin, die erste Fahne auf dem Kranz mit den Bildnissen Ihrer königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin, und auf dem Glück mit dem Bildnisse Sr. königl. Hoheit des Prinzen Karl geziert.

4) Die Einlage des Scheibenschießens beträgt im Ganzen 8 fl — Auf dem Haupt und Kranz kann nur ein einziger Fehlschuß mit 1 fl. — und mit 52 Kreuzer, am Glück aber können Schüsse nach Belieben zu 15 Kreuzer gekauft werden.

5) Bei dem Pistolenschießen beträgt das Beste auf dem Haupte 5, und auf dem Glücke 2 baierische Thaler. Zu jedem Besten wird eine Fahne gegeben.

6) Die Einlage des Pistolenschießens beträgt auf dem Haupt 1 fl. 24 kr., und auf dem Glücke 1 fl. — Auf dem Haupt kann nur ein einziger Fehlschuß mit

18 kr., am Glücke aber können Schüsse nach Belieben zu 10 kr. gekauft werden.

7) Die Scheiben werden, mit 12 Zoll großem Schwarzen versehen, für das Scheibenschießen in einer Entfernung von 50 Schritten aufgestellt.

8) Das Vogel-, Scheiben- und Pistolenschießen dauern 3 Tage. Sollte der Vogel in dieser Zeit nicht ganz herabgeschossen werden; so wird das Vogelschießen auch am 4ten Tage fortgesetzt. An eben diesem Tage werden auch die Scheiben abgezogen, und die Nebengewinnste vertheilt.

9) Jedem Schützen steht es frey, auf den Vogel allein zu schießen; wer aber auf das Scheiben- und Pistolenschießen, wie immer einlegt, ist verbunden, auch ein Loos zum Vogelschießen zu nehmen; nur steht es jedem Schützen frey, auch auf das Glück beim Scheibenschießen allein einzulegen.

10) Am 12. und 13. Oktober findet ein Nachschießen Statt, wobei folgende Beste gegeben werden, nämlich auf dem Haupte 6 fl., auf dem Glück 5 fl., und für das Pistolenschießen auf Türkenköpfe 2 baierische Thaler. Zu jedem dieser Besten ist auch eine Fahne bestimmt.

11) Die Einlage auf das Haupt und Glück beträgt bei diesem Nachschießen 2 fl. 12 kr., und für das Pistolenschießen 1 fl. Auf dem Haupte kann nur ein Fehlschuß mit 24 kr., am Glück und bei dem Pistolenschießen können Schüße nach Belieben zu 15 kr. und 10 kr. gekauft werden.

12) Die Vertheilung aller Hauptgewinnste und Fahnen des Haupt- und Nachschießens wird Sonntags den 14. Oktober vor dem Pferderennen vor sich gehen. Auf alle Preisefahnen, welche nicht auf die oben beschriebene Weise geziert sind, ist ein Gebirgsschütz im Steindruck abgebildet.

13) Alle vorstehende Schießen werden gänzlich frey gegeben, und von den Herren Schützenmeistern der hiesigen Hauptschützengesellschaft nach den Vorschriften der königl. baier. Schützenordnung geleitet.

Schlüßlich werden die Herren Schützen eingeladen, Mondtags den 8. Oktober Morgens 9 Uhr mit ihren Gewehren im Rathhaussaale sich zu versammeln, um die Preise und Fahnen abzuholen, und sich nach alter Sitte im feyerlichen Zuge unter Vortragung der Fahnen und Ehrengehänge der hiesigen k. Hauptschützen-Gesellschaften, und von Musik begleitet auf die Theresienwiese zur Eröffnung des Hauptschießens zu begeben.

München am 1. Julius 1820.

Ernst Walter, Schützenmeister.
Mühlberger, Schützenmeister.
Joseph Gaigl, Schützenmeister.
Joseph Probst, Schützenmeister.

Magistrat der königl. Haupt- und Residenzstadt München,
v. Mittermayr, Bürgermeister.
Westermayr, Sekretär.

70. Oekonomie überhaupt.

1 Wirthschafts-Organisation.

5 Interessantes Zusammentreffen in der Ansicht zweyer Schriftsteller über ein- und denselben Gegenstand.

In seinem, zwar etwas gedehnten, jedoch für Viele sehr lehrreichen und schätzbaren Aufsatze über Wirthschafts-Organisationen (Möglinsche Annalen der Landwirthschaft 5. Bd. 1. Stück. 1820) sagt der Herr Oekonomierath Stelzner (zu Kerstlingeröderfeld bei Göttingen) S. 27:

„Soll bei den auf Getreidebau berechneten Wirthschaften das Mittel (die Viehzucht) dem Zwecke (der „nach der Oertlichkeit möglich höchsten Getreideproduktion) angemessen, und der Erfolg den Erwartungen „(den höchsten Reinertrag aus der gesammten Wirthschaftsverbindung zu ziehen) entsprechend seyn, so „müßte als Grundlage einer zweckmäßigen Organisation nicht so (wie es gemeiniglich geschieht) gefolgert „werden:

„Wir haben so und so viel Futter und können so „und so viel Vieh ernähren,"

„sondern die Folgerungen müßten folgender Art lauten

a) „Wir haben so und so viel Land."

b) „Nach seiner innern Beschaffenheit, seiner Lage und Empfänglichkeitskraft kann es so und so viel Getreide oder andere nutzbare Gewächse hervorbringen."

c) „Um aber hierzu zu gelangen, bedarf es der Hülfe so und so oft wiederholter und so und so starker Düngung mit thierischen Excrementen."

d) „Um diese erlangen zu können, bedürfen wir so und so viel Vieh der und der Art."

e) „Um dies so ernähren zu können, daß es die von ihm erwartete reichliche Menge guten Düngers gewähren kann, bedürfen wir so und so viel Futterungsmittel."

f) „Hierbei kommt aber das Stroh nur als Vehikel eigentlicher Futtergewächse und deren Surrogate, auch wohl als die Verdauung beförderndes und den thierischen Organismus stärkendes Material, nicht aber als Nahrungsmittel in Betracht, sondern die von dem Lande gelieferte Strohmasse gebührt ihm ohne Abzug zur Erneuerung seiner nahrungsfähigen Bestandtheile zurück."

g) „Die Hervorbringung jener erforderlichen Fütterungsmittel sollte also eigentlich die erste Sorge jeder Ackerwirthschaft seyn, unbekümmert welches Verhältniß dadurch in dem Getreidebau entstehen werde."

„Nur auf diesem Wege ist es möglich, die Viehzucht zum Feldbau, und diesen zu jener in ein richtiges Verhältniß zu setzen ꝛc."

Fast in gleichem Sinne schrieb dagegen auch Hr. Rudolph André in seiner mit so großem Beifall aufgenommenen „Darstellung der vorzüglichen landwirthsch. Verhältnisse," wovon voriges Jahr die zweyte Auflage erschien, S. 142, siebente Abtheilung, wo von den Verhältnissen des Ackerbaues, der Viehzucht u. s. w. gegen einander die Rede ist:

„Diese Verhältnisse für eine jede der so verschiedenen Wirthschaften zu bestimmen, ist nicht möglich; aber die wesentlichen Punkte, auf die es im Allgemeinen ankömmt, können herausgehoben und nach Erwägung derselben nach den jedesmaligen einzelnen Umständen einer jeden Wirthschaft die zweckmäßigsten Verhältnisse bestimmt werden. Es frägt sich jedes Mal Folgendes:

1) „Wie, von welcher Beschaffenheit ist der Boden?"

2) „Bedarf er einer Verbesserung, Vermehrung der Kraft; will — und in welchem Maaße will man diese vermehren?"

3) „Welche Bewirthschaftungsart führt man — wieviel verliert und gewinnt der Boden durch dieselbe an Kraft?"

4) „Wodurch wird die verlorene Kraft wieder ersetzt, und überdies vermehrt, und in welchem Maaße, in welcher Menge müssen die den Boden bereichernden Mittel angewandt werden?"

5) „Wenn dieser Ersatz in animalischem Dünger besteht, wieviel Futter und wieviel Vieh dasselbe zu verzehren und in Mist zu verwandeln, wird erfordert, um daraus den nöthigen Düngerbedarf zu erzeugen?"

Herr R. André erläutert nun diese einzelnen Sätze weiter und führt belehrende Beispiele an.

Beide Herren haben den Gegenstand richtig in's Auge gefaßt, nur scheint mir die Deduction des Hrn. André bestimmter.

71. Landwirthschaftlicher Handel.

Wolle. Trier.

Ende Dezember 1821.

Die inländische Wolle ist plötzlich im Preise gestiegen und wurde meistentheils in das Ausland geführt. Auch im Inlande wurden Partien von Tuchmachern aufgekauft, und mit 27 bis 31 Rthlrn. pr. 100 Pfd. bezahlt.

Eben so vermehrte sich die Nachfrage nach Schafen und Hammeln; eine bedeutende Anzahl derselben wurde in das Ausland getrieben.

Mitredakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
März. —— Nr. 21. —— 1822.

72. Bienenzucht.

Anmerkungen zu dem System der Bienenzucht des Herrn von Ehrenfels in Nr 27 des 21sten Bandes der Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen; die Methoden der Bienenzucht betreffend.

Wenn es entschieden wahr ist, daß Oestreich gegenwärtig vor vielen andern Ländern Teutschlands sehr viele Männer aus höhern Ständen aufzuweisen hat, welche in Hinsicht der Landwirthschaft mit den vorzüglichsten und reichsten Kenntnissen in öffentlichen Schriften auftreten und zum allgemeinen Besten ihres Vaterlandes sich durch patriotischen Eifer ganz besonders auszeichnen; so ist es auch eben so entschieden wahr und allgemein anerkannt, daß der Herr Baron von Ehrenfels einer der ersten und vorzüglichsten unter diesen schätzbaren Männern ist, von welchem das Publikum auch in der Bienenzucht etwas Ungemeines zu erwarten hat, theils weil die Bienenzucht eins von seinen Lieblingsgeschäften ist, theils aber auch, weil er bei seinen großen Bienenständen, die er schon lange Jahre auf seinen Gütern in einer fruchtbaren Gegend unterhalten hat, redliche Erfahrungen einsammeln konnte, die er nun mit den dadurch sich erworbenen praktischen Vortheilen menschenfreundlich seinen lieben Landsleuten und Zeitgenossen mitzutheilen längst gewünscht hat. — Ey, möchten sie doch dieses menschenfreundliche Anerbieten begierig ergreifen, da Oestreich aus seinen großen Wäldern und fruchtbaren Gegenden Millionen von Schätzen durch die Bienenzucht gewinnen kann, wenn die Bewohner in der Pflege der Bienenzucht den Rath des Herrn von Ehrenfels annehmen und befolgen wollten! Möchten sie den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo ihnen diese Gelegenheit durch den Herrn Herausgeber der Oekonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen so dringend nahe gelegt wird, begierig ergreifen! Aber ins Große muß die Bienenzucht getrieben werden, wenn das Vaterland seine Schätze gewinnen soll. — Wo wären denn immer die Männer, die etwas Großes ins Werk zu richten im Stande wären, wenn der gegenwärtige Zeitpunkt nicht dazu benutzt würde? Also, wer patriotisch denkt, der greife zu.

Da nun der Herr von Ehrenfels bei der öffentlichen Bekanntmachung seines Systems, über welches so manches in diesen Blättern zu sprechen nöthig werden dürfte, meine Anweisung zur Ausübung der Bienenzucht bei den künftigen Debatten zum Grunde zu legen bestimmt hat: so wird er mir die Erlaubniß nicht versagen, meine Ansichten und Meinungen, inwiefern sie von den seinigen verschieden sind, in nachfolgenden Anmerkungen mit geziemender Anständigkeit und Freiheit nach meiner Ueberzeugung gelegentlich mit beizubringen.

Der Herr von Ehrenfels hat das Wort Bienenzucht ziemlich in seinem ganzen Umfange genommen. In diesem Verstande wäre auch die wilde Bienenzucht, wie man sie jetzt noch in Pohlen und Rußland treibt, mit darunter zu verstehen; denn er theilt die Bienenzucht ein: 1) in Gartenbienenzucht, 2) in Waldbienenzucht und 3) in Wanderbienenzucht; worunter aber überhaupt nur die zahme Bienenzucht zu verstehen ist.

Eben so willkührlich kann die Bienenzucht überhaupt auch in die Waldbienenzucht und in die Gartenbienenzucht eingetheilt werden; da

denn die erstere in die wilde und in die zahme, und die letztere in die stehende und in die wandernde eingetheilt werden kann.

Der Herr von Ehrenfels hat aber einen besondern Grund zu seiner Eintheilung angenommen, der, so viel mir bekannt ist, in keiner der vorhandenen Bienenschriften gefunden wird. Er wünscht nicht die äußere Form der Bienenwohnung zur Basis der Bienenzuchtmethode, nach welcher es in unsern zeitherigen Schriften 4 Methoden gab; sondern die verschiedne Art, wie Bienen im zahmen Zustande erhalten, vermehrt und benützt werden, zur Methode der Bienenzucht erhoben. Er setzt hinzu: „Bienen zu erhalten, zu vermehren und zu benützen, wird von der Natur des Orts, wo Bienenzucht getrieben wird, und der da vorherrschenden Nahrung bedingt und modifizirt. So gibt es z. B. Gegenden, wo die Oertlichkeit als Hauptnahrung nur den Buchweizen anbietet. Ich kann hier Bienen in Klotzbeuten, Lagerstöcken, Körben und Magazinen unterhalten; in jeder dieser Wohnungen muß ich jedoch das Nutzungssystem des Buchweizlandes befolgen, oder zu Grunde gehn. So muß ich Grundsatz und Handgriffe in Erhaltung, Nutzung und Vermehrung der Bienen in einer Waldgegend mit vielem Schwarzholz bewachsen nach ökonomischen Zwecken, gar mächtig ändern, ohne geradezu die Bienenwohnung ändern zu müssen."

Wenn nun die Art, wie Bienen im zahmen Zustande erhalten, vermehrt und benutzt werden, theils von der Beschaffenheit der Gegend, theils von der Witterung abhängig ist; so wird jeder praktische Bienenvater wegen der unendlichen Verschiedenheit und Veränderlichkeit sich jedes Jahr genöthigt sehen, seine Grundsätze zur Erhaltung, Vermehrung und Benutzung seiner Bienen anders zu modifiziren, welche praktische Gewandtheit ein nothwendiges Erforderniß ist. Folglich fällt es mir schwer, wenn ich auch schon von einer einzelnen und bestimmten Gegend oder Hauptnahrung ausgehen wollte, zu begreifen, wie der Herr von Ehrenfels mit seinen drey Hauptmethoden auskommen will, ohne daß nicht die praktischen Grundsätze jährlich müßten anders modifizirt werden.

Ich habe mich daher in meiner Anweisung genöthigt gesehen, die Bienenväter in der ersten Abtheilung des praktischen Theils zuvörderst mit den äußern Verhältnissen, darunter auch die verschiedenen Gegenden, Trachten, Jahre und Witterungsumstände mit begriffen sind, bekannt zu machen, um damit sie daraus für die verschiedenen Fälle sich sollten richtig bestimmen lernen, was sie zur Erhaltung, Vermehrung und Nutzung ihrer Bienen zu thun nöthig hätten.

Dieses aus eigener Erfahrung erlangte Wissen und daraus erfolgte Thun oder Handeln bestimmt die besondere Einrichtung einer Bienenzucht überhaupt und eines jeden Stocks insbesondere in der zweyten Abtheilung des praktischen Theils meiner Anweisung. Folglich hängt die Methode einer jeden Art Bienenzucht auch von etwas Höherm als blos der äußern Form des Bienenstocks ab; und so glaube ich auf den Vereinigungspunkt gekommen zu seyn, wo wir im Grunde übereinstimmen müssen.

Von der Waldbienenzucht insbesondere behauptet der Herr von Ehrenfels, daß sie nur könne in Gegenden betrieben werden, die mit Tannen und Fichten bewachsen wären. Warum denn nicht auch in Laubholzwäldern? Meine Erfahrungen haben mich allemal davon überzeugt, daß die Bienenzucht an solchen Oertern, die mit Laub- oder Buchholz umgeben waren, sich fast mehr als noch einmal so hoch als in Feldgegenden rentirte.

Mag auch der Herr von Ehrenfels nach seiner Erfahrung aus seiner Gegend immerhin die Vorzüge der Waldbienenzucht im Schwarzwalde behaupten; so folgt darum bei weitem noch nicht, daß alle Schwarzwälder für die Bienenzucht so einträglich wären. Denn warum beziehen denn die Imker in Niedersachsen und im Churkreise mit ihrer Waldbienenzucht dieselben nicht eben so, als wie sie die Heidelbeertracht, den Buchweizen und die Heide beziehen?

Kaiser, den ich wegen seiner praktischen Kenntnisse für einen der besten unter den niedersächsischen Schriftstellern dieses Fachs schätze, sagt ganz hypothetisch: Wenn die Tanne honigt, so stehen die Bienen, wo die Orte in der Nähe solcher Wälder liegen, besser als die bei dem Buchweizen. Und Hampel, der seiner Magazinbienenzucht auch eine Anweisung zur Waldbienenzucht beigefügt hat, kennt den Nutzen der Waldbienenzucht sehr gut, weil er selbst in Pohlen gewesen ist, empfiehlt dieselbe aufs Beste; er

meint aber doch, daß man seine Bienen nicht in solche Wälder bringen sollte, wo die Waldbäume auf sandigem Boden stünden. Dasselbe sagt auch Wäser. So erinnere ich mich auch aus meiner Correspondenz, die ich mit Riem und Heydenreich hatte, daß sie mir einmal meldeten, wie ihre Bienen bei einem Hungerjahre zum Glück sich noch auf der Fichte und Tanne etwas erholen können, indem sie zufällig sehr gut gehonigt hätten.

Also, da die Tracht auf der Fichte und Tanne eben so wie jede andere Tracht vom Zufalle abhängt; so hat ein Jeder bei Errichtung einer Waldbienenzucht auch eben das zu beobachten, was im dritten Abschnitte des praktischen Theils meiner Anweisung von den Trachten nach den verschiedenen Jahreszeiten gesagt wird.

Die Lehre von den Kenntnissen der lokalen Trachten ist in der Wissenschaft der Bienenzucht eine von denen, die noch gar nicht ausgebildet worden sind; und der Mangel an Ausbildung rührt davon her, weil noch kein Journal für die Bienenzucht hat bestehen können, worin solche Erfahrungen aus den verschiedenen Ländern und Gegenden wären gesammelt worden. Deswegen ist es eine Nothwendigkeit, daß sich Jeder von den Verhältnissen der lokalen Trachten überzeuge und eigene Erfahrung darüber entscheiden lasse.

Der Herr von Ehrenfels hat bei seinen Körben die gute Einrichtung getroffen, daß er den futterbedürftigen Stöcken im Herbste gleich mit einem vollen Honigkorbe helfen kann, welchen er bei geöffneter Haube dem Korbe aufsetzt. Diese Art zu füttern ist allerdings ökonomischer als die mit flüssigem Honig. Wenn er aber die nasse Fütterung dagegen aus dem Grunde als schädlich und tödtlich verwirft, weil dieser Honig in den Zellen von den Bienen nicht zugespündet und vom Winterbroden sauer würde: so hat er die Erfahrung aller Bienenwirthe wider sich. Da ich nun alle Fütterungsarten versucht und erprobt habe, so habe ich eine solche Erfahrung nicht einmal von den Surrogaten, mit welchen ich den Stöcken ihren ganzen Futterbedarf gab, erfahren. Wäre diese Winterfeuchtigkeit den Bienen so gefährlich, so müßte schon überall darüber Klage eingelaufen seyn.

Wenn aber Bienenstöcke mit sauerm und verdorbenem Honige todt gefunden worden, so war nicht der Winterbroden, sondern Krankheit der Bienen die Ursache, welche an der Reproduktionskraft geschwächt gewesen sind.

Die Auswahl der einzuwinternden Stöcke nach geregeltem Wachsbau zu machen, welche der Herr von Ehrenfels mit einigen andern gemein hat, habe ich nach meiner Erfahrung für eine unbedeutende Sache gehalten. Den mehrern oder minderern Abgang an todten Bienen habe ich mehr dem Zufalle der Witterung und dem Winterbroden, der sich, wenn er zurück auf die Wachstafeln fällt, in Rauchfrost verwandelt und bei nachdrücklicher Kälte die Bienen in ihrem Lager tödtet, zuschreiben müssen.

Lukas.

73. Landwirthschaftliche Geographie.

Neueste Nachrichten vom Ackerbau und der Viehzucht in Kanada.

(Nach den neuesten Reisebeschreibungen im Auszuge.)

Die ländliche Industrie steht in Kanada, so wie in mehreren Ländern der neuen Welt, noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Denn obgleich die Kultur des Bodens, Viehzucht, ja selbst etwas Gartenbau, von den dortigen Europäern (Franzosen und Engländern), und zum Theil auch von den Eingebornen (Indianern und sogenannten Wilden) getrieben werden; so bleiben doch Jagd, Fischerei und Handel bei weitem ihre vornehmsten Beschäftigungen. So fruchtbar übrigens großentheils, der strengen Kälte ungeachtet, der Boden ist, so ist das Land dennoch nur längs dem Lorenzstrome am stärksten angebaut. Der größte Theil der ungeheueren Strecken (gegen 30,000 Quadratmeilen) besteht noch immer aus weiten Morästen, sandigen Ebenen und waldigen Einöden. Bis jetzt ist nach dem einstimmigen Berichte aller Reisenden die Gegend um Quebek, Montreal und York am besten angebaut. Hier sieht man große Felder, und es gibt Bauern, die 4 bis 6 Pferde halten. Weiter nach Norden hinauf und gegen Westen zu, nehmen diese immer mehr ab;

über Quebek hinaus hat ein Bauer gewöhnlich schon nicht mehr als 2 Pferde.

Der Kanadische Ackerbau hat mit dem Bremischen in mancherlei Hinsicht viele Aehnlichkeit. Die Brachfelder geben die schönste Weide und abwechselnd wieder die besten Kornfelder. Jeder Einwohner hat alle seine Felder um sein Wohnhaus herum, auch hinreichende Weide und Waldung in der Nähe. Jedes Feld, jeder Garten, jede Wiese ꝛc. ist wie in Kurland, Lief- und Ehstland mit einem Zaun von Pfählen und Stecken gegen das Eindringen der wilden Thiere, Bären, Wölfe ꝛc. umgeben, der mit leichter Mühe abgenommen und anderswohin gebracht werden kann, wo man ihn aufs neue anwendet.

Die Hitze im Sommer ist zwar heftig, aber von keiner langen Dauer. Während derselben entwickelt sich das Wachsthum der Pflanzen, des Getreides und der Küchengewächse mit unglaublicher Schnelligkeit. Alle europäische Getreidearten werden hier reif, und mehrere Reisende, als Herr v. Humbold, Volney, Mackenzie, Lewis, Clarke, Pike ꝛc. haben die Bemerkung gemacht, daß die beiden Extreme des kanadischen Klima seit einigen Jahren merklich im Abnehmen begriffen sind.

Um urbares Land zu bekommen, brennt jeder Kolonist, sowohl der schon lange hier ansäßige, als der neu angekommene, so viel Waldung oder Busch nieder, als ihm gefällt und der zu bearbeitende Acker es erfordert. So wie die Bäume fallen, bekommt er zugleich Holz zum Bau seines Hauses und der Nebengebäude. Die Wurzeln der Bäume untergräbt man, legt Feuer unter und verbrennt sie ebenfalls. So ist, gerade wie in Rußland, der Boden zum Anbau fertig. Aeltere Ansiedler haben schon so viele Waldung zu Ackerlande gemacht, daß sie die schönsten Felder zum Besäen haben.

Der Weizen geräth in Kanada sehr gut, und es werden davon jährlich mehrere tausend Lasten verschifft; jedoch ist dieses bloß von Sommerweizen zu verstehen; denn von Winterfrucht weiß man dort, des langen und strengen Winters wegen nichts. Auch Gerste und Hafer, desgleichen türkischer Weizen (Mais), auch hin und wieder Flachs und Hanf, gedeihen ziemlich gut; Roggen hingegen wird gar nicht gebaut. Erbsen, Linsen, Wicken und Feldbohnen, so wie noch andere Hülsenfrüchte, kommen gut fort.

Alles Getreide wird mit der Sichel und dabei meistentheils sehr hoch von der Erde abgeschnitten, daher man nur kurzes Stroh gewinnt. Das Feld, welches im folgenden Frühjahre besäet werden soll, wird im Herbste gepflügt und bleibt so den Winter hindurch liegen. Im Frühling wird der Samen ausgestreut und der Acker alsdann mit dreyeckigen Eggen beegget.

Ganz vorzügliche Verdienste um den Ackerbau hat sich in Kanada in den neueren Zeiten der englische Gouverneur Simcoé erworben. Dieser thätige Menschenfreund und wahre Vater der Kanadier hofft es durch fortgesetzten Fleiß, Aufmerksamkeit, und besonders durch zweckmäßige Vertheilung der weitläuftigen Ländereyen, dahin zu bringen, daß nicht nur Kanada, auch bei zunehmender Volksanzahl, für sich selbst genug Getreide erzeuge, sondern auch eine Kornkammer für England werde.

Die vortreffliche Weide macht, daß, des rauhen Klimas ungeachtet, die Viehzucht überaus gut gedeiht. Jeder Landbewohner hat seine Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe und Schweine, auch hin und wieder Ziegen. Hornvieh gibt es hier in sehr großer Menge. Man findet nicht selten Ochsen von 500 bis 800 Pfund schwer, überaus fett, und ihr Fleisch von gutem Geschmacke. Von den Kühen bekommt man vortreffliche Milch und Butter; Käse hingegen wird wenig gemacht.

Alles Vieh bleibt den langen Winter hindurch im Stalle, wo es ziemlich gute Pflege erhält. Viele lassen es indessen auch, zumal das nicht trächtige, in ihren Gehöften und weitläuftigen Gehägen auf dem Schnee herumlaufen, und streuen ihm Stroh und Heu auf dem Schnee vor, welches sie zugleich mit dem Schnee, statt des Wassers, mit dem größten Appetit nach und nach auffressen. Daß bei einer solchen Kost das Vieh nicht sehr fett werden kann, dabei mager und langhaarig aussieht, läßt sich leicht denken. Gleichwohl ist es gesund und munter, und der Genuß der frischen Kräuter auf fetter Weide im Frühlinge, setzt es innerhalb weniger Wochen wieder in guten Stand. Viehseuchen sind in Kanada eine ganz unbekannte Erscheinung, so wie auch der Mensch, nicht nur der eingeborne Amerikaner, sondern auch der eingewanderte Europäer, einer dauerhaften Gesundheit genießt und ein hohes Alter erreicht. Petri.

74. Landwirthschaftliche Berichte.

Böhmen. Bunzlauer Kreis. *)

Kuttenthal, den 2. Oktober 1821.

Das liebe Säen ließ sich gestern zum Erstenmal mit dem Weizen so außerordentlich schön an, daß ich nur säen und ackern ließ, und (nach der vernünftigen Konjektur, daß bei dem ringsherum ausgeheiterten Firmament, bei einer wahren Kälte eher Schnee, als Regen kommen könnte) hiemit den eingeackerten Samen nicht eineggen ließ, um die Arbeit zu fördern. Patsch! da fiengs heute früh manierlich, aber hernach so derb zu regnen an, daß mein Konzept ganz verdorben wurde, und ich itzt noch nicht weiß, soll ich ein anderes Stück besäen lassen, oder nicht? Ein eiskalter heftiger Wind bläst freilich; aber ob in seinem Nachtrab nicht wieder ein Abgesandter des Neptuns herschleiche, kann man bei den heurigen revolutionären Wetterchikanen gar nicht bestimmen.

Da bekam ich am 29. ein Schreiben von meinem alten Kameraden aus dem Klattauer Kreise. Der gute Alte beschreibt auch die elende Erndte so ausführlich, daß er keinen vollständigern Bericht davon an den delicatesten Wirthschaftsrath hätte erstatten können. Aber er ist auch wörtlich mit allen den an dich bereits erstatteten so gleichlautend, daß es überflüßig wäre selben zu kopiren. Der einzige Umstand ist von dem meinen besonders divergent, daß es dort am Johannestag im Juny und am 30. August „Eis fror," wodurch ihr Hauptprodukt, die Erdäpfel zweymal erfroren sind, so auch die Kornähren; vorzüglich soll die Gerste größtentheils körnerleer seyn, besonders die, welche in Vertiefungen angebauet wurde; auch das liegende Korn ist — bei dem 14tägigen Regen — wie hier, gewachsen; von den überhudelnden Wirthen wurde es zwar eingepanset; aber weil es sich in der Scheuer erhitzte, und zu wachsen anfieng, mußte es wieder heraus gerissen und auf die Aecker zum Trocknen geführt werden. Er schließt auch damit: „Wir werden heuer ein elendes Brod, miserable Knödel, und trübes Bier bekommen," und fürchtet mit Recht ein hartes Zehrjahr für Menschen und Hausthiere. — So meldet er auch, daß dort die Lämmer, wie hier, größtentheils eingingen, und dem übrigen Schafvieh nichts besseres bevorstehe aus eben den Gründen, die ich dir vorlängst angab Item sagt er, daß in dem dortigen Gebirge das Getreide schwerlich zur Reife kommen würde, und daß es am 15. Sept. ein einziger Bürger zu S — erst zu legen begann; daß in seiner Gegend und Umgegend am 18. Sept. noch Weizen genug stand und lag, was um so auffallender ist, weil sonst um diese Zeit schon dort, und auch hier, die Wintersaat begann.

Haben doch auch hier in der Nähe manche erst unlängst ihren Weizen gesammelt, der aber, des anhaltenden Regens wegen, zolllang auswuchs. Und gestern und immer noch bringen meine hiesigen Nachbarn ihre Erbsen und Hülsenfrüchte ein, auch sah ich gestern zwey Wägen mit Grummet herfahren, das mit dem meinen vor 14 Tagen gehauen wurde. Mag hübsch aussehen!

Bei dem Abdrusch meiner Samenkörner ergibt sich, daß Korn und Weizen nur auf 3 Viertel gehäuften Maßes schüttet — Erbsen und Linsen auch nur ein Drittel weniger gegen der sonstigen gewöhnlichen Schüttung. — Wie wir bemerkten, so verdorrte oder erfror die Blüthe, besonders bei den früher gesäeten Linsen, und selbst die angesetzten Schoten waren größtentheils ohne Körner — byly bluché. Bei den Erbsen mag der allzugeile Trieb viel Stroh, aber wenig Schoten angesetzt, und die näher an der Erde liegenden dem Verfaulen preis gegeben haben — also multum clamoris, parum lanae Anderwärts schütten diese Früchte ungemein viel.

Ad vocem „lanae." Unsere Schafe sind schon zur Schur geschwemmet, aber des frostigen, regnerischen Wetters halber noch nicht geschoren. Der Preis, wie in der fürstl. Kanzlei (120 fl. C. M. pr. Centner) wird uns aber gewiß nicht geboten; wird ziemlich wieder fürs Pfund 1 fl. 45 — 50 kr. bezahlt werden — und das etwa erst in einigen Wochen, bis die jüdelnden Speculanten unter einander die Tariffe ausmitteln. So ist aber der Producent in allen seinen Artikeln der Spielball dieser saubern Gilde, und muß vorlieb nehmen, was ihm für seine sauer und bitter und kostspielig herausgewühlten Erzeugnisse geboten wird, indeß der Manufacturist, der Kaufmann, der Handwerker rc. seine Prozente nach Belieben und Willkür anschlägt und eintreibet.

Gestern sammelten wir auch unsern elenden Hirsen nach 15 Seidel Aussaat mit 14 Garben, wo wir sonst auch über 5 Mandl fechseten auf einem weit schlechtern Acker, und heute droschen wir, o Elend! ganze 2 Viertl,

*) Durch Zufall verspätet. D. H.

1 Mßl. ab — sonst von jedem Mandl, wenn nicht 1, gewiß ½ Strich. Wieder ein schreiendes Deficit im Hause mehr! Ueberhaupt mißrieth heuer diese Getreidegattung in der hiesigen Umgegend größtentheils. Kälte, kalte Winde und Regen schadeten ohne Zweifel, so wie die Erdäpfel zurück blieben, die eben keine Freunde vom allzunassen Wetter sind. Aber unser schöner Klee stehet immer noch! Vielleicht besser, als wenn er läge bei diesem immerwährenden Regenwetter! Heute war es bestimmt ihn zu hauen, wurde aber wieder contremandirt.

Den 3. früh. Der Wind führte richtig einen starken, lange anhaltenden Regen nach sich, der also nicht zuließ das angeordnete Eineggen des Weizens nur halb zu verrichten. Sein Toben dauerte die ganze Nacht hindurch, und hält noch an, obschon mäßiger, und deßwegen ließ ich, um nur keine Zeit zu versäumen, doch wieder auf einem andern Stücke Weizen säen. Aber wie erschrack ich, als ich vor 4 Uhr früh draußen war, und hinter unsern Gebäuden lichterlohe Feuerwolken erblickte — es brannte wirklich sehr stark, und rauchet immer noch, wie ich itzt aus meinem Bodenärker sehen konnte; es scheint eines der zur F. Rohanschen Herrschaft Rzepin gehörigen Dörfer getroffen zu haben. Da waren wohl alle Löschanstalten durchaus vergeblich! Arme Leute! — Wie einem aber zu Muthe seyn muß, wenn man fast jede Woche von so traurigen Ereignissen Nachricht erhält, und wann überdieß noch zu befürchten ist, daß bei dem argen Wetter und möglichen Frösten die Saat entweder sehr spät, oder vielleicht gar nicht vollendet werden könne; so weiß man in der That nicht mächtige Trostgründe genug für sich und Andere aufzustellen, um nicht kleinmüthig oder zaghaft zu werden!

Den 4. Vormittags. Vor Tagesanbruch regnete es tüchtig, itzt ist ein mit Händen palpabler Nebel, wobei es zugleich siefert, wie wir gemeinen Provinzialisten uns ausdrücken, also ist die liebe Saat wieder im Stocken!! — Wie man hört, so brannten gestern im Dorfe L den 15 Häuser, das herrschaftliche Bräuhaus und Meierei ab — dem dortigen jüdischen Pächter soll viel Weizen verbrannt seyn. So sollen eben diese Nacht in einem zu unserer Herrschaft gehörigen Dorfe Hlawno 6 Häuser abgebrannt seyn.

Nachmittag. Im Hochgebirge müssen noch stärkere Regengüsse, als bei uns, dieser Tage gewesen seyn, weil die Iser wieder aus ihren Ufern trat, und weite Strecken überschwemmte; die Mühlen stehen nicht nur, es ist auch kein Zu- und Abgang zu selben.

Ich ließ wieder säen und ackern, eggen läßt sichs aber nicht, und wie es sich beim Untergang zeiget, so wird morgen wieder schmieriges Wetter; auch trüben sich itzt schon die Wolken, daß ich beinahe ¾6 nichts sehe!

Vor Schlafengehen besah ich noch das Himmelsgewölbe mit Vergnügen, an welchem die unzähligen Sterne wie Diamanten glänzten, und zu meiner guten Hoffnung auf den künftigen Tag zeigte sich auch ein Theil der Milchstraße; mein Kanarienvogel badete sich nicht, die Enten tauchten auch nicht unter — also kann der kommende Tag günstig werden.

Den 5. Deine Blätter brachten vielleicht den sogenannten Altenweibersommer mit, der sich wenigstens heute in seiner Schönheit zeiget, und das verschobene Eineggen sehr vortheilhaft befördert. Ich lief nach der Schule auf den Weizenacker, und fand die Arbeit sehr gut.

Den 6. Mittags. Du hast recht, daß uns ein strenger und trockener Winter bevorstehen mag, und darf auch ich mein Prognosticon in Anschlag bringen, so wird er sich bald einstellen; denn das Laub fällt nicht nur von Obstbäumen, sondern auch von den Waldstämmen sehr gelb, häufig, und zeitlicher als sonst ab, was wenigstens in illo tempore, als noch keine so ungewöhnlichen Revolutionen in der ganzen Natur waren, richtig eintraf.

Der Alteweibersommer will nicht recht Stand halten — es spritzte schon einige Male, und itzt ½5 Uhr sammeln sich graue Wolken, und in der Ferne auch Dünste, welches für morgen oder die folgenden Tage eben keine gute Aussicht zeiget. Videbimus.

Den 7. Alle Dächer und Gräser waren heute früh mit eisigem Reife bedeckt — der erste Vorbote und Gewährsmann meiner gestrigen Vorhersagung. Unsere vor zwey Tagen erst geschorenen Schafe werden es am besten empfinden. —

Eines meiner Pferde ist so krank, daß ich es zu keiner Arbeit brauchen kann. So was ist aber doch außerordentlich penibel für einen Landwirth zur Saatzeit! besonders wenn es eintrifft: „Deficiente pecu — deficit omne nia.“

Um ½5 Uhr. Der Tag ist prächtig, Sonnenschein, windstill, angenehm warm, und der alten Weiber Flor hängt auf allen Stoppeln und auch um meinen Haselstock herum. Ich besah meine neu besäeten Fluren, Weizen zeigt sich noch nicht, aber das Korn drängt schon seine fuchsrothe Hächelchen heraus — es ist altes Johanneskorn aus fremdem Boden den 27. Sept. gesäet — geht recht gleich und nicht gar zu dicht auf. Hält die Witterung so günstig an, so wird die übrige Saat ungleich bequemer und vortheilhafter bestritten werden können. —

Den 9. früh. Heute ist ein trüber, unfreundlicher Tag, der wohl auch etwas Nasses zusammen bringen kann — wäre Schade; denn die Feldarbeit ist itzt gar leicht und schön. Als ich meine gestrige und heutige Feldbestellung zensurirte, fiel wie ein dichter Thau oder Nebel, aber nur sehr kurze Zeit — mein Bursch will erst morgen egaen, um mehr ackern zu können.

Wegen der aus ihren Ufern ausgetretenen falschen, trügerischen, und schnell anwachsenden Iser habe ich nachträglich zu melden, daß am 4. Oktober vier mit leeren Kleefahrwägen von Jungbunzlau zurückkehrende Bauern — einer mit 2 Ochsen, der andere mit 1 Pferde — unter dieser Stadt auf der überschwemmten Brükke vom Wasserschwall ergriffen und mit dem ganzen Fahrzeug sammt Bezügen ein Raub der Wellen, und sehr weit weggetrieben worden sind. Früh passirten sie noch mit voller Ladung diese Brücke trocken. Vigilate!

Für die einschürige Wolle bietet man hier 1 fl 36 kr., wofür ich aber meine paar Pfund expresse nicht hinzugeben gesonnen bin. Gestern verkaufte ich einige Striche Weizen um 12 fl. —.

Um ½5 Uhr. Gestern fiel auch unser Klee — wann der aber trocken wird? Indessen mustert ihn der Bursche tüchtig für das malade und das gesunde Roß, und die Mägde tragen heute auch schon einige Körbe weg.

Itzt läuft dem Rosse die zurückgetretene Drüsenmaterie zur Nase und durch den Urin heraus, es ist schon mit mehr Lust, ist munterer, und verdient sich auch sein Futter mit Ackern wieder, vielleicht trug dieser frische Klee und der Trank mit Weizenkleien, und itzt gekochte Gerste zu seiner Erleichterung vieles bei.

Den 18. Heute säe ich meinen letzten Weizen, und dann etwa noch 4 Strich Korn, und dann finita la comedia! Gott Lob! daß die Witterung zur Saat bisher so günstig war. Ich hatte gewünscht, diese Woche mit der Saat ganz fertig zu werden; aber theils geht die Arbeit, des kranken Gaules wegen, langsam, theils hindern auch Nebenarbeiten mit Rüben, Erdäpfeleinbringen, Dünger ausführen rc. die ordentliche, ununterbrochene Ackerung. Indessen habe ich Kollegen genug, die noch ungleich mehr zu säen, und sogar noch Wicken einzubringen haben. Wegen der spätern Kornsaat bin ich weniger besorgt, wenn nur sonst die Witterung hernach günstig bleibet.

Den 22. 11 Uhr. Die erfreulichste Nachricht — wenigstens nach meiner Ansicht — ist, daß am 20. Abends unsere liebe Saat recht hübsch und glücklich geendiget ward, und daß das früher gesäete Wintergetreide wunderschön aufgehe, wie es auch durch die Erdfeuchte, Lokkerheit des Bodens und öftere Sommerwärme dazu bestimmt wird. —

Den 23. Besonders auffallend ist mir heuer, daß dieser Tage wieder eine weiße Rose in meinem Gärtchen blühet, und eine junge Königskerze im schönsten Flor da stehet, was um diese Zeit im nahen Spätherbste wirklich etwas Ungewöhnliches ist. Aber was Dir und uns wieder gar nicht lieb ist, daß alle Holunderbeeren entweder abfielen, oder so wässerig sind, daß sie aufspringen, hiemit kein Roob verfertigt werden kann.

Auf der Horkaer Herrschaft mähen sie itzt erst ihre Grummetwiesen, die bisher unterm Wasser standen und derb verschlammet sind. Vermuthlich werden sie das Gras waschen müssen, um es genießbar und für das Vieh unschädlich zu machen — aber wann wird es trocken werden? Wegen zu fürchtendem Futtermangel, da um 140 Fuhren weniger gefechset wurde, verkauften sie die abgesetzten 2jährigen Kälber rc die sie zu erhalten sich nicht getrauen. Anderwärts herrschet unter dem jungen Schafvieh die Mund- und Klauenseuche, auch Leberfäule, als Folge der nassen Weiden im Frühling. Item sollen hie und da hitzige Krankheiten unter Menschen wüthen, die in kurzer Frist viele wegraffen. Andere leiden an Betäubung von der schädlichen matonoha (Taumellolch) in dem Gerstengetreide. Neulich sah ich hier ein Stück Brod von gewachsenem Korn — mehr schwärzlich, als braun, oder gelblich, und wie Tischlerleim, und zäher, spindig — daß mir das Herz

wie that. Die Folgen davon werden betrübt genug seyn. Vielen Hausmüttern gelingt es aber doch, genießbares Brod davon zu backen, welche eine oder die andere Caution beobachten — am zuverläßigsten mit beigemischtem Erbsenmehl, wenn NB. auch die Erbsen nicht gewachsen sind.

Den 30. Auf unsern Aeckern gibt es unerhört viele Mäuse — bei dem 6ten Schritte tritt man auf 10 und mehr Löcher, die aus ihrem untern Erdgeschoß herausgehen. Meine Hunde haben schon sehr viele herausgescharret und verzehret. Mein verstorbener, unvergeßlicher Taglöhner sagte: „Diese Erscheinung bedeute Theurung und Mißwachs." Eine schon erlebte Erfahrung; gleich nach seinem Tode bewährte sich wirklich seine Aussage. Gott gebe, daß es jetzt nicht wieder eintreffe. Zum Glück gewahre ich so was noch nicht in den frisch besäeten Feldern, auf denen aber die Maulwürfe und Spitzmäuse hohe Haufen aufwerfen, und so die Mäuse in ihre unterirdische Schlupfwinkel succediren lassen.

Sonst stehen aber die neuen Saaten alle wunderschön.

Diese 3 Tage haben wir dichte und stinkende Nebel und pikante Naßkälte dabei, wie es gewöhnlich um Aller-Seelen zu seyn pflegt.

75. Landwirthschaftliche Institute.

An der Preußischen Rhein-Universität zu Bonn.

Dieß auf Anregung des vortreflichen Ministers von Altenstein ganz neu etablirte ist wohl das erste seiner Art, was als Zubehörde zu einem akademischen Lehrstuhle der Landwirthschaft eben so von Staats wegen aufgenommen ist, wie bisher Clinikum, botanische Gärten rc. bei den medicinischen Lehrkanzeln. Dadurch erhält es auch eine andere Stellung, da es hier nicht Hauptzweck ist ausschließlich Landwirthe von Profession zu bilden, sondern den akademischen Bürgern aller Art Gelegenheit zu geben, sich auch über diesen Theil des menschlichen Wissens und Könnens, richtige Begriffe in der Anschauung zu versinnlichen und die Hauptgrundsätze und Vortheile auch in der Anwendung zu zeigen.

Das Institut ist mit Domainen-Ländereien ausgestattet, die aber größtentheils noch aus den dermaligen Pächter-Händen zurück erwartet werden müssen. Mit dem Frühjahre 1822 wird die Anstalt erst eigentlich eröffnet werden.

Folgenden Fruchtwechsel hat sich der Direktor, Prof. Sturm bei seiner Bewirthschaftung vorgesetzt: 1) Kartoffeln, Kohl, Rüben, Bohnen, Sommerraps, stark gedüngt. 2) Weizen, im Frühjahr Klee darunter. 3) Klee. 4) Gerste, Haber, Sommerweizen, auch wohl Winterroggen. 5) Wicken, Erbsen, Bohnen. 6) Roggen, Wintergerste und dann noch Stoppelrüben. Vielleicht noch 7) eine Winterfrucht.

76. Landwirthschaftlicher Handel.

Realisirung meiner Wollmagazinirungs-Anstalt in einigen Punkten. D. H.

Bedingungen, unter welchen die unterzeichnete Handlung alle Gattungen Schafwolle zu jeder Zeit auf ihrem Magazin zum Verkauf übernimmt:

1) Für Lagermiethe, Feuer-Assecuranz und Verkaufs-Provision werden Zwei Procent vom Verkaufs-Preise berechnet. Außer baaren Auslagen finden keine weitern Unkosten statt.

2) Die Wolle wird nach ihrem wirklichen Werthe gegen Feuersgefahr versichert und der Versicherungs-Betrag im Lagerschein bemerkt.

3) Wird, wenn es verlangt wird, ein Vorschuß zur Hälfte bis ⅔ des Werths auf die Wolle gezahlt und das Kapital vom Empfänger mit ½ Procent pro Monat verzinset.

4) Dafür kann die Wolle ein ganzes Jahr in einem sehr passenden und geräumigen Locale lagern; dem Eigner steht es jedoch frei, gegen Zurückzahlung des Vorschusses und Berichtigung der Zinsen und Lagerungskosten, jederzeit über dieselbe zu disponiren. Wegen des Werths der Wolle findet in diesem Falle eine billige Einigung statt.

5) Sollte die Wolle bis Ausgang des ersten Jahres nicht verkauft worden seyn, so muß, wenn dieselbe noch ferner auf dem Lager bleiben soll, eine neue Uebereinkunft deshalb getroffen werden.

6) Sowohl beim Verkauf als bei allen andern Gelegenheiten, wird der Vortheil der Verkäufer wahrgenommen und diese von Zeit zu Zeit von den Preisen und etwa geschehenen Geboten unterrichtet werden.

Berlin, im Mai 1821. Benj. George, Zimmerstraße Nr. 25.

Mitredakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
März. — Nr. 22. — 1822.

77. Schafzucht.

Eine der merkwürdigsten und vollkommensten, wie wohl wenig bekannten Merino-Heerden.

Sie befindet sich in der Nähe von Genf, im Ländchen Gex (Depart. de l' Ain) zu Naz, und gehört den Herren Girod, Pereault und Montanier, welche einen Verband schloßen, einzig zur möglichsten Vervollkommnung der Merino-Zucht. Also ein Schafzüchtler-Verein im Kleinen!

Die Heerde stammt von einem originalen Stamm ab, welchen Herr Girod vor 25 Jahren selbst in Spanien aus Leonesern auswählte.

Daß diese in reiner Inzucht fortgepflanzt worden, was freylich ein Hauptpunkt für alles Weitere ist, wird nicht ausdrücklich gesagt, muß aber vermuthet werden.

Sehr beruhigend für meine Ansichten und sehr bestätigend für meine seit mehreren Jahren in diesen Blättern entwickelten Grundsäze der Schafzucht ist folgende Nachricht über sein Verfahren.

„Indessen andre Schafzüchtler ganz falschen Ansichten folgten, mehr für die Fleischbank arbeiteten, auf große Gestalten, Vermehrung der Fleisch- und Wollmasse durch reichliches Futter hinarbeiteten, blieb Hr. Girod bei seiner Ueberzeugung, daß sein Stamm ihm allein und am besten durch möglich feinste und schönste Wolle rentiren werde. Sein Hauptaugenmerk blieb daher auf höchste Feinheit, Kraft und Gleichheit der Wolle hinzuarbeiten. Strenge Auswahl der Zuchtböcke, die er für die Hauptsache erklärt, hinreichend Futter, aber wirthschaftlich zugetheilt, gesunde, aber keine Fettweiden, das waren die Mittel, wodurch er sich einen, so zu sagen, ganz neuen Schlag bildete, den er als klein, wohlgebaut und fast so kräftig und stämmig, wie das dortige Landschaf, bezeichnet."

(Anmerkung. Im Wesentlichen grade die Grundsäze, die ich in diesen Blättern so oft und auch, anfänglich nicht ohne Widerspruch, beim Schafzüchtlerverein aufstellte, wobei ich nur aufmerksam mache,

1) daß hier abermals eine Thatsache vorliegt, welche beweiset, wie sehr selbst eine edle Originalrace, noch vollkommnerer Hinaufbildung nicht nur fähig ist, sondern diese auch im höhern Grade erreicht und fest hält. Wer diesen Satz in Theorie und Praxis recht versteht, und anwendet, hat den Schlüssel, das Höchste zu erreichen.

2) Daß ich auch in der Auswahl der Mütter sehr streng vorgehen würde, und

3) wovon Hr. Girod ebenfalls nichts erwähnt, daß ich noch strenger im Ausstoßen aller Individuen vorgehen würde, welche in irgend einer Beziehung unter der bereits erreichten Stufe stehen.

4) Das Maß des Futters scheint mir noch ein wichtiger, zum Theil problematischer Punkt, dessen Ausmittelung man sich zwar schon sehr genähert, aber ihn doch noch nicht so genau bestimmt hat, wie es zu wünschen wäre; sey die Rede vom Weiden, von der Winter- oder von der Sommer-Stallfütterung. Manche Wollhändler ziehen eine magere Wolle, und bestehen auf kargere Fütterung. Ich mache, zufolge über-

kommener Pflicht, den Schafzüchtler-Verein, auf diesen Gegenstand, der nicht wenig schwierig und verwickelt ist, aufmerksam, damit er genauer geprüft, und möglichst ins Reine gebracht werde. *) Nur eine Reihe sorgfältig und methodisch angestellter Erfahrungen wird hier Licht geben können.

5) Die gesunden, aber dabei magern Weiden sind, wie ich vermuthe, auf dem Jura-Kalk-Gebirge, dessen Ausläufer, wie ich glaube sich ins Ländchen Ger hineinziehen. Ueberhaupt scheinen Weiden auf Kalkgebirgen ganz vorzüglich der höhern Schafzucht zuzusagen, wenn sie nicht zu hoch steigen, und bei ihrem gewöhnlichen Wassermangel durch nichts besser, als Schafzucht benutzt werden können.

6) Es scheint als ziemlich allgemeiner Satz angenommen werden zu können, daß bei den feinern Schafracen die Körpergröße im umgekehrten Verhältnisse mit der Woll-Feinheit stehe.

Daher müßte man, ist dieser Satz richtig, das Verfahren des Herrn Girod billigen. Nur ist der Begriff klein und groß so relativ, daß genauere Bestimmungen nothwendig erforderlich sind, damit man nicht ein unnöthiges Extrem von Kleinheit für wesentlich halte.

Es ist auch die Kleinheit an sich näher zu bestimmen, und ob sie ganz oder theilweise gemeint ist. So z. B. scheint ein kleines, d. h. kurzes, aber stämmiges Fußgestell mit tonnenartiger Körperform (welche deshalb doch die gewöhnliche Mittelgröße der Merinos beibehielte) vortheilhaft. Und es ist dies abermals ein problematischer Punkt der Aufmerksamkeit des Schafzüchtler-Vereins würdig, welcher bei strengerer Prüfung ohne Zweifel von selbst finden wird, daß die höhere Schafzucht so viel noch zu thun giebt, daß man füglich die Gegenstände der gemeinern noch auf sich beruhen lassen kann. Die Frage wäre also: Wie weit soll Verminderung des Körperbaues gehen, um höchste Feinheit der Wolle mit geringster Aufopferung ihrer Menge zu begünstigen?

Der Herausgeber.)

Der sich später bildende, obenerwähnte kleine Verein überzeugte sich, daß bei der Merino-Zucht der von Hrn. Girod eingeschlagene Weg der einzige und beste sey, und daß man über kurz und lang vor Allem nur nach möglichst feiner und vortrefflicher Wolle fragen würde, befolgte daher durchaus seine Ansichten, und setzte sein Verfahren fort, und sieht nun seine Beharrlichkeit und Mühe belohnt.

Ja, der Erfolg übertraf seine Erwartungen. Er brachte es dahin, daß gegenwärtig die von ihm produzirten Wollen in Feinheit und den übrigen wesentlichen Eigenschaften alle andern übertreffen, die im Handel vorkommen — nicht nur die spanischen, deren Schönheit durch schlechte Wäsche und andere ungünstige Umstände sehr leide, sondern auch die sächsischen, die in so hohen Preisen stehen; die im Louvre öffentlich ausgestellten, die königl. französischen Schäfereyen in Perpignan und Rambouillet und einige 20 andere Heerden der bekanntesten Schafzüchtler in und außer Frankreich.

Außer der Originalität der Race und der angemessenen Nahrung schreiben die Eigenthümer jenen Erfolg ihrem Grundsatze zu, immer auf einen kleinen Körperbau hinzuarbeiten, den sie durchaus für nöthig erachten, wenn man bedeutende Fortschritte in der Wolle-Vollkommenheit machen will.

Sie führen als vieljährig erprobten Erfahrungssatz an:

daß Schafe, deren Körperbau durch zu reichliche Nahrung vergrößert worden, niemals es zu hoher Woll-Vollkommenheit bringen,

und daß ein Futtersatz, der die ursprünglichen Dimensionen, so wie zu Rambouillet und andern be-

*) Von mehreren Seiten höre ich, daß der Schafzüchtler-Verein seine ganze Tendenz erweitern und verändern wolle, wozu ihm sehr Glück zu wünschen, so wie den Meistern, die dies bescheiden angefangene Werk, weit größer und schneller vollenden werden, als die Stifter (die das Verlangen zu lernen, hauptsächlich vereinigte), welche mit den gleich anfänglich 8 aufgestellten Untersuchungs-Punkten noch nicht fertig werden zu können allezeit glaubten.

Der Herausgeber.

rühmten Heerden vergrößert, auch in gleichem Verhältnisse die Wolle gröber mache.

(Anmerkung. Hiernach scheint der Sinn dahin zu gehen, nicht etwa die ursprünglichen Dimensionen durch Kunst noch mehr zu verkleinern, sondern nur ihre Vergrößerung durch zu reichliche Fütterung zu verhüten — was man wird zugeben müssen, und wofür Beispiele genug, namentlich sehr im Großen in England sprechen.

Nebenbei erfahren wir hier, neben dem Mangel vollkommen reiner Inzucht, einen zweyten Fehler der Rambouilleter Schäferey.

Der Herausgeber.)

Als sichersten Beweis der hohen Feinheit und Vollkommenheit der Nazer Wolle führt er ihre Preise an. Vor 1819 gieng das Pfund nur um einige Sous höher weg, als die feinsten andern Wollen. Bis dahin machte man wenig oder keinen Unterschied zwischen den spanischen feinern und Mittelwollen. Aber nun lernten die Wollhändler die spanische Wolle waschen, und verschafften sich dadurch weit genauere Kenntnisse von deren Beschaffenheit, die ihnen zuvor ganz gefehlt hatten.

(Anmerkung. Eine lobenswürdige Aufrichtigkeit! Man sieht daraus abermals bestätigt, wie gar jung die Wissenschaft der höhern Schafzucht ist. In der That gieng ich, als ich im Jahre 1814 den Schafzüchterverein vorschlug, von der Ueberzeugung aus, ohne jedoch das Herz zu haben, sie sogleich laut auszusprechen, daß wir noch gar wenig wußten, und selbst über die ersten Begriffe dieser wirklich sehr verwickelten Lehre noch nicht im Reinen wären. Später hatte ich das Vergnügen, diese Wahrheit von allen unpartheyischen und weiter sehenden Mitgliedern des Vereins förmlich anerkannt zu sehen, und damit war auch der erste und wichtigste Schritt geschehen, in die ganze Kenntniß, Grundlage, Ordnung und System zu bringen.

Der Herausgeber.)

Von nun an ward ein großer Unterschied in den Preisen gemacht, je nachdem die Wolle feiner war, und je nachdem ein Bließ mehr Prima hatte. Die Mittelwollen schlugen nun um 40 Prozent ab. Die Nazer aber stieg durch Conkurrenz der Käufer noch um 10 Prozent über den alten Preis der allerfeinsten Wollen, stand also überhaupt um 50 Prozent höher, als alle spanischen Wollen in der Gegend.

Voriges Jahr (1821) ward sie bedeutend höher als die Rambouilleter verkauft.

(Anmerkung. Warum sind die Preise nicht genau angegeben?

Der Herausgeber.)

Ihr Käufer, ein reicher Wollhändler, wohnt außerhalb der französischen Douanen-Linie, mußte also die schweren Zölle und die beträchtlichen Frachtkosten tragen, und fand doch seine Rechnung dabei, sie gewaschen den französischen Fabrikanten zu verkaufen.

Ferner berufen sich die Eigenthümer auf das Zeugniß des Herrn Marcot de Genlis, Direktor des großen Pariser Woll-Magazins, der, nachdem er die Wollen der vornehmsten, französischen und andern berühmten Heerden hatte waschen lassen, erklärte, daß keine nach der Wäsche so schön ausgefallen sey, als die Nazer.

Aus der Differenz von 50 Prozenten in den Preisen der Merino-Wolle, nach den verschiedenen Graden ihrer Feinheit, gehe unwidersprechlich hervor, daß selbst die berühmtesten Schafzüchtler nicht den rechten Weg eingeschlagen hätten.

(Anmerkung. Wenn sie nämlich gleich lange gearbeitet haben; sonst würde der Schluß des Verfassers nicht nothwendig folgen müssen.

Der Herausgeber.)

Von ihnen herstammende Heerden erzeugten eine große Menge Secunda und Tertia.

(Anmerkung. Grade wie im Oestreichischen, wo noch obendrein so häufig veredelte Mestizen, als Original-Zuchtthiere gekauft wurden, und der Rückschlag um so mehr erfolgen mußte, wenn man wieder ohne strenge Grundsätze bastardirte.

Der Herausgeber.)

Diese Wolle fielen, um 40 und die von ihnen fabricirten Tücher um 25 p. C., indessen Tücher erster Qualität ziemlich unveränderlich in ihrem Preise blieben.

Da der Fabrikant auf Tücher geringerer Qualität nichts verdiente, dagegen auf feinste Tücher noch 15 Franken auf die Elle (!!) gewonnen wurden; so woll-

te sich nun Alles auf feinste Waare legen und der Elboeufer Fabrikant es jedem in Louvier gleich thun. Da war nicht genug feinste Wolle vorhanden, um der Nachfrage zu genügen und so mußte sie natürlich steigen.

(Anmerkung. Dasselbe ist der Fall in England und es scheint: nur hier und in Frankreich wird feinste Wolle vornehmlich gesucht und bezahlt; weit weniger in den Niederlanden und im Oesterreichischen.

Der Herausgeber.)

Durch diese ganze Lage der Dinge glauben die Eigenthümer, als gute französische Patrioten den Französischen Wollhandel sehr gefährdet und prophezeihen ihm große Verluste.

„Während dem man die oben erwähnten Mißgriffe in Frankreich gemacht, hätten die großen Grund-Eigenthümer in Deutschland, Ungarn, Rußland und Pohlen, auf ihren Besitzungen die Zucht der Merinos im Großen eingeführt."

(Anmerkung. Das ist wahr!

Der Herausgeber.)

„Sie hätten alle die Grundsätze des Herrn Girod befolgt."

(Anmerkung. Hier scheint der Verf. in einem großen Irrthum. Ohnerachtet ich nicht mehr in Oesterreich wohne; so hänge ich doch noch so sehr an diesem großen schönen Staat, daß ich von Grund des Herzens wünschte, er redete wahr. Alle Oesterreichischen Schafzüchtler werden wissen, wenn sie unbefangen reden wollen, daß nur ein geringer Theil ausschließend auf höchste Feinheit hinarbeitete, und daß gerade die großen Grundbesitzer am wenigsten im Fall waren dieß zu thun. Rußland und Pohlen haben ihr Werk seit wenigen Jahren erst angefangen, und Sachsen verhältnißmäßig ausgenommen, kann sich auch das übrige Teutschland weder im Alter des Veredlungsgeschäfts, noch in der Zahl der veredelten Thiere mit Oestreich messen. Dieses gibt also in der vom Verf. aufgestellten Parallele den Ausschlag. Und wie es da stehe, ersieht man am besten, aus den in diesen Blättern seit 1814 mitgetheilten Akten des Schafzüchtler-Vereins. Bey weitem die große Mehrheit opferte einen und auch mehrere Feinheitsgrade größerer Wollmenge. Nur seit ich standhaft seit einigen Jahren dieses Verfahren bestritt und die Untersuchung darüber in Anregung brachte, fangen itzt mehrere an, dies System zu ändern, womit aber so geschwind die großen Heerden nicht gleich umzuwandeln und eine Menge entgegen stehende Hindernisse zu überwinden sind.

Der Herausgeber.)

Der Verf. sieht aber in wenigen Jahren im Geist schon Millionen feinster Merinos in den genannten Ländern hervorgehen, die durch die Menge ihrer vorzüglicheren Wollen, die französischen herab drücken würden.

(Anmerkung. Wie gesagt, so leicht und so schnell geht dieß nicht. Dann ist der Vorsprung nicht so groß, daß die Französischen Schafzüchtler nicht eben so gut wie jene einlenken könnten. Aber immer wird durch die Zunahme der edlern Schafzucht in Osten, die westliche sowohl in Frankreich als Spanien einen stets bedeutender werdenden Concurrenten bekommen.

Der Herausgeber.)

Frankreich werde sich dann durch seine Douanen helfen wollen. Dadurch werde es aber nur bewirken, daß, wie auch schon geschehen, dort neben den neu entstandenen großen Heerden auch Fein-Tuch-Fabriken gegründet werden würden.

(Anmerkung. Wenn nur das Gründen so leicht und das Erhalten und Ausbilden nicht noch schwerer wäre, als das Gründen. Der Verfasser scheint mit der Geschichte und dem Wesen der Oestreichischen Fein-Tuchfabriken nicht bekannt zu seyn. Was in Rußland und Pohlen geschehen dürfte, wollen wir erst erwarten. Dort dürfte für die Feintuchfabrikation die Aufgabe noch schwerer seyn.

Der Herausgeber.)

„Dann würden die französischen, in Ermangelung des Stoffs von ersterer Qualität um ihren Kredit kommen. Und so werde Frankreich durch die falschen Ansichten seiner Schafzüchtler seine Ueberlegenheit in der Fabrikation seiner Woll-Waaren verlieren oder wenigstens mit andern Nationen theilen müssen.

(Anmerkung. So irrig und zu weit getrieben hier die Besorgnisse des Verf. sind; so ist doch im Allgemeinen beherzigenswerth, wenn er aufmerksam macht, wohin falsche Schritte in der Oekonomie führen können.

Der Herausgeber.)

Er lenkt auch selbst ein und hofft, daß die 50 pr. C. Differenz in den Preisen seiner Wollen, den Vorstehern der großen Nationalschäfereien, so wie den Privatbesitzern die Augen öffnen werden.

Dabei gesteht er selbst, daß es gar nicht so leicht sey, das einmal Eingeführte zu ändern, und wie sehr Eigenliebe und Eigennutz hier im Wege stehen, wünscht aber vom Herzen, daß ganz Frankreich recht bald bei seiner Merinoszucht nur einen Zweck verfolgen möge, — höchste Feinheit!

So wie nun die Nazer Wolle sich so gehoben und so gesucht worden wäre; so sey auch der Preis Nazer Zuchtthiere gestiegen.

Die ganze Nazer Heerde besteht dermalen aus 1400 Stück, die in 4 Schäfereien vertheilt sind. Außerdem besitzt Girod der ältere und Gründer dieser ganzen Zucht, noch 350 Stück, von vollkommen gleichem Charakter mit jenen von ihnen herstammenden, deren Verkauf der Verein besorgt. (?)

700 Stück stehen nahe bei Chatillon-de-Michaille, die übrigen in zwey andern Schäfereien bei Vex am Fuß des Berges, wo sie ihre Weide finden. Die Schafe dieser kleinen Race wiegen im Mittel 50 ℔ *) die Widder 80 ℔. **); die ersteren scheeren 4 — 5 ℔ (im letzten Fall über 4, im erstern 3½ ℔ Wiener) die letztern 5 — 6 ℔.

(Anmerkung. Das ist nun freylich viel, wenn, wie nicht ganz klar ist, vollkommen gut gewaschene Wolle zu verstehen ist, außerdem das Auffallende sich sehr mindern würde. ꝛc. Dennoch scheeren die Widder verhältnißmäßig zu wenig.

Der Herausgeber.)

Die Race gedeiht nur auf Weiden, mit kurzen magern Gräsern. Wäre ihr Körper größer, würde sie sich auf solchen schlecht nähren. Aber auch auf fetteren Weiden wird man bei ihr seine Rechnung besser finden als bei Schafen größeren Schlags. Ein großes Stück Vieh frißt mehr, als zwey kleine von gleichem Gewicht.

Die Stallfütterung lehrt, daß ein großer Viehschlag verhältnißmäßig mehr frißt, als ein kleinerer, oder mit andern Worten, ein Centner des Letztern bedarf weniger zu seiner Erhaltung, als ein Centner des Ersteren.

Er führt hierüber bestimmte Erfahrungen von den Wintermonaten 1818, 1819 und 1820. Er rechnet den Winter zu 130 Tagen. Die Lämmerung fiel (ganz abweichend von der gewöhnlichen Zeit) in die Mitte Oktobers. Jedes Schaf sammt dem Lamm erhielt etwas Haber (mit Salz) auf Heu reduzirt) 345 Pfund Heu.

(Anmerkung. Wären etwa 61½ Loth franz. oder 53¼ Wiener Gewichts auf den Tag. Das ist nun freylich ¼ weniger als neuerer Zeit, wo man im Futtergeiz eine Hauptursache der Wolle-Verminderung und Güte suchte, in Oestreich bei den vorzüglicheren Schafzüchtlern angenommen ist — gar bei säugenden Müttern, deren Lämmer noch vor Eintritt des Winters fallen. Freylich kommt wieder in Betracht, daß die Herren in Naz kein Stroh, sondern lauter Heu füttern, wobei zu vermuthen, daß dessen Qualität vielleicht an Nahrungskraft ersetzt, was an Gewicht abgeht. Dann gleicht sich auch durch das geringere Gewicht, folglich auch geringeren Futterbedarf dieser Race selbst die Sache einigermaßen wieder aus. Es dürfte also doch der Futtersatz von 2 Pfund gutem Heu täglich für eine Mutter aufrecht erhalten werden.

Der Herausgeber.)

Der Verfasser stellt nun eine Vergleichung mit Rambouillet an, und behauptet, daß man mit demselben Futter, was man den dortigen großen Schafen reiche, zwey kleine Nazer ernähren könne, und dennoch gäbe ein großes Rambouilleter Schaf bei weitem nicht doppelt so viel Fleisch und Wolle als ein Nazer.

Alle hier angeführten Erfahrungen stellte Herr Pereault an.

Der Verfasser findet es sehr wahrscheinlich, daß sein Departement (de l' Aint) Frankreich und vielleicht auch andern Ländern eine Merinos-Race verschaffen werde, die es zu höherer und vollkommnerer Ausbildung gebracht, als sie ursprünglich aus Spa-

*) 44½ Wiener!

**) Noch nicht 70 Pf. Wiener!

nien kam, wo sich eine Menge Umstände vereinigt haben, gerade die umgekehrte Erscheinung, die Degeneration der Original-Merinos zu befördern.

(Anmerkung. Eine Ansicht, der ich um so mehr ganz beistimme, als ich sie in diesen Blättern schon bei verschiedenen Anläßen oft aufgestellt. Außer einigen andern schon gemachten Gegenbemerkungen, die leicht vermehrt werden könnten, möchte ich als Haupteinwand entgegen stellen, daß nach dem eigenen Geständniß des Verfassers die gemachten Erfahrungen, worauf sie ihre Ansichten stützen, nicht älter als dreyjährig sind. In Sachen höherer Schafzucht ein viel zu kurzer Zeitraum, um davon schon sichere Grundsätze zu abstrahiren. Demungeachtet bleiben die Thatsachen der größten Aufmerksamkeit und Beachtung würdig! und ich wünsche, daß sich viele Stimmen darüber in diesen Blättern hören lassen, vorzüglich auch Herr von Ehrenfels.

Der Herausgeber.)

78. Landwirthschaftliche Berichte.

Böhmen. Bunzlauer Kreis.

Kuttenthal den 3. Nov. 1821. Seit gestern braust ein sehr wilder Orkan Tag und Nacht fort, der aber eine Wohlthat ist, weil er die stinkenden Nebeldünste völlig verzehrt, und die dadurch verdickte, impestirte Luft reiniget. Weil aber doch einige pikante Reife waren; so sind die Getreidekeimchen an den Spitzen schon röthlich, versenget, das aber ohne Nachtheil seyn wird; und weil der Spätherbst auch noch länger günstige Witterung bringen kann, wie wir es wenigstens wünschen; so werden die späten Saaten auch noch glücklich keimen; nur keine lange trockenen Fröste! wie sie voriges Jahr am mehrsten schadeten.

Den 12. Der liebe Winter stellt sich seit 4 Tagen recht als gestrenger Herr, d. i. mit starkem Froste ein; St. Martin erschien aber auf keinem Schimmel. Wir sehnen uns auch nach keinem Schnee, aber nur der Schafe wegen, damit sie ihr Futter länger im Freien, und nicht, wie vorm Jahre von diesem Tage an bis spät nach Ostern, von uns armseligen Wirthen genießen können. Für die spätern Saaten wäre die Schneedecke freilich zuträglich; aber es ist eben nicht so arg noch damit. Glücklicherweise beendigte ich noch Samstags die Umstürzung meines Kleefeldes zum künftigen Erdäpfelacker; itzt wird wohl so leicht keine Ackerung mehr möglich seyn, weil, wie ich heute bei einer Ausgrabung wahrnahm, das Erdreich schon über ¼ Elle gefroren war. Also recht a tempo vorm Thorsperren.

Aber und abermal aber! die Feldmäuse vermehren sich außerordentlich; kaum 20 Schritt von einander, kömmt man schon wieder auf ein anderes Lager von 13 — 16 Löchern, die wie Schießscharten angebracht sind, aus denen sie heraus ziehen und ordentliche halb hohle Wege machen. Freilich tröstete ich mich anfangs, daß sich diese Brut nur auf den Stoppel- und Brachfeldern aufhalte, indessen fand ich sie schon auf den frisch besäeten auch sehr häufig, wohin sie sich durch die Maulwürfe ihre unterirdische Gänge machen. Also befürchte ich meines braven verstorbenen Taglöhners Vorhersagung: „Bude prey neauroda.“

Den 15. nach der Frühschule. „Das is a Wetterl“ sagte immer ein hier einquartirt gewesener Hauptmann, ein geborner Oestreicher, wenn er bei Regen, Schneewetter, oder im Koth seine Abendvisiten von 5 bis 8 — 9 Uhr bei uns machte. Und gerade so ein Gematsch ist heute seit langer Zeit wieder einmal. Vielleicht ist es den Spätsaaten auch zuträglich, ergo! Nur soll auf die Näße ohne Frost kein Schnee fallen, und lange liegen bleiben, sonst ist die Auswinterung zeitlich da! Eine halbe Auswinterung haben wir von der Verwüstung der Mäuse schon zu befürchten; ich erschrack, als ich selbe auf meinem schönen Frühkorn, binnen 3 Tagen, gestern wahrnahm; denn es ist ein gar großer Platz mit sehr vielen Schießscharten verödet. Nach und nach werden sie schon auch in unsere Wirthschaftsgebäude einwandern.

Um 3 Uhr. Es ist ja so finster, daß ich in meiner Stube mit 4 Fenstern mit harter Mühe schreiben und lesen kann — ein dichter, stinkender Nebel und das fortwährende Siefern ist die Ursache davon, und dabei eine so intriquante Naßkälte, daß man die Nase nicht gern zum Loche hinaussteckt. Wahrlich eine höchst ungesunde Witterung! und so gähling auf die so starken Fröste, und so heiteren, reinen Tage!

Den 22ten. Schnee hatten wir, wie ich schon sagte, bisher noch keinen; die Fröste ließen auch so hübsch nach, daß die Felderbestellung allerliebst verrichtet werden kann, und die etlichen Spritzer waren auch in vieler Rücksicht recht ersprießlich. Ich wollte die guten Wege zum Holzführen benützen, bekam aber in der Nähe keine Anweisung; heute erwarte ich von unserem Amte Auskunft! Sie schlagen den Preis immer höher an, und haben keines zu verkaufen, oder haben nicht Vorrath genug, um nebst ihren Deputaten andern damit aushelfen zu können oder zu wollen. Dieser Umstand ist hiergegend einer der kläglichsten!

Du beurtheilst die Verschiedenheit der heurigen jungen Saaten ganz richtig — der Same ist größtentheils Ursache, daß also einige schütterer als die andern aufgiengen — entweder war dieser Same auf dem Halm dennoch gewachsen, oder nicht reif genug, und übereilt gesammelt. Viele mußten deshalb wieder nachsäen, um die leeren Plätze auszufüllen. Meine Saaten sind aber Gott Lob! prächtig, plná zem — kein Körnchen blieb zurück, und bei diesem günstigen Spätherbste kann sich die liebe Frucht auch hinlänglich bestocken. — Hie und da weiden sie auch die Kühe auf den Kornfeldern, wie wir vor 8 Tagen in der Gegend unsers lieben Seniors sahen.

Den 23ten. Die ganze liebe Nacht war ein starker Regen und ein Windungethüm so fürchterlich, daß ich den Einsturz meiner Chaluppe befürchtete. Gott bewahre nur vor Feuergefahr, bei so einem Winde besonders! Heute müssen aber doch des schlechten Weges ungeachtet meine Marodeurs von Rossen dennoch über 3 Stunden weit um Holz, weil ich beinahe keinen Korb voll vorräthiges habe. Die Klafter weiches wird mit 3 fl. 52 kr. C. M. bezahlt.

Den 24ten. In der Nacht hielt der Regen wieder sehr stark bis früh an.

Den 27ten früh. Heute ist ein gar schönes, heiteres Wetter, aber Koth übrig genug — in der Nacht muß es wieder geregnet haben, aber gegen morgen zeigte sich ein frostiger Reif, wie er auf den Dächern und auf dem Grase im Kirchhof zu sehen war, als wir in die Messe giengen.

2. Weinlese in Frankreich.

Bordeaux den 23. Dez [illegible]1.

Die Weine aus unserer diesjährigen Lese haben sich erst spät entwickelt, daher sich nicht wohl eher als jetzt ein gut begründetes Urtheil über selbe fällen ließ.

Der Ertrag überhaupt ist etwa ein Fünftel weniger als im vorigen Jahre, doch der Ausfall in den rothen nicht bedeutend, außer in Polus, wovon das Jahr 1820 wohl ein Drittel mehr geliefert hat. So wie mit ebengenannter Gattung verhält es sich in Hinsicht auf Quantum auch mit den weißen Weinen Entre deux mers, kleinen Graves, Côtes, Langoiran, Loupiac und St. Croix du Mont; dahingegen glaubt man, daß die höheren Classen eben so viel, die Cerons und Barsac selbst noch etwas mehr, wie voriges Jahr, austragen werden. Die Qualität der rothen Weine ist im Ganzen nicht nach Wunsch ausgefallen; denn es fehlt ihnen, trotz ihrer durchgängig schönen Farbe doch etwas an Körper; auch haben sie eine ziemlich hervorstehende Grüne. Bei einigen zeigte sich dieser Fehler gleich im Anfange, bei den meisten aber erst dann, als sie ihre ungewöhnliche Süße verloren, welche manche noch jetzt haben. Eben erwähnte üble Eigenschaft ist am wenigsten bei den Weinen von St. Macaire verspürt worden, war aber fast allgemein bei denen von Blaye, Côtes, Bourg, St. Emilion, Graves und Meldoc, Montferrand; die Queyries und alle übrigen Polus hatten ebenfalls diesen Fehler in größerem oder minderem Grade; doch ist dieses die Classe, in welcher man dieses Jahr die bestgerathenen Weine suchen muß, und man findet darin auch in der That einige, die sehr gut sind.

In Hinsicht der Qualität sind die weißen Weine unseren Wünschen weit entsprechender. Obgleich sie sich noch nicht gehörig entwickeln konnten, weil das Wetter nicht kalt genug gewesen, zeigen sie doch schon mehr Körper, als sie anfangs erwarten ließen. Die kleinen Weine Entre deux mers, Côtes und die ordin. Graves haben freylich wohl etwas Grüne, doch diese sind nicht zu stark, und folgende sind ganz frey davon: die Côtes von Langoiran, Loupiac, St. Croix du Mont, auch die aus den Gemeinden Podensac, Cerons, Barsac, Proignac, Sauterne und Bomes, letztere ha-

ben auch, wie alle andere Weine vom linken Ufer der Garonne, einen etwas bittern Geschmack, was immer ein Anzeichen von guter Qualität ist. Sonach dürfte man denn wohl das diesjährige Gewächs über jenes vom vorigen Jahre setzen, und es am besten mit dem von 1814 vergleichen. Dessen Preise sind noch nicht bestimmt anzugeben, weil noch keine bedeutende Ankäufe darin gemacht worden, außer in den geringen rothen Gattungen.

79. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Würtemberg

Roß- und Viehmarkt in Elwangen, den 10. Januar. Auf den am 7. und 8. Januar dahier abgehaltenen Kalten-Markt sind 944 Pferde gebracht, und hievon 442 Stücke, wovon die meisten anderthalbjährig waren, verkauft worden. — Der höchste Kauf beträgt 200fl. und der ganze Erlös 34,153 fl. Am 9. Januar wurden 938 Ochsen zu Markt gebracht, und hievon 323 Stück verkauft. Der höchste Kauf beträgt 196 fl. und der ganze Erlös 20,134 fl. — Der ganze Erlös aus Pferden und Rindvieh ist 54,287 fl.

2. Würtemberg 1821 und 1822.

Im Preise sind gestiegen und gelten:

Korn	Scheffel zu	Augsburg	um 29 kr.	12 fl. 4 kr.	Den 4. Jäner.
—	—	Lindau	— 24 —	13 — 47 —	— 29. Dezember.
—	Malter —	Pforzheim	— 30 —	5 — 30 —	— 29. — —
—	Simri —	Ulm	— 6 —	1 — 2 —	— 29. — —
Gerste	Malter —	Ueberlingen	— 30 —	11 — 30 —	— 2. Jäner.
—	Scheffel —	Ravensburg	— 10 —	4 — 34 —	— 29. Dezember.
—	— —	Augsburg	— 29 —	12 — 4 —	— 4. Jäner.
—	— —	Heilbronn	— 14 —	4 — 16 —	— 2. — —
Haber	— —	Heilbronn	— 10 —	2 — 28 —	— 2. — —
—	Malter —	Ueberlingen	— 30 —	7 — 30 —	— 2. — —

Im Preise sind gefallen und gelten:

Weizen	Scheffel zu	Augsburg	um 16 kr.	8 fl. 48 kr.	Den 4. Jäner.
Gerste	Simri —	Ulm	— 5 —	— 52 —	— 2. — —

3. Getreidpreise in Hamburg seit 6 Jahren; Anfangs Jäners.

Die Last in Thalern Courant.

	1817.	1818.	1819.	1820.	1821.	1822.
Weizen	210 a 310	166 a 225	137 a 175	88 a 120	50 a 105	50 a 110
Roggen	160 a 188	140 a 162	110 a 131	75 a 83	43 a 66	41 a 45
Gerste	112 a 125	93 a 101	110 a 135	52 a 64	33 a 41	24 a 33
Haber	70 a 75	62 a 70	72 a 88	38 a 48	20 a 32	16 a 26
Malz	115	110 a 112	108 a 110	55 a 60	41 a 43	45 a 48
Erbsen	160 a 200	130 a 140	155 a 160	75 a 82	50 a 64	35 a 45
Bohnen	110 a 120	110 a 126	148 a 160	74 a 80	44 a 54	30 a 40
Rappsamen	214 a 216	205 a 212	194 a 200	130 a 153	122 a 170	100 a 120

Mitredakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
März. —— Nr. 23. —— 1822.

80. Landwirthschaftliche Geographie.

Nachrichten über die Landwirthschaft in der russischen Statthalterschaft Olonetz.

(Ein Gegenstück zu Altenburg.)

Das Gouvernement Olonetz liegt zwischen dem 61. bis 65. Grad der Breite, und vom 46. bis 58. der Länge, hat einen Flächeninhalt von 3500 Quadratmeilen und etwa 250,000 Einwohner. Es ist größtentheils gebirgig und steinig, und selbst in den meisten Gebirgsthälern sumpfig und morastig; daher ist die Luft auch feucht und kalt. In Süden ist der Boden mehr flach und sandig. Getreide und Gartenfrüchte gedeihen nur in wenigen Gegenden; doch wird in den meisten noch Ackerbau getrieben, obwohl die Erndten kaum auf ein halbes Jahr zum Unterhalt der Einwohner hinreichen. Zwischen dem Ladoga- und Onegasee wird Flachs und Hanf stark gebaut. Ein Hauptprodukt des Landes und die vornehmste Nahrung sind Rüben, aus welchen auch Kwas*) bereitet wird. Holz ist in Ueberfluß vorhanden; aber die Viehzucht ist nicht beträchtlich.

Die Erdarten, welche hier vorkommen, sind sandiger Letten, mit größeren und kleineren Steinen angefüllt, mit denen das Land gleichsam übersäet ist, Lehm, Sand, Thon und Mergel. Ein Theil der Moräste besteht aus fetter Schlammerde, welche zum Torfstechen und zu anderem ökonomischen Gebrauche dienlich ist, obgleich man den Torf wegen der Menge des Holzes nicht achtet. Die Waldungen enthalten Birken, Espen, Tannen, Fichten; Eichen aber findet man gar nicht.

Da der Ackerbau hier nicht so viel Korn liefert, als zum Lebensunterhalte nöthig ist; so ernährt sich ein großer Theil der Bewohner mit gekauftem Getreide. Von dem wenigen, was gebaut wird, machen die Sommergetreidearten, Hafer und Gerste, den größten Theil aus, einen weit geringern Winterroggen und Sommerweizen; die übrigen Landesprodukte, Erbsen, Linsen, Bohnen, Hirse, Buchweizen, Flachs und Hanf, werden zum eigenen Bedarf hinreichend erzeugt.

Die Wiesen und den Graswuchs überläßt man ganz der Natur; Wasserleitungen und Kanäle sind nirgends zu finden, daher das Gras auch vielfältig versauert. An anderweitige Verbesserungen guter Hauswirthe ist nicht zu denken. Hat nun aber der Bauer wenig Stroh, weil er wenig Getreide baut, und wenig Heu, weil er an die Verbesserung der Wiesen nicht denkt; so kann man leicht den Schluß machen, wie es mit der Viehzucht beschaffen seyn müsse. Ein mäßig begüterter Bauer hält selten mehr als 2 Kühe, eben so viele Pferde und öfters nur eins, 4—6 Schafe und

*) Kwas ist ein säuerliches Getränke aller gemeinen Russen, aus Mehl, welches man mit Wasser einrührt und gähren läßt; oder auch aus ungesäuertem Brode, dazu Wasser gegossen wird, welches durch eine gelinde Wärme in Gährung kommt. Auch ein ganz dünnes Bier, wenn man über die von demselben übrig gebliebenen Tröber noch Wasser gießt und eine Weile darüber stehen und gähren läßt, dient oft statt des Kwases.

3—4 Schweine. Ziegen findet man nur bei sehr wenigen; selten wird einer 10 Kühe und 4—5 Pferde haben.

Den Winter über hält der Bauer sein Vieh in großen Schoppen, die aber meistens schlecht verwahrt sind. Die Wohlhabenderen haben noch besondere Ställe und ein kleines Vorhaus mit dem Eingange in den Schoppen für Kühe, Schafe und Schweine. Die Aermeren halten alles unter einander. Die Pferde, welche bei Allen im Schoppen stehen, werden mit Heu, Spreu und Halm von dem Sommergetreide gefüttert. Die Kühe müssen mit den gröberen Halmen, die man ihnen täglich 2—3mal vorwirft, vorlieb nehmen; Heu und feines Stroh sind schon Leckerbissen. Wenn sie im Winter oder zu Anfange des Frühjahrs gekalbet haben, bekommen sie einige Wochen hindurch etwas Spreu und feines Stroh, oder grobes Heu mit heißem Wasser begossen, doch nicht alle Tage. Den Schafen und Kälbern gibt man Heu und feines Stroh, den Schweinen werden dann und wann, zumal bei großer Kälte, (welche hier nichts Seltenes ist) Rüben vorgeworfen. Die Ziegen nähren sich größtentheils selbst und nagen die Rinde von dem Holze, welches zum Brennen herbeigeführt wird. Die Zeit, das Vieh im Frühjahre ins Freye zu treiben, richtet sich nach dem Vorrathe des Futters; im Herbste hingegen nöthiget die rauhe Witterung und der Schnee, das Vieh unter Dach zu bringen.

Die Pferde braucht der hiesige Bauer zum Ackern und Einfahren, und im Winter zur Anfuhre seines Brenn- und Bauholzes. Manche schneiden den Pferden die Mähnen und Schwänze ab und verkaufen sie an die Fischer, oder brauchen sie selbst zu Fischergeräthen. Das Hornvieh braucht man nur zum Anspannen. Von den Kühen hat man nur die Milch und nach finnischer Art gemachte Butter; von Käse weiß man nichts. Von den Schafen braucht man, wie anderwärts, die Wolle.

Bei dem Säen richtet man sich nach der Beschaffenheit des Bodens. Auf magerem Lande säet man viel dichter, als auf fettem; überhaupt glaubt man, es sey besser, etwas dichter zu säen, weil die rauhe Witterung im Frühjahre beinahe alle Jahre einen guten Theil zerstört. Frägt man den dortigen Landmann: welche Art Getreide ihm am meisten lohnt? so antwortet er: die Gerste oder der Hafer. Diese tragen gemeiniglich 10—15fältig. Hingegen hält er den Winterroggen für die vortheilhafteste, wenn die Frage ist: welche Art Getreide im Gebüsche oder in einem neuen, aus Waldung durch Hülfe des Feuers urbar gemachten Lande, die vortheilhafteste sey? Doch hier sind die Vortheile sehr verschieden und bloß verhältnißmäßig zu verstehen, weil diese Art, Land zu gewinnen und das Feld zu bauen, höchst nachtheilig auf die Wälder wirkt, ganze Strecken derselben ausrottet und so das Land der größten Schätze beraubt, was besonders die Nachkommen empfinden werden. Es möchte noch gehen, wenn man bei den, auf diese Art einmal gewonnenen Aeckern bliebe, und nur etwa den jungen Anwuchs dem Feuer opferte, (auf welchem Lande man in der Regel immer 10—15fältig erndtet) die größeren Bäume aber stehen ließe. Allein, man haut und brennt nicht nur das mäßig starke, etwa 50jährige Holz nieder, (welche Stellen einmal Roggen und zweymal Gerste oder Hafer tragen, von jenem 18—20fältig, von diesem 15—10fältig) sondern man verderbt auch mit unbegreiflicher Wuth und Gleichgültigkeit das schönste Laubholz und die vortrefflichsten Mastbäume, welche 200—300 Jahre brauchen, um eine solche Größe zu erreichen. Dieses alte Land trägt bei sonst guten Jahren 40—50fältige Früchte, zweymal Roggen und zweymal Hafer, reißt aber auch für alle künftige Zeiten die schönsten Wälder dahin.

Vom Sommergetreide säet man den Hafer, die Erbsen und Bohnen gegen das Ende des Märzes, die Gerste und den Waizen etwas später. Mit dem Winterroggen verfährt man verschieden. Einige halten es für gut, gleich im Anfang des August denselben zu säen, Andere meinen, je später, je besser. Im Ganzen richtet man sich nach der Beschaffenheit der Gegend und des Bodens.

Der Pflug ist der in Esth-, Lief- und Finnland gebräuchliche Gabelpflug, welcher lange, schmale, etwas vorwärts gebogene und zusammenlaufende Pflugschaaren mit stumpfen Seiten hat, weil die Absicht nicht sowohl ist, den Rasen aufzureißen, als die kleinen Steine umzuwälzen, und das mürbe Acker-

land, oder das neu gebrannte Feld durchzuwühlen. Die Pflugstürzen sind einer kleinen Kohlenschaufel nicht unähnlich und so breit, daß sie eines von den Schaaren umfassen können, um die Erde, je nachdem es nöthig ist, auf diese oder jene Seite zu werfen. In der Regel pflügt man einen Schuh tief, weil es bloß darauf abgesehen ist, daß nur die fruchtbare, dunklere Erde, nicht aber die Grunderde, welche meistens aus Sand, Lehm und Letten besteht, und wenig thierische, vegetabilische und salzige Theile bei sich führt, aufgewühlt werde. Im Gebüsche (auf neuem Lande) sucht man mit dem Pfluge nur so viel Erde loszumachen, als zur Bedeckung des Samens nöthig ist; ja manches Land wird gar nicht gepflügt, weil auf demselben so viele Kohlen, Moos, Reisig, Asche u. dgl. vorhanden ist, als zur Bedeckung des Samens erfordert wird. Man säet denselben in diesem Falle bloß auf das abgebrannte Feld und verscharrt ihn mit der Harke.

Zur Düngung des Ackers braucht man, wie anderwärts, den Mist des Viehes. Andere Arten von Dunger, als Asche, Mergel, Salzerde, Schlamm aus Teichen und Morästen rc. kennt man hier nicht. Gemeiniglich ist der Acker in drey Theile getheilt: ein Theil liegt brach, der zweyte trägt Winterroggen, der dritte alle Arten von Sommergetreide, worauf er brach gelassen wird. Eine andere Art, den Boden fett und tragbar zu machen, ist das vorhin gedachte Abbrennen des Gesträuches und der Bäume, gewiß die verderblichste unter allen. Hierdurch erwirbt man sich zugleich ein Eigenthumsrecht zu einem solchen neuen Ackerstücke, und kein anderer darf sich dasselbe anmaßen.

Außer dem Pfluge bedient man sich beim Ackerbaue auch der Egge. Dieselbe besteht aus 4—5 Tannenhölzern, die sehr viele Aeste haben, welche man an der einen Seite etwa ¾ Ellen lang stehen läßt, auf den übrigen Seiten aber abhaut. Diese werden mit zwey starken Querhölzern verbunden, so daß ihre astigen Seiten unterwärts kommen. Ist eine solche Egge zu leicht, so wird sie mit Steinen, welche man darauf befestiget, beschwert. Eiserne Eggen sieht man nicht, so wie überhaupt in Rußland selten. Walzen findet man nur hin und wieder. Die Sensen sind mit kurzen krummen Griffen versehen.

Sonst ist die Natur, trotz der Rauheit des Klimas, hier sehr schnell wirkend. Die Gerste braucht in der Regel von der Zeit des Säens bis zur Erndte nur zehn Wochen, Weizen und Hafer ein Paar Wochen mehr, der Roggen wird schon in der letzten Hälfte des Julius geschnitten. Wenn die in Haufen zu 10—12 Stück aufgestapelten Garben trocken geworden sind, bringt man sie unter Schober. Die Gerste und der Hafer werden auf Tennen gelegt, und nachdem sie wohl getrocknet sind, in länglichen Haufen aufbewahrt. Erbsen und Bohnen drischt man gleich auf der Tenne. Der Lein- und Hanfsamen wird in den Stuben oder warmen Riegen *) getrocknet, wo auch alle andere Getreidearten vollends dorren. Das Dreschen (mit krummen Prügeln) richtet sich meistens nach dem Bedürfniß.

Jeder hat seine Aecker um die Wohnung herum; die Arbeiten in den Wäldern aber sind nicht selten 2—3 Meilen weit vom Hause entfernt. Der Dünger wird gewöhnlich im Anfange des Junius auf die Aecker geführt. Etwas fährt man auch im Winter ab, wenn er sich so anhäuft, daß das Vieh kaum Platz zum Stehen hat. Ein frisch gedüngtes Land wird immer mit Roggen besäet.

Nichts sieht man in Olonetz häufiger, als ungebrauchte und wüste Plätze, welche nicht nur zu Acker- sondern auch zu Wiesenlande dienen könnten. Der Grund davon liegt nicht sowohl in dem Mangel an Menschenhänden, als vielmehr in der Trägheit und Abneigung der Männer gegen den Ackerbau und andere landwirthschaftliche Arbeiten, da die Russen mehr mechanische Arbeiten lieben und sich auf Zimmerarbeit, Mauerey, Steinmetzerey, Seefahrt und andere dergleichen Erwerbszweige legen. Die Weiber sind es beinahe allein, welche mit den Kindern den Ackerbau und andere wirthschaftliche Arbeiten treiben. Die Männer rechnen es sich gleichsam für eine Schande, innerhalb der

*) Eine Riege ist ein aus übereinander gelegten Balken (der gewöhnlichen Bauart im ganzen Norden) errichtetes länglichviereckiges Gebäude, das geheizt werden kann, dahin man das Getreide vom Felde bringt, vollends trocknet und daselbst auch ausdrischt. Es wird auf besonders unter dem Dache angebrachte Gerüste gelegt.

Grenzen von Olonez etwas zu verdienen. Lieber gehen sie nach Moskau und St. Petersburg, wo man ihnen, wenn sie fleißige Arbeiter sind, 30 bis 40 Rubel für den ganzen Sommer gibt. Der Herbst führt sie wieder nach Hause. Hier kommt ein solcher Burlacke, nachdem er das verdiente Geld vertrunken, oder sonst durchgebracht hat, ganz abgerissen und halbnackend, verdrießlich und übel gelaunt an, und sein Weib muß ihn vom Kopf bis auf die Füße neu kleiden. Nun vertreibt er sich die Zeit im Kruge, (in der Dorfschenke, einer elenden Kneipe) und verthut Alles, was er noch übrig hat. Der Sohn arbeitet indessen sehr fleißig, so lange er unter dem Befehl der Mutter steht. Dieses dauert aber höchstens bis ins 16te oder 17te Jahr, dann nimmt ihn der Vater mit nach Petersburg oder Moskau und will einen Mann aus ihm machen. Der wird er auch nach des Vaters Sinn; denn wenn er im Herbste mit ihm nach Hause kommt, begleitet er ihn in den Krug und verzehrt mit ihm, was er hat. Er spottet seiner jüngern Brüder und Aller, die noch nicht aus der Heimath weggekommen sind. Den Ackerbau hält er jetzt für eine Arbeit, die nur den Weibern und jungen Burschen zukommt. —

Kartoffeln sind nur erst seit wenigen Jahren eingeführt und noch gar nicht häufig. Kohl hat man schon mehr; Rüben baut jeder, Gurken aber gehören unter die Seltenheiten. Mohrrüben (Möhren) und Rettige findet man bei einigen, Zwiebeln und Knoblauch bei den meisten. Wo diese Gewächse gebaut werden, da sind auch kleine Gärten. Hopfen und Tabak werden nirgends gebaut. Bei den Getreidearten bedient man sich des Samens, den man eben haben kann, und sucht nur den reinsten aus. Beim Leinsamen hat man bemerkt, daß er in manchem Boden ausartet und schlechten Flachs gibt, daher ist man bemüht, aus andern Dörfern bessern Samen zu bekommen.

Die Wiesen nutzt man, wie sie von Natur sind, und verbessert sie nur dann, wenn das Gesträuch zu sehr überhand nimmt, durch Aushauen desselben. Das Heu erhält man gegen die Nässe dadurch, daß man es in Schober aufhäuft, wodurch aber die oberste Lage immer verfault. Vieles wird auf Galliotten nach St. Petersburg verführt und daselbst verkauft.

Das Vieh gedeihet im Ganzen recht gut; nur wird demselben durch die vielen Raubthiere, Bären und Wölfe, mancher Schaden zugefügt. Weil man sich aber nicht sehr eifrig auf die Viehzucht und die Vermehrung des Viehes legt, so kommt wenig davon zum Verkauf und die Preise sind ziemlich hoch (nach dasigem Maßstabe); ein gutes Arbeitspferd z. B. kostet 20—30 Rubel, eine Kuh 8—12 Rubel, ein Schaf 1 Rubel, ein Kalb und mittelmäßiges Schwein eben so viel.

Federvieh wird wenig gehalten, weil die Landleute selten Gebrauch von dessen Fleische und Federn machen. Hühner findet man jedoch überall, seltener Gänse und Enten. — Die Bienenzucht verhindern Klima und Boden. Die Fischerey ist ein Hauptnahrungszweig. Die Lieferanten bringen viele Fische, theils frisch, theils gesalzen nach St. Petersburg. Von Oelmühlen weiß man nichts. Den überflüssigen Leinsamen, oder wenn er aus der Art schlägt, wirft man den Hühnern vor. Mahlmühlen aber findet man überall, auch einige Sägemühlen.

Die gewöhnlichen Arbeiten des Landvolks nach den Jahreszeiten und Monaten sind folgende: Im Januar und Februar beschäftigen sich die Männer damit, daß sie allerlei Baumaterialien, Brennholz ꝛc. nach Hause führen, das Getreide dreschen, Schlitten- und Fischergeräthschaften verfertigen. Die Weiber haben mit der Spinnerey, dem Weben und Stricken, so wie mit der Wartung und Pflege des Viehes zu thun. Im März werden diese Arbeiten theils noch fortgesetzt, theils Dünger ausgefahren, wenn er in den Ställen zu hoch zu liegen anfängt; auch nimmt man in diesem Monate allerley Schreiner- und Zimmerarbeit vor, und wenn man im folgenden Jahre etwas bauen will, fället man gemeiniglich in dieser Zeit das Holz dazu, schälet die Rinde ab und bringt die Balken auf niedrige Gestelle zum Trocknen im Sommer. Im April setzt man noch die Winterarbeiten so lange fort, als die Schlittenbahn währt, oder bis durch den schmelzenden Schnee anwachsende und aufgehende Flüsse und Bäche die Gemeinschaft unterbrechen. Das Brennholz wird gespalten und aufgestellt. Mit dem Anfange der langen Tage setzen die Weiber das Weben desto eifriger fort, das auch noch den May hindurch bis in den Junius dauert. Der May wird ganz der Sommersaat gewidmet, der Dünger umher geworfen; man ackert, egget,

zerschlägt die Erdschollen, man säet und besorgt die Einzäunung der Aecker und Wiesen; auch haut man die Aeste von den im vorigen Sommer, zum Düngen der Felder mit Asche, gefällten Bäumen, damit man nach dem Abbrennen des Gesträuches das starke Holz zur Umzäunung eines solchen Feldes und auch zum Brennholze nützen könne; hier und da reiniget man auch die Wiesen, brennt neues Land u. s. w.

Im Junius kommen folgende Arbeiten vor: zuerst fährt man fort mit Holz- und Strauchumhauen zum Ackerbrennen für den künftigen Sommer; man brennt die im vorigen Sommer zu diesem Gebrauche gefällten Holzungen und reinigt das Land; man pflügt das Feld zum Winterroggen und macht Besen zum Kehren und Baden von den laubigen Zweigen der Birken. Im Julius werden die Heuarbeiten vorgenommen; das Holzfällen und Besenmachen sind die Geschäfte der regnigen Tage. Gegen das Ende des Monats nimmt die Roggenerndte den Anfang. Im August und September ist das Einerndten der verschiedenen Getreidearten, der Erbsen, Linsen und Bohnen, des Leines und Hanfes, der Ruben, des Kohls u. s. w. mit etwas Dreschen fast die einzige Beschäftigung des Olonetzischen Landmanns. Zu diesen Sommer- und Herbstarbeiten werden auch die Weiber gebraucht. Nach der Erndte fängt die Fischerey an, wo sich fast eine jede Mannsperson an die größeren und kleineren Flüsse begibt. Die Zurückgebliebenen beschäftigen sich indessen mit Bauen, Dreschen, Verfertigung der Schlitten und anderer Hausgeräthschaften, mit Theer- und Kohlenbrennen u. s. w. Die Weiber aber bereiten den Flachs und den Hanf, und fangen an zu spinnen und zu weben, womit sie den ganzen Winter zubringen. Sobald die Schlittenbahn angehet, sind die Arbeiten dieselben, wie im Januar. Die Olonetzische Leinwand ist zwar nicht fein, aber fest und stark. Die arbeitsamen Mütter bilden eben so arbeitsame Töchter. Würde das männliche Geschlecht im Fleiße und in der Emsigkeit dem weiblichen gleichen, so würde man unter den Olonetzischen Landleuten immer mehr bemittelte finden, als man in der That nicht findet; denn der größte Theil ist arm.

Der Anbau des Flachses und Hanfes, so wie die Zubereitung beider Erzeugnisse, wird auf folgende Art betrieben: Der Lein wird dicht gesäet, und zwar in sehr gut bearbeitetes Land. Wenn er seine gehörige Reife hat, wird er ausgerauft, die Samenknoten durch die Reffe gezogen und in einer warmen Stube getrocknet. Der Flachs kommt ins Wasser, wo er so lange röstet, bis die Verbindung zwischen dem faserigen Wesen verfault ist. Hierauf nimmt man ihn aus dem Wasser heraus und breitet ihn auf eine Fläche aus, wo er etwas bleicht. Endlich wird er in die warmen Badstuben oder Kornriegen (Darren) gebracht, gebrochen und zulezt gereiniget. Mit dem Hanf verfährt man auf ähnliche Weise.

Erfurt. J. C. Petri.

81. Feldbau.

Ueber den Brand und das Kalken des Weizens.

(Verglichen Nr. 8. 1822.)

Durch mehrere Jahre kalkte ich — ex officio — den Saatweizen einiger Höfe mit so frommem Vertrauen auf dies Arcanum meines Herrn, als wäre es eines der zehen Gebote gewesen; denn ich hatte noch zu wenig darüber gedacht, in wie fern dies Verfahren durch die Naturlehre gerechtfertiget werde. Der Weizen wurde in reinem Wasser gehörig gereinigt, in luftig kühlem Raume dünn aufgeschüttet und in halbfeuchtem Zustande — bei öfterm Umschaufeln — mit ätzendem Kalkmehle so übersiebt, daß ungefähr ¹/₈ Strich auf 20 Strich kam, die Körner grauweiß aussahen. Oefteres Umwenden beförderte bald die Trocknung. Nachdem dieser Talisman 3 Jahre seine relative Hülfe bewährt hatte —; denn die Jahrgänge und Oertlichkeit waren vereinigt dieser Pflanze nicht zuwider —; so mußte ich ihn im vorigen Jahre 1820 ganz verschwinden sehen; da der ganze Weizen der Umgegend, gekalkt und nicht gekalkt, im totalen Balgbrande — uredo glumarum — stand, wo der kümmelartige Kern in einem safrangelben Staube ganz eingehüllt war. Hier wurde mir das alte Wunder einer schwedischen landwirthschaftlichen Abhandlung: daß sich die Getreidearten verwandelten — ganz klar; denn dieser Weizen glich mehr schlechtem Korne, als etwas Anderm. Wie doch alles natürlich zugeht! — Ich suchte der Ursache des Uebels nun nach-

zuspüren, wozu mir eine Reise vom Leitmeritzer Mittel- bis zum glazischen Gebirge Gelegenheit bot. Ich bemerkte, daß die höhern, etwas kühlern, luftigen Gegenden — wo der Weizen später als im flachen Lande schoßt — gesunde Saaten hätten. Hieher gehört auch die Erscheinung, daß die höhern Theile des Pilsner, Ellbogner, ein Theil des Saatzer und Leitmeritzer Kreises guten Weizen geliefert haben. Ferner war der spätere weiße Kolbenweizen ungleich weniger, als der frühe rothe Wechselweizen mißrathen. Bei einem schönen Weizenfelde aber — ein mirabile dictu in diesem Jahre — hörte ich gewöhnlich auch: „wir haben alten jährigen Samen genommen."

Wenn ich diese Beobachtungen und meine unmittelbaren Erfahrungen zusammen stelle; so bringt sich mir die Ueberzeugung auf, daß alles Waschen und Kalken des Weizens kein Schutzmittel gegen den Brand sey, und nach physiologischen Grundsätzen nicht seyn könne, wie die comparativen Versuche der Herren P e t r i — v. B ö n i g h a u s e n — F l ö r k e u. m. A. dargethan haben. Obschon das Wesen des Brandes noch nicht ganz ergründet scheint, so glaube ich doch der, auf Theorie und Erfahrung gestützten Meinung jener beipflichten zu müssen, welche behaupten; der Brand im Weizen habe weit seltner eine kränkliche Disposition im Keime, als Witterung, Jahrgang, Oertlichkeit und Bestellungsart zum Grunde, welche das Entstehen der verschiedenen Brandgattungen (Uredo) besonders begünstigen. — Sollte nicht für das Letztere deutlich der 1821. Jahrgang sprechen? Denn obschon man größtentheils im Jahre 1820 einen fehlerhaften Samen baute, so hatten wir dennoch verhältnißmäßig wenig Brand im Weizen, welcher hätte eintreten müssen, wenn — nach der alten Theorie — ein, mit dem Roßbrande behafteter Same stets wieder Brand erzeugte. Jene Witterung deucht mir am meisten den Brand zu befördern, wenn beim Schossen, Blühen, oder während der spätern Ausbildungs-Periode die Tage abwechselnd sehr warm (schwül) und feucht, die Nächte aber kühl sind. — Die Folge davon ist eine Anhäufung der Säfte, welche sich in der Pflanze nicht schnell genug vertheilen können, in eine nachtheilige Gährung übergehen, überhaupt eine gestörte Lebensthätigkeit der Pflanze. — Daß kalte, feuchte Witterung in denselben Perioden den Brand nicht erzeuge, haben wir heuer ebenfalls gesehen. — Die Witterung steht nicht in des Oekonomen Gewalt, aber wohl meistens das Uebrige. Die Beobachtung folgender Punkte möchte wohl ziemlich das in sich fassen, was wir als Schutzmittel gegen den Weizenbrand betrachten können:

1. Man säe einjährigen Samen, der vollkommen ausgebildet und gut aufbewahrt worden;

2. wasche ihn immerhin, um die schwachen (tauben) Körner abzusondern, und kalke ihn zur Erregung der Keimkraft ganz schwach, ungefähr so, daß $1/2$ Strich Kalkmehl auf 20 Strich Samen komme. Es kann nicht schaden; Glauben und Hoffen aber macht ja Manchen glücklich! —

3. Man entferne s ä u e r n d e N ä s s e in Feldern, wohin Weizen kommen soll; am wenigsten dünge man in diesen die Saatfurche; denn der Dünger wird hier nur eine saure, den Pflanzensäften schädliche Gährung unterhalten, und meistens Brand erzeugen. *)

4. Man führe seinen Dung zu Weizen, wo möglich schon in die dritte Furche von der Saat zurückgerechnet. —

5. In kräftigen Kleestoppeln — selbst bei halber Düngung — wird der Weizen, einfurchig bestellt, selten vom Brande leiden. **) In Schlesien baut man

*) Dem widersprechen bestimmte Erfahrungen; so blieben z. B. auf einem Gute dies Jahr zwey ansehnliche Weizenfelder vom Brande ganz verschont, die beide früher gegypste, aber ungedüngte, grün verfütterte Wicken getragen hatten. Das eine Feld wurde, nachdem die Wicken abgebracht waren, gedüngt, einmal gut geackert, der Weizen darauf angebaut und gut eingeeggt. Das andere Feld erhielt aber auch nur e i n e gute Ackerung, ohne vorher gedüngt zu werden, dann wurde angebaut; im Winter aber, im harten Frost, wurde diese Saat ü b e r d ü n g t. Schönern Weizen, als auf diesem letztern Felde stand, hatte man bisher hier nicht gesehen, obgleich der auf dem erstern Felde auch sehr schön war. Von Brand war nicht die geringste Spur. Zur Saat war alter Saamen genommen worden. Auf den daneben gelegenen Bauernfeldern war dagegen Alles voll Brand im Waizen, er war in reine gedüngte Brache oder nach reifen Erbsen gebaut. D. H.

**) Auch mir ist nicht bekannt, daß Weizen nach schön gestandenem Klee, in eine Furche gebaut, je brandig geworden sey. Der Herausgeber.

den schönsten Weizen in stark gedüngte Haberäcker, in denen der Dünger bereits zersetzt ist. —

6) Zur Weizensaat nehme man mehrere Sorten; man baue a) eine frühe, nämlich rothen Wechselweizen und Bartweizen, (wozu ich auch den Neapolitanischen als Sommerfrucht zähle,) b) eine spätere, als den weißen Kolbenweizen; endlich baue man, wo es thunlich, einen Theil der Weizensaat auf hohe luftige Aecker, weil er hier weniger brändig wird, und eine schöne Farbe erhält. — Sollte nicht der höhern Lage der Grafschaft Glaz zugeschrieben werden dürfen, daß hier der Weizen, vorzüglich der berühmte Frankensteiner, so gedeiht, und schöngefärbt ist? Dagegen vermeide man

7. ganz magere — steinige — allzutrockne Böden, cuique suum; dahin gehört Korn. — Endlich

8. säe man frühe, damit sich die Pflanze vor dem Winter vollkommen bestocke. —

Hiemit hätte ich mein Glaubensbekenntniß über diesen Punkt ausgesprochen. — Ist auch mancher bekannte Erfahrungssatz darin wiederholt, so habe ich doch auch mein Schäflein eigener Erfahrung deshalb hinzuthun zu dürfen geglaubt, weil es jene bestätigt, und weil nur die Uebereinstimmung vielseitiger Beobachtungen unter gleichen Umständen die wissenschaftlichen Grundsätze befestigen und allgemein anwendbar machen kann. Zum Schlusse wird nur bemerkt daß es in unserer Zeit ein sehr dringendes Bedürfniß wird, die edelste unserer Halmfrüchte, welche noch den erträglichsten Preis hält, vor Verderben zu sichern. —

Geschrieben den 20. August 1821.

D—t.

82. Geschichte der Landwirthschaft.

5/1 Anwendung und Nutzen des Gypses im Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen, schon vor 50 Jahren. *)

Schon 1771 ward hier der Kleebau auf den Kammergütern eingeführt, deren 25 im Lande waren. Man baute ihn vermischt mit Raygras, (lolium perenne) damit der fette Klee nicht zusammenfalle und auf einander faule. Der Landmann bekümmerte sich wenig darum. Der Fürst ließ daher einen freyen Platz vor dem Schloß, gerade der Hofrathskanzley und dem Fürstenamt über, umreißen und mit Luzerne ansäen. Da die Bauern, welche in ihren rechtlichen Geschäften beständig hier vorübergehen mußten, die öftere Benutzung des Stücks sahen, wurden sie aufmerksam, und bauten seit dieser Zeit sehr vieles Futter. Durch die Mayerischen Schriften wurde die Natur des Gypses bekannt und Gebrauch davon gemacht, wodurch zwey Dörfer, Owingen und Rangedingen, eine beträchtliche Verbesserung erhielten, da in ihrer Flurmark ein großes Gypslager ist, von woher derselbe auswärts verführt wurde. Der Fürst that auf seinen Kleezehnten Verzicht, und setzte den Zehnten der Pfarrer auf 30 kr. vom Morgen Klee. Die hohen Bergfelder, die vorher nur alle neun Jahre gebaut wurden, können nun, vermöge der Gypsdüngung, zu Hülsenfrüchten angewendet werden. — Der Gyps ward benutzt bei Hülsenfrüchten, bei Futterkräutern, bei Wiesen, bei Weißkraut. Wenn die Leute die Pflanzen des jungen Weißkrautes versetzten, so legten sie um jede auf die Oberfläche der Erde eine Handvoll Gyps. Pflanzen, die auf gedachte Art mit Gyps umstreut waren, bekamen Köpfe, die einige Pfunde schwerer waren, als die ungegypsten. Den vorzüglichsten Nutzen des Gypses fand man in der Eigenschaft Feuchtigkeiten aus der Luft anzuziehen, und den Pflanzen zuzuführen, daher er auf nasse Wiesen nichts taugte, erst, wenn es geregnet hat, oder regnen wollte, anwendbar war, und untergeackert nichts half. Dung damit zu verbinden, ward nicht bloß nützlich, sondern auch nothwendig gefunden, weil Gyps nur ein Zuführungs- und Auflösungsmittel, kein eigentlicher Dung sey. Daß er die Felder unfruchtbar mache, sey unrichtig, und durch lange Erfahrung widerlegt. Die Salinen haben, wegen abnehmendem Verkauf des Dungsalzes, zuerst angefangen, den Gyps zu verschreyen. —

*) Zweyter Anhang zu meinen Beiträgen und Abhandlungen zur Aufnahme der Haus- und Landwirthschaft von J. F. Mayer. Frankfurt 1787.

83. Landwirthschaftliche Geographie und Statistik.

Frankreich.

Wenige Länder wurden von der Natur so sehr für alle Zweige der landwirthschaftlichen Produktion begünstigt als Frankreich, und es findet hierin mit keinem andern eine treffende Parallele Statt, außer mit Oestreich. Aber die landwirthschaftliche Industrie hält dennoch nicht gleichen Schritt mit den Gaben der Natur. Nur die Normandie und einige Gegenden von Flandern ragen hervor. Im übrigen Frankreich ist nicht der vierte Theil des Bodens so angebaut, wie es seyn sollte, und hat nicht den vierten Theil des Viehes, den es ernähren könnte, entbehrt folglich den Dünger zur Sicherung dreyfach vermehrten Ertrags.

Nirgends wird mehr über Landbau in Schriften und in so vielerley ihm gewidmeten Gesellschaften geschrieben und geredet, und dennoch findet man schwerlich wo unwissendere Bauern als in Frankreich. Diesen Contrast mit England und mit mehreren Gegenden Teutschlands findet ein neuerer, französischer Schriftsteller *) in folgenden Ursachen gegründet:

1) dem Kriegszustande, in welchem Frankreich so viele Jahre hindurch sich befunden, und der, da er den größten Theil der Bevölkerung zum Heere rief, ihn von der Feldarbeit und den damit verbundenen Entbehrungen entwöhnte; 2) der ungeheuren Last der Abgaben; 3) den stets zunehmenden künstlichen Bedürfnissen, die sich bis zu den Landbewohnern ausbreiten und ihre kümmerliche Lage immer größer machen; 4) der Zerstörung der Wälder, wodurch eine Unregelmäßigkeit der Jahreszeiten und der Witterung hervorgebracht, Berge und Anhöhen unfruchtbar gemacht worden, die zuvor Holz trugen; 5) der Einführung des sogenannten großen Buches in den Departements, wodurch den Kapitalisten im Ankauf der Staatspapiere ein größerer Gewinn lockend wird, als wenn sie ihr Geld in den Ackerbau stecken.

*) Considérations générales sur l'état d' agriculture en France par Desiré Ordinaire. Paris 1821.

84. Verdiente Oekonomen.

13/1 Herr Ignaz Peschl, Bräuer in Postelberg.

Daß Kenntnisse der Chemie auch auf das Bräuwesen vortrefflich einwirken, darüber bedarf es hier keiner gelehrten Auseinandersetzung, sondern — um materiell zu reden — blos eines Glases so wissenschaftlich gebrauten Biers, um Mund und Magen mit diesem Labsal zu erfreuen.

Ehre dem Bräuer, der in den Debatten über Bräuhausbenutzung in den beliebten Oekonomischen Neuigkeiten des 22sten Bandes, 5ten Heftes, Seite 277 ungenannt gepriesen wird.

Hinweg mit dem Schleyer: Es gilt dem Ehrenmanne Herrn Ignaz Peschl zu Postelberg, der seiner Verdienste wegen von der hochfürstlichen Obrigkeit mit Beamtensrang zum Oberbräuer der fürstlich Schwarzenbergischen Herrschaften im hiesigen Kreise ernannt worden ist.

Zittolib in Böhmen, den 4ten Dezember 1821.

Hofer,
Direktor.

85. Landwirthschaftlicher Handel.

Wolle.

Im Schwäbischen Merkur (Nr. 273. 1821.) sucht Heinrich Uhl zu Stuttgard feine Spanische Raufwolle, die jedoch nicht mit Kalk abgebeizt worden.

Mitredacteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
März. ——— Nr. 24. ——— 1822.

86. Ziegenzucht.

Hoffnung der Herstellung einer edlen Stammziegenheerde in Sachsen.

(Verglichen Nr. 27. S. 215. des XXI. Bandes).

Die Caschemir-Ziegen von thibetanischer Race, welche in Frankreich im Jahre 1819 durch die Herren Ternaux und Jaubert eingeführt wurden, gedeihen dort trefflich, und vermehren sich sehr.

Die Stammziegenheerde in den Pyrenäen bei Perpignan gedieh besonders gut, wahrscheinlich wegen der kalten Gebirgsluft und der Bergkräuter. Weniger gedieh eine andere Heerde bei Toulon, weil alle Ziegen sich besser in kalter als in zu heißer Temperatur befinden. Deßwegen wurde von der letzteren ein Theil an Privaten verkauft, und ein anderer Theil wanderte nach Saint-Ouen bei Paris, und weidete dort im Park in Abtheilungen, jede Jahrszucht für sich. Der Flaum der in Frankreich geworfenen Caschemir-Ziegen ist in Feinheit und Elasticität dem von den eingeführten Ziegen völlig gleich. Sie haben als Kennzeichen, die sie vor den gemeinen europäischen Ziegen auszeichnen, hängende Ohren, einen Schwanz, der in die Höhe steht, gerade Hörner ꝛc. Ihr Leib ist größer als bei den gemeinen Ziegen, und ihre Farbe sehr weiß. Ihre Milch scheint nahrhafter; denn die junge Caschemir-Ziege wird schneller groß, als die gemeine; auch ist sie weniger wild. Jene frißt alles, womit sich die gemeine Ziege ernährt, selbst Kartoffelschalen, Unkraut, abgeschnittene Blumen, Blätterknospen, Weinlaub, junge Zweige. Im Winter ist sie so wenig lecker, daß sie sogar dürre Holzknospen frißt. In Haiden und auf Bergen befindet sie sich trefflich. Vom 30. bis zum 52sten Grad gedeihen sie. Selbst der feuchtere Himmel um Paris schadet ihrer Gesundheit nicht. Nur muß man sie hüten vor dem Genuß zu vieler harzreichen Blattknospen. Im Uebermaß schadet aber die Waldweide mit niedrigem Buschwerk allem Weidvieh.

Vierzehn Monate alt, vermehren sich diese edle Ziegen schon wieder. Kreuzt man die gemeinen Ziegen mit Caschemir-Böcken; so haben die Nachkommen ebenfalls schon einen feinen Flaum, der mehr dem Flaum der Caschemir-Ziegen als der gemeinen gleicht.

Freylich haben auch die gemeinen Ziegen etwas Flaum unter ihren Haaren; aber er hat weder die Elasticität, noch die Weiche, die Wärme, die Weiße, den Glanz und die Quantität, welche die Caschemir-Ziegen liefern.

Wegen der starken Zufuhr des asiatischen feinen Caschemir-Flaums der Ziegen zu Shawls über Rußland gilt jetzt das Kilogram (2 Pfund) nur 18 fl., in Frankreich vor zwey Jahren kostete es aber 40 bis 44 fl. Die Caschemir-Ziegen sind schwerer an Fleischgewicht als die gemeinen.

Möchte es uns auch scheinen, daß die Merinosschäfereyen für Teutschland vortheilhafter wären, als Heerden jener edlen Ziegen; so sind wir doch aus folgenden Gründen entgegengesetzter Meinung.

Eine jede Handelsspekulation und eine jede landwirthschaftliche Produktion, in welche sich zu viele Concurrenten einlassen, wird im Lauf der Zeiten immer un-

lucrativer, sobald nicht in gleicher Proportion mit der Produktion das Marktbedürfniß derjenigen größer wird, welche die Waare suchen. Freylich, weil Südamerika frey werden dürfte, weil in China, in Ostindien und im asiatischen Archipel die Civilisation und der Völkerverkehr steigt; so dürfte eine Reihe Jahre hindurch das Tuch von feiner Schafwolle in heißen Klimaten als Tracht in den Regenmonaten, und in den sehr thauigen Abenden und Nächten, ein sehr gesuchter europäischer Handelsartikel bleiben, welches dann zwar eine Fortdauer guter Preise der feinen Merinoswolle erwarten läßt; aber ungeachtet der Britte mit Recht in seinen beiden großen Nebeninseln die Kultur der Merinosschafe im Großen verschmäht, weil sie aus trockenen Klimaten stammend, sowohl des Klimas, als der sehr wasserhaltigen Nahrung wegen, die ihnen Großbritannien und Irland in der Regel liefert, und beim Bedürfniß von Kornfütterung für diese edlen Thiere, die in England bekanntermaßen sehr theuer ist, dem Britten nicht so lucrativ erscheinen, als seine veredelten Landschafe mit langer Wolle; so glauben wir doch nicht, daß der jetzige hohe Preis der sächsischen Elektoralschafe lange sich halten dürfte.

Freilich wissen wir recht gut, daß, sobald in Spanien und Neapel die Wanderung der edlen Schafe, Sommers in Gebirgen und Winters in die Ebenen, in Folge einer vernünftigen Gemeinheitstheilung bei einst zunehmender Bevölkerung abnehmen wird, die großen Tuchfabriken nicht viel auf Ausfuhr der Merinoswolle aus Spanien rechnen dürfen; aber die englische Regierung sieht mit Bedauern, daß Teutschland besonders den Britten so viele feine Merinoswolle zusendet, und kann im freundlichsten Klima Australiens seine dortigen Merinosschäfereien (jetzt 128,000 Stück) wenigstens verhundertfachen. Die westlichen Amerikanischen Freistaaten würden schon ganz andere Lieferungen von Merinoswolle als bisher nach Europa beim Sinken des Getreides, des Reißes, des Tabaks und des Zuckers gemacht haben, wenn sie nicht ein sonderbares Vorurtheil von der Schafzucht zurückhielte; nemlich die nationale Geringschätzung des Schaffleisches als menschlicher Nahrung. Ihr Talg und ihre Wolle sind allein nicht theuer genug, um zur großen Vermehrung der Merinosheerden einzuladen.

Die größte Gefahr fallender Preise der feinen Merinoswolle steht aber den Producenten derselben aus dem südlichen Rußland und der Krimm bevor. So lange die Gräser saftig sind, bedarf das weidende Schaf, wie Schreiber dieses aus Erfahrung weiß, gar keines Wassers. Das südliche Rußland hat unendliche Steppen mit kleinen Seen, von etwas salzigem Wasser, dieß ist dem Rindvieh nicht vortheilhaft, und stört den Fleisch- und Talgansatz auf den Weiden. Dagegen ist dieß Wasser den Schafen sogar gesund. Die Luft ist dort Nebelfrei. Diesen Nebel fürchten die Schafe mehr als Kälte, und gedeihen daher selbst in Schweden wegen der dortigen reinen trockenen Luft.

Die russischen großen Gutsbesitzer können bei den jetzigen niedrigen Getreidepreisen das Getreide nicht mehr nach den Flußmündungen mit Vortheil versenden, und werden daher mit eben der Art Wuth, womit sie in den theuren Jahren übergroße Getreide-Erndten sich verschafften, weniger Korn bauen, und was sie bauen, durch Merinosschafe verfüttern lassen, und die Heerden dieser Thiere, um ihre Steppen doch etwas zu nutzen, vermehren. Der Transport der Wolle und des Talgs ist leicht, und eingepökeltes Schaffleisch ist ein Leckerbissen für die Seefahrer im Mittelmeer und selbst für die Küstenbewohner. Sogar in den Bengalischen Gebirgen fangen die Britten an, Schafheerden bald von langwolligen englischen, bald von kurzwolligen und Merinosschafen anzusiedeln.

Wenn daher das Königreich Sachsen der landesväterlichen Fürsorge seines Regenten vor 45 bis 50 Jahren die erste Einführung ächter Merinosschäfereien auf seinen Domänen verdankt, und sich jetzt selbst die Bauernschäfereien, wenn auch in minderm Grade als die königlichen und gutsherrlichen veredelt haben; so möchten eben diese im landesväterlichsten Geist angelegten Schäfereien doch vielleicht Beybehaltung mancher im Ganzen nachtheiligen landwirthschaftlichen Einrichtung, als der Hut und Weide auf fremdem Boden, der ungetheilten Gemeinheiten und des Dienstzwangs ꝛc. begünstigt haben.

Immer muß aber die Wohlthätigkeit der Einführung der Merinosschäfereien und der landesväterliche Sinn des

Regenten verehrt werden, der jene seinem Lande verschaffte.

Den Geist der Britten, ihre nützlichsten Entdeckungen in der Zeitenfolge immer zu übertreiben, und dadurch sich und andern Völkern zu schaden, kennen wir alle; sie werden nicht ruhen, bis Australien, das Cap und selbst Obercanada ihre Tuchfabrikanten mit feiner Merinoswolle zu versorgen im Stande sind. Die Revolution, welche dieß vielleicht noch ferne aber sicher nicht ausbleibende Ereigniß, bei der sehr starken Bevölkerung des Königreichs Sachsen, auf den landwirthschaftlichen Nahrungsstand der großen Gutsbesitzer haben wird, läßt sich um so weniger berechnen, da dieses Sinken der Preise für seine Wolle natürlich nur sehr allmählig statt finden dürfte; aber es dürfte die Zerschlagung der zu großen Gutshöfe, die leichtere Ablösigkeit mancher bei unserer Kenntniß der Vegetation unzweckmäßigen und ungemeinnützigen Dienstbarkeiten, ja des an sich höchst unedlen Dienstzwangs, der der Sittlichkeit so offenbar schadet, endlich herbeiführen. Da aber unser Sachsen nur durch die große Ausfuhr feinster Wolle seine Handelsbillanz mit dem Auslande zu decken vermag; so ist es natürlich, daß man wünschen muß, ein Surrogat für die im Ertrage verminderten Merinosheerden entstehen zu sehen. Dieß findet sich in den Caschemir-Ziegen. In Frankreich haben bereits ungeachtet der Theuerung der feinen Merinoswolle und der dortigen Vorliebe für gutes Schaffleisch sechszehen Gutsbesitzer Caschemir-Heerden begründet. Sie ernähren sich schlechter als die Schafe, sind härter in Lebensdauer, weniger Krankheiten unterworfen und vermehren sich rascher.

Auch das Fleisch junger Thiere wird geschätzt, und jenes der älteren verbessert die Mastung. Die Ziegen sind sehr milchreich, und der Käse ist theuer.

Bei feinwolligen Schafen fällt die Milchnutzung ganz weg, auch so bei den Ziegen. In unserer Grenznähe hält fast jede handthierliche Landfamilie eine oder mehrere Ziegen mit Vortheil selbst bey der Stallfütterung. Der König verschaffte Sachsen seine nicht ungünstige Handelsbillanz durch die Einführung einer Merinosheerde in den ersten Jahren seiner gesegneten Regierung. Sollte er nicht auch im hohen Greisesalter dem Lande durch Einführung einer Heerde ächter Caschemir-Ziegen eine noch länger nützlich wirkende Wohlthat schenken wollen? Der Luxus, der jetzt nur noch den feinen Flaum der edlen Ziegen zu Shawls verwendet, wird ihn bey dem Sinken des Kaufpreises zur Verarbeitung in Tüchern eben so wie die Vigognewolle zu verwenden anfangen.

Der Hauptgewinn der eingeführten Merinos wurde ein Attribut bisher für große Gutsbesitzer, die Einführung edler Caschemir-Ziegen würde auch auf die ärmsten Volksklassen wohlthätig wirken. Die geringe Quantität des Ziegenflaums, höchstens 19 Lth. pr. Stück (¹/₄ Kilogram) und mindestens selbst bei räudigen Ziegen 7 Lth., gibt zwar nur Ausbeute 33 bis 11 gute Groschen pr. Kopf; indeß muß man dabey die wohlfeile Unterhaltung und den Werth der Milch-Nutzung zum Ziegenkäse mit in Anschlag bringen, und den nicht ganz unbedeutenden Gewinn, den selbst Heuerlinge von dieser Thierart zu ziehen wissen.

(Beylage zum Literarischen Conversations-Blatt Nr. 236. 1821.)

---

87. Feldbau.

Ueber das trockene Einbringen des Getreides.

Der Aufsatz Nr. 96. in Nr. 29. des 22. Bandes der Oekonomischen Neuigkeiten, über die verschiedenen Gattungen der Notherndten, enthält vortreffliche Gedanken, und ganz zweckmäßig ist nach meinen Erfahrungen unter andern das sogenannte Aufmandeln; ja ich halte jede Frucht, die einmal in Mandeln gebracht ist, auch bei regnerischer Witterung, vor dem Verderben so gesichert, wie in der Scheuer selbst. Nur muß diese wie jede andere ökonomische Verrichtung immer mit Sachkenntniß geschehen, wenn sie dem Zwecke entsprechen soll, und es liegt gewiß ein unrichtiges Verfahren zum Grunde, wenn letzteres nicht der Fall ist.

So darf man z. B. zwar ein noch so sehr mit frischem Gras oder Klee vermischtes Getreide gleich hinter der Sichel zusammenbinden, und in Mandeln setzen, sobald nur das Getreide gehörig reif und trocken geschnitten ist.

Stroh und Korn erhält sich gewiß gut; umgekehrt, wenn erstgedachte Bedingnisse übersehen werden. Ferner die in Mandeln einwärts gekehrten Aehren dürfen nur statt auf dem erhabenen Beete niedrig in die Furche zu liegen kommen, so ist in meisten Fällen, besonders wenn stärkere Regen die Furchen mit Wasser füllen, das Verderben wenigstens der untern Garben unvermeidlich. Das Nämliche, und noch in größerer Masse erfolgt, wenn das Mandel so geschlichtet ist, daß das Sturzende der gegen einander gekehrten Garben eine abschüssige Neigung gegen das Innere erhält, und nicht vielmehr umgekehrt, daß nämlich die Garben mit den Aehren so dicht übereinander gelegt werden, daß sie einen höhern Punkt, als die nach außen gekehrten Sturzenden bilden.

Viel kommt endlich noch auf die 3 obern Deckel-Garben an, rücksichtlich ihrer abschüssigen Neigung gegen die Wetterseite sowohl, als der Richtung, die sie erhalten müssen, so wie der Art selbst, sie zu legen.

In letzterer Beziehung muß hauptsächlich auf den Verband, der das Abwerfen bei Stürmen verhindert, und sofort noch auf das vorzüglichste, nämlich das Bedecken des Mittelpunkts, als den Zusammenfluß der Aehren, Rücksicht genommen werden. Diese Deckelgarben müssen ferner das durch das Aufsetzen der ersten 12 Garben entstandene Viereck im Winkel zum Achteck durchschneiden, wenn sie die Absicht erfüllen sollen.

Ein auf diese Art richtig gestelltes, und unter vorhin gedachten Bedingnissen zusammen gebrachtes Mandel kann mehrere Wochen bei abwechselnder Witterung im Freyen bleiben, ohne zu verderben.

Im schlimmsten Falle, und bei sehr nassem Wetter können höchstens in den obern Deckelgarben einzelne Aehren auswachsen, aber für den größern innern Raum ist die Nässe, und somit das Verderben unzugänglich, und das aufgemandelte Getreide hat noch außer dem gesunden Stroh, den Vortheil der schönern Farbe, und daß es sich leichter ausdrischt.

Will man endlich auch für die kleinste Besorgniß sicher seyn, so lasse man die längere Zeit in Mandeln gestandene Frucht vor dem Einführen an einem luftigen oder sonnenreichen Tag, deren doch im schlimmsten Erndtewetter zu Zeiten einige eintreten, in einzelnen Garben auseinander stellen, der Luft und Sonne aussetzen, und alles ist gewiß gut. Noch muß bemerkt werden, daß eine einmal in Mandeln gesetzte, mit frischem Gras oder Klee vermischte Frucht bei **unmittelbar** darauf folgenden schönen Tagen wenigstens 3 bis 4 Tage und Nächte im Freyen aushalten muß, um das durch besagtes Gras oder den vielleicht nicht hinlänglich dürren Halm entstandene Abschwitzen abzuwarten, welches jede auch noch so dürr eingebrachte Frucht sonst in der Scheuer überstehen muß.

Ich habe von der Zweckmäßigkeit des Aufmandelns bei richtiger, sachgemäßer Anwendung, in vielen Jahren und erst heuer wieder solche auffallende Proben gehabt, daß mir für ein ungünstiges Erndtewetter nicht mehr sehr bange ist, und daß ich behaupten kann, diese Methode allein sey im Ganzen hinlänglich, uns den Segen Gottes unbeschädigt zu erhalten, oder die Schädlichkeit wenigstens aufs Unbedeutende zu vermindern.

Immer ist sie aber nur bei Früchten mit langen Halmen, und deßhalb hauptsächlich bei Korn und Weizen anwendbar, weil kurze Frucht das Zusammenstoßen und Aufsetzen nicht in der Art zuläßt, daß die Hauptabsicht, nämlich das Bedecken der Aehren erreicht wird. Indessen ist das Verfahren wohl schon schätzenswerth genug, wenn es auch nur die Hauptbrodfrüchte zu sichern vermag. Wie ruhig und zufrieden kann der Landmann die Periode des Gedeihens und Wachsens beobachten, wenn ihn nicht die Sorge quält, zur Zeit der Erndte vielleicht das zu verlieren, oder in minder genußbarem Stand zu erhalten, was er mit Kosten und Mühe anbaute, und der Himmel gedeihen ließ.

Und bei allem dem findet eine so wohlthätige und durch Erfahrung erprobte Methode, selbst bei gebildetern Oekonomen, noch Unglauben und Widersprüche, weil sie nicht begreifen können, daß ein in feste Bunde zusammengepreßter Halm mit frischem Gras die zum Aufbewahren nöthige Trockene erhalten könne, ohne ausgebreitet zu liegen, ungeachtet sich alles aus physischen Gründen sehr leicht erklären läßt.

Uebrigens hat der Herr Verfasser des Eingangs gedachten lehrreichen Aufsatzes auch darin goldene Wahr-

heit ausgesprochen, daß das in einem gut kultivirten kraftvollen Boden stehende Getreide den widrigen Einflüssen der Witterung eher und leichter widersteht, als das in einem schlecht bestellten magern Felde, und daß onach der Kulturzustand eines Landes in Mißjahren viel entscheide. Hayd den 25. Okt. 1821.

Grohmann,
Wirthschaftsrath.

88. Bienenzucht.

1. Das Bienenjahr. 1821.

Die schlimme, immer kalte und regnerische Witterung hat heuer bei der Bienenzucht fast Alles verdorben. Fast kein einziger Bienenstand blieb vor Unfällen frey. Im Frühlinge hörte man im Juni nichts, als von Hunger- und Nothschwärmen, (d. h. Bienenstämme, die ihren Bau und ihre Wohnung aus Mangel an Nahrung, oder größtentheils wegen Erkältung der Brut und sonstigen Ursachen gänzlich verlassen), und kam auch hin und wieder ein natürlicher Schwarm, so wird die Folge lehren, daß man kaum Ursache hatte, sich viel über denselben zu freuen. Nur im Juli gab es einige honigreiche Tage, und dieß ist das größte Glück, sonst würden wohl wenige Bienenstämme die Frühlingssonne 1822 mehr sehen.

Was ist nun bei solchen traurigen Aussichten für die Bienenzucht zu machen? Nichts, als auf bessere Jahre hoffen; denn fast immer folgt auf ein schlechtes, ein gutes Bienenjahr.

2. Winterbehandlung für 18$\frac{21}{22}$.

Das Erste, auf was ein Bienenwirth heuer hauptsächlich zu sehen hat, ist, daß die Bienen für den Winter hinlängliche Nahrung haben.

Jeder Stock, der nicht hinlängliche Nahrung hat, muß gleich jetzt auf einmal so viel erhalten, daß er bis zum Frühjahre ausreicht.

Im Winter durch ist es schlechterdings nicht rathsam, ja äußerst gefährlich, dieselben zu füttern; die übrigen Verhaltungsregeln beim Ueberwintern sind kurz folgende:

Wer eine planmäßig gebaute Bienenhütte hat, wo die Bienen vor Wind, Nässe etc. geschützt sind, bringe dieselben an keinen andern Ort, sondern lasse sie auch den Winter über da stehen. Nur dürfte es rathsam seyn, die Ausflugseite gut zu verwahren, und die Fluglöcher, wenn anders von hinten ein Gang angebracht ist, einwärts zu drehen. Wer eine solche Bienenhütte nicht besitzt, der thut am besten sie an einem trocknen Ort, (z. B. eine leere Kammer oder Zimmer, Boden etc. den Winter durchzubringen. Folgende Eigenschaften dürfen dem Ort, wo man Bienen überwintern will, nicht fehlen.

Der Ort muß

a) trocken, (ja nicht feucht, sonst werden die Fladen schimmlicht.)

b) frei von allem Rauch,

c) ruhig seyn, d. h: die Bienen müssen durch Gehen, Stoßen, Schlagen, nicht beunruhigt werden.

Die Unfälle, welche die Bienen außer dem Hunger den Winter übertreffen, sind gewöhnlich: daß sie ersticken, oder daß sie durch Mäuse ruinirt werden. Fürs Ersticken ist das beste Mittel, daß man vollgebauten und volkreichen Stöcken einen leeren Untersatz gibt, und die Fluglöcher mit Gittern oder mit durchlöcherten Bretchen vermache. Ein Untersatz ist auch dafür gut, daß die todten Bienen und sonstigen Unreinigkeiten nicht zwischen den Fladen stecken bleiben, und die Enden der Tafeln verderben, sondern auf das Unterbret fallen. Sollte aber nicht bis an das Flugwerk gebaut seyn, so ist auch der Untersatz unnöthig. Mäuse muß man durch Fallen wegfangen, oder wenigstens keinem Bienenstock eine solche Oeffnung lassen, wo eine Maus eindringen kann. Man besuche den Winter über seine Bienen öfters, damit man sehe, ob nicht Mäuse Schaden angerichtet, sich z. B. Löcher in den Bienenstock gebissen haben, oder sonst was vorgefallen sey, das Abhülfe bedarf; aber äußerst behutsam, und ohne alles Geräusch und Erschütterung. Hat man seine Bienenstöcke mit Koth oder Lehm verschmiert, so müssen dieselben schon bei der Einwinterung von der Verschmierung losgemacht werden, damit man nicht den Winter durch in den Fall komme, sie gewaltsam aufreißen zu müssen. Nur schwache Stöcke brauchen bei großer Kälte eine Bedeckung; aber volkreiche besonders in Strohkörben, bedürfen dieselbe nicht nöthig; denn erfrieren werden die Bienen gewiß nicht, wenn sie nur hinlängliche Nahrung haben.

Man bringe seine Bienenstöcke nicht eher in das Winterquartier, als bis es z. B. den ersten Schnee

wirft, es ist denselben nützlich, so lange als möglich, besonders an schönen Herbsttagen, den Ausflug zu haben.

Ist mit diesen Lehren des Volksfreunds aus Schwaben unser Bienenreformator Ehrenfels, den wir bei dieser Gelegenheit an sein Versprechen zu erinnern wünschen, einverstanden?

46
13

89. Weinbau.

Ein Rebenfeind. *)

Es ist dieses ein Insekt, das merkwürdig genug sich vorzüglich auf die Insel Reichenau bei Constanz bisher beschränkte und von Zeit zu Zeit sich so vermehrte, daß die Einwohner auch bei der reichlichsten Besitzung von Trauben dennoch um die Weinlese kommen. Es war daher höchst wichtig, das Insekt selbst und besonders seine Naturgeschichte genauer zu untersuchen. Dieß ist nun von Professor Nenning so geschehen, daß man nun die Mittel kennt, es in Menge zu vertilgen und seine fernere große Vermehrung zu verhindern. Auch soll seit dieser Zeit dieses Insekt keinen Schaden mehr angerichtet haben.

Es ist ein Nachtfalter, den der Verf. Tinea uvae nennt, etwa 3 Linien lang, 5 in der Flugweite, röthliche Oberflügel mit schwarzer Querbinde, graue Unterflügel. Da die Mundtheile nicht durch das Vergrößerungsglas untersucht sind; so läßt sich nicht angeben, wohin eigentlich nach Fabricius, Latreille, oder Germar diese Motte gehöre; Oken scheint sie ein Crambus zu seyn. Es ist äußerst merkwürdig, daß die Larve in der Weinbeere selbst lebt. Die Motte legt die weißen Eyer auf die Beere; die Raupe wird zwey Linien lang, weißlich mit röthlichem Rückenfleisch, Kopf schwarz, Haarbüschel hinten und an den Seiten. Nach einigen Aeußerungen scheint sie Palpen (Fühlfäden) zu haben und 6 Füße. Puppe (fälschlich das Ey genannt) ist rothbräunlich in weißem Gespinnst. Falter 3,,, l., Leib grau, Stirne weiß, Oberflügel schimmernd, oben weißbraun, nach hinten rothbraun und gewimpert, schwarze Querbinde in der Mitte, nach außen ein, nach innen ¼ Linie breit; Unterflügel kleiner, aschgrau. Die Flügel legen sich ein, stehen hinten über, die Fühler lang zugespitzt, die Augen groß.

Ende May schlüpft die Motte aus, fliegt von Abend bis Morgens 7 Uhr, unter Tags sitzt sie gewöhnlich versteckt unter der Reblaube, legt dann die Eyer auf die Blüthenknospen, aus denen Mitte Juny die Raupe, die sich jetzt von der Blüthe nährt, kommt, spinnt sich Ende July auf der Traubenblüthe selbst, oder auch unter den Blättern ein, und verraupt sich. So bleibt sie bis Mitte Juny, und verwandelt sich dann in die Motte. Diese legt nun die Eyer auf die unreifen Beeren. Gegen Mitte des Augusts entwickeln sich die Raupen wieder und nagen sich sogleich in die unreifen Beeren bis zur Mitte ein. Diese wird welk, fängt an zu faulen, dann zieht die Raupe aus, frißt sich in eine andere ein, und so geht es bis zur Weinlese fort. Ist die Traube reif, so läßt sich die Raupe mittelst eines Fadens wie eine Spinne herunter, kriecht unter die alte Rinde oder in die Ritzen des Rebsteckens, spinnt sich ein, verpuppt sich, überwintert und fliegt im May des folgenden Jahres aus.

Zerstört also die Traube zweymal. Der erste Schaden ist nicht groß; wenn auch 5 — 12 solcher Raupen auf einer Traube sind, so wird doch nicht die ganze zerstört. Der 2te Schaden dagegen ist sehr groß, die aufgefressene Beere fault (Grün-Fäule) bei nasser Witterung; bei trockener dauert es länger und man kann durch früheres Lesen etwas vom Herbste retten. Das Insekt ist übrigens nicht allein auf dieser Insel, sondern auch in den benachbarten Gegenden und dem ganzen Bodensee. Auf der Insel Reichenau ist es vielleicht darum häufiger, weil auf ihr sich fast kein Baum und kein Strauch findet, der den raupenfressenden Vögeln zum Aufenthalt dienen könnte; die Düngung besteht meistens aus Laub; viel Nebel.

Vertilgung. Die alte Rinde soll vor dem Winter ab-

*) Nenning über ein den Weintrauben höchst schädliches, vorzüglich auf der Insel Reichenau bei Constanz, einheimisches Insekt. Constanz. Herder 1811. Mit 1 illum. Kupfer.

geschabt, der Weinstock und die Ritzen der Stecken genau durchsucht und die Puppen, deren man 20 — 30 auf einem Stock gefunden, sollen verbrannt werden; im Frühjahre dasselbe. Es wäre in der That sonderbar, wenn sich die Traubenmotte nicht auch am Rhein, Mayn, Neckar und im Oesterreichischen fände, oder wenn daselbst die Menschen weniger aufmerksam wären als am Bodensee.

(Isis. 9tes Heft von 1818 S. 1565 u. 1566).

89. Viehkrankheiten.

Kurze Notizen.

1. Maul- und Klauen-Seuche.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß es neben dem Gebrauch der gewöhnlichen Mittel dem erkrankten Vieh sehr wohlthätig sey, wenn es täglich einmal in fließendes Wasser getrieben, und jedesmal einige Zeit darin gelassen wird. Das Vieh sucht sehr bald das Wasser selbst auf, verlangt nicht aus demselben heraus, und taucht das Maul öfters ins Wasser. Wird dies Mittel gleich im Anfange der Krankheit gebraucht; so wird das Uebel weit weniger hartnäckig.

2. Rinderpest.

1) Ansteckungs-Periode. Es ist selten, daß man schon in den ersten zwey Tagen nach der Ansteckung der Rinderpest Zeichen davon bemerkt, auch kommen meistens die deutlichen Merkmale der Krankheit nicht den 5ten oder 6ten Tag, sondern gegen den 7ten zum Vorschein; jedoch geht die Sache auch hier und da schneller. Da die Krankheit meist mit dem 5ten Tage oder noch eher zum Tode übergeht, und da der 7te Tag nach der Ansteckung als erster Tag der Krankheit anzusehen ist; so liegt gewöhnlich die Ansteckungs-Periode eines inficirten Rindes (besonders da viele Stücke schon den 3ten Tag nach dem Ausbruch krepiren) zwischen dem 7ten und 11ten Tage nach der Ansteckung. Es leuchtet hieraus schon ein, daß die Verbreitung auf andere Stücke meistens auf den 10ten Tag nach der Ansteckung und nicht auf den 12ten, wie einige behaupten, fallen muß; sie tritt auch wohl schon den 9ten Tag ein, wenn die Natur schnell das Contagium zu reproduziren vermag. Den eigentlichen Tag der Ansteckung weiß man selten genau.

2) Wechsel der Witterung, Jahreszeit haben keinen Einfluß auf sie. Auch ist sie nicht gelinder, wenn sie auch in denselben Stall wiederkehrt, den sie erst vor ein Paar Jahren ausgeleert. Sie läßt nur da nach, wo ihr die Polizey Schranken setzt. Das Todtschlagen des kranken, oder auch verdächtigen Viehes ist die beste Maßregel; durch Assecuranz oder Communal-Beiträge muß den Eigenthümern Ersatz geleistet werden. Doch giebt es Fälle, wo der Umfang des todtzuschlagenden, verdächtigen Viehes zu groß ist, besonders wenn schon Verdacht eintritt, daß wegen gepflogener Zusammenhutung ganze Dorfheerden angesteckt seyn könnten, oder wenn der Viehbestand einer bedeutenden Maierey von der Seuche ergriffen worden ist. Hier sind Lazarethe, Quarantainen, besonders Wald-Quarantainen und Parcellirungen größerer Heerden von bestem Erfolge. Dennoch muß man auch hier einzelnweis und oft wiederholt zur Keule zurückkehren, um der Seuche den Todesstoß zu versetzen.

3) Wenn Busch und Andere mehrere Säuern und Reizmittel (mehrere Baumrinden) vorschlagen; so bedenken sie nicht, daß diese Mittel nichts helfen können, wenn man sie selbst in Aufgüssen anwendet, wo sie allenfalls doch noch in den 4ten Magen als Flüssigkeit übergehen könnten. Bei allen Epizootieen, wo das Wiederkäuen aufhört, ist jeder Vorschlag von anhaltenden Reizmitteln unthunlich, weil der immer und ohne Ausnahme überfüllte, erste Magen diesen Mitteln jeden Weg ins Blut, überhaupt jede Einsaugung versperrt; da sie sich, selbst zu Pfunden eingegeben, unter dessen ungeheuern Futtermasse gleichsam verlieren müssen, ohne auf die Constitution wohlthätig einwirken zu können.

4) Außer den Kauschischen Erosionen giebt es, merkwürdig genug, kein einziges, pathognomisches Zeichen dieser Seuche, welches der Leichenbefund als specifisch aufstellen könnte.

5) Ihr Ursprung ist aus dem Orient, von da sie sich durch Ansteckung weiter fortpflanzt, aber schwerlich bei uns von selbst entsteht; obwohl man glaubt, daß dergleichen durch gewaltsame Märsche und andere Noth, die das Vieh auszustehen hat, hervorgebracht werden könnte.*)

3. Lungensucht des Rindviehes.

Das entscheidende pathognomische Zeichen derselben ist: eine marmorartige, gezeichnete, ungemein vergrößerte, schwere, leberartige, harte, zerreibliche, vielfarbige Lunge, nebst Verwachsungen mit dem Brustfell, mittelst honigroßähnlicher oder zellenartiger Umgebungen, gebildet als Afterorganisationen von der coagulablen Lymphe, umflossen von gelben Feuchtigkeiten.

Direktor Lappe fand die kranke Lungenhälfte oft 5 — 6mal größer, und 8 — 9mal schwerer als im gewöhnlichen Zustande. Alle andern Kennzeichen sind nicht so wesentlich oder zweydeutig. Diese Krankheit ist nur allein dem Rindvieh eigen.

Herr Spieske will die Lungensucht mit besondern Habertrank und Theer geheilt haben, wobei an der Brust ein Haarseil gesetzt wurde.

Garten-Inspektor Schmidt schlägt als heilendes Mittel einen Trank von dem häufig an den Bäumen wachsenden Lichen ciliaris (Wulf) vor. Auch Schwindsüchtigen und andern an der Lunge Leidenden soll dieses Mittel sehr nützlich seyn.

(Neue Meklenb. Annalen 1816 — 1817.)

Die äußerst bösartige Seuche raffte auf den Marienhausischen Gütern in kurzer Zeit von 1000 Pferden 900 weg. Der in Liefland sogenannte Deggut leistete bei der Krankheit nicht nur gute Dienste, sondern schützte auch das gesunde Vieh gegen Ansteckung. Man wendete ihn bei der Krankheit auf folgende Art an: 1 Pfund Blättertabak wurde in 8 Quart Bier so lange gekocht, bis das Ganze auf ⅔ eingekocht war. Man seihete das Dekokt durch, that sogleich ¼ Quart Deggut, und wenn dieser mangelte, eben so viel Theer hinzu, und wenn das Ganze abgekühlt war, noch 4 Loth Salpeter, 2 Loth Salmiak und 1 Loth in Spiritus aufgelösten Kampfer. Ein Pferd erhielt von diesem Trank täglich den 3ten Theil; ein Stück Rindvieh etwas weniger, und ein Schaf oder Schwein eine Tasse voll. Die Karbunkeln wurden aufgeschnitten, und mit aufgelöstem Kampfer und Butter eingerieben. Auch der Trank von dem gewöhnlichen Baummose wurde sehr wirksam befunden. Deggut ist eine Art von Theer, welcher aus Birkenrinde gesotten wird. Derselbe ist zum Einschmieren aller Arten von Leder sehr gut.

(Aber die Hauptsache ist doch eine richtige Diagnose, die Unterscheidung der ächten Lungenseuche von den scheinbaren und andern Lungen-Affectionen, die Rücksicht auf Constitution und so manche andere Verhältnisse, welches Alles nur ein rationeller Arzt beurtheilen kann, der eben daher sein Heilverfahren sehr oft abändern muß. Wie kann also gegen ein blos nominell bezeichnetes Uebel, das in den verschiedensten Formen sich zeigt, blos mit den angegebnen Mitteln geheilt werden? Dies zur Vorsicht wegen der allzeit fertigen, unberufenen Heilkünstler!

Der Herausgeber.)

4. Seuche des Federviehes.

1816 herrschte in Meklenburg und Gegend eine Seuche unter dem Federvieh, besonders unter den Gänsen. Herr Gerke fand die Ursache in der schlechten Beschaffenheit des Grases. Er gab den erkrankten Stücken 3 — 4 Gran Kalk im lauwarmen Wasser aufgelöst, wodurch viele gerettet wurden. Als sich seine Gänse in einem Sumpfe an Schierling verfressen hatten, gab er ihnen süße Milch mit Rhabarber, und die erkrankten Thiere wurden hergestellt. (Ebendaselbst 1816.)

*) Nach den Herren Gerke und Karsten schützen Menschenblattern dem Vieh inoculirt, dasselbe gegen die Pest. S. Neue Meklenb. Annalen 1814. Nr. 7. 8. 9. Der Herausgeber.

Mitredacteur R. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

April. ——— Nr. 25. ——— 1822.

91. Oekonomische Chemie.

19
2

Chemisch-ökonomische Beobachtungen und Versuche über einige vegetabilische Nahrungsmittel.

Es liegen in den Pflanzen so manche bisher noch unbekannte Stoffe und Nahrungstheile verborgen, daß die Mühe, dieselben zu entdecken, gewiß von großem Nutzen ist, und reichlich belohnet wird, nicht nur dem, der sich derselben unterziehet, sondern auch fürs Ganze, welches dabei ohne Zweifel in mehr als einer Hinsicht gewinnt. Nachdenken und Erfahrung lehren auch die Menschen, die mannigfaltigsten und schätzbarsten Nahrungsmittel nicht nur durch den Anbau zu vermehren, sondern auch die nährenden Theile derselben so zu entwickeln, daß sie für den Geschmack angenehmer und für die Verdauung leichter werden.

Erst in den neuern Zeiten hat man angefangen, auf die Natur und Beschaffenheit mehrerer uns nährenden Substanzen Rücksicht zu nehmen und ihre Eigenschaften und Bestandtheile genauer zu untersuchen, wodurch manche lehrreiche Entdeckung gemacht worden ist. Dennoch aber ist dieser interessante und reichhaltige Gegenstand noch lange nicht erschöpft, vielmehr noch gar mancherley dabei zu entdecken übrig. Es kann daher keine verdienstlose Bemühung seyn, einige der vegetabilischen Nahrungsmittel, die eine gewöhnliche Speise der Menschen sind, genauer und chemisch zu zergliedern. Ein dieser Sache kundiger Gelehrte in Rußland hat darüber nähere Untersuchungen angestellt und seine Beobachtungen und Resultate theile ich hier den Lesern mit.

Er hat bei den gemachten Versuchen sein Augenmerk vornämlich auf die Menge der auflöslichen Theile und des darin enthaltenen Zuckerstoffs, und auf die Menge der nicht aufzulösenden Substanz gerichtet.

I. Versuche mit gewöhnlichem schwarzen Brode.

a) Es nahm der erwähnte Scheidekünstler davon ein Stück von 6 Drachmen, die er in kleine Würfel schnitt, sie mit 3 Unzen Scheidewasser übergoß und in einem geräumigen Glase auf warmen Sand stellte; das Brod verlor bald seine Farbe und fing bei etwas stärkerer Hitze an zu schäumen, wobei sich eine Menge nitröser Luft entwickelte, woraus auf das Daseyn vielen Brennstoffs in demselben zu schließen ist. Nachdem es einige Zeit in der Wärme gehalten und 2 Unzen Flüßigkeit vorhanden waren, wurde es filtrirt, da denn eine leimähnliche Substanz zurückblieb, welche getrocknet 11 Gran wog. Die klare weingelbe Flüßigkeit, wurde zur Krystallisation zubereitet, wodurch in 2 Anschüssen 24 Gran eines weißen, etwas langspießigten und sauren Salzes erhalten wurde, welches der Zuckersäure gleich war.

b) Es blieb eine saure Flüßigkeit zurück, die an Konsistenz einem Syrup glich und woraus kein krystallisirbares Salz mehr zu erhalten war. Sie wurde mit einer Unze wasserbraunen Weingeistes vermischt und filtrirt, darauf mit eben so viel destillirtem Wasser verdünnt, der Weingeist aus einer Retorte bei gelinder Wärme abgezogen und zum Rückstande nach und nach so viele feingeriebene Kreide hinzugeschüttet, bis kein Aufschäumen mehr zu erkennen war. Obgleich genug Kreide dazu genommen worden war, so blieb dennoch eine merkliche Säure in der Flüßigkeit. Diese wurde nun in einem Glaskolben einige Minuten lang gekocht und die Flüßig-

keit vom Bodensatze durch ein Filtrum geschieden. Sie hatte eine dunkelbraune Farbe, den Geruch des schwarzen gemeinen Syrups und die Kennzeichen einer Säure behalten.

c) Diese davon abgeschieden, mischte der Verf. so lange wasserfreien Weingeist dazu, als sich dadurch etwas abschied. Es setzte sich eine gallertartige Materie ab, die durch ein Seihetuch abgesondert und mit Weingeiste abgewaschen wurde. Der durchgelaufene Weingeist enthielt etwas Zuckerstoff. Nachdem der Satz trocken war, löste er sich in einer zureichenden Menge Wasser mit einer hellbraunen Farbe auf. Hiezu tröpfelte er eine mit Wasser gemachte Auflösung des Bleizuckers, welches so lange fortgesetzt wurde, bis sich kein Niederschlag mehr absonderte. Die hierzu verbrauchte Menge dieser Auflösung bemerkte er genau, wobei sich die bald näher anzuzeigende Säure an den Bleikalk gebunden hatte. Die Säure in reinem Zustande darzustellen, tröpfelte er nach und nach so viele verdünnte Vitriolsäure hinzu, als genau erforderlich war, alles Bley aus der dazu angewandten Auflösung auszuscheiden. Es wurde mit dem sich abgeschiedenen Bleyvitriol 24 Stunden lang digeriret und darauf auf ein Filtrum gebracht. Die abgeschiedene weingelbe Flüßigkeit, welche Zeichen einer Säure an sich trug, war bei aller Vorsicht nicht in Krystallengestalt zu bringen und kam mit der Aepfelsäure überein.

d) Der in b enthaltene Bodensatz mit der Kreide, der mit Wasser ausgesüßt worden war, wurde ebenfalls durch verdünnte Vitriolsäure zerlegt, darauf 24 Stunden lang in gelinder Wärme stehen gelassen und das Flüßige vom Bodensatz abgeschieden, welches dann zum Krystallisiren vorbereitet wurde. Nachdem der darinn mit aufgelöste vitriolgesäuerte Kalk abgesondert worden war, fand sich ein braunes Konkret, welches der geringen Menge wegen nicht zu kennbaren, regelmäßigen Krystallen anschießen konnte, auf Kohlen geworfen aber den Geruch des Weinsteins verbreitete.

II. Bei den Versuchen mit Bäckerbrod waren die Resultate zufolge der Ordnung bei I. folgende: a) Es blieb von 6 Drachmen Bäckerbrod 6 Gran unaufgelöste leimichte Substanz und es wurden 56 Gran Zuckersäure erhalten — b) und c) Die aus der nicht krystallisirbaren Flüßigkeit erhaltene Säure verhielt sich als Aepfelsäure. d) Aus dem Bodensatze der Kreide wurde ein weinsteinartiges Salz erhalten.

III. Versuche mit Franzbrod.

a) 6 Drachmen Franzbrod ließen 4 Gran leimichte Substanz unaufgelöst zurück und gaben 64 Gran Zuckersäure.

b) und c) Die nicht krystallisirbare Flüßigkeit enthielt Aepfelsäure.

d) Auch wurde ein weinsteinartiges Salz erhalten.

e) Um die mehr gedachte leimichte Substanz, welche einige die vegetabilisch-thierische nennen, näher kennen zu lernen, wurde sie zusammen mit doppeltem Gewicht Weinsteinlaugensalz übeschüttet, in einen Schmelztiegel gelegt, alles in einen Windofen gesetzt, und der Tiegel zugedeckt. Das umher gelegte Kohlfeuer mußte langsam anglühen: der Inhalt des Tiegels rauchte und der Geruch war wie von gebratenem Fette. Nachdem kein Rauch mehr zu bemerken und alles kalt war, wurde es zerrieben und das erhaltene aschgraue Pulver mit einer Unze destillirten Wassers übergossen und stark geschüttelt. Es entwickelte sich dadurch eine Spur des flüchtigen Alkali, welches sich durch Annäherung der Salpetersäure offenbarte.

Nachdem es 2 Tage digerirt hatte, und filtrirt worden war, hatte die Lauge die Eigenschaft einer schwachen Berlinerblaulauge, woran, wie anderweitige Versuche zeigten, die Gegenwart der Phosphorsäure unter andern mit zu erkennen ist, welche einigen Antheil darin mit hat.

IV. Versuche mit Kartoffeln.

Von 1½ Unzen mit Wasser abgekochten, und von der Schale befreyten Kartoffeln, mit 3 Unzen Scheidewasser, welches von demselben Grade der Stärke, wie es in den vorigen Versuchen angewendet worden, war, auf die in I a) angezeigte Art behandelt, blieben 8 Gran unaufgelöster Rückstand, und es wurden 42 Gran Zuckersäure erhalten.

V. Versuche mit rothen Rüben.

6 Drachmen rohe, in kleinen Scheiben zerschnittene rothe Rüben, mit 3 Unzen Scheidewasser behandelt, verloren bald die Farbe, und ließen nach beendigter Digestion 7 Gran nicht auflösbare Substanz zurück.

Es wurden mit Hülfe der Krystallisation 20 Gran Zuckersäure gewonnen.

VI. Versuche mit weißen Rüben.

6 Drachmen hinterließen mit 3 Unzen Scheidewasser behandelt, 5 Gran unaufgelößten Rückstand, und gaben 11 Gran Zuckersäure.

VII. Versuche mit sauren Gurken.

1 Unze abgeschälte saure Gurken wurden in Scheiben geschnitten, und mit 2 Unzen Scheidewasser auf die angezeigte Art bearbeitet. Es blieben 5 Gran unaufgelößt zurück, und 4 Gran Zuckersäure wurden genommen. Der unauflösbare Rückstand wurde wie oben mit Weinsteinlaugensalz behandelt. Nachdem er war mit Wasser übergossen worden, zeigte sich zwar ebenfalls eine geringe Spur von der Entweichung des flüchtigen Alkali, allein nachdem es war digerirt und auch die Eigenschaften der Berlinerblaulauge geprüft worden, konnte man von derselben nichts mehr darin wahrnehmen.

Ziehet man aus den angeführten Versuchen das Resultat, so gehen aus demselben sowohl für den Oekonomen als Physiker manche nützliche Bemerkungen hervor. Der Leser mag sein Urtheil über die Versuche und ihre Erfolge selbst fällen; um es aber jedoch zu erleichtern, mögen die Resultate und einige Betrachtungen über die daher zu leitenden Vortheile hier stehen.

1) Die Natur hat in mehreren Vegetabilien häufig den Zuckerstoff verbreitet; die Bestätigung davon finden wir in den vorhin untersuchten Substanzen. Die darin enthaltene Menge ist sich nicht gleich, und der eine oder der andere Bestandtheil mangelt darin mehr oder weniger. Alle Substanzen, welche den angezeigten Stoff enthalten, sind zur geistigen Gährung geschickt, und die, welche ihn am reichlichsten besitzen, liefern den meisten Weingeist. Um zu erfahren, wie viel Weingeist zu erwarten ist, dienen die angeführten Versuche zur Darstellung der Zuckersäure, des Grundstoffs der geistigen Gährung, welcher mit schleimigtöhlichten, harzigten und erdigten Theilen umwickelt ist; daher diese Versuche, als weniger kostbar und nicht viel Zeit erfordernd, den Vorzug vor dem weitläuftigeren Wege der Gährung, als Probemittel betrachtet, verdienen, welche letztere, wenn der Versuch entscheidend ausfallen soll, nur im Großen angestellt werden kann, und doch nicht immer gut ausfällt.

Es gibt mehrere Vegetabilien, welche Zuckerstoff enthalten, und bei Mißwachs und hohen Kornpreisen zur Ersparung des Getreides beim Branntweinbrennen mit Nutzen und zur Beförderung der Industrie angewendet werden können. Dergleichen sind z. B. die Gras- oder Moosbeeren (auch Kranichsbeeren, Vaccinium oxycoccos) Preißelbeeren, Heidelbeeren, rothe und schwarze Johannisbeeren, Berberitzen, Vogelkirschen, Brombeeren, Möhren, Kürbisse, Hagebutten rc.

2) Aus den Versuchen ergibt sich ferner eine leimigte Substanz, wovon das schwache Brod am meisten, Bäckerbrod etwas weniger, und Franzbrod am wenigsten, dagegen die meiste Zuckersäure enthält. Da dieser Leim im abgesonderten Zustande schwer aufzulösen ist, so kann daraus ein Schluß auf die Nahrung und Verdauung gezogen werden. Soll ein Brod von guten Eigenschaften, das locker, nahrhaft und gesund ist, erhalten werden, so gehöret dazu hauptsächlich gutes Mehl von recht reifem Korne, eine sorgfältige Mischung desselben, gutes Kneten, eine verhältnißmäßige Menge Sauerteig, nebst dem erforderlichen Grade der Gährung und der Hitze des Backofens, wodurch die leimigten Theile aufgelöst, und in Verbindung mit den übrigen leicht, auflöslich und nahrhaft werden. Daß diese Theile in der Mischung des Mehls auflöslich gemacht werden können, beweist der stärkartige und zuckerige Bestandtheil des Mehls, wenn er lange und vorsichtig mit kaltem Wasser gerieben wird; woraus zu schließen ist, daß diese Bestandtheile des Mehls nothwendig erforderlich sind, jene leimigte Substanz aufzulösen, unter welchen Umständen auch nur ein gesundes und nahrhaftes Brod erhalten werden kann.

So gesund und nahrhaft übrigens dieser Leim im Mehl und Brode ist, wenn er durch die Zubereitung darin aufgelöst worden ist, so schädlich kann er jedoch auch werden, wenn eine Menge davon im abgesonder-

ten Zustande im Magen zurückbleibt, weil er leicht in Fäulniß übergeht.

3) Die leimigte Substanz ist ein nothwendiger Bestandtheil des Mehls und Brods; denn ohne dieselbe wird man es nie zu einer zähen und bindenden Masse bringen; der Teig wird schwerer zu durchkneten seyn, bekommt Risse, und geht nicht so gut auf, als der gewöhnliche Teig, ja man bekommt ohne diese leimigte Substanz kein ordentliches, glattes, zusammenhängendes, gutes, kräftiges und nahrhaftes Brod. In ihr scheinen die vortrefflichen Eigenschaften und die großen Vorzüge zu liegen, die das Brod vor allen Nahrungsmitteln voraus hat, und die darin bestehen, daß es für den Menschen so sättigend, und zur Erhaltung des Lebens so nothwendig ist; daß man es, obgleich täglich genossen, nie überdrüßig wird, und daß uns die meisten Speisen ohne Brod weder recht schmecken, noch gut bekommen. Es fehlet zwar andern vegetabilischen Nahrungsmitteln diese leimigte Substanz auch nicht, z. B. den Kartoffeln, rothen Rüben, weißen Rüben, sauren Gurken; allein sie haben derselben nur wenig, die der klebrig-thierischen Substanz im Mehle und Brod nicht beikommt.

Es entsteht daher die Frage: ob dieser mangelnde Theil andern vegetabilischen nährenden Pflanzen nicht beigelegt werden könne? und wenn es möglich wäre, ob daraus Grundsätze zu gesunden und nahrhaften Speisen hergeleitet werden können? ob bei entstehendem Getreidemangel, Mißwachs und Hungersnoth Gebrauch davon zu machen sey? — Mich dünkt, verschiedene Arten des Mehls von Früchten, Samen und Wurzeln, welche den schleimigt-zuckerartigen Bestandtheil besitzen, möchten diesen Endzweck zum Theil erreichen, z. B. von Haber, Gerste, Erbsen, Linsen, Bohnen, Mais, Kartoffeln, Pastinaken, Zuckerwurzeln, Rüben, Möhren ꝛc. Es würde nur darauf ankommen, eine ähnliche thierische Substanz, wie die im Getreidemehl ist, aufs genaueste und verhältnißmäßig damit zu vermischen. Eyweiß, aufgelöste Hausenblase, Hirschhorngallerte, gekäsete Milch und dergleichen können dessen Stelle vertreten. Wenn alsdann der damit vermengte Teig aus dem einen oder andern Mehl durch Sauerteig und Hefen auf die gewöhnliche Art zum Gähren und Backen zubereitet worden ist, so wird sich die Beschaffenheit des daraus erhaltenen Brodes beurtheilen lassen.

4) Wendet man endlich das Obige auf die Verdauung und Ernährung an, so läßt sich schließen, daß das vortrefflichste aller Nahrungsmittel, das Brod, dem menschlichen Körper nicht allein zur Ernährung und Sättigung diene, sondern auch als Gewürz und Arzneymittel für die mannigfaltigen Speisen, welche wir genießen, zu betrachten sey. Dieses Urtheil gründet sich auf die Bestandtheile des Brodes, welches Zuckerstoff mit schleimigtöhligten Theilen vermischt enthält, und durch den natürlichen Mechanismus im Körper zerlegt, wahrscheinlich eine saure Natur enthält, welche der Fäulniß, in welche die mancherley genossenen Fleischspeisen leicht übergehen können, so kräftig widersteht. So kann also auch das Brod, indem es durch das Kauen und den Speichel im Munde gleichsam zu einer Milch aufgelöst wird, manche scharfe Materie im Körper auflösen und andere Uebel verhindern.

VIII. Versuche mit Kürbissen.

a) 5 Pfund 4 Unzen von den Schalen und Kernen gereinigten, und in Stücken zerschnittenen Kürbis wurden wie oben a. b. behandelt. Der Erfolg war derselbe, und am Ende der Arbeit wurden 6 Unzen eines zwar süßen, aber zugleich etwas brandigt schmeckenden Safts erhalten, der den Geruch des frischen Kürbisses hatte.

b) 4 Unzen des gereinigten Kürbisses mit verdünnter Salpetersäure auf Zuckersäure bearbeitet, gaben in 3 Krystallisationen 18 Gran Zuckersäure, und es blieben 25 Gran leimigte Substanz zurück.

IX. Versuche mit weißem Kopfkohl.

a) Ein weißer Kohlkopf mit dem von der Schale befreyten Strunk wog 3 Pfund, und wurde wie oben behandelt. 2 Pfund davon abgezogenes Wasser hatte den Geruch des Wassers von den sogenannten antiscorbutischen Kräutern. Der ausgepreßte bis zur Honigkonsistenz gebrachte Saft, zu welchem zuletzt etwas destillirtes Kohlwasser gemischt wurde, gab 3 ½ Unzen süßlichen, etwas brandigt schmeckenden, mit dem

Geruch des Kohls versehenen Extrakt. Das nicht Auflösbare und Zurückgebliebene ward getrocknet und wog 1 Unze, 2 Drachma.

b) Etwas anders verhielt sich es, als 3 Pfund desselben Kohls für sich in einem steinernen Mörser zerrieben, nach und nach 6 Pfund lauwarmes Wasser dazu gegossen, und es eine Zeitlang durch einander bewegt wurde. Nach der Auspressung hatte es das Aussehen eines milchichten Saftes. Er wurde einmal gelinde ausgekocht, und durch ein wollenes Tuch abgeklärt, worauf wie oben VIII. verfahren wurde. Es gab 3 Unzen eines Syrups, dessen Geruch und süßer Geschmack dem in a. erhaltenen weit vorzuziehen war. Der trockene Rückstand wog 1 ½ Unzen.

c) Eine Unze des in a. erhaltenen Extrakts mit Salpetersäure auf Zuckersäure geprüft, gab 120 Gran dieser letztern: sie war aber nicht ganz frey von Kalkerde, auch zeigten sich Spuren von vegetabilischem Alkali.

X. Versuche mit rothem Kopfkohl.

a) 3 Pfund rothen Kopfkohl, wobei der von der Rinde befreyte Strunk mit befindlich war, gab wie vorhin 3 Unzen eines schwarzbraunen Extrakts von etwas brenzlichem Geschmack. Der unauflösbare getrocknete Ueberbleibsel wog 2 Unzen, und hatte eine schwarzbraune Farbe.

b) Aus 3 Pfund des rothen Kohls, dessen Zubereitung wie bei IX. geschah, erhielt man durch Auspressen einen Pflanzensaft von einer schönen blauen Farbe, und am Ende der Arbeit 2 Unzen, 6 Drachmen eines Indigblauen Extrakts, von einem Geschmack, der mit dem Geruch des frischen Kohls begleitet war. Der unauflösliche trockene Rückstand wog 2 ½ Unzen, hatte eine violette Farbe, und einen schwachen Kohlgeruch.

c) Eine Unze des in a. erhaltenen Extrakts durch Salpetersäure bearbeitet, gab 60 Gran Zuckersäure.

d) Weil sichs fand, daß der rothe Kohl viele färbende Substanz in sich enthielt, versuchte man die färbenden Theile auf folgende Art zu scheiden: 5 Unzen der rothen Kohlblätter wurden mit 2 Pfund Wasser und 6 Drachmen Alaun bei gelinder Hitze und öfterem Umrühren so lange gekocht, bis 1 Pfund Kolatur verblieb. Es gab eine gesättigte Brühe, an Farbe dem Berlinerblau gleich, zu welcher man etwas gereinigte aufgelöste Potasche that, so lange bis sich etwas abschied. Der Niederschlag durch ein Filtrum abgesondert, ausgesüßt und bei gelinder Wärme getrocknet, gab 80 Gran einer himmelblauen Farbe, die vielleicht noch etwas dunkler ausfallen kann, wenn weniger Alaun dazu genommen wird. Die Brühe behielt aber sowohl als die Blätter noch immer etwas lasurblaue Farbe.

XI. Versuche mit braunem Kohl.

a) 10 Pfund frische braune Kohlblätter, nach der bei X. befolgten Methode bearbeitet, gaben 13 Unzen Extrakts, der einen etwas brandigten Geschmack und Geruch hatte. Das Rückständige betrug 1 Pfund.

b) Eben so viel frische braune Kohlblätter mit 10 Pfund warmen Wasser im Steinmörser zerrieben, und durch Leinwand gepreßt, gaben einen grünen Saft, welcher bei gelinder Wärme einmal aufgekocht, und durch ein wollenes Tuch abgeklärt, darauf nach obigem Verfahren zur Konsistenz gebracht wurde. Er gab 8 Unzen eines nicht widrig schmeckenden Extrakts, welcher den Geruch des braunen Kohls hatte. Das Zurückgebliebene wog getrocknet 2 Pfund.

c) Eine Unze dieses Extrakts gab mit Hülfe der Salpetersäure 65 Gran Zuckersäure.

d) 4 Unzen des Extrakts in a. mit 12 Unzen Weingeist ausgezogen, dann alles auf ein Filtrum gegossen, und der Rückstand mit Weingeist gewaschen, hatten zuckerhaltigen Stoff aufgenommen. Das auf dem Filtrum Rückständige wurde im Schmelztiegel gebrannt und geglühet: es roch wie gebrannter Weinstein. Aus dem Rückstande zog destillirtes Wasser 25 Gran vegetabilisches Alkali, und Salpetersäure 50 Gran luftgesäuerte Kalkerde aus.

XII. Versuche mit Blumenkohl.

20 Unzen Blumenkohl, der von allen Blättern, wie er zur Speise zubereitet wird, gereiniget war, mit 2 Pfund Wasser im Steinmörser zerrieben und ausgepreßt, gab einen milchähnlichen Saft, der bei gelinder Wärme einmal aufgekocht, und durch ein wollenes Tuch gelassen, eine klare weingelbe Flüssigkeit, in welcher eine freye vegetabilische Säure

enthalten war, und bei der Hitze des Wasserbades 1 Unze, 1 Drachme Extrakt lieferte, der einen etwas süßlichen und salzigen Geschmack hatte. Das auf dem Seigetuche verbliebene mit dem ausgepreßten getrockneten Rückstande betrug an Gewicht 1 Unze.

XIII. Versuch mit Trüffeln.

a) 1 Unze getrocknete und gestoßene Trüffeln mit hinlänglicher verdünnter Salpetersäure auf Zuckersäure bearbeitet, lieferten 65 Gran Zuckersäure. Der ausgewaschene, getrocknete und unauflösbar gebliebene Rückstand wog 75 Gran, und war einem Leim gleich.

b) Aus einer Unze der getrockneten Trüffeln zogen 16 Unzen wasserfreyer Weingeist in 24stündiger Digestionswärme 48 Gran harzigten Bestandtheil aus, wovon der Weingeist eine hellgelbe Weinfarbe erhalten hatte. Der Rückstand mit 6 Pfund destillirten Wasser bis zu 2 Pfd. der ausgepreßten Kolatur gekocht, hatte 152 Gran trockene Schleimtheile ausgezogen. Zur Konsistenz des Extrakts gebracht, wog es ½ Unze, und hatte den Geruch frischer Trüffeln. Der getrocknete Rückstand, aus welchem weder Wasser noch Weingeist etwas in sich nahm, wog 280 Gran.

Aus diesen angeführten Versuchen gehen folgende für den Oekonomen und Physiker gleich wichtige Resultate hervor:

1) Die abermalige Bestätigung des obigen Satzes, daß nämlich die Natur den Zuckerstoff in den Vegetabilien mannigfaltig verbreitet hat, wenn gleich seine Menge und das Verhältniß der übrigen Bestandtheile sich nicht gleich ist. Und wenn sich das so verhält, sollte man da nicht annehmen können, daß eben dieser Zuckerstoff, welcher in der Basis der vegetabilischen Grundsäure enthalten ist, Weinsteinsäure sey, und durch Salpetersäure als Zuckersäure dargestellt wird? und daß es diese ist, welche in Verbindung der Luft und der auflöslichen Theile der Vegetabilien überhaupt diejenige Substanz des Kräuterreichs ausmacht, die nur allein von den Milchgefäßen eingesaugt wird, den Nahrungssaft bildet, und also der wesentliche Theil der nährenden Substanz des Kräuterreichs ist? — Wenigstens scheint dieß gewiß, daß alles, was unschmackhaft ist, und von Speisen als zur Nahrung untauglich in den Gedärmen zurückbleibt (was wir in den Versuchen als unauflöslich fanden) und aus dem Körper ausgeleert wird, nicht zur nährenden Substanz gehört. Man kann nun auch zufolge der aus den Versuchen erworbenen Kenntniß von der nährenden Substanz des Kräuterreichs annehmen, daß das Kräftige und Schmackhafte der Nahrungsmittel desselben, der salzigen Natur dieser Substanz, welche mit Antheilen des Brennbaren eingewickelt ist, zuzuschreiben sey.

2) Aus der durch die Versuche uns vom Kohl verschafften Kenntniß wissen wir nun, daß dieses Gewächs wesentlich saures Salz besitze, besonders der weiße, verbunden mit Zuckerstoff, und überdieß auch noch jene flüchtigen Bestandtheile, welche die sogenannten antiskorbutischen Pflanzen enthalten. Daher ist auch der saure Kohl (das saure Kraut und der Kommst oder Kappis) nebst dem nach obiger Vorschrift zubereiteten Saft nicht nur ein kräftiges und gesundes Nahrungsmittel, sondern auch eine Arzney auf langen und weiten Seereisen, in Hospitälern und Lazarethen, bei Armeen rc. Auch möchten die auf die angezeigte Art bereiteten Extrakte des Kohls die Aufmerksamkeit des Arztes verdienen. Vielleicht sind sie wirksamer als die gewöhnlichen antiskorbutischen, schleimzertheilenden und blutverdünnenden Extrakte, wobei der Kranke noch den Vortheil genießt, daß er sie nicht mit Widerwillen, sondern mit Appetit zu sich nimmt. Es können also, wie mich dünkt, diese Kohlextrakte mit Recht Kranken als ein Nahrungsmittel vorgeschlagen werden, zumahl solchen, deren Verdauungsgefäße so geschwächt sind, daß der Magen fast nichts anzunehmen, noch zu verdauen vermag. Es ist, von allem Unauflöslichen abgesondert, nichts darin enthalten, was Blähungen und sonstige Unbequemlichkeiten verursachen könnte, und die Verdauungswerkzeuge bedürfen keiner Anstrengung; daher die Milchgefäße es leicht einsaugen, und dem Körper gleichsam als vorbereiteten Nahrungssaft zu seiner Erhaltung mittheilen können.

3) Bei den Versuchen mit **rothem Kohl** dürfte der Oekonom ebenfalls, und besonders der **Papierfabrikant**, seine Rechnung finden. Es ist bereits angezeigt, daß durch das Kochen des **Kohls** mit **Alaun** eine **dunkelbraune Farbenbrühe** entstand. Weicht man in dieser Brühe ein geleimtes Papier und läßt es trocken werden, so bekommt es die Farbe des **blauen Zuckerpapiers**. Sollte nicht, wenn eine dergleichen Farbenbrühe im Schöpfkessel des Papiermachers mit den feingeriebenen Lumpen durch einander gearbeitet würde, das Papier dieselbe Farbe wie das Zuckerpapier erhalten? eine Sache, woraus, wie bekannt ist, die meisten Fabriken ein Geheimniß machen. — Ferner: nachdem, wie in den Versuchen gezeigt ist, ein Theil des Farbewesens aus der genannten Flüßigkeit abgeschieden war, hatte sie noch immer eine gesättigte **blaue Farbe** erhalten. Vielleicht würde diese dazu angewendet werden können, dem **weißen Schreibepapier** diejenige bläuliche Weise zu geben, welche dem Englischen und Holländischen Papiere eigen ist. Daher entsteht wieder die Frage: ob eine solche verdünnte blaue Farbe nicht mit besserm Erfolg zu gebrauchen seyn würde, als andere bisher angewendete Mittel? Zwar ist es wohl gewiß, daß die Güte, Feinheit und Weiße des Papiers mehr durch das Sortieren der feinen und weißen Lumpen bewirkt wird. Wenn aber solche nicht allemal zu haben sind, so kann doch vielleicht die Weiße einigermaßen durch jene Farbe ersetzt werden.

4) Aber auch die **Kochkunst** kann bei der Zubereitung der Speisen, welche aus dem Kräuterreiche genommen werden, aus den obigen Versuchen und Resultaten mehr als einen Vortheil ziehen. — Es bedarf wohl keines Beweises, daß jedes Produkt des Pflanzenreichs, zumahl wenn es grün und frisch ist, ungeachtet es kein wesentliches Oehl in sich schließt, seinen eigenen charakteristischen Geruch habe. Dieß ist eben das, was zu den entfernten, flüchtigen und eigenthümlichen Bestandtheilen der Gewächse dieser Art gehöret. Wollte man daher eine Speise aus dem Pflanzenreiche zubereiten, die nichts von ihrem Geruche verlieren sollte; so könnte man durch die Destillation mit Wasser den riechenden Theil von einer gewissen Menge abziehen und von diesem abgezogenen Wasser zu dieser Speise, wenn sie kunstmäßig zubereitet worden ist, etwas hinzugießen, wodurch alsdann der durch das Kochen verlorene ursprüngliche natürliche Geruch und Geschmack wieder ersetzt werden würde. — Indem man aber hierbei besonders den feinen Gaumen und so genannten haut goût berücksichtiget, kann man doch nicht empfehlen, so wenig den von der Destillation zurückgebliebenen Satz zu dieser Speise zuzubereiten, als eine dergleichen Leckerspeise bei starker Hitze zu kochen. Besonders aber nehme man keine **kupferne Gefäße** dazu.

Bei den obigen Versuchen hat man den Unterschied zwischen dem Geschmack eines Extrakts, welcher durch Zerreiben, Auspressen und gelinde Wärme, und dem, der durch eine starke Hitze bereitet war, genau bemerkt. Der erstere hat merkliche Vorzüge im Geschmack vor dem letztern, welches auf sichern physikalischen Gründen beruhet. Denn die gepreßten und gekochten Säfte der Nahrungsmittel, welche zu den obigen Versuchen dienten, besitzen nicht nur eine freie ungebundene vegetabilische Säure, sondern auch Weinsteinsäure, Zucker- oder Kleesalzsäure und Zuckerstoff. Wenn daher kupferne Gefäße dazu gebraucht werden, so lösen jene Säuren etwas vom Kupfer auf, verunreinigen die Speisen und machen sie schädlich: dann wird auch von allzustarker Hitze der genannte vegetabilische Grundstoff zerstört und verbrannt; noch mehr aber ereignet sich dieses, wenn bei einem starken Holz- oder Kohlfeuer die Speisen mehr gebraten als gekocht werden. Daher der brandige Geruch und Geschmak bei dergleichen Speisen, weshalb sie auch weniger gesund und nahrhaft sind, indem die nährende Substanz, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil, zerstört worden ist, welches durch gelindes Kochen bei nicht allzustarker Hitze und durch fleißiges Umrühren verhütet wird.

Wenn die Natur, wie ebenfalls aus den Versuchen erhellet, manchen eßbaren Produkten des Pflanzenreichs nur wenig **Zuckerstoff** mitgetheilet hat, so kann hier die Kunst den Mangel desselben durch Hinzuthun ersetzen, wodurch alsdann dergleichen Speisen nicht allein angenehm, sondern auch leicht verdaulicher, nahrhafter und gesunder werden, wodurch zugleich das Vorurtheil widerlegt wird, als sey der Zucker ein ungesundes Nahrungsmittel.

Lassen Sie uns jetzt meine Leser und Leserinnen, auf ähnliche Art auch einige **Getränke** untersuchen. Wählen wir hierzu solche, die bei uns zum Bedürfniß

geworden und jetzt allgemein gäng und gäbe sind. Wir behalten die oblge Methode bei, um die Gleichheit oder Ungleichheit der Resultate desto leichter bemerken zu können. Fangen wir mit dem beliebten Kaffee an.

I. Versuche mit Kaffeebohnen.

a) 3 Unzen rohe Domingo-Kaffeebohnen wurden in einem Apparat mit pneumatischer Geräthschaft, welche mit Wasser gesperrt war, anfänglich über gelindes Feuer gebracht. Es setzte sich bald eine wässerige Feuchtigkeit am Retortenhalse in kleinen Tropfen an, die sich nach und nach in dem der Absicht entsprechenden vorgelegten Glasvorstoß ansammelte. Es war darin eine verstechende Säure bemerkbar, die an Gewicht 2 ½ Drachmen betrug. Ehe sich die Luft entwickelte, verbreitete sich aus den Geschirren ein angenehmer Geruch, der dem des gebrannten Kaffees gleich kam. Die Hitze fing nun an stärker zu wirken, und die Folge der fortgehenden Zerlegung war, daß zuerst 24 Unzen, der Masse nach, eine elastische Flüßigkeit erhalten wurde, die in den Eigenschaften der Luftsäure gleich war. Darauf folgte in außerordentlich großer Menge eine Luft, welche durch die Berührung eines brennenden Lichts sich entzündete, und sich als phlogistisirte Luft ankündigte.

b) Mit weißgrauen Dämpfen stieg darauf eine schwere Flüßigkeit in die Höhe, welche sich in dem gläsernen Vorstoße als ein empyreumatisch stark riechendes schwarzes Oel von einer butterartigen Konsistenz, 4 Drachmen schwer sammelte, das bei der Annäherung einer sehr gelinden Wärme flüßig wurde, den Geruch der brandigen Weinsteinsäure hatte, welche mit dem darin enthaltenen weniger flüchtigen Alkali im Uebermaß stand, und den abstringirenden Stoff der Vegetabilien, der die Eisenauflösung schwarz färbt, enthielt. Als nichts mehr übergieng, blieben die Kaffeebohnen am Gewicht 1 Unze, 6 Drachmen als schwarzgebrannte unschmackhafte Kohlen zurück.

92. Viehkrankheiten.

Kurze Notizen.

(Fortsetzung von Nr. 84.)

1. Eigene Seuche.

Im Frühjahre 1811 entstand auf den großen Marienhausischen Gütern um Petersburg eine bösartige Seuche unter den Pferden und andern Hausthieren. Brust und Zeugungstheile schwollen, und in wenig Stunden war ein damit befallenes Thier todt. Selbst Menschen, die von Fliegen gestochen wurden, welche auf uneingescharrten Cadavern gefallener Thiere gehauset hatten, wurden von Beulen heimgesucht und starben, wenn nicht schnell Gegenmittel gebraucht wurden. Wiederholte Aderlässe an den Beinen, mit Tabakklystiren verbunden, retteten manches Haupt. Thiere, welche man alltäglich mehrere Stunden im Wasser stehen ließ, erkrankten nicht leicht. (Neue Meklenb. Annalen 1814.)

2. Eigene Krankheit.

An verstopften Drüsen im Schlund und in der Lunge, wobei sich noch polypenartige Gewächse am Herzen zeigten, verlor ein Landwirth einige Jahre nach einander mehrere Stücke Zugvieh, ohne auf die Ursache kommen zu können. (Ebendas. 1815.)

3. Schutz der Pferde in Wirthshäusern gegen Ansteckung.

Es ist nicht genug, die Krippen in fremden Ställen, ehe man die Pferde einstallt, mit einem Strohwische reinigen zu lassen, um dadurch das Uebertragen ansteckender Krankheiten zu vermeiden. Man muß die Krippen und Raufen mit Lauge, oder Wasser und Salzsäure, im Verhältniß wie 20 : 1, waschen, mit reinem Wasser dann sorgfältig abspülen, den Boden von allem Miste genau reinigen, und mit dichter Streu bedecken lassen.

Druckfehler aus Nr. 6. 1822.

Seite 43 Spalte 2 Zeile 5 von oben steht Arre statt Arve.
— 44 — 1 — 1 — unten — warten — warnt.

Mitredakteur A. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

April. —— Nr. 26. —— 1822.

93. Merkwürdige und verdiente Forstmänner.

Herr Forstmeister Hlawa und die Waldungen der Herrschaft Datschitz in Mähren.

Ich habe immer dafür gehalten, daß Reisen ein ganz vorzügliches Mittel sey, sich vielseitige Bildung zu verschaffen. Das hat man auch von jeher gefühlt, und Reisen war immer der Schlußstein der Erziehung und Bildung bei Vermöglichen und Künstlern. Ja selbst bis in die untern Klassen der Gesellschaft hat sich dieses heilsame Mittel, sich zu vervollkommnen, fortgepflanzt. Daß bei Handwerkern, Jägern u. s. w. dieses ehrwürdige Institut, — das Wandern — in der Regel zum gedankenlosen Schlendrian herabgewürdigt wurde, ist nicht Folge der an sich so wohlthätigen Einrichtung. Wie alles in der Welt gemißbraucht werden kann, so auch hier. In neuern Zeiten, die sich, im Vorbeigehen gesagt, überhaupt an neuen Erfindungen rc. so sehr auszeichnen, hat man sogar dieses Wandern zu einer Profession erhoben, und es gibt eine grosse, große Anzahl Müssiggänger, Taugenichtse, (Diebe, Betrüger und Faulenzer sind es gewöhnlich) die dieses Wandern handwerksmäßig, ganz zu ihrem Broderwerb, vielleicht auch schon nach Gesetzen, Statuten, zunftmäßig treiben. — „Von was lebt ihr denn?" „ich bin ein vazirender Jäger!" hört man jetzt auf Kosten seines Beutels und Brodkorbs, gar oft auch zum Nachtheil seines übrigen nicht nied- und nagelfesten Vermögens, antworten. Doch, ich versteige mich hier in eine Materie, der ich nächstens ein eigenes Capitel, möglichst erschöpfend, widmen werde.

Für den Forstmann, der nach höherer Ausbildung strebt, sind eigentlich Forstreisen, ich möchte sagen, fast ganz unentbehrlich. Der ausübende Forstmann, der sich nur immer und immer in seinem Wirkungskreis dreht; der nie aus diesem mit offnem Sinn und unbefangenen Blick tritt; der nicht mit Muse und Liebe auch andere, in Lage, Bestand, Bewirthschaftung, Benutzung rc. mit seinen Forsten ganz verschiedene Waldungen besucht; der nicht, außer seiner Kanzley und außer seinen Dienstverhältnissen mit andern ausübenden Forstmännern conversirt, sich mittheilt, andere Ansichten gewinnt, die seinigen berichtigt; der auf diese Art oft ganz unvermuthet seine Grundsätze, sein bisheriges Steckenpferd durch Andere, bei denen er nicht, wie zu Hause, als Despot mit Machtworten auftreten kann, und wo seine Launen und Einfälle als unerschütterliches Lehrgebäude angebetet und ohne Murren vollzogen werden mußten, angegriffen, ja als Seifenblase in Nichts verwandelt sieht — muß, früher oder später, mehr oder weniger zuletzt im Denken und Handeln einseitig, ein Pedant werden! Und nirgends ist Einseitigkeit und Pedanterie nachtheiliger und gefährlicher, als gerade bei der Forstwirthschaft. Man muß tief eingeweiht, sehr unbefangen, sehr vielseitig gebildet seyn, um gründlich und richtig die Bewirthschaftung eines Forstes zu würdigen! Die Verdienste eines Forstmannes können nur wieder von einem mit diesem, wenigstens auf gleicher Stufe von Ausbildung stehenden praktischen Forstmanne beurtheilt werden; denn nirgends gibt es mehr Charlatanerie als gerade beim Forstwesen. Wer sich die Mühe geben will, darüber unbefangen nachzudenken, wird das warum? leicht finden, und, wenn auch nur sich, eingestehen, daß dem so sey! Das Wirken und Treiben des Forst-

mannes ist stets für die große, gaffende Menge, ja selbst für den wissenschaftlich gebildeten Mann, ein fast undurchdringlicher Schleyer, nur der ganz Eingeweihte vermag ihn zu lüften! Das kann auch nicht anders seyn! Unter hundert Forstbeamten tappen gewöhnlich 99 selbst in mehr und weniger Finsterniß und treiben ihr Geschäft bloß mechanisch; die Meisten halten sich für vollkommen, weil sie aus Unwissenheit nicht einsehen, wie ungeheuer viel ihnen noch fehlt; die bessern glauben schon Alles gethan zu haben, wenn sie mehr thun, als ihre gar nichts thuenden Nachbarn, und allgemein ist der Wahn verbreitet: „nur Culturen können dem Forstmanne Werth und Ruhm bringen!" — Wer daher ein starker Forstgärtner ist, viele Anpflanzungen und Ansaaten macht, der wird als Muster, als verdienter Forstmann von Jung und Alt der Welt angekündigt; gar oft muß aber der wahre tiefdenkende Forstmann mitleidig die Achsel dabei zucken. Der ganz Unwissende kann immerhin als Forstbeamter figuriren, ja sich sogar als tüchtigen Forstmann in Ruf bringen! So lange Holz da ist, Holz gehauen und verkauft wird; so lange das Publikum keine Holz- und der Waldbesitzer keine Geldnoth empfinden muß — so lange ist der Forstbeamte brav! die Folgen seiner verkehrten Wirthschaft fühlt man jetzt nicht, und was man jetzt fühlt, haben die Vorgänger gemacht! Bei keinem Stande ist die Würdigung der wahren Verdienste mit mehr Schwierigkeiten verbunden, als wie beim Forstbeamten! daher werden so viele als verdient angepriesen, denen nichts weniger, als eine solche Auszeichnung gebührt; und gar Mancher ist kaum dem Namen nach gekannt, der mit vollem Rechte ausgezeichnet zu werden verdiente. Die Unwissenheit des Arztes, des Rechtsgelehrten bestraft sich von selbst; sie sind ohne Verdienst; aber der Forstmann, hat der nur erst einmal durch Gunst oder Glück einen Dienst, dann ist er geborgen! Er wirthschaftet nun, ist er ein ehrlicher Mann, nach besten Wissen und Kräften, (ob gut oder schlecht, ist eine andere Frage) oder ist er das nicht, nach Eigennutz, wie es ihm gutdünkt; kurz er ist ein gemachter Mann! — Der Forstwirth steht zum Nachtheil des Waldbesitzers, des Waldes selbst, so wie für das Allgemeine, unter keiner kompetenten Behörde, daher auch die so oft seichten, falschen, schiefen Urtheile über Forstmänner und Wälderbewirthschaftung! Doch genug; ein andermal ausführlicher über diesen Gegenstand.

Der Ruf dieses oder jenes Forstmannes und dieser oder jener musterhaft bewirthschaftet seyn sollenden Waldungen veranlaßte mich schon mehrmals zu kleinern und größern Excursionen; aber Befriedigung fand ich nie.

Um so freudiger wurde ich diesen Sommer durch die Bekanntschaft des so würdigen Forstmeisters Hrn. Hlawa und der musterhaften Bewirthschaftung der seiner Leitung anvertrauten Forste auf das Angenehmste überrascht! Hier ward mir ein Genuß, wie ich ihn noch nicht gehabt!

Lange schon hegte ich den Wunsch, diesen Forstmann kennen zu lernen. Endlich konnte ich meinen Vorsatz ausführen; ich eilte nach Datschitz.

An Hrn. Hlawa fand ich in unsern Staaten den ersten Forstmann, den ich persönlich kennen lernte; der so ganz das wirklich ist, was jeder Forstwirth — seyn sollte. Aeußerst wissenschaftlich gebildet, und dennoch ein vollkommen praktischer Forstmann; eine wahrhaft seltene Erscheinung! und dabei der einfachste, bescheidenste Mann! Ohne auf einer gelehrten Anstalt gewesen zu seyn, hat er durch gute Lektüre und eigenes Nachdenken (was unsern meisten Forstmännern ganz fremd ist!) sich selbst auf diese hohe Stufe des Wissens und Wirkens hinaufgearbeitet, auf der er wirklich steht. Seine frühern Jahre brachte er auf mehreren Herrschaften in Mähren und Oestreich zu, und stand zuletzt auf der Herrschaft Joslowitz in Diensten. Von da folgte er dem Rufe des seel. Grafen von Ostein, der ihn nach Datschitz berief, vor 10—11 Jahren, wenn ich nicht irre.

Datschitz liegt schon ziemlich hoch. Ein Himmelteich auf der Herrschaft, der, um den Wasserabfluß, besonders zur Zeit der Fischerey, zu beschleunigen, zwey Wasserröhren, nach entgegengesetzten Seiten zu, hat, liegt schon auf der Wasserscheide von Mähren und Böhmen. Aus der einen Röhre läuft das Wasser in die Donau und in das schwarze Meer; aus der andern

aber durch Vereinigung mit vielen andern Bächen und Flüssen endlich durch die Elbe in die Nordsee. Die Lage ist mehr eben ohne eigentliche Berge, und Granit, Gneus, und Glimmerschiefer machen die Bodenunterlage aus, woraus schon folgt, daß Sand, als Folge der Verwitterung jener Gebirgsarten, vorherrschend sey, obgleich in den Waldungen wegen vernünftiger Schonung der Streu, zum Theil sehr guter Boden und Dammerde angetroffen wird. Die zur Herrschaft Datschitz gehörigen Waldungen betragen: 3000, mehrere 100 Joch; liegen aber in vielen, oft sehr kleinen Parzellen so zerstreut auseinander, daß man wohl die größte Entfernung der zwey am weitesten von einander liegenden Waldtheile auf 5—6 Stunden rechnen kann. Diese zerstreute Lage der Waldungen ist in dortiger Gegend charakteristisch; so weit ich gekommen, habe ich sie getroffen.

Diese Forste sind in 6 Reviere getheilt, denen eben so viele Revierförster vorstehen, und durch eine verhaltnißmäßige Zahl Heeger geschützt werden. Es dürfte wohl mancher beim Lesen dieser Schilderung lächeln, und es kaum der Mühe werth halten, solche geringscheinende Wälder, die, zusammengenommen, so groß sind, als anderwärts oft nur ein einziges Revier — zu besuchen, geschweige erst etwas von ihnen zu sagen; aber, gemach meine Herren! Gehen Sie einmal selbst dahin, sehen Sie sich genau Alles an, und wenn Sie dann wieder nach Hause kommen, so vergleichen Sie einmal den Zustand der Ihrer Leitung anvertrauten Forste mit dem in Datschitz gesehenen, und dann werden sie gewiß zu Hause noch gar manches zu verbessern finden, was ohne den Besuch in Datschitz beim Alten geblieben wäre!

Es liegt am Tage, daß eine solche äußerst zerstreute Lage der Waldungen und überhaupt diese kleinen abgesondert von einander liegenden Parzellen, sowohl die Bewirthschaftung, als auch die Aufsicht außerordentlich erschweren. Was aber die Sache nun noch viel schlimmer macht, ist der Umstand, daß die herrschaftlichen Forste fast ganz von Bauernwäldern eingeschlossen sind. Nur wer in derselben Lage war, solche begränzte Waldungen bewirthschaftet zu haben, kann beurtheilen, mit welchen Hindernissen (durch Begünstigung aller Art von Unterschleifen 2c.) hier ein tüchtiger, und gerade bei solchen Verhältnissen doppelt nöthiger Forstwirth zu kämpfen hat.

Diese Waldungen wurden nun früher ganz ohne Regel, Plan, ohne die allergeringste Kenntniß bewirthschaftet. Ein alter ehrlicher Waldbereiter, der von seinen Waldungen nichts anders wußte, als daß darin Holz wachse, und daß jährlich Holz gehauen werden müsse, um Geld abführen zu können, hätte beim besten Willen diese Wälder endlich sicherlich ihrem unvermeidlichen Ruin entgegengeführt. Seine Holzschläge legte er, ganz ohne zu wissen, warum? an; Zufall, Laune, leitete dieses wichtige Geschäft. So kams, daß die Forste gerade von der Windseite geöffnet, der Hieb ins schönste, wuchsigste Holz gelegt, und überhaupt so kleine, zerstreute, vereinzelte Holzschlägeleins angelegt wurden, die den ohnehin ganz unzusammenhängenden, aus lauter abgesonderten Parzellen bestehenden Waldkomplex, noch mehr zerrissen. Durch diese Manipulation wurde die Bestands- und Altersklassen-Verschiedenheit oft ins Unendliche vermehrt, und das Ganze — bezeichnete man den Bestands- und Alters-Unterschied durch Farben, zu einer bunten Narrenjake gemacht. Die Art, wie jene Orte zum Holzverkauf bestimmt wurden, war eben so originell. Der Waldbereiter fuhr mit dem kontrollirenden Direktor hinaus in den Waldtheil, in welchem die sich meldenden Käufer Holz kaufen wollten. Dort angekommen, bestimmte der Waldbereiter den ersten, besten Ort, oft wo es die Käufer verlangten, zum Verkauf. Gewöhnlich sagte dann der Direktor: „Der Ort schickt sich nicht recht, ich glaube, wir gingen weiter, da und da wird es besser seyn." — „Nun, wie Sie glauben, H. D.," sagte der Waldbereiter, „gehen wir dorthin, verkaufen wir dort." Noch im Hingehen meinte der Waldbereiter: „Vielleicht wäre es aber doch dort und dort, rechts von hier noch besser; gehen wir dahin." — „Nein," sagte der Direktor, „ich glaube, wir fangen gleich hier links an, da wird es am besten seyn; sehen Sie nur, H. W., das schöne Holz da, kaufen die Leute am besten." — „Nun, wie Sie glauben, H. D., mir ist es Alles eins, da oder dort, wenn wir nur für so viel Gulden Holz verkaufen," war des Waldbereiters Ultimatum; und der

Verkauf begann. — Auf diese Art ward gewirthschaftet. — Der seel. Graf Ostein wußte Hrn. Hlawa ganz zu schätzen; er bezeugte ihm unbeschränktes Vertrauen, und räumte ihm alle Freyheit in seinem neuen Wirkungskreis ein. Alle Waldbesitzer sollten es so machen; den rechten Mann suchen, und diesen aber auch in seinem Wirkungskreis unumschränkt handeln, wirken lassen, ihm durch kein Mißtrauen, besser wissen wollen, durch keine Engbrüstigkeit die Hände binden. Aber noch mehr sollten alle jene Beamte, die das unschätzbare Glück haben, solchen edeln, vortrefflichen Männern zu dienen, sich Hrn. Hlawa zum Muster nehmen, durch ausgezeichnete Kenntnisse, Eifer, Thätigkeit, den reinsten Sinn für seines Herrn Bestes, stetes Fortschreiten, und durch eine solche anspruchslose Bescheidenheit dieses seltene Vertrauen ihres Herrn nicht nur zu würdigen, ondern es auch zu verdienen und zu erhalten wissen. Dieses waren und sind die Mittel, welcher sich Hr. Hlawa bedient, um auch des jetzigen Besitzers von Datschitz, Hrn. Baron von Dalberg und dessen, von den Beamten allgemein geliebten und verehrten Bevollmächtigten, des Hrn. von Gräbner, ganzes Vertrauen sich zu erwerben und zu erhalten.

Hrn. Hlawas erste Sorge war, zu veranlassen, daß das Forstpersonale besser bezahlt würde; und wirklich wird man wenig Herrschaften finden, auf denen diese Diener so gut bedacht sind. Denn leider scheint es sehr allgemein üblich zu seyn, die Forstbedienten unter allen übrigen Dienern, zum größten Nachtheil des Waldbesitzers selbst, gerade am schlechtesten zu bezahlen. Die nachtheiligen Folgen davon sind aber zweyfach; einmal für den Waldbesitzer, weil die schlecht bezahlten Forstbedienten sich aus dem Walde bezahlt machen, und dieses eigenmächtige Zugreifen einmal gewohnt, oft kein Maß und Ziel mehr zu halten wissen; so leicht ein Geldeinkommen auf diese Art bewirkt wird, so leicht ist das Geld auch wieder verschlagen: die nächste Folge ist Aufwand über Stand und Vermögen, ein gutes Leben führen, Trinken, Spielen, an öffentlichen Orten oben an zu seyn u. s. w., und dennoch ist ein hübsches Capital auf die Seite geschafft; und wer hat diese ganze große Zeche gezahlt? — der knauserige Waldbesitzer, der aus übertriebener Oekonomie seine Diener schlecht zahlt! Und als Zugabe hat er noch den oft nicht mehr gut zu machenden Schaden, der schlechten Wirthschaft im Walde, die ganz öffentlich getriebene Holzdieberey und Unterschleif jeder Art, das moralische Verderben seiner Leute und Unterthanen rc. Dann leidet aber auch noch der Wald selbst durch die schlechte Bezahlung der Forstbedienten, weil bei solchen Verhältnissen dem Waldbesitzer nur unwissende, ungebildete, miserable Schlendrians (ich will nicht einmal von schlechten Menschen reden) zu Theil werden, die den ihnen anvertrauten Wald eben so bewirthschaften.

Ich wünschte jedem Waldbesitzer meine, in mehreren Provinzen unserer Monarchie über diesen Punkt gesammelten Erfahrungen, als abschreckende Warnung mittheilen zu können. Doch dieses Capitel verdient einen eigenen Aufsatz.

In Datschitz ist, wie gesagt, das Forstpersonal in Vergleich der mehrsten übrigen Herrschaften, gut bezahlt; nach Verdienst dürfte es aber doch wohl nicht besoldet seyn.

Ein anderes Hinderniß, das Hr. Hlawa in Datschitz fand, und mit welchem er noch zum Theile zu kämpfen hat, ist das vorgefundene ungebildete untere Personal. Der dirigirende Forstbeamte arbeitet mit dem Kopfe; aber brauchbare Werkzeuge muß er zur Ausführung haben. Ein Glück für Hrn. Hlawa war, daß seine Untergebenen, bei allem Mangel an Kenntnissen, doch noch guten Willen hatten; eine vernünftige Behandlung, praktischer Unterricht bei jeder vorkommenden Gelegenheit, eiserne Geduld, das waren die Mittel, wodurch es möglich wurde, das zu wirken, was wirklich geleistet ist. Freylich machte es eine große Mühe, besonders die ersten Jahre, für alle Förster selbst arbeiten zu müssen; doch ließ es sich Hr. Hlawa nicht verdrießen, diese speziellen Revierdienste fort zu verrichten, jeden Stamm Holz selbst auszuweisen, nur um seinen Verbesserungsplan auszuführen, und das mit seinen alten Förstern. Und es ist gegangen! Kein Förster wurde fortgejagt; Hr. Hlawa hat ein besseres Mittel, das sicherer wirkt, angewendet: er zieht

ein brauchbares Personal nach! *) So erhielt sein Forstschreiber Locher das in Erledigung gekommene Lipniker Revier; ein junger braver Mann, auf den sich Hr. Hlawa vollkommen verlassen kann, und der ihm dadurch sein ganzes Geschäft erleichtert.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Gerade wie ich dort war, hatte Hr. Hlawa fünf junge Forsteleven im Hause, die in kurzer Zeit unglaubliche Fortschritte gemacht haben.

94. Forstwesen überhaupt.

C. 23 / 4. Hartigs Forst- und Jagdarchiv. 4ter Jahrgang. 3tes Heft.

(Fortsetzung v. Nr. 19. 1822.)

§. 3. Die besondern Vorschriften zur Art der Ausmittelung des Holzertrages werden den Commissarien besonders ertheilt werden.

§. 4. Jede Schadenhütung muß der Gerichtsbehörde spätestens in drey Tagen, nachdem sie Statt gefunden hat, angezeigt werden, damit sie sogleich eine Untersuchung verfügen könne.

§. 5. Es sollen in jedem Oberlandesgerichts-Bezirke zwey oder drey Commissarien ernannt werden, welche sich in Hinsicht ihrer Fähigkeiten bei der Forst-Examinations-Commission examiniren lassen müssen, welche allein von den Gerichten zu forstmännischen Gutachten gebraucht werden können, und nicht unwissende Jäger jeder Art.

§. 6. In folgenden Fällen findet bloß das bisher in der Provinz üblich gewesene Pfandgeld als Strafe und Entschädigung Statt:

a) wenn die Anzeige der Schadenhütung später als in den bestimmten drey Tagen erfolgt;

b) wenn der Eigenthümer der Schonung auf eine weitere Strafe und Entschädigung freywillig Verzicht leistet;

c) wenn durch das Hüten kein Schaden in der Schonung angerichtet worden ist. In diesem Falle bekömmt die Hälfte des Pfandgeldes der Denunciant, die andere Hälfte die Armenkasse des Ortes;

d) wenn die Entschädigungs-Summe weniger als das Pfandgeld betragen würde, in welchem Falle die Hälfte des Pfandgeldes der Denunciant, die andere Hälfte der Eigenthümer der Schonung erhalten soll.

Vorschriften, die Ausmittelung des Schadens selbst betreffend.

§. 7. Wenn eine gut bestandene Schonung durch widerrechtliches Hüten so ruinirt worden ist, daß sie für die Zukunft in einer Umtriebsperiode keinen Holzertrag mehr erwarten läßt; so soll der Besitzer, nach den feststehenden Sätzen, so entschädigt werden, daß er ein Kapital erhält, welches mit den Zinsen, dem Ertrage der Schonung für die ganze Umtriebs-Periode, das Holz nach den currenten Preisen berechnet, gleich kommt, wogegen dem Beschädiger die Holznutzung dieses Districts, nach der im Walde eingeführten Forstwirthschaft, und unter Aufsicht des Forsteigenthümers, zustehet.

§. 8. Ist eine gut bestandene Schonung zwar ganz ruinirt, aber ihr Anbau ist noch thunlich; so ist der Besitzer berechtigt, von dem Beschädiger eine Entschädigung zu fordern, welche

a) dem Ertrage der Schonung von so viel Jahren, als sie alt ist, gleich kommt;

b) die Kultur- und Bewährungskosten, welche erforderlich sind, um sie von neuem wieder anzubauen und länger in Schonung zu behalten.

§. 9. Die Kulturkosten pro Morgen sind, wenn die Kultur und ihre Art von den Sachverständigen bestimmt ist, nach den in den Domainen-Forsten der Provinz üblichen Anschlagssätzen zu bestimmen.

§. 10. Ist der Forsteigenthümer nur berechtigt, einen bestimmten Theil des Forstes in Schonung zu legen; so kann die nur theilweise oder ganz beschädigte Schonung nicht zu diesem Theile gerechnet werden, sondern dem Besitzer stehet zu, sie über den bestimmten Theil in Schonung zu behalten, wogegen der Beschädiger die Hütungs-Interessenten entschädigen muß.

§. 11. Sobald nach dem Gutachten der Sachverständigen festgesetzt ist, der wie vielste Theil des Holzertrages dem Berechtigten zukommt; so muß der Beschädiger auch diesen für eben so viele Jahre entschädigen, als den Forsteigenthümer.

§. 12. Wenn der Forsteigenthümer durch einen vermehrten Graswuchs, oder auf eine andere Art, ei-

nen augenscheinlichen Vortheil davon hätte, daß die Schonung als Blöße liegen bleibt; so soll der Betrag dieses Vortheils bestimmt, und dem Beschädiger zu gute gerechnet werden.

§. 13. Eine Schonung ist nur theilweise beschädigt, wenn

a) einzelne Stellen in derselben ruinirt sind,

b) wenn der Holzwuchs bloß Nachtheil erleidet, ohne vernichtet zu werden.

§. 14. Der unter a angegebene Fall tritt auch ein, wenn die Schonung nur stellenweise gut bestanden war. Es muß dann der Flächeninhalt dieser einzelnen beschädigten Stellen ausgemittelt werden, und die Entschädigung erfolgt nach den §§. 7. 8. 9. für den Eigenthümer, und 10. 11. für den Berechtigten.

§. 15. Wenn die Schonung so verbissen ist, daß der Wuchs des Holzes leidet, ohne daß es eingehet, und von neuem wieder angebaut werden muß, wie dies bei Laubhölzern, die den verlornen Wipfel wieder zu ersetzen vermögen, der Fall seyn kann; so kann der Eigenthümer nur eine Entschädigung des verlornen Zuwachses erhalten. Er soll daher,

A. wenn nach dem Urtheile des zugezogenen Sachverständigen die Pflanzen den verlornen Wipfel im ersten Jahre wieder ersetzen können, die Summe der von dem Beschädiger zu zahlenden Entschädigungsgelder, nicht den Ertrag der Schonung von einem Jahre übersteigen.

B. Wenn aber die Schonung so verbissen ist, daß sie nur durch das Abschneiden der Loden oder Pflanzen wieder hergestellt werden kann, und der neue Ausschlag denselben Ertrag verspricht, den die Pflanzen vorher erwarten ließen: so soll, neben Erstattung der dadurch verursachten Kosten, die Entschädigungs-Summe dem Ertrage der Jahre des Alters der Schonung, weniger Eins, gleich seyn, so daß z. B. für eine 5 Jahr alte Schonung der Ertrag von vier Jahren bezahlt werden muß, da anzunehmen ist, daß der Wuchs des Holzes jetzt um ein Jahr rascher seyn wird, als vorher bei den Samenloden.

§. 16. Im Fall des Unvermögens der Hirten haftet der Eigenthümer des Viehes für den durch dasselbe angerichteten Schaden. Ist auch dieser unvermögend, so tritt verhältnißmäßige Leibes- oder Gefängnißstrafe ein, die aber nur den Hirten, keineswegs den Eigenthümer des Viehes, treffen kann.

§. 17. Außer den, durch das Vorhergehende nöthig gewordenen Fragen haben die Gerichte noch folgende allgemeine, den Sachverständigen vorzulegen, wodurch jedoch keineswegs andere, in besonderen Fällen nöthig werdende, ausgeschlossen werden:

a) Ob die Schonung, welche behütet ist, nach Vorschrift der Gesetze durch Bewährungen oder Bezeichnung der Grenzen derselben, gehörig gesichert ist, und ob nicht eine falsche Anlage derselben, z. B. isolirt mitten in der Viehtreibe und Hütung, die Behütung derselben verursacht habe?

b) Ob man sich bei der Untersuchung genau so von dem angerichteten Schaden unterrichten kann, daß man vor Verwechslung der in Rede stehenden Schadenhütung mit älteren oder mit Wildschaden gesichert ist?

c) Ob die von dem Geometer, oder einem Andern, angenommenen Grenzlinien bei der Ausmittelung des Flächeninhalts kenntlich und richtig sind, so daß sich gegen diese keine Einwendung machen läßt?

d) Ob die Local-Verhältnisse des Forstes bedeutende Einwendungen gegen die Entschädigungssätze zulassen, und in welcher Art diese zu heben sind?

§. 18. Sollten in ganz jungen Schonungen Gras-Defraudationen vorfallen, wodurch erweisliche Beschädigungen der jungen Pflanzen Statt finden; so soll die Entschädigung nach gleichen Grundsätzen, wie bei den Schadenhütungen ausgemittelt werden, und zwar so, daß die Entschädigungssumme bei dem Hauen mit der Sense doppelt, bei dem Grasen mit der Sichel aber einfach als Strafe und Entschädigung gezahlt wird, wo dann im ersten Falle die Hälfte der Armenkasse des Orts zufällt.

u. s. w. u. s. w.

Um unsere Ideen deshalb angewendet darzustellen, wollen wir sie lieber gleich in Beispielen vorzustellen suchen. Wir setzen dabei voraus, daß man den Anbau und die Bewirthschaftung dergestalt nach festen Grundsätzen betreibt, daß man mit Zuversicht Schlüsse auf den künftigen Ertrag der Forsten machen kann. Wäre dies nicht der Fall, so würde man sich lediglich an den statum quo des Zustandes der Forsten und den daraus zu ziehenden Schlüssen halten müssen, da man nur dann von den Resultaten der Vergangenheit und Gegenwart abgehen kann, wenn man schon jetzt der Zukunft mit Gewißheit einen andern Erfolg angewiesen

hat. Zugleich bemerken wir aber, daß die folgenden Beispiele keine Zahlen für einzelne Fälle, sondern nur die Art des Verfahrens, angeben sollen.

Es sey eine Kiefernschonung von drey Jahren, die vollkommen gut bestanden war, durch mehrmaliges Behüten mit Schafen so vernichtet worden, daß sie ganz aus der Hand von neuem cultivirt werden muß. Der Forsteigenthümer hat daher als eine Entschädigung zu fordern:

a) den Ersatz des verloren gegangenen Holzzuwachses von 3 Jahren in Geld;

b) den Ersatz der von neuem zu ihrer Kultur nöthigen Kulturkosten.

Der Umtrieb in diesem Kieferforste ist auf 120 Jahre festgesetzt, um vorzüglich Mittel- und kleines Bauholz zu erziehen. Der Boden ist von mittlerer Güte. Keine Servituten hindern die vollkommene Benutzung der Produktion des Bodens. Der Holzpreis ist pro Klafter Scheitholz 2 Rthlr., Knüppelholz 1 Rthlr., ein Stamm Mittel-Bauholz 4 Rthlr., ein Stamm kleines Bauholz 2 Rthlr. 12 gGr., ein Bohlholz 16 gGr., eine Lattstange 3 gGr., ein Schock Bohnenstangen 12 gGr.

Nach sorgfältiger Untersuchung hat man gefunden, daß in diesem Forst keine Bestände sind, woraus man den Ertrag der Zwischennutzungen der Hauptabnutzung, und daher den Zuwachs, genau bestimmen könnte; oder daß sie vorhanden sind. Im ersteren Falle wird man die unter ähnlichen Verhältnissen gemachten Erfahrungen hier anwenden müssen, im zweyten durch genaue Berechnungen und Auszählungen ihre mehrere oder wenigere Anwendbarkeit prüfen und sie berichtigen können.

Es ergibt sich dadurch, daß die Zwischennutzungen pro Morgen:

im 30 Jahre 6 Klaftern à 1 Rthlr. . . 6 Rthlr.
- 45 — 10 — à 1 — . . 10 —
- 60 — 8 — à 2 —
und 8 — à 1 — . . 24 —
- 80 Jahre Nutzholz à 4 Rthlr.
und 12 Klftr. dergl. à 2 Rthlr. 56 —
- 100 Jahre 6 Klfr. desgl. und 8 Kfir. desgl. 40 —
die Hauptnutzung 40 St. Bauholz à 4 Rthlr.
und 15 Klfr. Brennholz à 2 Rthlr. 190 —

Summa 326 Rthlr.

beträgt, daß folglich auf die jährliche Nutzung circa 2 Rthlr. 16 gGr. pro Morgen kömmt. Die Schonung sey 10 Morgen groß, so müßte als Schadenersatz ein Kapital gezahlt werden, welches mit seinen Zinsen in 120 Jahren 80 Rthlr. beträgt.

Hierzu kommen die Kulturkosten pro Morgen:

a) den verrasten Boden aufzuhacken
à Morgen . . . . . 1 Rthl. 12. Ggr.
b) 12 Berl. Scheffel Kienäpfel
à 4 gGr. . . . . . . 2 — — —
c) dieselben auszusäen und zu überschleppen . . . . . — — — 6

Summa 3 Rthlr. 18 gGr.

Wäre die berührte Schadenhütung Ursache, daß die Schonung gar nicht mehr angebauet werden könnte und als Blöße liegen bliebe; so hätte der Forsteigenthümer ein Kapital zu fordern, welches, mit den Zinsen, in 120 Jahren 3260 Rthlr beträgt.

Die Ausmittelung einer Schadenhütung, wo nur Theile der Schonung beschädigt sind, ist weit schwieriger, und muß schon darum unvollkommen bleiben, weil sich die Beschädigung schwer auf eine bestimmte Masse reduciren läßt. Wir wollen ein Beispiel annehmen, wo eine genaue Ausmittelung sehr schwer, wenn nicht unmöglich scheint, um unsere Ideen zu versinnlichen, wie wir glauben, daß man sich der Wahrheit am meisten nähern kann; denn weiter bleibt uns nichts übrig, sobald die Erlangung einer unbezweifelten Gewißheit unmöglich ist.

In einem Buchen- und Eichen-Hochwalde, der nach richtigen forstmännischen Grundsätzen behandelt wird, findet im Monat Juny eine Hütungs-Contravention Statt, so daß die Schafheerde eines Hütungsberechtigten in einer sechsjährigen Schonung zu wiederholten Malen hütet, wo der Bestand vermischte junge Buchen und Eichen ist. Den Rothbuchen sey nur wenig, und bloß da, wo die Heerde eingetrieben, etwas geschehen, allein die Eichen sind größtentheils verbissen, und haben die jungen Jahrestriebe verloren, so daß ihr Wuchs für mehrere Jahre vernichtet ist, und es zweifelhaft bleibt, ob sie je diese Verletzung wieder vollkommen überwinden werden. Die Eiche ist hier die kostbarere Holzart, und ihr muthmaßlicher Verlust ist sehr zu bedauern. Selten erholt sich eine von den Schafen verbissene Eiche ganz wieder, und es ist zweifelhaft, ob auch durch das Abschneiden der jungen Pflanzen in der angegebe-

nen Jahreszeit ihr Wuchs so weit wieder herzustellen ist, daß sie vollkommen wieder neuen Haupttrieb erhalten. Auch eine Nachbesserung der niedergetriebenen Buchen durch Pflanzung ist sehr schwierig, und man muß fürchten, daß durch diese Schadenhütung für immer in diesem Orte Lücken entstehen werden, ohne daß jedoch auch dies für den Augenblick mit Gewißheit angenommen werden kann. Eine Ausmittelung des wirklich angerichteten Schadens ruhet daher auf schwankenden Voraussetzungen, und kann also auch nicht die Bestimmtheit haben, die eigentlich eine gerichtliche Festsetzung immer haben sollte.

Der Flächeninhalt der Schonung beträgt 60 Morgen, und man kann annehmen, daß $^1/_{10}$ davon mit Eichen, $^9/_{10}$ mit Buchen bestanden sind. Es wäre demnach anzunehmen, daß 6 Morgen junger Eichenwald beschädigt sind, so wie der beschädigte Buchenaufschlag Einen Morgen einnehmen kann.

Um alle weitläuftige Berechnungen zu vermeiden, wollen wir mit Hartig annehmen, daß der Morgen Eichenwald mit 120jährigem Umtrieb, jährlich 55 Kubikf., der Morgen Buchenwald 57 Kubikf. Zuwachs erzeuge, so wie 10 und 11 Wellen. Den Kubikfuß Brennholz zu 1 gGr., den Kubikf. Eichen-Nutzholz zu 3 gGr., Buchen-Nutzholz zu 2 gGr., das Schock Wellen zu 1 Rthlr. angenommen, gäbe dies pro Morgen Eichenwald, $^1/_4$ Nutz- $^3/_4$ Brennholz gerechnet, 3 Rthlr. 23 gGr., jährliche Nutzung, für den Morgen Buchenwald 3 Rthlr. 8 gGr., welche man dem Forsteigenthümer für 6 Morgen und 1 Morgen auf 6 Jahre als verloren anrechnen könnte. Er müßte daher, in dem Falle, daß keine Lücken in dem Orte bleiben werden, sondern sich die Schonung vollkommen wieder zuziehen kann, ein Kapital als Entschädigung erhalten, welches, mit den Zinsen von 120 Jahren, 162 Rthlr. 12 gGr., betrüge.

Im Falle die Eichen jedoch ganz verloren gingen, und auch der Morgen Buchen nicht mehr wieder hergestellt werden könnte, entstehet die Frage: in wie ferne der Verlust der Eichen durch die nunmehr Raum erhaltenden Buchen, die deshalb nun einen stärkern Zuwachs erhalten, und wenigstens zum Theil die Stelle der Eichen einnehmen können, ersetzt werden kann? Nähme man an, daß die Eichen gar nicht ersetzt werden; so müßte der Beschädiger eine Entschädigungssumme erhalten, die mit den Zinsen von 120 Jahren zusammen 3250 Rthlr. betrüge. Nimmt man an, daß die Hälfte des Verlustes durch den vermehrten Zuwachs der Buchen, oder anderer an die Stelle der Eichen tretenden Holzarten ersetzt werden wird; so würde sich der Beschädiger wenigstens nicht über die Härte des Urtheils beschweren können.

Die unendlich verschiedenen Grade des Schadens werden immer der persönlichen Ueberzeugung des Forstmannes zur Beurtheilung anheim gestellt werden müssen, und nicht leicht wird ein zu einer solchen Ausmittelung aufgeforderter Sachverständiger besser den Umfang seiner Kenntnisse und den Eifer, die Wahrheit aufzufinden, zeigen können, als hierbei. Vielleicht, daß diese Zeilen das Nachdenken eines erfahrnen Forstwirths darauf hinlenken, sie haben dann ihren Zweck vollkommen erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

95. Correspondenz. Forst- und Jagdwesen.

15. März. 1819.

C. 21
1.

Seltene Jagd.

(Zufällig verspätet.)

Jedes Haus in Ungarn ist des Jahres in den Wintertagen verpflichtet, drey Tage zur Verfolgung des schädlichen Wildes einen Treiber oder Schützen zu stellen. Dieser Sitte gemäß war zu Ende des abgeflossenen Jahres in dem Csongrader Comitat auf den Grf. Károlischen Herrschaften eine allgemeine Jagd. Die großen stark bevölkerten Dörfer und Marktflecken schickten ihre Contingente, große Fronten wurden gebildet, auf dieser Ebene die mit Rohr bewachsenen Vertiefungen durchgeklopft, und von allen Seiten manövrirt, daß am 3ten Tage beiläufig 4000 Burschen auf eigenen Pferden beritten, eben so viel, wo nicht mehr zu Fuß das zusammengetriebene Wild auf der Derenyzházer Puste in einen Kreis sperrten. Acht Wölfe, zwey Füchse wurden von den berittenen Burschen todtgehetzt, das übrige Wild ward von den Schützen erlegt, obwohl nicht den großen Anstalten gemäß an der Zahl entsprechend.

V. S. A.

Mitredakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
April. — Nr. 27. — 1822.

96. Forstwesen.

C. 1/2 Cotta's solideste Forstschätzungs-Basis. *)

Diese beruht auf von ihm mitgetheilten Erfahrungstabellen über die Ertragsfähigkeit der vorzüglichsten, deutschen Holzarten. Der Holzertrag eines Waldes hängt, außer andern Umständen auch

1) von der Ertragsfähigkeit des Standorts, worauf das Holz wächst, und
2) von der Zahl der Stämme, die auf dem Standorte vorhanden sind, ab.

1. Den einfachsten, verständlichsten und vollkommensten Maßstab zur Bestimmung der Güte des Standorts erlangt man dadurch, wenn man die Holzmasse, die man auf einer gegebnen Fläche, bei einer bestimmten Holzart in einem gewissen Alter durch eine angemessene Behandlung erziehen kann, in Kubikfußen ausdrückt.

Er bringt die Standorte nach ihrer Güte, in 10 Klassen, und drückt jede derselben durch die Anzahl von Kubikfußen aus, die in einem Alter von 100 Jahren auf einem Sächsischen Morgen, bei regelmäßiger Bewirthschaftung von den vorzüglichsten, deutschen Holzarten erfolgen können, nämlich:

Tafel I.

Klassen für die Güte der Standorte.	Fichten und Tannen.	Kiefern.	Lerchen.	Eichen.	Buchen.	Erlen.	Birken.
I.	2791	2985	4132	2642	2100	2118	1379
II.	4671	4803	5812	3566	3133	3707	2413
III.	6551	6622	7493	4490	4167	5296	3448
IV.	8431	8410	9173	5414	5200	6884	4482
V.	10311	10259	10854	6338	6234	8473	5516
VI.	12191	12077	12534	7262	7267	10062	6551
VII.	14071	13896	14215	8186	8301	11651	7585
VIII.	15950	15715	15895	9110	9335	13240	8620
IX.	17829	17535	17575	10034	10368	14828	9654
X.	19708	19352	19255	40958	11402	16417	10688

2. Was die Anzahl der auf dem Standorte befindlichen Stämme betrifft; so kann solche eben so verschieden seyn, als die Ertragsfähigkeit der Standorte. Wollte man nun auch hier so viele Klassen setzen, wie es in Betreff der Standorte geschehen ist, und wollte man überdieß vielleicht auch noch die Beschaffen-

*) Cotta Anweisung zum Waldbau. 2te sehr vermehrte Auflage. Mit Tabellen und Kupfern. Dresden. Arnold 1817.

heit der Stämme und ihre Behandlung eben so vielfach unterscheiden; so würde daraus eine unübersehbare Verwicklung entstehen, und man würde unzählige Erfahrungstafeln zu bilden haben, von denen keine einzige brauchbar seyn könnte, weil sich nirgends würde erkennen und bestimmen lassen, wo die eine oder die andere ihre Anwendung fände. — „Nur die Verschiedenheit des Standorts und Alters kann und darf „man bei der Anfertigung solcher Tafeln berücksichtigen, die Stammzahl ist aber allemal so anzunehmen, „wie sie auf jedem Standorte, in jedem Alter, bei vollem Schluße durch eine regelmäßige Forstwirthschaft „bedingt wird."

Hiernach hat nun der Hr. Verf. für die obgedachten Holzarten Tafeln berechnet, bei denen für jede der 10 Klassen der Ertragsfähigkeit und für die Abstufungen des Alters, eine Zeitabtheilung (von 10 zu 10 Jahren anhebend) angenommen, und wodurch folgende Aufgaben zu lösen gesucht werden: 1) Wie viele Stämme stehen auf einem sächsischen Acker, wenn die Bedingungen einer guten Forstwirthschaft erfüllt werden? 2) Wie viel beträgt die gesammte Holzmasse dieser Stämme? 3) Wie viel enthält demnach die Durchschnittssumme eines Stammes? 4) Wie viel beträgt die einjährige Durchschnittssumme des Zuwachses in jedem Jahrzehend? und 5) wie viel beträgt die einjährige Durchschnittssumme des Zuwachses von einem Stamme? — Die Tafeln sind nun in zwey Theile A und B getheilt, so, daß die Lösung der ersten drey Aufgaben auf der mit A, und die der letzten drey auf der (gegenüber stehenden) mit B bezeichneten Hälfte zu finden ist. Wir wollen z. B. nur den Ertrag rc. eines mit Fichten oder Tannen bestandenen sächsischen Ackers von der 8ten Klasse (recht guten Standort) im 120sten Jahre ausheben:

Fichten und Tannen 120 Jahre.			
	A	407	— Stammzahl
		19,250	— Inhalt der Stämme
		47,29	— mittlerer Inhalt eines Stammes;
	B	160,4	— einjährige Durchschnitts-Summe des Zuwachses auf 1 Acker;
		160,°	— dieselbe Durchschnitts-Summe in jedem Jahrzehend;
		0,917	— dieselbe Durchschnittssumme von jedem Stamme.

Wie vortheilhaft nun diese Tafeln bei Waldabschätzungen zu gebrauchen, leuchtet in die Augen, und wird von dem Verf. weiter auseinander gesetzt; wobei er auch Regeln giebt, wie sie anzuwenden sind, wenn die vorausgesetzten Bedingungen (eines vollwüchsigen Bestandes rc.) nicht alle eintreffen. Von großer Wichtigkeit sind solche Erfahrungssätze. Sie öffnen sowohl dem praktischen, als auch bloß theoretischen Forstmann hier noch ein weites Feld der Bearbeitung — fruchtbarer als irgend eins und dem Charakter unserer Wissenschaft, die doch nur eine reine Erfahrungswissenschaft ist, recht angemessen. Möchten doch alle Forstmänner denselben Weg einschlagen, und z. B. die Erträge auch nach den verschiedenen Betriebsarten (ob nämlich Hoch- oder Niederwald rc.), nach den verschiedenen Holzbeständen (ob gut, mittelmäßig, schlecht rc.), nach dem verschiedenen Boden rc. erforschen, und dabei auch von den Bedingungen einer guten Forstbewirthschaftung abstrahiren, mithin auch Erfahrungen über die Erträge mißhandelter Waldungen nach gewissen festzusetzenden Bestimmungen anstellen und mittheilen. Groß ist die Mühe, groß aber auch der Lohn! — Von den Kupfertafeln ist die erste eine bildliche Darstellung des Holzzuwachses, wie er in den Tabellen durch Zahlen bestimmt ist, von der zweyten der Pflanzungen nach gleichzeitigen Dreyecken (Dreypflanzung, wie sie der Verf. nennt), nach gleichzeitigen Rechtecken (Vierpflanzung) und nach gleichschenklichen Dreyecken (Fünfpflanzung.)

C. 29 97. Forstwissenschaftliche Literatur.

3 Vollständige Anleitung zur Behandlung, Benutzung u. Schätzung der Forsten. Ein Handbuch für Forstbediente, Gutsbesitzer, Oekonomiebeamte und Magistrate, mit Rücksicht auf die wechselseitigen Beziehungen des Waldbaues zum Feldbaue, entworfen von W. Pfeil, fürstlich-Carolather Forstmeister rc. Erster Band, enthaltend die Holzkenntniß und Holzerziehung. Züllichau und

Freystadt, in der Darnmannschen Buchhandlung 1820.

(Fortsetzung von Nr. 6. d. B.)

Bei uns, glaube ich, wird ganz besonders die unter 5 gegebene Generalregel S. 187 völlig unbeachtet gelassen, deren Befolgung doch von so äußerst großem Vortheil für den künftigen Waldertrag ist, und die ich für so richtig ansehe, daß ich diese Gelegenheit ergreife, alle unsere Forstbesitzer, und Forstbeamte recht angelegentlich zu ihrer unausweichlichen Anwendung aufzumuntern. Sie lautet: „den Schlag von allem verkrüppelten verbissenen und unterdrückten Unterholze, ehe der Same abfällt, zu befreien, denn aus diesem kann doch nie ein brauchbarer Baum werden, da es entweder ein unnützer Strauch wird, oder auch ganz eingeht, wenn es später einen freien Stand bekommt." —

Aus Erfahrung pflichte ich dem Hr. Verf. von ganzer Seele bei. Allgemein herrscht leider noch immer das Vorurtheil, daß man glaubt, etwas recht gutes zu thun, wenn man dieses elende Unterholz stehen läßt. — Man beobachte nur auf Maißen solchen stehen gebliebenen, verkrüppelt, unterdruckt gewesenen Unterwuchs. Man lasse sich doch nur ja nicht mit den hin und wieder neu getriebenen Gipfeln dieses verdorbenen Holzes täuschen! Wie lang kann auch dieser Höhenwuchs dauern? Was wird aus solch einem Baum? Seine wahre Vollkommenheit erreicht er doch nun einmal nicht, und kann sie auch nicht mehr erreichen; er wird nun, der selbst eigentlich nur eine Schmarotzerpflanze ist (früher entzog er den dominirenden Stämmen, jetzt aber dem jungen nachwachsenden Bestand die Nahrung), — vom Gipfel bis zur Wurzel mit allen möglichen Schmarotzerpflanzen bedeckt, und stirbt endlich an der Aus- und Abzehrung. Man untersuche im Hochwald solche von dem dominirenden Bestande unterdrückte Stämmchen; man wird mit 3, 4, 5 Zoll Durchmesser schon ein Alter von oft 50 und mehr Jahren finden, ein Alter, in welchem die meisten, in der Jugend nicht verdorbenen Hölzer anfangen, den stärksten Zuwachs zu produziren; in welchem sich Jahrringe, zuweilen von ½ Zoll Durchmesser bilden; in welchem das Nadelholz schon Wandruthen liefert. Die Holzlagen solcher 50jährigen Latten haben kaum die Stärke eines Kartenblattes und, werden solche Krüppel freigestellt, breitet sich ihr Astwerk so aus, daß sie, die jungen, guten, in ihrer Traufe aufwachsenden Pflanzen abermals verdämmen, und so das Uebel zuletzt erblich machen. Man erzieht dann lauter unterdrückte verwachsene Bestände, und bringt so den Waldertrag von Umtrieb zu Umtrieb immer weiter herab. — Welcher Viehzüchtler wird wohl ein Fohlen oder Kalb bis ins 4te Jahr in einem dunkeln, niedern, engen Schweinstall aufziehen wollen? Was kann aus solchen Thieren werden? — Sehen wir nicht, daß Gärtner, ja selbst die Bauern, wenn sie ihre Pflanzen aussetzen, verdämmte, unterdrückte, kränkliche Pflänzchen lieber wegwerfen, als einsetzen? — Welch ganz andern Anblick gewährt ein junger, nie unterdrückt gewesener Unterwuchs! welch freudiges Wachsen! —

Möchten doch endlich einmal unsere Waldbesitzer und Forstverwalter, von der Unentbehrlichkeit zweckmäßiger Durchforstungen in unsern Wäldern überzeugt es erkennen, daß nur einzig allein darin das Mittel liegt, die meisten unserer gegenwärtigen Wälder für die Zukunft vom Verderben zu erretten, und überhaupt ihren Ertrag außerordentlich zu erhöhen. — So lange regelmäßig wiederkehrende Durchforstungen noch nicht ins Bewirthschaftungssystem aufgenommen sind, oder bisher aus andern Ursachen nicht angewendet werden konnten; so versäume man doch ja nicht, jeden Bestand, der zum Hieb gelangen soll, — ehe noch der Holzschlag in denselben eingelegt wird, — gehörig zu durchforsten, wobei nur das unterdrückte, kranke, oder gar zu dicht stehende Holz herausgehauen wird. Es ist dies zugleich die einfachste und sicherste Methode, den künftigen Holzschlag auf diese Weise vorzubereiten, so daß wenn nun der Hieb wirklich in einem solchen Bestand beginnt, die vollkommene Besamung bereits komplet erfolgt ist. Es ist dann gar nicht nöthig ein besonderes Samenjahr abzuwarten. Ich spreche aus mehrjährigen Erfahrungen, und Niemanden wird es reuen, meinen Rath befolgt zu haben!

7. Von der Behandlung der Samenschläge im Eichen-Hochwalde.

8. Von der Verschiedenheit und den Abweichungen der Behandlung der Besamungsschläge der Buchen, Rüstern, Ahor-

ne, Eschen, Linden und Weißbuchen gegen die der Eiche.

9. Von den Birkensamenwaldungen.

Hr. P. untersucht hier erst, unter welchen Verhältnissen der Anbau der Birke vortheilhaft ist; „denn vorzüglich in den Privatforsten hat man ihn in den neuern Zeiten im Glauben an den großen Vortheil, welchen er gewährt, sehr ausgedehnt betrieben, und oft die Birke auf Kosten anderer Holzarten zur Ungebühr begünstiget." — Treffend zeigt nun der Verf., daß die Birke auf ganz schlechtem Boden von der Kiefer, auf gutem Boden aber von fast allen übrigen Hölzern im Ertrage übertroffen werde, und daß es ein bloßes Vorurtheil sey, wenn man behaupte, der ganz schlechte Boden passe nur ganz eigentlich für die Birke. Nur als Niederwald, in 15 — 20 jährigem Umtrieb, gewährt sie in einem ihr anpassenden Boden allerdings einen Vorzug verdienenden Ertrag, der aber in demselben Verhältnisse geringer wird, als bei einem größeren Turnus der Stand der einzelnen Birken immer weitläufiger wird. Unläugbar ist für diesen Baum der gemischte Standort der ihm passendste, und gewährt in diesem Falle dann wohl als Zwischennutzung eine vortheilhafte Benutzung.

Auch die Verbesserung des Bodens durch die Birke, erklärt Hr. P. ganz richtig nur für ein bloßes Vorurtheil. „Wenn in einem Kiefernorte so wenig Streu gesammelt wird, als dies gewöhnlich in den Birkenorten geschieht, wird sich der Boden schneller bei der Kiefer verbessern, weil die Kiefernadeln ein besseres Düngungsmaterial sind, als die Birkenblätter, und das Nadelholz mehr Nahrungstheile aus der Luft auffängt, und dem Boden zurückgibt, als das Laubholz.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines ähnlichen Vorurtheils, und der öfters gehörten Behauptung: „Die Kiefer verschlechtere, — die Lerche hingegen verbessere den Boden." — Man sucht diesen Satz dadurch zu beweisen, daß man anführt: „Unter und zwischen den Lerchen wachse üppig Gras u. s. w. die Kiefer dagegen belege gleichsam den Boden, auf dem sie wachse, mit einem Fluche der Unfruchtbarkeit, denn in einem Kiefernorte sey alles öde, nicht einmal einen Grashalm könne der Boden mehr hervorbringen." — Dieser Satz ist aber nur scheinbar richtig. 1) Weiß jeder Bauer die Dungkraft der Kiefernadeln hoch zu schätzen. Streu aus Kieferwäldern wird jeder andern Waldstreu vorgezogen, folglich muß sie wohl auch den Boden, auf dem sie ursprünglich von den Bäumen fällt, nothwendig verbessern, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man die Erde in solchen Orten untersucht, die nicht vom Streurechen gemißhandelt worden. — 2) Daß aber gewöhnlich die Kiefernorte sehr magern und schlechten Boden haben, rührt einzig und allein von der zu ausgedehnten Streusammlung. Wenn ein solcher Kiefernbestand im Jahre mehrmals mit hölzernen und eisernen Rechen, Scharren, — ja mit Besen ausgeplündert wird, — ist es dann ein Wunder, wenn solcher Boden gar nichts mehr hervorbringt? Nicht der Ast- und Nadelabfall allein wird genommen, nein, so genügsam ist man nicht. Alle lockere Erde muß auch mitgehen, so daß alle Faserwurzeln theils entblößt, theils gänzlich beschädigt werden. Kann dann noch Gras in solchen Orten wachsen? — Und ist es dann die Kiefer, die den Boden verschlechtert? — 3) Die Lerche ist allen diesen Mißhandlungen bei uns nicht ausgesetzt. Die Fläche, die sie einnimmt, erscheint gegen die übrigen Holzbestände gleich Null. Durch die Kunst angezogen, wird sie auch mit aller Vorliebe gegen jede Beschädigung beschützt, und dieser Schutz kann um so vollständiger seyn, da solche kleine Culturen ja so leicht mit einem Blick zu übersehen sind. — 4) Die Kostbarkeit des Lerchensamens verursacht, daß dieses Holz sehr weitläufig angepflanzt, — daß mit wenig Samen, eine große Fläche — angebaut werde. 5) Dieser weitläufige Stand der Lerchen bei uns begünstigt nun natürlich den Graswuchs eben so sehr, als ihn der dichte, geschlossene der Kiefern, und aller übrigen Holzarten in eben dem Grade unterdrückt. — Aber nicht die Kiefer, Fichte, Lerche, begünstigt, oder unterdrückt den Graswuchs, sondern nur der geschlossenere oder weitläufigere Stand dieser Hölzer. — 6) Da nun aber hauptsächlich die Kiefer sich bis zu einem gewissen Alter bestrebt, stets einen geschlossenen Bestand zu bilden, so ist es leicht erklärbar, warum sie den Graswuchs nicht begünstige. Man pflanze die Kiefer noch so weit von einander; — sie wird, anstatt in die Höhe zu wachsen, ihre Kraft in Seitenästen so lange ver-

schwenden, bis sich die Zweige erreichen, der Ort sich auf diese Art schließt, der Boden vollkommen beschattet wird. — Welche Pflanze, sey es auch nur das schlechteste Gras, wächst aber in einem unausgesetzten Schatten? — 7) Die Lerche hingegen verbreitet sich in ihrem natürlichen Zustand, wenn sie nicht verstümmelt ist, in keine Seitenäste; — sie wächst stets nur in die Höhe, sie wird daher auch den Boden, auf dem sie steht, — wenn ihr Stand gleich anfänglich nicht geschlossen, sondern weitläuftiger war, — nicht mit ewiger Nacht bedecken; die wohlthätige Wärme und das Licht werden auch hier die gewöhnlichen Wirkungen hervorbringen, und es wächst unter den Lerchen Gras, so wie unter allen Bäumen, die den Boden nicht beständig beschatten. — 8) Auch selbst im dichtern Stand wird die Lerche wegen ihrer wenigern und kürzern Zweige, und kürzeren Nadeln weniger Schatten verursachen. Und dann ist ja die Lerche beinahe ein ganzes halbes Jahr, — oft noch länger, — ganz ohne Nadeln, was gar nicht übersehen werden darf. Im Frühjahr, wo sich der Graswuchs entwickelt, wird dieser von den nadellosen Lerchen durch keinen Schatten verhindert. — Wie ganz anders ist das bei den immer mit langen Nadeln dicht besetzten Kiefern? — Es würde mich zu weit vom eigentlichen Zweck dieser Zeilen abführen, würde ich diesen Gegenstand weiter verfolgen. Genug, wenn es mir gelungen ist, zu zeigen, daß nicht die Kiefer deshalb der uns fremden Lerche hintangesetzt zu werden verdiene, weil diese den Boden verbessere, und jene ihn verschlechtere, und daß diese Behauptung nur auf einem ungegründeten Vorurtheil beruhe. —"

Der Hr. Verf. warnt S. 218 besonders bei der Birke vor dem zu dichten Stand in der frühen Jugend, wodurch der nachherige Holzertrag sehr verringert wird. — Dieser Satz ist allgemein anwendbar. Müssen die jungen Pflanzen, — anstatt freudig fortzuwachsen, um ihre Existenz kämpfen, so bleiben sie nicht nur in ihrem Wuchs überhaupt zurück, sondern sie entkräften sich auch dadurch für die Folge. Hier muß nun die Kunst helfen, und durch Entfernung des zu Vielen das richtige Gleichgewicht herstellen. — „Daher übertrifft eine gepflanzte Schonung gewöhnlich auch eine gesäte im Ertrage." —

10. Von den Besamungsschlägen in Kieferwaldungen.

So wie die Behandlung der Eichen-Samenschläge als Norm für die übrigen Laubhölzer diente, eben so ist die Kiefer für die Nadelhölzer gewählt.

Es ist verdienstlich vom Verf., daß auch er gegen das alte Vorurtheil zu Feld zieht — die Kiefer und Fichte könne nicht durch natürliche Besamung verjüngt werden, und man müsse bei diesen Holzarten den kahlen Abtrieb in Verbindung mit der Kunstkultur anwenden.

S. 224. „Man kann bei der Untersuchung dieser in einem anzuhauenden Schlage schon vorhandenen jungen Pflanzen gar nicht vorsichtig genug zu Werke gehen; denn schon unendlich oft ist der Forst für ein ganzes künftiges Jahrhundert bloß durch die Meinung ruinirt worden, daß, da schon junge Pflanzen da wären, man nun unbesorgt das alte Holz wegnehmen könnte, und daß man sich scheute, den dem Anschein nach so schönen Anflug wegzunehmen, und einen neuen brauchbaren zu erziehen. Es muß stets das erste seyn, ehe man einen alten Stamm fällen läßt, den Schlag von allem diesen Gesträuch, Gestripp, Unterholz, Unterwuchs, oder wie man es nennen mag, zu befreyen; denn selbst die kleine fußhohe verkrüppelte Kiefer thut Schaden, wird zu einem sich ausbreitenden Busche, welcher das Aufgehen und Wachsen anderer Pflanzen verhindert, und wie wird man einen schönen geschlossenen Bestand erhalten, wenn man diese Vorsicht nicht beobachtet? — Man traue einem noch so schönen grünen Pflanzenteppich und der verführerischen Idee, ihn zu benutzen, wenn er die angegebenen Kennzeichen verdorbener Pflanzen hat, durchaus nicht, und glaube dem Verfasser, welcher so viele Versuche darüber anstellte, so wie allen erfahrnen Forstmännern, daß eine Pflanze, welche schon mehrere Jahre im dichten Schatten gestanden hat, durchaus nicht zu benutzen ist." Das sind goldene Worte, die aber beim Unglauben unserer meisten, praktisch seyn wollenden Forstbeamten — nur tauben Ohren gepredigt seyn werden. Um so ernstlicher sollten aber unsere Waldbesitzer auf ihre Befolgung

bringen, und sich durchaus nicht von sogenannten praktischen Gründen eines andern belehren lassen. Die hohe Meinung, die diese sich mit so großem Wohlgefallen und Selbsttäuschung nennenden sogenannten praktischen Forstbeamten von sich selbst zu haben belieben, und die sie mittelst des Zauberwortes: „praktisch" auch so leicht andern Personen von sich einzuflößen wissen, werden Hrn. Pfeil gewiß als Ketzer, als einen Stubengelehrten verschreien, der seine Weisheit aus Büchern, welche, im Vorbeigehen gesagt, unsern Leutchen ein Gräuel sind, zusammen gestoppelt hat. Diese rohen Empiriker, denen wissenschaftliche Bildung so fremd ist, als der Nacht das Sonnenlicht — halten nun einmal in ihrem Eigendünkel nichts für praktisch, als was sie selbst von Jugend auf getrieben haben. Alles andere ist in ihren Augen unnützes Gewäsche, Stubengelehrtheit, Theorie (denn bei ihnen ist Theorie und Luftschloß gleichbedeutend) und „Gleißnerey", wie sich letzthin so ein Herrchen ausdrückte. Vielleicht mit keinem Wort ist mehr Mißbrauch getrieben worden, als mit dem Worte „praktisch." Im Munde jener Empiriker verliert es ganz jene hohe Bedeutung, und ist füglich mit „Schlendrian" zu übersetzen. Das mögen nun ja unsere Waldbesitzer wohl überlegen und unterscheiden. Ein Mann aber, wie Hr. Forstmeister Pfeil, ist ein wahrhaft praktischer, wissenschaftlich gebildeter Forstmann, und daher ihm auch zu glauben.

So wie bei der Eiche, so auch hier bei der Kiefer gibt der Verf. die Regeln an, wie der Samenschlag nach Verschiedenheit des Bodens, der Lage 2c. anzulegen und zu behandeln sey.

11. Von den Abweichungen der Behandlungsart der Samenschläge bei den übrigen Nadelhölzern.

Bei der Fichte, die ebenfalls durch Samenschläge verjüngt werden kann, widerräth Hr. Verf. mit allem Rechte die sogenannten Springschläge, die nicht nur bei dieser Holzart allein, sondern allgemein nachtheilig sind.

12. Von der Schonungszeit der Samenpflanzen.

Alle Aufmerksamkeit verdient, was Hr. Verf. hier über das Vorurtheil der Schafweide im Walde, S. 241 sagt. Den vom Hrr. Verf. angegebenen Bedingungen, unter denen allerdings die Schafweide dem Walde unschädlich ist, würde ich noch die hinzusetzen: „daß die Lage des zu beweidenden Waldes durchaus nicht abhängig seyn dürfe, besonders wenn der Boden aus Sand 2c besteht." Hier ist die Bedeckung des Bodens durch die scharfen Schalen der Schafe gar bald durch- und abgetreten, und ist einmal die Grasnarbe weg, dann verliert sich das lockere Erdreich immer mehr und mehr, und die Schafweide verwandelt sich in eine unfruchtbare, öde, dem Spiel des Wassers, Hitze, Frost Preis gegebene Fläche. Der geringste Regen, das Thauwasser im Frühjahre schwemmt Erde weg; es bilden sich Wasserrisse, die sich in Schluchten verwandeln, und nicht selten folgen Waldrutschungen. Es sind das Thatsachen, die ich leider tagtäglich vor Augen habe, als Ueberbleibsel aus einer Zeit, wo noch die Waltweide der Schafe gebräuchlich war.

Daß aber gar oft auch dem rationellen Schafzüchter mit einer Waldweide gedient seyn könne, ist leicht im Oestreichischen einzusehen, besonders hier, wo die feine Schafzucht auf so einer hohen Stufe der Vollkommenheit steht. Aber eine Schafweide „im naßen Wetter," und „im Winter, wenn „Schnee liegt," — kennen wir hier nicht.

Daß man aber aus einem Extrem ins andere gefallen, und die sonst über den ganzen Wald ausgedehnt gewesene Waldweide, nun auf einigen Herrschaften ganz abgeschafft habe, scheint mir nicht wohl gethan. Warum soll etwas unbenutzt bleiben, wenn es ohne Schaden geschehen kann? — Ich unterscheide hier zwey Gattungen Waldungen: 1) solche, die regelmäßig behandelt, gut geschlossen sind. In diesen wird wegen des beständig unterhaltenen Schattens, als Folge des nöthigen Schlusses zwar kein Graswuchs Statt finden, folglich auch die Weide von selbst aufhören; insofern von Kühen 2c. die Rede ist. Aber Schafe und Ziegen finden selbst in solchen geschlossenen Waldungen ohne eigentlichen Graswuchs, gar oft die vortrefflichste Weide; und was können die in einem Walde schaden, der ihnen erst nach dem zurückgelegten zwanzigsten Jahre geöffnet, und etwa 10 Jahre vor seiner Verjüngung wieder geschlossen wird? — 2) Gibt es Waldungen, die früher unregelmäßig behandelt worden, Graswuchs haben, und ohne allen Nachtheil zur Weide benutzt werden können. Der Waldbesitzer, der Unterthan, und folglich auch das Allgemeine gewinnt dadurch.

13. Von der Behandlung des Niederwaldes oder Ausschlagwaldes.

Sehr vollständig und lehrreich. Interessant die beschriebene Methode, abbrüchige Ufer an reißenden Strömen mittelst sogenannter Rauhwehre von Weiden, zu sichern.

14. Von der Behandlung des Mittelwaldes.

Wird jeden befriedigen.

15. Von der Veränderung der Bewirthschaftungsart, oder der Umwandlung des Hochwaldes in Niederwald, oder des Niederwaldes in Hochwald.

16. Von dem Kopfholzbetrieb.

17. Von der Behandlung der gemischten Holzarten.

18. Von der Behandlung unregelmäßig bestandener Waldungen.

S. 292. Diejenigen Orte müssen zuerst verjüngt werden, welche den wenigsten Zuwachs gewähren. —

Die Orte, die noch jetzt hinreichende Samenbäume haben, und sie in der Folge verlieren könnten, müssen zuerst; und diejenigen, in welchen sie jetzt fehlen, wo aber aus dem jungen Holze solche erwachsen, und das fehlende ersetzen, später gehauen werden ꝛc.

Auch hier bleibt Regel, den anzulegenden Schlag „zuerst von allem Holze, welches keinen Samen trägt, was nicht zur Beschützung der Pflanzen benutzt werden soll, und welches man nicht zur Erziehung tauglicher Bestände für brauchbar annehmen kann, zu säubern, um den frey gemachten Besamungsschlag besser übersehen zu können."

Wir haben meistens mit solchen unregelmäßigen Wäldern zu thun, und so viel ich beobachtet, begeht man immer den großen Fehler — gerade die Samenbäume zuerst herauszuhauen, in der Meinung den darunter befindlichen (aber freylich schon verdorbenen) Unterwuchs zu einem neuen Bestand zu benutzen.

19. Von den Durchforstungen oder Zwischennutzungen.

So wichtig der Inhalt, so lehrreich, vollständig und richtig behandelt.

S. 297. „Die Aufgabe der Durchforstung, um das mehrste, beste, brauchbarste Holz zu erzeugen, ist daher: die Bäume von der frühen Zeit an so zu stellen, daß stets die ganze Fläche produzirt, ohne daß eine Pflanze der andern die nöthige vollständige Nahrung und den erforderlichen Raum entziehet."

„Wenn ein Stamm von seiner Jugend an frey gestanden hat, so weiß er sich auch im freyen Stande zu erhalten; denn die Natur läßt ihn so wachsen, daß er dieß vermag. Wenn er aber Anfangs dicht stand, und schlank in die Höhe schoß, dann schnell einen freyern Stand erhält, und des Schutzes der um ihn stehenden Pflanzen beraubt wird, kann er sich gewöhnlich nicht erhalten, und wird bei dem verhältnißmäßig sehr langen und dünnen Wuchse vom Winde, Schnee und Rauhreife umgebogen, niedergedrückt und zerbrochen, was vorher nicht seyn konnte, weil er bei jeder Biegung sich gegen die andern Stämme lehnte."

Die einzige Art der Durchforstungen, die ich in dem Oestreichischen bisher kennen gelernt habe, hat sich bloß darauf beschränkt, daß man aus den jungen Maißen Birken, Aspen und Saalweiden heraushieb. Man hatte dabei zwey Absichten, einmal die edlern Holzarten vor dem Unterdrücken, Verdämmen zu schützen, oder jene Holzarten jetzt zur Benutzung zu ziehen, ehe sie anbrüchig würden und verfaulten.

Diese angeführten Holzarten verdämmen aber gewiß in den allermeisten Fällen gar nicht; im Gegentheil man richtete durch diese übel berechnete Durchforstung meistens mehr Schaden an, als erfolgt wäre, wenn man sie gänzlich unterlassen hätte. Die erste und wichtigste Regel bei jeder Durchforstung ist: daß der Schluß der Bäume in keinem Falle gestört werden darf. Darauf ward aber gar keine Rücksicht genommen, und es trat in solchen durchforsteten Beständen buchstäblich ein, was Herr Pfeil oben von der Durchforstung im Schluß aufgewachsener Orte ganz richtig sagt. Die schönsten jungen Buchen liegen nun auf immer an die Erde gebogen; die jungen Tannen und Kiefern arten in Sträucher aus ꝛc. Es ist hinlänglich Zeit, die Birken, Aspen und Saalweiden erst dann als Zwischennutzung herauszuhauen, wenn sie selbst unterdrückt werden; denn so lange bleiben sie auch gesund.

S. 301. „Eine Menge Beispiele, vorzüglich in Kiefern, auf ganz schlechtem Boden, findet man, wo ganze Bestände im 20 — 30 Jahre, wegen zu dichtem Stande und weil das Wachsthum zu gering war, als daß eine die andere rasch genug hätte unterdrücken und sich Luft schaffen können, ganz eingingen. Man muß deshalb auch dringend warnen, sich nicht durch den schönen Anblick eines recht dicht stehenden jungen Ortes täuschen zu lassen, und muß ihn vorzüglich in schlechtem Boden früher und verhältnißmäßig mehr auslichten als in gutem, auch die Pflanzen, wo es nöthig ist, schon in der frühen Jugend ausraufen."

„Man trage Sorge, daß der Stand der Pflanzen in früher Jugend nie zu dicht ist, und stelle sie vom 20. Jahre an fortwährend so, daß die Zweige sich zwar berühren, überall jedoch nirgends mehr als ein bis zwey Fuß in einander greifen; daß nirgends Holz stehen bleibt, wo der Wipfel schon unterdrückt ist, so wie auch niemals zwey oder mehr dicht nebeneinander stehende Stämme, im Falle nicht jeder seine Nahrung von einer an seiner Seite vorhandenen leeren Stelle erhält."

Auch hier hat der Hr. Vrf. die passenden Regeln für verschiedenen Boden u. s. w. gegeben. Möchten doch die Waldbesitzer, von ihrem eigenen großen Vortheil überzeugt, ihre Waldungen regelmäßig durchforsten lassen. So wie ihre Kasse dabei gewänne, eben so würde das allgemeine dadurch großen Vortheil erhalten! —

20. Von dem Holzanbau durch Saat und Pflanzung.

Der Verf. gibt die Fälle an, in welchen die Saat oder die Pflanzung vorzuziehen sey.

Das Capitel von der Holzsaat handelt von dem Sammeln und Aufbewahren der Holzsamen; von der Zubereitung des Bodens, dem Säen und Unterbringen des Samens, und lehrt dann die Saat der Eicheln, Bucheln, Ahorn, Eschen, Weißbuchen, Rüstern Birken, Erlensaat, Kiefern. Der Verf. lehrt S. 336 die Cultur der großen flüchtigen Sandschellen sehr deutlich und ausführlich. S. 342 untersucht er die Frage, ob es vortheilhafter sey, reinen ausgeklengten Samen, oder die unausgeklengten Zapfen zu säen, und entscheidet ganz richtig für reinen Samen, den Fall ausge-

nommen, wenn die Saat auf ganz reinem, gehakten Boden geschieht, die Ausklenglung des Samens zu großen Schwierigkeiten unterworfen, reiner Samen nicht vorhanden ist; die Zapfen nicht weit zu transportiren sind, und die zu besäende Fläche nicht ein Jahr öde liegen bleiben soll. Von der Fichtensaat. Die Zapfensaat ist bei der Fichte nicht anwendbar, wie der Hr. Verf. ganz richtig bemerkt; — und da wo sie Statt findet, zeugt dies von der großen Unwissenheit des Forstpersonals. Der Fichtenzapfen hängt frei in der Luft und läßt seinen Samen nur bei ganz trockener Witterung abfliegen; denn die geringste Feuchtigkeit nöthigt ihn zum Schließen. Die Einwirkungen der Sonne und des Windes trocknen und öffnen ihn aber stets in seiner freien Lage wieder. Ganz anders aber ist es, wenn er an der Erde liegt. — Selbst den so seltenen Fall angenommen, daß der Boden, auf dem er liegt, ganz vom Graswuchs frei ist, wird er täglich vom Thau feucht, eben so die Erde, auf der er liegt; — er liegt daher stets im Feuchten und der Raum, den er einnimmt, kann nie abtrocknen, weil er selbst die Sonne und die austrocknende Luft abhält. Die so stets an und unter ihm erhaltene Feuchtigkeit zieht sich nach und nach in den Zapfen hinein, und verdirbt nicht nur den Samen, sondern verursacht auch, daß sich der Zapfen nie wieder öffne. Auf diese Art kann ein einziger Regen alle ausgeworfene Zapfen verderben. — Nur bei lange anhaltender ganz trockener Witterung, hoher Lage und ganz reinem Boden können sich die ganz obern Schuppen öffnen, und ein paar Samenkörner fallen lassen. Aber wie selten ist der Fall! Man untersuche nur solche ausgeworfene Zapfen. Nur selten findet man ein Pflänzchen von ihnen, aber aufgebrochen in ihnen allen Samen verdorben.

Da wo die Stöcke gerodet werden, begeht man oft den großen Fehler, diese erst ausfaulen zu lassen, um sie leichter ausbringen zu können. Wie nachtheilig dieß sey, und wie groß dadurch der Verlust an Zuwachs ist, zeigt der Hr. Verf. durch ein Beispiel. Auch gegen das Vorurtheil, daß die unabgefaulten Kieferstöcke keinen Theer lieferten, zieht Hr. P. zu Felde. —

Nun folgt die Weißtannen-, Lerchen- und vermengte Holzsaat.

Die erforderliche Samenmenge und die Kosten bei der Saat beschließen das Capitel.

Die Lehre von der Pflanzung geht nun der H. V. eben so genau durch, gibt die nöthigen Regeln dazu im Allgemeinen, und ertheilt die Anweisung insbesondere für die Eichen-, Birken- und Nadelholzpflanzungen Hierauf handelt Hr. Pf. von den Kosten der Pflanzung, von den Pflanzkainpe (?) und beschließt mit der Beschützung der Saaten und Pflanzungen.

Ein großes Erleichterungsmittel bei Verpflanzungen junger Setzlinge hat der Hr. Verf nicht erwähnt; und doch leistet es, besonders im passenden Boden — wo Steine und überhaupt zu seichter Grund den Gebrauch nicht ganz verwehren, — große Vortheile. Ich meine das runde Setzeisen, das meines Wissens in Baiern, und auch an einigen Orten in der Oesterreichischen Monarchie, wo ich nicht irre in Böhmen, mit bestem Erfolge, angewendet wird. Es gleicht etwa dem sogenannten Locheisen der Sattler, Riemer rc., nur ist es natürlich viel größer. — Dieses Eisen dient nur eines Theiles zum Herausgeben der Setzlinge mit dem Ballen, der um so stärker ist, je weiter die Oeffnung dieses Eisens ist, — und andern Theiles die Setzlöcher selbst damit zu machen. Die auf diese Art herausgenommene Pflanzen passen mit der an ihren Wurzeln mit abgestochenen Erde genau in die Setzlöcher u. s. w — Es ist natürlich, daß der Erfolg einer Pflanzung auf diese Art mit einer Sicherheit verbunden ist, die man bei der gewöhnlichen Art zu versetzen, sehr vermißt. Das ganze sonst so schwierige Geschäft wird nun nur eine mechanische Arbeit, bei der man nichts verderben kann. —

Liebhabern, die die Vortheile eines solchen Stecheisens noch nicht kennen, — aber es bei ihren Waldkulturen rc. gern anwenden wollen, wird der Herr Herausgeber gewiß die Gefälligkeit haben, Bestellungen auf dieses Cultursinstrument anzunehmen. Das Stück dürfte beiläufig zwischen 8 — 10 fl. zu stehen kommen. Es ist ganz von Eisen.

Der Hr. Verf. zeigt sich überall als wissenschaftlich gebildeter, selbstdenkender Mann, der zu beobachten weiß, und der Natur gemäße Regeln abstrahirte. Sein reiner, richtiger, deutlicher Vortrag zeigt, daß er längst mit sich selbst im Reinen, aus seinem Innern geschrieben hat. Dabei ist seine Schreibart so einfach, und verständlich, daß jeder, der nur deutsch lesen kann, die vorgetragenen Lehren gewiß verstehen wird. Vorzüglich dürfte es zur Selbstbelehrung dienen. Man sieht es dem Werke an, daß der Hr. Verf. sich sehr viele Erfahrungen müsse gesammelt haben.

Ich sehe nun mit doppeltem Verlangen dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen, und ich werde nicht säumen, das Forstpublikum von dessen Inhalt abermals so in Kenntniß zu setzen, wie von diesem ersten Bande.

Zum Schluß wünsche ich dieses Werk in die Hände aller unserer Waldbesitzer und derer, die mit dem Walde zu thun haben. Es verdient wahrlich die dringendste Empfehlung und ich habe es neben den Schriften eines Hartig, Cotta, Laurop in meinem Bücherschrank einrangirt. Ich statte hiermit dem Hrn. Verfasser meinen wärmsten Dank für die große Summe Belehrungen und Erfahrungen, die er uns in dieser Schrift mitzutheilen die Güte hatte, in meinem, und aller mit mir gleichgesinnten Forstmänner Namen öffentlich ab. Blansko in Mähren.

Der Oberförster Emil André.

Mitredakteur R. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
April. — Nr. 28. — 1822.

98. Oekonomische Rechenkunst.

Bemerkungen über die jetzigen niedrigen und ehedem höheren Getreidpreise.

1) Erste Stimme aus Rheinpreußen.

Von allen Seiten her erhebt sich die Klage des Landmanns über die niedrigen Getreidpreise, welche kaum hinreichen, die Wirthschaftskosten (Arbeitslohn) zu decken, und wobei die Zinsen des Betriebskapitals (Pächterungen), so wie die des stehenden Kapitals (Pachtrente) fast ganz ausfallen.

Jedem Unbefangenen muß es einleuchten, daß der Landeigenthümer, auch ohne Rücksicht auf die Steuern, Kommunal- und andere Grundlasten zu nehmen, dabei nicht bestehen kann.

Bringt man nun vollends die hohen Steuern, womit der Grundbesitz belegt ist, in die Rechnung, und erinnert sich, daß solche aus den vorhin bemerkten beiden Arten des Gewinnstes, nämlich aus dem Pächternutzen und der Pachtrente erfolgen müssen; so begreift man nicht, wo es auf die Dauer hinaus will.

Was ist aber die Ursache der niedrigen Fruchtpreise? und steht zu erwarten, daß sie sich wieder heben werden? Diese Fragen verdienen eine ernsthafte Erörterung.

Gewöhnlich schreibt man die jetzigen niedrigen Getreidepreise den gesegneten Erndten in den Jahren 1818 und 1819 zu; auch wohl der verminderten Konsumtion, welche aus dem Verlaufen der Kriegsfluthen und dem Darniederliegen des Handels und der Fabriken hervorgegangen.

Allerdings haben diese Umstände auf das schnelle Sinken der Getreidepreise Einfluß gehabt. Allein dieß sind nur veränderliche und vorübergehende Ursachen.

Die stätige Ursache (cause constante) besteht in dem schon seit einigen Jahrhunderten, wiewohl unmerklich gestiegenen, und noch fortwährend steigendem Silberpreise.

Den Beweis hiervon braucht man nicht in den Münzstätten, nicht in den Zollregistern zu suchen; er ergibt sich von selbst aus den Umständen.

Es ist jedem gebildeten Manne bekannt, daß Europa, mithin auch Teutschland, seinen Bedarf an Gold und Silber hauptsächlich aus den amerikanischen Bergwerken beziehen muß, indem dasjenige, was die europäischen Bergwerke und die des asiatischen Rußlands liefern, kaum auf 6 Mill. Thaler angeschlagen werden kann.

Erwägt man nun:

a) Daß die Ergiebigkeit der amerikanischen Bergwerke schon vor mehr als 50 Jahren bedeutend abgenommen hatte, und fortwährend abnehmen muß; *)
b) daß in Amerika selbst, besonders in den nordamerikanischen Staaten, der Markt für Gold und Silber sich schon ungemein erweitert hat, und fortwährend erweitert;

*) Dieß ist nicht ganz richtig, wie man aus der statistischen Zugabe zu meinem Nationalkalender für 1821 S. 11. S. 357. S. 417. ersehen kann, wo eine Uebersicht des Ertrags der Amerikanischen Bergwerke gegeben wird. Der Herausgeber.

c) daß der Kostenpreis der edlen Metalle sowohl wegen des Steigens des Arbeitslohns und der Materialpreise, als Folgen der gestiegenen und steigenden Kultur in Amerika, als wegen der schwierig gewordenen Gewinnung bedeutend höher werden müssen;

d) daß seit 30 Jahren eine nicht zu berechnende Summe an Gold und Silber durch den Krieg vernichtet worden;

e) daß in Europa der immer noch steigende Luxus den Verbrauch, mithin die Nachfrage nach Gold und Silber fortwährend vermehrt; endlich

f) daß der portugiesische Hof sich seit 1807 in Amerika aufhält, und daher aus den Brasilianischen Bergwerken wenig oder gar kein Geld mehr nach Europa kommt; so darf man sich über das Steigen des Silberpreises nicht wundern, und von der Zukunft keine Aenderung erwarten, besonders dann nicht, wenn die südamerikanischen Freystaaten, wie beinahe gar nicht zu zweifeln steht, festen Boden gewinnen, und ihre Unabhängigkeit gegen das Mutterland erkämpfen werden.

Denn eine Waare muß nothwendig in dem Maße steigen, als sie seltener, häufiger begehrt, und in der Hervorbringung theuer wird.

Daß aber der Silberwerth schon lange einen verminderten Einfluß auf den Nominalgetreidepreis ausgeübt hat, und daß die hohen Fruchtpreise seit dem Jahre 1795 eine Wirkung außerordentlicher Begebenheiten und Zeitumstände, wohin besonders auch die Emigration des französischen Adels und Klerus, so wie die Mitwirkung des Kontinentalsystems auf das Fabrik- und Güterwesen zu zählen, gewesen, daran wird Niemand zweifeln, dem eine Uebersicht der Mittelpreise der letztvergangenen 100 Jahre und der vorhergehenden 100 Jahre vorliegt.

Wir müssen daher den Landmann beklagen, der die auf die außerordentlichen Preise der letztverflossenen 25 Jahre berechneten Pächte und Steuern entrichten, und den aus solchen Preisen hervorgegangenen höhern Arbeitslohn und den übrigen Wirthschaftsbedarf bestreiten soll, während die Preise seiner Produkte wieder zu dem Stande zurückgekehrt sind, den sie vor jener Periode hatten.

Eine Berücksichtigung dieser, auf offenkundigen Thatsachen beruhenden Verhältnisse, bei Regulirung der Grundlasten und Pächte, scheint daher die höchste Billigkeit zu erheischen.

Zwar werden, da der Getreidepreis die Preise aller übrigen Lebensbedürfnisse in längern Zeiträumen beherrscht, die letztern mit Ausnahme derer für Produkte fremder Welttheile sich mit der Zeit von selbst in ein billiges Verhältniß zu den Getreidepreisen stellen; darüber können aber Tausende von ländlichen Familien zu Grunde gehen, wenn ihnen nicht durch Ermäßigung der Abgaben und Pächte unter die Arme gegriffen wird.*) R.

2) Zweyte Stimme aus Rheinpreußen.

Die Klage über das Sinken der Kornpreise ist jetzt allgemein, und ich bin überzeugt, daß sie eben so ungegründet ist, wie die Klage über die hohen Steuern.

Redet man vom Sinken der Kornpreise, so kann natürlich nicht von einzelnen Jahren die Rede seyn, sondern von einer Reihe von Jahren und von Durchschnittspreisen, so aus einer Reihe von Jahren genommen sind. Denn da in den einzelnen Jahren der Preis bald hoch, bald niedrig ist; so kann man aus diesen keine Schlüsse machen. In Düsseldorf kostete z. B. das Korn 1815 7 Rthlr. im Durchschnittspreis,
1817 15 ½ — und
1819 wieder 7 —

Nimmt man hingegen einen Durchschnittspreis von 10 Jahren, so stellen sich die Zahlen ganz anders.

Nach dem Düsseldorfer Marktverzeichniß kostete das Korn im Durchschnittspreise**)

*) Rheinisch Westphälischer Anzeiger 33. Bd. 7. Heft 1820 Nr. 31.

**) Durchschnittspreise zu Düsseldorf.

Von 1771 bis 1790.				Von 1791 bis 1819.		
Das Malter Weizen kostete	6 Rthlr.	25 Stbr.		Weizen	11 Rthlr.	41 Stbr.
— — Roggen —	4 —	43 —		Roggen	8 —	39 —
— — Gerste —	3 —	34 —		Gerste	6 —	27 —

von 1739 bis 1748	—	3	Rthlr.	22	Stbr.
— 1749 — 1758	—	3	—	46	—
— 1759 — 1768	—	4	—	11	—
— 1771 — 1783	—	4	—	52*)	—
— 1781 — 1790	—	4	—	54	—
Mittelpreis — 1739 — 1790	—	4	—	9	—

Man sieht, daß in diesem halben Jahrhundert ein langsames Steigen der Kornpreise Statt gefunden, oder wie wir Gelehrte uns ausdrücken, ein langsames Fallen des Silbers. Mit der französischen Revolution traten aber ganz andere Verhältnisse im bürgerlichen Leben ein, und ganz andere Fruchtpreise.

Nach dem Düsseldorfer Marktverzeichnisse kostete das Korn im Durchschnittspreise

von 1791 bis 1800	—	7	Rthlr.	58	Stbr.
— 1801 — 1810	—	8	—	42	—
— 1811 — 1819	—	9	—	18	—
Mittelpreis — 1791 — 1819	—	8	—	39	—

Die Verhältnisse haben aber nicht allein auf dem Düsseldorfer Kornmarkte Statt gefunden, sondern auf allen unsern Kornmärkten. Als Beleg zu dieser Behauptung will ich die zehnjährigen Durchschnittspreise angeben, so auf dem Elberfelder Kornmarkte in dem Jahrhunderte von 1720 bis 1819 nach dem Verzeichnisse Statt gefunden, so auf dem dortigen Rathhause liegt. Das Malter ist ein Fünftel größer als das Düsseldorfer.

Von 1720 bis 1729	—	3	Rthlr.	56	Stbr.
— 1730 — 1739	—	3	—	40	—
— 1740 — 1749	—	4	—	47	—
— 1750 — 1759	—	4	—	56	—
— 1760 — 1769	—	6	—	10	—
— 1770 — 1779	—	6	—	17	—
— 1780 — 1789	—	6	—	46	—
— 1790 — 1799	—	10	—	21	—
— 1800 — 1809	—	11	—	19	—
— 1810 — 1819	—	11	—	2	—

Man sieht hier dasselbe Langsamsteigen der Fruchtpreise während 70 Jahren, in welcher Periode der Mittelpreis 5 Rthlr. 9 Stbr. gewesen. Nun kommt die Revolution, und der Mittelpreis geht gleich in den ersten 10 Jahren 1790 bis 1799 auf 10 Rthlr. 21 Stbr.

Während des siebenjährigen Krieges war auch zwar der Fruchtpreis bedeutend gestiegen; allein doch lange nicht auf diese Weise. Der Krieg ist also nicht die einzige Ursache von dieser großen Veränderung in den Fruchtpreisen, und es ist daher auch nicht wahrscheinlich, daß, nachdem der Krieg aufgehört, die andern Ursachen aber, welche dieses Steigen hervorgebracht haben, fortdauern, die Mittelpreise während der 10 nächsten Jahre sich bedeutend niedriger stellen werden.

Wenn man aber daraus, daß in Düsseldorf das Korn im Jahre 1818 um 9 Rthlr. 33 Stbr. und im Jahre 1819 um 7 Rthlr. 9 Stbr. im Durchschnittspreise gekostet, auf ein Sinken der Fruchtpreise im Ganzen schließen wollte; so würde man sich sehr irren. Denn, wenn wir unser Gedächtniß und zugleich die Marktverzeichnisse zu Rathe ziehen; so finden wir, daß im Jahre 1804 das Korn zu Düsseldorf 7 Rthlr. 43 Stbr. kostete.

Im Jahre 1808	—	7	Rthlr.	12	Stbr.
— — 1809	—	6	—	16	—
— — 1810	—	6	—	6	—
— — 1811	—	6	—	51	—

In jenen Jahren hätte man also mit mehrerem Rechte vom Sinken der Fruchtpreise reden können, und doch würde man sich geirrt haben, wenn man aus den Durchschnittspreisen von 1, 2 oder 3 Jahren auf die Durchschnittspreise des Jahrzehends hätte schließen wollen, zu dem diese Jahre gehören.

Anmerkung. Die Kornpreise sind im staatsbürgerlichen Haushalte gewiß einer der wichtigsten

Von 1771 bis 1790.

Das	Malter	Malz	kostete	3	Rthlr.	40	Stbr.
—	—	Manggut	—	3	—	4	—
—	—	Buchweizen	—	3	—	25	—
—	—	Haber	—	2	—	24	—
—	—	Erbsen	—	5	—	24	—

Von 1791 bis 1819.

Malz	6	Rthlr	38	Stbr.
Manggut	4	—	32	—
Buchweizen	6	—	32	—
Haber	4	—	10	—
Erbsen	9	—	10	—

*) Die Jahre 1769 und 70 fehlen im Marktverzeichniß von Düsseldorf.

Gegenstände, und doch sind die Ansichten über deren Entstehen, Dauer, Folgen, überhaupt über ihre Verhältnisse bei weitem nicht immer die richtigen. Daher übertriebene Klagen der Konsumenten, wenn sie einmal wie vor 3 Jahren außerordentlich steigen; daher eben so übertriebene Klagen der Produzenten, wenn sie wie das vergangene Jahr außerordentlich fallen. Thatsachen, welche beweisen, daß sich sehr bald Alles wieder ausgleiche, und daß besonders der Landwirth auf die Dauer, nie einen Schaden wegen zu niedriger Kornpreise zu befürchten hat, belehrend und tröstend. Ich gebe sie hier aus der fernen Gegend eines fremden Staates, und wünsche dadurch Parallelen der Sachkundigen aus unsern Provinzen zu veranlassen, mit gehöriger Berücksichtigung des Curses bei dem schwankenden Papiergelde.

Hat die sehr mittelmäßige Erndte d. J. (1820) schon ihre Einwirkung aufs Steigen der Preise geäußert; so wird dieß noch mehr der Fall wegen mißrathener Erdäpfel, besonders nach Weihnachten werden, sollten auch politische Verhältnisse nicht einwirken.

Der Herausgeber.

99. Oekonomische Chemie.

$\frac{19}{2}$ Chemisch-ökonomische Beobachtungen und Versuche über einige vegetabilische Nahrungsmittel.

(Beschluß von Nr. 25. d. J.)

c) Um aus dem gebliebenen Rückstande, welcher der Zerlegung so nahe gebracht war, die darin noch enthaltenen Bestandtheile darzustellen, wurde er von dem noch anhängenden Brennbaren durch starkes und langes Glühen im Schmelztiegel befreiet. Es blieben 30 Gran einer schwärzlich grauen Asche zurück, aus welcher durch das Auslaugen mit 2 Unzen destillirten Wasser 6 Gran vegetabilisches Alkali gezogen wurden.

d) 1 Unze verdünnte Salpetersäure auf den Rückstand gegossen, schäumte auf, sie zog 18 Gran luftgesäuerte Kalkerde aus, und ließ 6 Gran einer aschgrauen Erde zurück, aus welcher Königssäure 1½ Gran Eisenkalk auszog und 4½ Gran Kieselerde zurückließ. —

e) 4 Unzen rohe Kaffeebohnen auf gewöhnliche Art über gelinder Kohlenhitze in einer Kaffeetrommel gebrannt, gaben, nachdem sie zerrieben worden waren, 3 Unzen röthlich braunes Kaffeepulver.

f) Dieses mit genugsamer Menge destillirten Wassers ausgekocht und durch ein Tuch abgeklärt, wurde im Dampfbade bei stetem Umrühren bis auf 2 Unzen abgedampft und gab ein flüßiges schwarzbraunes Extrakt von etwas bitterlichem Geschmack.

g) Dieses Extrakt mit zureichender Menge verdünnter Salpetersäure mit Hülfe der Wärme entbrennbaret und zur Abscheidung der Zuckersäure vorbereitet, gab in verschiedenen Krystallisationen zusammen 2 Drachmen 24 Gran derselben.

II. Versuche mit Kakaobohnen.

a) 16 Unzen rohe Martinische Kakaobohnen wurden gelinde geröstet; sie hatten dadurch 2 Unzen an Gewicht verloren. Nachdem sie abgeschälet und gereinigt worden waren, wogen sie noch 12 Unzen. Diese in einem warmen eisernen Mörser fein zerrieben und darauf den Teig öfters mit Wasser ausgekocht, gaben ein schwimmendes braungelbes Oel, welches mit dem Nahmen Kakaobutter belegt wird. Sie wurde abgefüllt, und, um sie rein zu erhalten, nach ihrer Gerinnung, bei sehr gelinder Wärme wieder fließend gemacht und durch ein Tuch einigemal abgeklärt, wodurch 4 Unzen einer weißen und festen Kakaobutter gewonnen wurden.

b) 1 Unze geröstete, von Schalen gereinigte und fein geriebene Kakaobohnen, mit 6 Unzen verdünnter Salpetersäure 6 Stunden auf warmen Sand gestellt und darauf, als sie noch warm waren, 2 Unzen destillirtes Wasser dazu gegossen, schied bei der Erkaltung eine weiße Kakaobutter, an Gewicht ½ Unze, ab. Ob sie gleich mit Wasser war abgewaschen worden, gab sie dennoch den Beitritt der Säure zu erkennen.

c) 2 Scrupel dieser Kakaobutter löseten sich in 2 Drachmen Naphta vitrioli durch Schütteln in der Kälte auf. Der wasserfreie Weingeist nahm zwar in der Wärme etwas davon auf, in der Kälte aber schied es sich wieder ab. 2 Theile rauchender Salpetersäure waren nicht vermögend, einen Theil dieser Butter zu verändern.

d) Der in b gebliebene mit Wasser verdünnte Rückstand wurde erwärmt, filtrirt und auf Zuckersäure bearbeitet, von welcher 20 Gran erhalten wurden.

e) 1½ Unze fein geriebene Kakaobohnen in einer Retorte mit Vorlage über offnes Feuer gelegt, gab zuerst ein etwas weißes, dickes, darauf in Dämpfen ein dergleichen braun gefärbtes Oel. Das Uebergegangene, was sich gesammelt hatte, betrug 1 Unze und in der Retorte war 2½ Drachme kohlichter Rückstand befindlich.

f) Die übergegangene butterartige Materie konnte nur durch öftere Wiederholungen der Rektifikation in etwas zerlegt und dadurch zur Flüßigkeit gebracht werden. Nach der vierten Abtreibung wog sie 3 Drachmen 50 Gran, wobei sich der dritte Theil als wässerige Feuchtigkeit abgesondert fand. Diese hatte einen durchdringenden brenzlichen Geruch, ähnlich dem der Fettsäure.

g) Alles mit 2 Drachmen verdünnter Salpetersäure auf warmen Sand gestellt, brachte beide vorher abgesondert gewesene Flüßigkeiten wieder näher zusammen und verdickte sie in der Kälte. Das Flüssige wurde aus einer Retorte in eine Vorlage übergetrieben, worauf eine schwarze Kohle zurückblieb. Das Uebergegangene mit vegetabilischem Alkali gesättiget, getrocknet, mit wasserfreiem Weingeist ausgezogen und wieder bis zur Trockenheit abgedämpft, zerfloß an der Luft zu einem neutralsalzigen Liquor. Er wurde mit 3 Drachmen destillirtem Wasser und 15 Gran concentrirter Vitriolsäure in einer Retorte mit Vorlage gemischt, der Hals der Retorte mit 1 Drachme Wasser nachgespült und bei gelindem Feuer bis zur Trockenheit abgerieben. Die übergegangene Flüssigkeit war fast weiß, hatte einen Geruch wie gebranntes Fett und schmeckte sauer. Um sie zu reinigen, wurde sie über 15 Gran schwarzen Braunstein abgezogen. Der Geruch hatte sich größtentheils verloren, und die Flüßigkeit selbst verhielt sich wie Essig.

h) Der in e) gebliebene Rückstand, welcher 2½ Drachmen wog, wurde im Schmelztiegel zu einer grauen Asche kalzinirt. Obgleich der Tiegel, der zur Abkühlung aus dem Feuer genommen wurde, fast kalt war, so glimmte dessen Inhalt dennoch bei einer kleinen Bewegung aufs neue an, welches etwa ½ Stunde dauerte. Als keine Funken mehr zu bemerken und Alles kalt war, waren 15 Gran nachgeblieben. Aus diesen zogen 2 Unzen destillirtes Wasser ½ Gran vegetabilisches Laugensalz; Salpetersäure 5 Gran luftgesäuerte Kalkerde; Königssäure 1 Gran Eisenerde, und 8½ Gran Kieselerde blieb zurück. —

III. Versuche mit Cichorienkaffee.

a) 7 Unzen auf gewöhnliche Art gebrannter und gemahlner Cichorienkaffee mit genugsamem Wasser ausgekocht, gab 3 Unzen eines etwas bitter und bemerklich schmeckenden Extrakts.

b) Diesen Extrakt mit einer hinlänglichen Menge Salpetersäure bearbeitet, gab 5 Drachmen krystallisirter Zuckersäure.

IV. Versuche mit Chinesischem Thee.

a) 2 Unzen braunen Thee mit 8 Pfund Wasser ausgekocht, kolirt und bis auf 2½ Unzen abgedampft, hatten eine schwarzbraune Farbe und zeigten eine stark abstringirende Eigenschaft.

b) Dieser Extrakt lieferte durch die gewöhnliche Behandlung 1 Drachma und 40 Gran Zuckersäure.

V. Versuche mit Kornbranntwein.

a) 24 Unzen Kornbranntwein, aus einer Glasretorte abgezogen, lieferten 12 Unzen Spiritus.

b) Der Rückstand mit Salpetersäure bearbeitet, gab in verschiedenen Krystallisationen 38 Gran Zuckersäure.

Diese hier aufgestellten Versuche werden hinreichend seyn, sowohl die obigen Resultate zu bestätigen, als auch daraus manche nützliche Bemerkungen zu ziehen. Denn wenn wir diese mit den Getränken und jene mit den Speisen unter einander vergleichen, so zeigt sich, daß in beiden Zuckerstoff enthalten ist, der vorzüglich die nährende Substanz des Pflanzenreichs ausmacht. Die Erfahrung lehrt, daß dieser sich in dergleichen Nahrungsmitteln mehr oder weniger befindet, und daß selbst gegohrne Flüßigkeiten, als Bier, Wein, Branntwein, nicht ausgenommen sind. Obgleich die Getränke in Geruch und Geschmack, in der Farbe und Stärke, in den erhitzenden und kühlenden Eigenschaften, verschieden sind, und obgleich einige ihre Kraft schon dann zeigen, wenn sie noch auf der Zunge liegen, andere aber erst, wenn sie im Magen verwandelt und dem Blute zugeführt worden sind; so enthalten sie dennoch diesen Zuckerstoff, welcher einen so wesentlichen Einfluß auf die Erhaltung und Gesundheit des Körpers hat.

Der ausländische Thee, besonders der aus Chin

und Japan, behauptet zwar den Vorzug vor allen Arten von Theekräutern, indessen finden sich doch auch mehrere inländische Kräuterarten, die in Geschmack, Eigenschaften und Wirkung jenen entweder gleich sind, oder doch sehr nahe kommen, so daß das fremde Produkt ziemlich entbehrlich gemacht werden kann.

Ein guter Thee hat einen angenehmen Geruch, eine helle goldgelbe Farbe und ein öhlichtes balsamisches Wasser. Dieß zeigt sich in dem darüber gemachten Aufguß, welcher einen etwas herben, bitterlichen und zusammen ziehenden Geschmack äußert. Er besitzt, obgleich in geringem Maße, dennoch einen Antheil des Zuckerstoffs, wie der Versuch gezeigt hat; in der Grundmischung desselben aber ist außer den öhlichten, erdichten und gumminösen Theilen, der harzige Antheil der stärkste.

Die bald anzuführenden einheimischen Kräuter, welche als Stellvertreter des theuern ausländischen Thees dienen können, entsprechen zwar nicht ganz, aber doch größtentheils den Eigenschaften und Erfordernissen eines guten Thees. Bei dem Einsammeln derselben thut man wohl, wenn man auf den Boden, die Gegend, Jahreszeit, Witterung, Auswahl und das Alter der Pflanzen Rücksicht nimmt, indem diese Stücke, so wie die Art und Weise des Trocknens, allerdings einen bedeutenden Unterschied machen. —

Hieraus ergeben sich demnach Gründe, zu vermuthen, daß demjenigen, welcher obige Versuche zu wiederholen geneigt ist, dieselben vielleicht noch günstigere Resultate geben würden, wenn er mit Fleiß auf die angeführten Umstände Acht haben will, und blos das zarteste und weichste Laub, bald nach dem Ausbrechen der Knospen, einsammelt. Auf diese Art würde man eine Anzahl von Verschiedenheiten des Thees erhalten, deren nähere Prüfung und Bestimmung der Zukunft und den aufmerksamen ökonomischen Beobachtern überlassen bleiben.

Aus eigner Erfahrung kann demnach der Einsender dieser Abhandlung folgende Kräuter als vortreffliche Surrogate des Thees und zugleich der Gesundheit als sehr zuträglich, empfehlen. Man kann sie theils allein, theils gemischt anwenden. 1) Ginsterblüthen. 2) Johanniskraut. Beide zusammen geben einen Thee von der schönsten goldgelben Farbe, sehr angenehm von Geruch und wegen der abstringirenden Eigenschaften der Ginsterblumen dem Chinesischen an Geschmack am nächsten kommend. 3) Grundheil. 4) Ehrenpreis. Vermischt geben sie einen überaus guten Thee, von einem sanften milden Geschmack. 5) Pfeffermünzkraut und Melisse. 6) Dosten mit Eibischwurzel und etwas Süßholz und Kalmuswurzel. 7) Quendel, Betonien und Skordien mit Engelsüß und etwas Anis vermischt. 8) Erdbeerkraut. 9) Himbeerblätter. 10) Kirschblätter, alle 3 ganz jung. 11) Wilde Rosenblätter und Blumen. 12) Senesblätter mit etwas Anis.

Wenn aber nichts von allem, womit man auch die Versuche noch vervielfältigen möchte, als zweckmäßig und entsprechend befunden werden sollte, um ein anderes Produkt als Aequivalent an die Stelle des Chinesischen Thees zu setzen; so fragt es sich — falls der Thee aus China und Japan uns anders so unentbehrlich seyn sollte — ob es denn nicht möglich wäre, den ächten Theestrauch aus jenen fernen Gegenden nach Teutschland zu verpflanzen, ihn zu erhalten und zu vermehren? —

Den rohen und gebrannten Kaffee haben berühmte Naturforscher und Chemiker untersucht. Da aber aus den Versuchen derselben größtentheils erhellet, daß die eigentliche Natur desselben noch nicht genugsam erforscht ist, und die Bestandtheile desselben noch nicht ganz vollständig dargestellt sind, weil die Chemie die großen und glücklichen Fortschritte noch nicht gemacht hatte, deren sich unser Zeitalter erfreut; so scheint es nicht überflüßig, die durch die obigen Versuche abgeschiedenen Theile hier nochmals kürzlich neben einander zu stellen; diese sind demnach: Luftsäure, phlogistisirte Luft, Wasser mit vegetabilischer Säure, brenzliches, butterartiges Oel mit flüchtigem Alkali, Spuren des Abstringirenden und eine Menge des brennbaren Stoffs, Zuckersäure, vegetabilisches Alkali, luftgesäuerte Kalkerde und ein kleiner Antheil von Eisenkalk.

Aus dem letzten Versuche mit dem Kornbranntwein wird der Oekonom einigen Nutzen ziehen können. Er findet nämlich, daß das zurückgebliebene Phlegma selbst von dem Antheil noch etwas, obgleich nur wenig besitzt, welcher sowohl zur geistigen als zur Essiggährung disponirt werden kann. Man soll-

te daher beinahe auf die Vermuthung gerathen, daß sich dieses vornämlich mit zur Essigbräuerey mit besonderm Nutzen anwenden lassen könne, wenn die Flüßigkeit mehr in die Enge gebracht, und von dem gewöhnlichen unangenehmen Fusel-Geruch befreit würde. Da aber hierüber anderwärts schon mehr ist gesagt worden, so unterdrückt man hier alle anderweitige Bemerkungen, und verweißt lieber auf Krünitzens Encyclopädie unter dem Artikel Branntwein und Essig und andere ökonomische und chemische Schriften.

Dr. Joh. Chrift. Petri,
als Referent und Einsender.

Erfurt.

100. Viehkrankheiten.

Kurze Notizen.

Blähsucht.

Ribbe nimmt zwey Hauptgattungen der Blähsucht oder des Aufblähens der Wiederkäuer an; die erste gründet er auf kohlensaures Gas, diese ist ihm die simple, gewöhnliche Blähsucht nach zu viel gefressenem Klee ꝛc., die zweyte ist auf entzündliche Luft basirt, er nennt sie die faulige Blähsucht; diese geht minder schnell zu Werke, hat oft ihren Grund in einer besondern Opportunität, welche dort nicht erfordert wird. Beide Uebel fangen an, sich in der linken Hungergrube zuerst zu zeigen; beide sind entweder blos auf das, andere Organe erdrückende Gas, oder auch auf einen solchen Antheil von gefressenem Futter zugleich (neben jenem Gas) gegründet, daß auch durch Entfernung des Gases noch immer nicht das Wiederkäuen in seinen Gang gebracht, und mithin die Fortschaffung jener Futtermasse bewirkt werden könne. Im letztern Falle empfiehlt er in den beiden Hauptformen als zuverläßig helfend, das Aufschneiden des Unterleibes, Behufs der Herausnahme des größern Theils dieses Futters aus dem Pansen mittelst eines dünnen Armes. Im ersten Falle werden andere Mittel, und helfen diese nicht, der Trocar, nach der bekannten Sickschen und Ribbeschen Bildung angerathen.

Noch nimmt er eine dritte Form der Blähsucht an, welche noch chronischer als die faulige und mit gänzlicher Unverdaulichkeit verbunden ist.

Sein vorgeschlagenes Aufschneiden des Hinterleibes (das er in seinem Buche mit Kupfern erläutert), besteht darin: Unmittelbar unter den kurzen oder falschen Rippen und auf der für das Aufsetzen des Trocars angezeigten Linie, stoße man ein zu diesem Geschäft geschicktes, möglichst dünnes und scharfes Messer, die Schneide nach unten gerichtet, in die linke Flanke des kranken Thieres, und zwar so tief, daß die Spitze desselben völlig in das Innere des Pansen eindringt. Das Messer mit voller Kraft führend, schneidet man nun in einer graden Richtung nach unten, und wo möglich in einem und demselben Zuge, die Flanke und den Pansen so weit auf, daß die Hand einer jungen Person in den Pansen kommen kann, aus welchem gewöhnlich die Futtermasse dann von selbst heraustritt, wobei man aber doch zu Hülfe kommen, und ihn wenigstens bis auf die Hälfte entleeren helfen muß, was oft ein Paar Stall-Eimer voll ausmachen soll. Zur Erleichterung der tiefer liegenden harten Theile soll man lauwarmes Wasser mit etwas Mehl gemischt, durch die Oeffnungen in den Pansen gießen. Das Thier pflege ruhig stehen zu bleiben. Aeußerlich werden Bauschen auf die Wunde gelegt, und täglich wiederholt. Sollten am 3ten Tage ihre Ränder noch auseinander stehen; so müssen sie an einander gedrückt und durch einige Nähstiche zusammen geheftet werden.

(Ribbe über die Aufblähungskrankheiten 1819.)

101. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Getreidpreise in Preußen. December 1821.

Der Berliner Scheffel Weizen 40 gr. Roggen 26 gr. Gerste 13 gr. Haber 11 gr.
Niedrigster Preis Bromberg (33 gr) Stralsund (17½) Konitz (10) Simmern (6)
Höchster — — Münster (65) Paderborn (39) Hirschberg (33) Elberfeld (19.)

(Preußische Staatszeitung Beilage 11. 1822.)

2. Getreidpreise in Schwaben.

Im Preise sind gefallen und gelten:

Korn	Scheffel zu	Augsburg	um 32 kr.	10 fl. 17 kr.	Den 25. Jäner.
—	Malter —	Konstanz	— 19 —	9 — 40 —	— 18. — —
—	— —	Ueberlingen	— 1 —	9 — — —	— 16. — —
Gerste	Scheffel —	Heilbronn	— 15 —	4 — 18 —	— 23. — —
—	— —	Eßlingen	— 8 —	4 — 24 —	— 19. — —

Im Preise sind gestiegen und gelten:

Korn	Scheffel zu	Eßlingen	um 14 kr.	8 fl. 46 kr.	Den 19. Jäner.
Gerste	— — —	Ravensburg	— 15 —	4 — 35 —	— 19. — —
—	— — —	Augsburg	— 13 —	5 — 52 —	— 25. — —
Haber	Malter —	Ueberlingen	— 36 —	8 — 6 —	— 16. — —

3. Wollpreise in London, 15. Jäner 1822.

	Schilling	Pence	bis Schilling	Pence
Das Pfund Sächsische Elektoral	7	6	9	
— — — — Prima	5 — —	6 — —	7 — —	3
— — — — Secunda	4 — —		5 — —	3 —
— — — — Locken / Lamm	2 — —		4 — —	
Oestreichische, ungarische, schlesische, böhmische				
— — — — Prima	4 — —	9 — —	7 — —	
— — — — Secunda	3 — —	6 — —	4 — —	6 —
— — — — Tertia	2 — —		3 — —	
Französische	2 — —		5 — —	6 —

4. Durchschnittspreise von nachstehenden zu Mainz verkauften Gegenständen während dem Monat Dezember 1821.

	fl.	kr.
Weizen das Malter	6	4
Korn — — —	3 —	46 —
Gerste — — —	2 —	46 —
Haber — — —	1 —	55 —
Kartoffeln — — —	1 —	4 —
Rindfleisch das Pfund	—	8 —
Kalbfleisch — — —	—	8 —
Hammelfleisch — — —	—	7 —
Schweinfleisch das Pfund		7½
Butter — — —	—	17 —
Unschlittlichter der Centner	30 —	—
Branntwein die Ohm	20 —	—
Brennöl — — —	54 —	45 —
Eyer das Hundert	1 —	52 —
Buchenholz ungeflößtes der Stecken	9 —	15 —
— — geflößtes — — —	9 —	20 —
Eichenholz — — —	6 —	25 —
Tannenholz — — —	6 —	25 —

Druckfehler im XXX. Bande des Hesperus.

Hesperiden Nr. 4. Seite 29 Spalte 2 Zeile 16 von unten steht Monarchie statt Monarchinn.
— — 5. — 33 — 1 — 11 — — / — 2 — 1 — oben — Passager — Passagier.
— Ebend. — — 1 — 22 — unten — Krüffelhund — Trüffelhund.

Mitredakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
April. — Nr. 29. — 1822.

102. Viehkrankheiten.

38 Beobachtungen und Erfahrungen über
2 die Erkenntniß und Heilung der Maul- und Klauenseuche bei den Rindern, Schafen und Schweinen.

(Gesammelt während des Sommers und Herbstes 1820.)

Von Christian Gottlieb Held,
Fahnenschmidt in dem königl. sächsischen Garde-Cürassier-Regiment.*)

Kennzeichen der Maulseuche bei den Rindern.

Die Rinder, die an der Maulseuche, oder vielmehr an ihrer Entwicklung, an ihrem Entstehen leiden, stehen traurig mit gesenktem Kopfe und hängenden Ohren in ihrem Stande, treten von dem Futtertrog zurück; die Augen sind entzündet, und aus ihren Höhlen herausgedrängt; sie bewegen und verschließen die Augen wenig, wenn auch viele Lichtstrahlen in dieselben hineinfallen; die undurchsichtige Hornhaut ist geröthet, das Athemholen beschleuniget, es wird eine heiße Luft mit einem widrigen Geruch ausgeathmet, das Maul ist heiß, die Zunge trocken, über den ganzen Körper ist eine stechende Hitze verbreitet, die vorzüglich auch die Ohren und den Grund der Hörner einnimmt. Schlagaderschläge zählt man in einer Minute 54 bis 59. Futter wird wenig oder gar nicht aufgenommen, das Wiederkäuen ist unterbrochen, Milch geben sie gar keine, oder nur sehr wenig, und diese ist ganz bläulich und dünne. Der Mist wird dünn, schleimig und widrig riechend abgesetzt, der Harn ist helle, durchsichtig, und in einem höhern Grad des Entzündungszustandes, bräunlich, und die Entleerung geschieht öfters. Am liebsten saufen die an dieser Krankheit leidenden Thiere frisches Wasser, und wiederholen diesen Genuß oft. Im Verlauf des Uebels, den 3ten oder 4ten Tag bemerkt man einen zähen Schleim im Maule, mit dem sie öfters fletschen, und in welchem mehrere Blasen eines Hühnereyes groß, aufschießen, denen ähnliche kleinere in der Gegend der Nasenöffnung folgen, und in welchen eine klare gelbliche Flüßigkeit enthalten ist. Zu Zeiten beißen sich die Thiere diese Blasen auf, oder sie platzen von selbst auf; zu Zeiten müssen sie aber auch von der Kunst geöffnet werden, wenigstens in dem Fall, als man ihre Oeffnung nicht der Natur in längerer Zeit allein überlassen will.

Nicht allzuselten laufen diese Blasen an dem Vordermaule in eine Kruste zusammen, oft bilden sie aber auch nur einzelne Schärfe, und heilen als solche ab.

Während des Verlaufes der Krankheit legen sich die Thiere gern und viel, und strecken dabei alle vier Schenkel von sich; auch fließt ihnen ein dicker schleimigter Geifer aus dem Maule, der sich in Faden spinnt.

Bei andern zeigen sich die Blasen an dem Zahnfleisch des Vorderkiefers, an dem Gaumen und an dem Rande und auf der Oberfläche der Zunge, die eine gelbliche Feuchtigkeit ausschwitzen, die sich mit dem Geifer vermengt, und demselben einen stinkenden Geruch gibt.

*) Der Verfasser dieser Abhandlung war von dem Direktorium der kön. sächsischen Thierarzneyschule, zu der Behandlung dieser Krankheit, 5 Monate lang in mehrere Gegenden des Königreichs Sachsen kommandirt.

In der Folge schälet sich öfters die ganze Zunge ab, und man bemerkt mehr oder weniger diese Narben, wo die Blasen gesessen haben.

Sobald die in den Blasen enthaltene Jauche ausgeleert ist, und diese sich selbst abgeschälet, und von den darunter liegenden gesunden Theilen getrennt haben, stellt sich der Appetit und mit ihm das Wiederkäuen wieder ein. Es wird ein dicker weißlicher Urin abgesetzt, und die Kühe geben wieder Milch.

Kennzeichen der Maulseuche bei den Schafen.

Im Allgemeinen kommt die Maulseuche bei den Schafen weit seltener vor, als bei den Rindern, und folgt fast allemal nur erstlich der Klauenseuche nach, wiewohl auch dies nicht immer der Fall ist. Denn größtentheils verläuft bei diesen Thieren auch die letztere Krankheit ohne ein Hinzukommen der erstern.

Da, wo sich die Maulseuche bei den Schafen einstellt, macht sie sich durch folgende Kennzeichen bemerkbar.

Sie bekommen einen Ausschlag an der Nase, und in dem Vordermaule; auch findet man zu Zeiten Bläschen an der Zungenspitze; in diesem Zustande fließt ihnen ein zäher Speichel aus dem Maule, sie nehmen nur wenig Futter auf, und das Wiederkäuen geschieht nur langsam und unterbrochen, je nachdem sich mehr oder weniger Bläschen und Pusteln an dem Maule und an der Zungenspitze befinden. Im Ganzen ist aber die Maulseuche bei den Schafen mit der bei den Rindern nicht zu vergleichen, indem die letztere Krankheit nicht aus solchen großen und vielen Blasen besteht, diese auch mehr trocken, als feucht sind, und nicht sowohl im Rachen selbst, als vielmehr nur an dem äußern Maule und an der Zungenspitze ihren Sitz haben.

Kennzeichen der Maulseuche bei den Schweinen.

Bei den Schweinen verräth ein matter und trauriger Gang, entzündete Augen, Blasen an dem Rüssel, das Ausfließen eines zähen und klebrigten Speichels aus dem Rachen und der Mangel an Aufnahme des Futters diesen Krankenzustand.

Verlauf der Krankheit bei allen diesen Thieren.

Ohne Hülfe der Kunst verläuft diese Krankheit bei allen diesen Thieren zwar langsamer, demungeachtet aber ohne weitere nachtheilige Folgen für den ganzen thierischen Haushalt. Die Blasen im Maule platzen, wenn sie nicht durch die Kunst geöffnet werden, von selbst auf, die Jauche fließt aus, und die kranke verartete Oberhaut schälet sich ab. Nach dieser Zeit verschwindet die Entzündung im Rachen, die Thiere nehmen wieder Futter auf, das Wiederkäuen stellt sich ein; es wird, wenigstens bei den meisten ein dicker Urin abgesetzt, und alle Verrichtungen geschehen wieder in dem normalen Zustande.

Durch eine künstliche Oeffnung der Blasen, Ausdrückung der in ihnen enthaltenen Feuchtigkeit, Entfernung der kranken Oberhaut und zertheilende und reinigende Mittel verläuft das Uebel noch geschwinder; in beiden Fällen jedoch aber nur dann, wenn die Ursache der Krankheit, der Genuß des mit Mehlthau befallenen Futters und andere krankhafte Nahrungsmittel mit gesundern vertauscht werden.

Bei Schafen fand ich den Verlauf dieser Krankheit am schnellsten, und selbst auch ohne Hülfe der Kunst, nur von wenig Tagen.

Bei Schweinen dauerte er wieder länger, jedoch gieng er auch hier ohne alle Hülfe der Kunst in kurzer Zeit vorüber. Bei keinem der Kranken dauerte der Verlauf über 14 bis 18 Tage.

Ursachen der Maulseuche.

Nach meiner Beobachtung war die Ursache dieser Krankheit hauptsächlich in dem vielen Mehlthau, der im vergangenen Sommer fiel, der zu großen Näße und dem dadurch erzeugten zu geilen Wuchse der Futterkräuter; ferner in den bösen Nebeln und Thau, der noch auf dem Grase lag, als man das Vieh auf die Weide trieb, zu suchen; weshalb man auch allemal diese Krankheit in dem vergangenen Jahre häufiger in Thälern als auf den Bergen fand. Auch wurde die Krankheit durch die Ansteckung verbreitet.

Bei dem Schafvieh, bei welchem ich die Maulseuche nur selten, nie für sich allein und immer nur im Gefolge der Klauenseuche fand, bin ich selbst noch zweifelhaft: ob diese Krankheit ein für sich bestehendes allgemeines Leiden durch eine Veränderung des Mischungsverhältnisses, oder nur in Folge der Ansteckung von der

Klauenseuche entstand, und möchte beinahe der letztern Meinung seyn, da ich vorzüglich die Maulseuche nur bei den Schafen beobachtete, die sich viel an den wunden und eiternden Klauen leckten.

Vorhersagung bei der Maulseuche.

Diese Krankheit ist an sich so gutartig und unbedeutend, und verläuft, selbst ohne alle Hülfe der Kunst, so schnell und ohne alle nachtheilige Folgen für die Thiere, daß man die Vorhersagung fast immer günstig stellen kann, vorzüglich wenn die sie erregenden Einflüsse auf den thierischen Körper aufhören, und eine andere und bessere Nahrung und Pflege dem Thierarzt zu Gebote steht. Mir ist wenigstens bei der Behandlung mehrerer hundert Rinder, die an dieser Krankheit litten, nicht ein einziges Stück gefallen, und alle sind in kurzer Zeit wieder vollkommen hergestellt worden. Eben so die an diesem Uebel leidenden Schafe, die in derselben Zeit davon befreyt wurden, als auch die Klauenseuche geheilt wurde.

Was den Genuß der Milch und des Fleisches von den an dieser Krankheit leidenden Thieren anbetrifft, so habe ich keines von beiden der menschlichen Gesundheit als nachtheilig und schädlich gefunden, wiewohl es immer eine polizeyliche Maßregel bleiben möchte, den Genuß desselben, wenigstens im Allgemeinen zu untersagen.

Ueber den Sektions-Befund habe ich keine Beobachtungen anstellen können, da mir theils kein Stück an dieser Krankheit fiel, theils die Tödtung von Einem zu einer genauern Kenntniß der Krankheit, die so leicht verlief, und so schnell geheilt war, nicht nöthig wurde.

Heilung der Maulseuche.

Das erste, was zu der Heilung dieser Krankheit geschehen muß, ist Trennung der Kranken von den Gesunden, um alle Weiterverbreitung zu verhindern, und Entfernung der sie erregenden Ursachen, folglich Vermeidung des Austreibens, wenn der Nebel und Thau noch auf dem Grase liegt, und die Verwechslung der ungesunden Nahrungsmittel mit gesundern im Allgemeinen, zu welchen letztern sich bei dem Rindvieh vorzüglich ein Bruhfutter von Schrot, und guten, gesunden und klein geschnittenen Wurzelgewächsen empfiehlt; was auch schon in so fern nothwendig wird, als den Thieren, bei dem noch wunden Rachen, das Kauen des Grases, Klees und Heues beschwerlich wird.

Ein Zusatz von Bieressig oder Brandweinspülligt zu dem Brühfutter ist ebenfalls sehr zweckmäßig.

Dann werden die Mäuler der Kranken täglich mehrmals mit Folgendem ausgepinselt:

Man nehme Honig ¼ Pfund, Holzasche und Mehl, von jedem eine Hand voll, und mache hieraus durch die Zuthat von etwas Essig eine Schlacke. Oder:

Man nehme Weinessig 1 Kanne, Honig 1 Pfd, mit etwas Mehl zugemischt. Oder:

Man nehme Weinessig 1 Kanne, Kochsalz und Mehl eine Hand voll, dem man auch noch etwas gelben Möhrensaft oder Syrop zusetzen kann, und bereite sich daraus eine Schlacke. Oder:

Man nehme Weinessig 1 Kanne, Kochsalz eine Hand voll, und mische es.

Mir hat das eine wie das andere Mittel gleich gute Dienste gethan; nie habe ich bemerkt, daß irgend eines vor dem andern eine besonders heilsame Wirkung hervorbrachte, und ich habe mich daher in der Anwendung derselben nur mehr nach den Vermögensumständen der Viehbesitzer, und nach andern politischen Maßregeln, die man so oft in der Praxis zu nehmen hat, gerichtet; auch oft nur dasjenige gebraucht, was gleich zu haben, und bei der Hand war.

Wohl aber befördert die operative Hülfe die Heilung sehr, die in dem zeitigen Oeffnen der Blasen (und zwar mit den Fingern und Nägeln, da man mit Instrumenten, bei der Unruhe der Thiere, so leicht eine Verletzung erregen kann) und in dem öftern Reinigen und Auspinseln des Rachens besteht.

Eine gute und gesunde Nahrung und das tägliche Austreiben der Kranken in günstiger Witterung und Tageszeit und auf einen in der Nähe des Gehöftes eingezäunten trockenen Grasplatz, verkürzt dann die Reconvalescenz und stellt die Kranken um so schneller wieder her.

Innerliche Mittel habe ich bei keinem der vielen Kranken, die ich an der Maulseuche behandelte, gegeben, sondern sie nur allein mit örtlichen Mitteln und durch besseres Futter und zweckmäßige Pflege, also nur nach diätetischen Vorschriften geheilt.

2

Als Vorbauungsmittel vor diese Krankheit zeigt sich nur die Vermeidung der Ansteckung (die nur immer durch die unmittelbare Berührung der Kranken mit den Gesunden entsteht) und die Entfernung und Vermeidung der sie erregenden Ursachen, als Mehlthau und dergl., wirksam. Auch fand ich, daß unter diesen Voraussetzungen, vorzüglich auch ein allgemeiner Aderlaß, nach der Körperconstitution des Thieres angewandt, den Ausbruch der Krankheit verhinderte.

Kennzeichen der Klauenseuche bey den Rindern.

Die Thiere legen sich mehr, als im gesunden Zustande; die Krone, die Klaue und die Haut in dem Spalt derselben wird vermehrt heiß und entzündet sich, es schwitzt eine stinkende Feuchtigkeit aus der letztern aus und der Auftritt wird schmerzhaft, vorzüglich auf hartem Boden. In der Folge nehmen diese Zufälle der Entzündung noch mehr zu, der Schmerz wird um ein Bedeutendes erhöhet und es bilden sich an den Ballen und an dem Spalt der Klauen Eiteransammlungen, die, wenn man sie nicht bei Zeiten öffnet, die größten Zerstörungen in den innern Theilen der Klauen anrichten. Die hornigten Ballen und die Sohle trennen sich nun von den Fleischtheilen los, und wird die operative Hülfe noch längere Zeit versäumt, so löset sich der ganze hornigte Schuh los.

Größtentheils wird bei den Rindern die Klauenseuche von der Maulseuche begleitet, doch ist dies nicht allemal der Fall, und ich habe auch viele Stücke dieser Gattung an der Klauenseuche allein behandelt.

In einigen Fällen zeigen sich die Zufälle der Klauenseuche nur auf einem oder beiden vordern Schenkeln, manchmal nur auf den hintern und, bei Vernachlässigung des Uebels, auch auf allen vier Schenkeln.

Kennzeichen der Klauenseuche bei dem Schafvieh.

Sie folgen nur langsam der Heerde, treten schmerzhaft auf und die vorhin bei der Klauenseuche des Rindviehes beschriebenen Zufälle der Entzündung und Eiterung an den Klauen stellen sich auf einem oder 2, 3 auch allen 4 Schenkeln nach und nach, öfters aber auch auf einmal zugleich ein. Bei dem fernern Verlauf der Krankheit bricht die Jauche über dem Ballen und zwischen dem Spalt der Klauen aus, die Hornpartien lösen sich von den fleischigten Theilen der Klauen los, und die Hornsohle schält sich völlig ab. Bei weiterer Vernachlässigung des Uebels und Versäumung der operativen Hülfe, verschwillt der Drüsensack, die Knochenenden von dem untersten Theile der Gliedmaßen blähen sich auf, vorzüglich bei jungem Viehe, es erzeugen sich kranke Gebilde der Knochen, die Gelenke verwachsen und verursachen eine unheilbare Steifigkeit und Lähmung.

Vorzüglich ist das letztere der Fall bei der sogenannten spanischen oder bösartigen Klauenseuche, die sich nur von der sogenannten einheimischen oder gutartigen Klauenseuche dadurch unterscheidet, daß in dem erstern Falle die Entzündung chronisch und gleichsam den Theilen zur Gewohnheit geworden ist, da sie in dem letztern mehr als eine reine Entzündung schnell verläuft.

Dahero auch, nach meiner Beobachtung, der Schmerz, die Lähmung und alle Zufälle der Entzündung bei der letztern Art der Klauenseuche heftiger ist, als bei der erstern, wo sie langsamer und deshalb weniger schmerzhaft verläuft und theils durch die Gewohnheit der Thiere an den Schmerz, theils durch die lange, aber in einem geringen Grade fortdauernde Entzündung bei weitem nicht die schmerzhaften Zufälle erregt, als bei der letztern Art, wo die Thiere, bei großer Zunahme des Uebels, öfters nur auf den Knieen rutschend sich fortbewegen und, auf diese gestützt, ihr Futter verzehren.

Seltener als bei dem Rindvieh und nur in einzelnen Fällen wird bei dem Schafviehe die Klauenseuche von der Maulseuche begleitet und hier, ich gestehe es, getraue ich mir nicht zu behaupten, ob sie eine für sich bestehende, oder nur erstlich von der Klauenseuche erregte Krankheit ausmacht, da ich sie nur bei den Schafen bemerkte, die sich viel an den kranken Klauen leckten.

Kennzeichen der Klauenseuche bei den Schweinen.

Sie kommen im Wesentlichen mit den Kennzeichen der Klauenseuche bei den Rindern und Schafen überein, nur daß man bei diesen Thieren, die überhaupt mehr liegen als laufen, vorzüglich wenn es Mastschweine sind, und sich immer im Morast und Sümpfen wälzen, später von den Zufällen der vorhandenen Entzündung in den Klauen unterrichtet wird. Auch bleiben diejenigen, die an dieser Seuche leiden und mit der Heerde ausgetrieben werden, zurück, schäkern und spielen nicht mehr mit den andern, und bei der Untersuchung ihrer Klauen findet man

die schon beschriebenen Zufälle der Entzündung und der Eiterung; aus dem Spalt der Klauen schwitzt eine stinkende Feuchtigkeit, der hornigte Ballen und die Sohle löset sich von den darunter liegenden Fleischtheilen ab und zuletzt schuhen die Thiere ganz aus. Nur sind im Allgemeinen alle diese Zufälle bei den Schweinen weit weniger zu bemerken, als bei den Rindern und Schafen, und dies theils, weil diese Thiere an sich weit weniger empfindlich und reizbar sind, als die Ersteren, theils weil sie sich immer im Schmutz und Morast aufhalten, wodurch man nur die Entzündung gemindert, sondern auch weit schmerzloser gemacht wird; ferner sich dadurch die von der Eiterung abgestoßenen Hornparthien weit eher von den Fleischtheilen trennen und diese auch dadurch wieder weit schneller mit einem neuen hornigten Schuh versehen werden, woher es denn kommt, daß man bei Schweinen, die an der Klauenseuche leiden, weit weniger Schmerz, als bei den andern Thieren bemerkt, die Krankheit bei ihnen noch am allerersten ohne Hülfe der Kunst verläuft und dann die Heilung viel geschwinder von Statten geht.

Ursachen der Klauenseuche.

Im vorigen Sommer mag ebenfalls auch der viele Mehlthau und die anhaltende Nässe zu dieser Krankheit die meiste Veranlassung gegeben haben, wiewohl auch andere Einflüße, die im Stande waren, eine Entzündung in den Klauen zu erregen, die Ursachen mit abgegeben haben können.

Ob die Klauenseuche als Symptom, oder auch als Krisis einer allgemeinen Krankheit anzusehen sey, bedarf wohl noch mehrerer Beobachtung; nach der meinigen war sie mehr als ein örtliches Leiden der Klauen zu betrachten, das zwar mit andern allgemeinen Krankheiten zusammentreffen konnte, aber nicht von ihnen abhängig war, es wäre denn nur insofern, als alle örtliche und allgemeine Krankheiten gewissermaßen zusammenhängen, da, strenge genommen, alles Leiden, was den thierischen Körper trifft, örtlich und allgemein zugleich ist.

Verlauf der Klauenseuche.

Ohne die operative Hülfe der Kunst, kann die Klauenseuche niemals schnell und glücklich für die Thiere verlaufen, im Gegentheil das Uebel muß chronisch werden, die fortdauernde Entzündung muß bis auf die Knochen einwirken und die Form und Mischung von diesen krankhaft verändern und so eine Verwachsung der Gelenke und eine unheilbare Steifigkeit nach sich ziehen; oder die Thiere schuhen aus und der Brand zerstört auch wohl gar noch die Fleischtheile, so, daß der Tod erfolgen muß.

Wer sich dahero bei der Klauenseuche die Heilung ohne operative Hülfe, blos von der Natur allein, oder blos von Mitteln verspricht, die man auf den Schaden bringt, ohne zuvor der Materie einen Abfluß verschafft und die abgestorbenen, angegangenen und veralteten Theile mit dem Messer entfernt zu haben, irrt sich gar sehr und gibt eben dadurch zu einem Veralten, zu einem bösartigen Charakter der Krankheit, die Veranlassung, wie ich dies so häufig fand.

Bei dieser vergeblichen Hoffnung und Versäumung aller operativen Hülfe, die zu der Heilung dieses Uebels das Wichtigste ist, geht dann die gutartige Klauenseuche in die sogenannte bösartige oder spanische Klauenseuche, oder Hinke der Schafe über, und trotzt nun lange Zeit allen angewandten zweckmäßigen Heilmitteln. Auch ist an der Fortdauer und Verbreitung dieses Uebels die Nachläßigkeit und Unvorsichtigkeit mit Schuld, daß man die Kranken nicht zeitig genug von den Gesunden trennt, ja sie oft Jahre lang unter einander läßt; wie mir denn mehrere Beispiele dieser Art vorgekommen sind, wodurch nun unter den Schafheerden die sogenannte spanische Klauenseuche erzeugt worden war, die ich in einigen Schäfereien völlig einheimisch fand.

Wird der Materie durch Oeffnung der Abscesse, oder vielmehr der Geschwüre — denn als solche nur sind hier die Schäden der Klauen anzusehen — ein freier Abfluß verschafft und außerdem noch die abgestorbenen und sich von den Fleischtheilen losgetrennten Hornparthien entfernt, so daß sie weiter keinen Druck auf die darunter liegenden gesunden Theile verursachen können; so läßt der Schmerz fast augenblicklich nach, die Thiere fangen wieder an zu fressen, das Wiederkäuen stellt sich ein und der ganze Krankenzustand ändert sich in einen gesunden wieder um.

Denn selbst die Maulseuche bei dem Rindvieh nimmt, wie ich mehreremale beobachtet habe, wenn sie, wie es gewöhnlich der Fall ist, mit der Klauenseuche verbunden ist, eine schnellere Heilung an, sobald das Wichtigste zu der Cur der Klauenseuche, nehmlich die Oeffnung der Geschwüre und die Entfernung aller kranken, verarteten und abgestorbenen Theile, erfolgt ist.

Selbst die chronische, oder sogenannte spanische Klauenseuche verläuft in keiner allzulangen Zeit, sobald nur die operative Hülfe gehörig angewandt und alle angegangenen und verarteten Theile, bis auf die gesunden durch das Messer hinweggenommen worden sind; worinnen bei diesem Uebel das Wichtigste und Wesentlichste der Cur begründet ist, es wäre denn, daß die chronische Entzündung die Enden der Knochen aufgeblähet und verardet und so eine Verwachsung der Gelenke und demnach eine unheilbare Steifigkeit erzeugt hätte.

Am schnellsten verläuft die Klauenseuche bei den Schweinen, wo öfters die Entzündung der Klauen durch den Morast und Sumpf, in welchem sie sich aufhalten, zertheilt wird, und gar nicht in Eiterung übergeht, wie ich dies schon bei den Kennzeichen dieser Krankheit bei dieser Thiergattung bemerkte.

Was den Genuß der Milch und des Fleisches während der Dauer der Klauenseuche anbetrifft, so habe ich diesen niemals als schädlich oder nachtheilig für die menschliche Gesundheit und die Gesundheit anderer Thiere gefunden, da ein eigentliches allgemeines Fieber hierbei nur in der Art vorhanden ist, als der örtliche Schmerz dem Centralpunkt der Nerven, dem Gehirn mitgetheilt wird, und von hier aus ein unbedeutendes Wundfieber erregt, das sogleich verschwindet, wenn die Eiterung eingetreten ist, und nur dann erstlich von wichtigen nachtheiligen Folgen auf den ganzen Organismus werden könnte, wenn bei der Fortdauer der Entzündung und Eiterung in den Klauen, die sich dort erzeugende Jauche durch die einsaugenden Gefäße aufgenommen, und der Masse der Säfte beigemischt würde, wodurch sodann ein hektisches Fieber entsteht, und auf diese Weise den Genuß der Milch und des Fleisches nachtheilig macht.

Dies ist aber bei einem schnellen und gutartigen Verlauf der Klauenseuche nicht der Fall, ja, ich habe sogar bei der chronischen oder bösartigen Klauenseuche kein Abzehrfieber bemerkt, und daher auch hier den Genuß des Fleisches nicht nachtheilig gefunden.

Bei der vereinigten Erscheinung der Klauen- und Maulseuche gibt der mehr oder weniger bösartige Zustand der letztern Krankheit den Maßstab ab, ob die Milch und das Fleisch mit Sicherheit der Unschädlichkeit genossen werden kann, wiewohl ich auch hierbei, wie schon erwähnt, keine nachtheilige Folgen bemerkt habe.

Einen Sektionsbericht über Thiere, die an der Klauenseuche umgestanden waren, kann ich nicht beifügen, da mir ebenfalls auch an dieser Krankheit kein Stück gefallen ist, und ich zu der nähern Erkenntniß dieses nur örtlichen Leidens, dessen Wesen so schon deutlich vor Augen lag, nicht erstlich die Tödtung zu unternehmen brauchte.

Von der Vorhersagung bei der Klauen-Seuche.

Die Prognosis bei der Klauenseuche kann fast allemal günstig gestellt werden, es wäre denn bei einer ganz veralteten Krankheit dieser Art, wo, wie schon erwähnt, durch die lange angehaltene Entzündung die Knochenenden verartet, krankhaft aufgebläbet, und die Knochenenden verwachsen wären, und wo zwar eine Heilung der Geschwüre, aber keine Minderung der Steifigkeit Statt findet; oder die Geschwüre durch Stockung der in ihnen erzeugten Jauche, so bösartig geworden wären, daß dadurch Flechsen, Bänder, Knorpel und Knochen zerstört worden, der hornigte Schuh abfällt, und die Thiere an diesen bedeutenden Verletzungen selbst eingehen müssen.

Heilung der Klauenseuche.

Die Heilung der Klauenseuche bei allen Arten unserer Hausthiere wird wenigstens nach meiner Beobachtung nicht sowohl durch Mittel, welche die Entzündung zertheilen, als vielmehr nur durch solche, durch die operative Hülfe, durch welche die Geschwüre geöffnet, und die abgestorbenen, verarteten und angegangenen Theile entfernt werden, bewirkt. Daher sage ich nichts über die Anwendung der örtlichen Aderläße, über die Stellung und Treibung der Thiere ins Wasser, oder auf feuchten Lehmboden u. dgl., da gewöhnlich der Zeitraum der Zertheilung schon verflossen ist, wenn man den Thierarzt zu der Beseitigung des Uebels herbei ruft.

Ich habe wenigstens bei der Behandlung aller meiner Kranken, die an dieser Seuche litten, den Anfang der Cur damit machen müssen, daß ich, nachdem die kranken Stellen mit lauwarmem Seifenwasser gereiniget worden waren, die sich schon an dem Spalt

und an den Ballen der Klauen gebildeten Eiterdepots öffnete, und die sich von den Fleischtheilen getrennte Oberhaut und die Hornpartheien, die nun als fremde Körper wirkten, und Druck und Entzündung erregten und unterhielten, mit dem Messer entfernte. Ja bei vielen war ich sogar genöthiget, ganze Stellen angegangener und verarteter Fleischpartheien bis auf die gesunden Theile noch herauszuschneiden, da sich außerdem keine Radikal-Cur erwarten ließ. Die Wunden befeuchtete ich dann täglich einmal mit einer Auflösung des blauen Vitriols in Essig, ungefähr in folgendem Verhältniß:

Man nehme pulverisirten blauen Vitriol 1 Pfd., und löse es in Weinessig eine halbe Kanne auf.

Nachdem ich jedoch zuvor die wunden Stellen jedesmal mit lauwarmem Seifenwasser gereinigt hatte, stellte ich dann die Thiere auf gute trockene Streu, und in 10, 12 bis höchstens 14 Tagen war bei dieser Behandlung die Klauenseuche, wenn sie nicht ganz veraltet, und gleichsam den Theilen zur Gewohnheit geworden war, geheilt.

In derselben Zeit habe ich bei armen Leuten dieses Uebel, nach der vorhergehenden operativen Hülfe mit bloßem Reinigen der wunden Stellen mit Seifenwasser und der Befeuchtung mit Salzwasser oder Holzessig geheilt, und dies in beiden Fällen um so schneller, wenn ich die Kranken nahe an den Gehöften auf einem Grasplatz, auf welchen kein anderes Vieh kam, einige Stunden des Tags weiden lassen konnte.

(Beschluß folgt.)

103. Oekonomische Mineralogie und Chemie.

Gyps.

(Verglichen Nr. 27. B. XXII.)

So sehr er in den Vereinigten Nordamerikanischen Staaten die Vegetation der Halm- und Hülsenfrüchte bewirkt; so wenig ist dieß der gleiche Fall in England. Dieß wird so erklärt:

Gypsdüngung d. i. Mischung mit dem Boden sey nie so vortheilhaft als Ausstreuung des Gypses auf die Pflanzen. Leztre sey aber ohne allen Nutzen, wenn bald darauf viel Regen erfolge, weil dann das starke Blättersystem nicht so sehr eines Theils seine Nahrung aus der Atmosphäre zu holen bedürfe.

Gyps aber zieht die Feuchtigkeit aus leztrer an und befriedigt dadurch das Einsaugungsvermögen des Blättersystems zum Nutzen der Pflanze.

Nun aber hat nächst Irland kein europäisches Land so viel Regen und Nebel als England. Daher ist leztres klimatisch nicht zum Getreideland, um so mehr aber zur Production der Hülsenfrüchte und edler Gräser geeignet. Dieß nöthigte die Engländer zum Drillen des Getreides, um dadurch starke Halme zu bewirken, welche wieder das Lagern hindern.

Die Gypsstreue befähigt die jungen Blätter, aus der Atmosphäre weit mehr Feuchtigkeit als sonst an sich zu ziehen, welche der Vegetation besonders in der trocknen Jahreszeit, so nöthig ist.

Da nun England selten trockne Jahre hat; so nutzt hier das Gypsstreuen wenig.

(Lit. Convers. Bl. N. 204. 1821.)

104. Landwirthschaftliche Baukunst.

$\frac{18}{1}$ Schottische Art, die Dächer auf dem Lande zu decken.

Das Dach ist so flach, daß auf einen Fuß Tiefe des Gebäudes nur ein Zoll Höhe kommt. Die Sparren werden mit Bretern oder mit Horden benagelt, die mit Mörtel überzogen wurden, und darauf wird das Papier (bei den Horden mit hölzernen Nieten, 2 Zoll auseinander) mit Nägeln befestigt. Das Papier ist am besten grobes, wie die Knopfmacher brauchen, 2 Fuß lang und 20 Zoll breit, und wird in eine Mischung aus ³/₄ Holz- oder Steinkohlentheer und ein Theil Pech eingetaucht, und auf ein Bret auf Unterlagen gelegt, um das Zusammenkleben zu verhindern. Nach einem oder zwey Tagen wird das Eintauchen wiederholt, und es so weit getrocknet, daß man es handhaben kann. Man nagelt nun jeden Bogen mit 4 Nägeln mit großen Köpfen, und einem Zoll lang auf, obgleich es ohnedem halten würde. Jetzt wird das Pa-

pier mit einer Mischung aus gepulverten Holzkohlen, Kalkmörtel, zwey Theilen Theer und einem Theil Pech, die siedend heiß aufgetragen wird, überzogen. Der Ueberzug ist ungefähr ⅛ Zoll dick, ganz glatt und erhärtet sogleich. Wenn man das noch heiße Dach mit Schmiedeasche, Schlacken oder Kieselsand bestreut; so wird es nicht in Brand kommen oder von der Sonnenhitze schmelzen. (Allgemeine Handelszeitung.)

Anmerkung. Bei den großen Verlusten, welchen das Nationalvermögen jährlich durch Feuersbrünste auf dem Lande, hauptsächlich durch die so leicht Feuer fangenden und verbreitenden Dächer leidet, muß jede Idee, sey sie noch so roh, zur Beachtung und weitern Ausbildung fest gehalten werden. Mein vorgeschlagener Bau-Verein würde in Untersuchung der hier erzählten Thatsache und in Versuchen ihrer Anwendbarkeit, besonders in der Nähe von Steinkohlengruben, ein Feld der Thätigkeit finden. Es frägt sich: ob statt der Bestreuung mit Schlacken nicht die mit taubem Kohlenstein thunlich wäre, und da fast in allen Kohlengruben schwefelsaure Wasser vorkommen, ob diese nicht zu schützenden Anstrichen des Holzwerks zu benutzen wären?

Der Herausgeber.

105. Produkten-Veredlung.

Apparat der Demoiselle Gervais in Paris zur Wein-Veredlung.

Bekannt ist, daß mit der Weingährung zugleich Alkohol und das feine Aroma, was die Franzosen Bouquet nennen, verloren geht. Das kohlensaure Gas, woran sich beides innigst hängt, reißt es mit fort. Letzteres entweichen zu lassen, ohne jenen Verlust an Geist und Würze, war eine Aufgabe, die noch nicht bisher gelöset worden. Nun tritt die Demoiselle Gervais mit ihrem Apparate auf, welcher dieß leisten soll und, nach dem Zeugniß des competentesten Richters, des Grafen Chaptal wirklich leistet. Er gewährt folgende Vortheile:

1) Erhält man aus derselben Menge Trauben 10 — 12 pr. Cnt. Wein mehr als sonst.

2) Letzterer wird weit geistreicher und gewürzhafter und wird sich daher nach dem Areometer gegen den gewöhnlichen, wie 5 : 4 verhalten.

3) Der gepreßte Wein wird einen eben so angenehmen Geschmack haben, aber noch geistreicher seyn, als Tropfwein. (le vin de mère-goutte).

4) Selbst vom Rückstand des gepreßten (du marc forti du pressoir) wird man noch einen starken Nachwein (piquette*) erhalten, wenn man ihn wieder in den Bottich thut und sie von neuem mit dem Apparat behandelt.

5) Der zu Branntwein bestimmte wird 5 — 10 pr. Cnt. mehr geben.

6) Am bisherigen Verfahren, bei der Weinlese, so wie in den Gefäßen zum Pressen ꝛc. braucht nichts geändert zu werden. Wohl aber kann man ihn in den Bottigen mehrere Monate lassen, ohne daß man ihn abzulassen braucht. Je länger dieß dauert, desto klarer und kräftiger wird der Wein.

7) Der Apparat richtet sich nach der Größe der Gefäße, in die man die Trauben zum Keltern sammelt, fällt also kleiner oder größer aus.

Darnach ist auch sein Preis verschieden von 10 — 100 Franken. Für das Gebrauchsrecht wird ein für allemal, für jeden Hektoliter, den der Käufer als seine jährliche Wein-Ausbeute angibt, 1 Frank 50 Cent. bezahlt.

(Opuscule sur la vinification par Mr. Gervais (Bruder der Erfinderin) Paris 1821 1 Fr. 25 Cent.)

*) Piquette wird bereitet, wenn man die ausgepreßten Trester mit Wasser übergießt und nochmals auspreßt.

Mitredakteur M. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

April. ——— Nr. 30. ——— 1822.

106. Oekonomie überhaupt.

1 Ueber die vorzüglichsten Mittel, den 2 Ackerbau eines Landes zu heben.

(Aus dem Englischen des John Sinclair.)

Die vornehmsten Beförderungsmittel, die eine weise und liberale Regierung zur Erhöhung der landwirthschaftlichen Cultur angelegentlichst ergreifen wird, lassen sich auf folgende Hauptpunkte zurückführen:

1) Entfernung der Hindernisse, die den Verbesserungen im Wege stehen.

Die Staatsverwaltung muß sich zuvörderst in Kenntniß derjenigen Hindernisse der Cultur setzen, die ihren Grund in mangelhaften Gesetzen haben. In England können Gemeingründe ohne einhellige Bestimmung aller Theilliebhaber nicht getheilt werden; die Krone selbst, alle Corporationen, Vormünder der Minderjährigen müssen zu ihrer Einwilligung noch insbesondere von der Gesetzgebung durch eine eigne Akte bevollmächtigt werden. Solche Hindernisse bestehen zu lassen, ist durchaus unpolitisch. Ein allgemeines Gesetz sollte dieses bisher verfassungsmäßige Hinderniß der Theilung aufheben, und bestimmen, daß, wenn die Majorität der Theilliebhaber, nach ihrem Antheilswerthe gerechnet, für die Theilung stimmt, dieselbe auch vorgenommen werden kann. Diese Majorität hätte zugleich die Theilungskommissarien zu ernennen. Man hat wiederholt versucht, solchen Verfügungen die Sanction des Parlaments zu verschaffen; allein bisher fruchtlos, indem der Einfluß derer, die von der Fortdauer des gegenwärtigen Systems mit allen seinen Mißbräuchen Vortheil ziehen, alle Bemühungen scheitern machte. *)

2) Befreiung des Ackerbaues von den ihn drückenden Lasten.

Dahin sind zu rechnen: a) die Natural- und Sackzehnten; b) fremde Triftgerechtigkeiten; c) die Neubruchzehnten; d) der Mangel gesetzlicher Freyjahre an Staats- und Gemeindelasten für Diejenigen, welche bisherige Gemeinheiten theilen und urbar machen; e) alle Auflagen und Lehengefälle, welche Landtausche erschweren; f) verhinderte Umfriedigung der Ländereien im Interesse der Jagdherren; g) alle zu hohe Grundsteuern für kleine Grundbesitzer, indeß die Gutsherren von gleichem oder besserm Boden dem Staat weniger entrichten; h) Salzsteuern, welche verhindern, daß man seinem Vieh nicht viel Salz reicht.

3) Sammlung und Verbreitung nützlicher Erfahrungen.

Was macht wohl einige Individuen fähig, reichliche Erndten zu erzielen, glücklichen Handel zu treiben, blühende Manufakturen zu errichten, in der Mechanik und andern Künsten zu glänzen? Nichts als die Erwerbung und vernünftige Anwendung der Kenntnisse, die andern mangeln.

Daß die Macht und das Wohl eines Volkes von dem Umfange der Verbreitung nützlicher Kenntnisse abhänge, ist außer Zweifel; und

*) Dies ist besonders der Speecher im Unterhause, welcher von den Theilungsbills mehrere 1000 Pfd. Sterl. Sporteln jährlich bezieht. A. d. V.

schwerlich gibt es eine Kunst, für welche eine mannigfaltigere Verschiedenheit von Kenntnissen wesentlicher wäre, als für die des Ackerbaues. Der Umfang des erforderlichen Wissens, wenn er zu einer Vollkommenheit gedeihen soll, ist bei weitem größer, als man gewöhnlich denkt. Die Erhaltung der Fruchtbarkeit des Bodens, seine Trockenlegung, die möglichst vortheilhafteste Kulturart, die Erzielung der Produkte mit den geringsten Kosten, die Wahl des besten und zweckdienlichsten Geräthes, die Anschaffung des nach Umständen einträglichsten Viehstandes, dessen Ernährung nach der überlegtesten Weise und dessen endlicher vortheilhaftester Verkauf, die Sicherung der Erndten bei der ungünstigsten Witterung, die wenigst kostspielige und vortheilhafteste Gewinnung der Körner aus dem Stroh, und die Vollführung aller der verschiedenen feldwirthschaftlichen Operationen auf die überlegteste und zweckmäßigste Art, erheischen so umfassende und verschiedenartige Kenntnisse, als man beim ersten Anblick kaum vermuthen sollte.

Wenn aber auch allgemeine Kenntnisse im Gebiete des Ackerbaues über ein großes Land verbreitet sind, so lehrt doch die Erfahrung, daß dessen Emporkommen noch sehr wesentlich von den, aus der Vergleichung der verschiedenen bestehenden Gewohnheiten einzelner Provinzen hervorgehenden und benutzten Resultaten abhängt. In dem einen Bezirke ist auf einen einzelnen Zweig der Landwirthschaft eine besondere Aufmerksamkeit mit dem glücklichsten Erfolge gerichtet, oder irgend eine durch günstigen Zufall gemachte Entdeckung mit Vortheil und Glück verfolgt worden, während eine andere Provinz sich in einem andern Zweige auszeichnet. **Die gegenseitige Mittheilung solcher örtlicher Gebräuche bringt wechselseitige Vortheile.** — *)

Die Mittel, nützliche Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und zu verbreiten, sind folgende:

1) **Institute und landwirthschaftliche Gesellschaften.** Durch sie werden die entferntesten Provinzen des Landes mit den gegenseitigen nützlichen Gewohnheiten und wohlthätigen Erfindungen bekannt, die bei dem isolirten Zustande des einzelnen Landwirths vielleicht durch Jahrhunderte in den Gränzen ihres Ursprungs verschlossen geblieben wären. — Aufgemuntert durch das Beispiel dieser Gesellschaft bildeten sich allmählig eine Menge landwirthschaftlicher Vereine, und fast in jedem bedeutenden Bezirk des Landes trifft man eine oder mehrere Verbindungen der Art, welche den Eifer zu Verbesserungen erwecken und unterhalten. Schon Vieles wurde durch sie geleistet, und noch mehr würde geschehen können, wenn der Board of Agriculture als der Centralverein derselben aufgestellt und mit Postfreiheit beliehen würde. **)

2) Experimental-Wirthschaften. Die Kunst des Ackerbaues kann nur auf dem Wege genauer und beharrlicher Versuche den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen, und auf rationelle unwandelbare Grundsätze gebracht werden. Experimentalwirthschaften müssen unter Autorität und auf Kosten der Regierung (oder durch Ermächtigung des Boards würdige Männer für neue Entdeckungen zu belohnen) errichtet werden. Zwar gibt es viele ausgezeichnete Männer, die zu ihrem Vergnügen und um eigener Belehrung willen Versuche anstellen, und deren Beispiel Andern, die Gelegenheit haben, ihre Versuche zu beobachten und zu prüfen, großen Nutzen gewährt; ihre Wirthschaften dienen aber nur als Muster in ihrer unmittelbaren Umgebung, und nicht zur allgemeinen Belehrung; auch liefern sie nur zu oft partheyische Verzeichnisse gelungener Versuche, ohne getreue Auskunft über das Gelingen oder Mißlingen derselben zu geben.

Um Experimental-Wirthschaften gemeinnützig zu machen, müssen sie der freien Einsicht des Publikums geöffnet seyn; der Erfolg eines jeden Versuchs sollte billig regelmäßig bekannt gemacht, jedes neue Verfah-

*) In Allem, was hier Sinclair sagt, liegt die kürzeste Apologie, Plan, Zweck und Nutzen gegenwärtiger Blätter. Und doch sind sie noch 99 von den Hunderten, für die sie bestimmt sind, unbekannt oder bleiben ungelesen! Der Herausgeber.

**) Verdient alle Beherzigung. Eben daher aber muß thätigstes Leben in der gegenseitigen Verbindung und in den wechselseitigen Mittheilungen, ohne Schläfrigkeit oder ängstliche Controlle bei so gemeinnützigen Dingen Statt finden. Der Herausgeber.

ren, welches die Kulturerhöhung irgend einer ansehnlichen Landesstrecke bewirken könnte, sollte mit der größten Genauigkeit geprüft, jeder Versuch bis zur Gewißheit wiederholt und von verschiedenen Personen an verschiedenen Orten und auf verschiedenen Bodenarten angestellt werden.

Es ist eben so wichtig zu wissen, was übel, als was gut ausschlägt; doch selten werden die im Wirthschaftsbetriebe begangenen Fehler von Privatleuten dem Publikum bekannt gemacht, und meistens bleibt ihre Kenntniß auf den engen Kreis der Nachbarschaft eingeschränkt, indem sich Jeder schämt, das Mißlingen seines Unternehmens zu bekennen. Eben so ist es zu bedauern, daß öfters gelungene Versuche verheimlicht werden, damit nicht auch Andere sich die Entdeckung zu Nutze machen. Der Zweck eines öffentlichen Musterhofes soll aber die Auseinandersetzung und Würdigung der angestellten Versuche und der Thatsachen und deren getreuliche Bekanntmachung seyn; und der Vorsteher einer solchen Versuchswirthschaft verdient eben so viel Dank für die Entdeckung der Irrthümer, als für sein Bestreben für Bezeichnung des wahrscheinlich vortheilhaftesten Verfahrens. *)

3) Agronomische Lehrstühle. Der Nutzen derselben ist so einleuchtend, daß alle Universitäten damit versehen werden sollen.

4) Vervollkommnung der Veterinärkunde. Das Studium und die Verbindung veterinärischer Kenntnisse ist durch eine jährlich bewilligte Unterstützung schon einigermaßen befördert worden. Die Vernachlässigung dieses wichtigen Zweiges hat die traurigsten Folgen für das gemeine Wohl gezeigt. **)

4) Begünstigung inländischer Produkte auf vaterländischen Marktplätzen.

Es ist nöthig, den inländischen Ackerprodukten auf den Märkten im Inlande den Vorzug vor fremden zu verschaffen, sowohl um das Land gegen Mangel zu schützen, als auch, um es unabhängig von den Erzeugnissen des Auslandes zu machen. Es ist den Ausländern nicht gestattet, mit ihrer Leinwand und ihren Cattunwaaren auf den brittischen Märkten mit den Britten zu concurriren, auch viele andere Artikel sind hiervon ausgeschlossen.

Die Britten sagen: „Wenn zwischen zwey Nationen, die in Bezug auf Boden, Klima, Arbeit und Geldumlauf in gleichen Verhältnissen stehen, ein gegenseitiger freier Handelsverkehr besteht, so wird dieses System weder der einen noch der andern wesentlich nachtheilig werden; sehr unweise würde es aber seyn, den Erwerbsfleiß einer Nation, die von einer großen Staatsschuld und schweren Auflagen gedrückt wird, und wo eben deswegen der Preis der Arbeit verhältnißmäßig hoch stehen muß, in Concurrenz mit jenem mehrerer anderer Länder zu bringen, die unter günstigen Klimaten und bei fruchtbarem Boden geringere Staatslasten zu tragen haben. Außerdem wird kein Staat, der Grundfläche genug hat, um mit einiger Anstrengung die für seine Bewohner nöthigen Nahrungsmittel zu erzeugen, weise handeln, wenn er gestattet, daß derselbe von andern Ländern in seinen Nahrungsbedürfnissen abhängig werde."

„Die billigste Maßregel sey daher, auf alle fremde Naturprodukte eine solche Abgabe zu legen, wodurch sich ihr Preis wenigstens so erhöhe, daß er dem Preise vaterländischer Produkte bei mäßig fruchtbaren Jahren gleich komme. Diese Auflage könne stufenmäßig nach eben dem Verhältniß wieder gemindert werden; doch müßten immer die inländischen Erzeugnisse einen Vorzug genießen. Die Aus- und Einfuhr des Getreides und anderer landwirthschaftlicher Erzeugnisse, entweder ohne oder mit geringer Verzollung, könne nach Vernunft und Billigkeit nur zwischen Nationen Statt finden, deren Geld gleichen Werth hat, die ziemlich gleich belastet sind und in freundschaftlichen Verhältnissen mit einander stehen."

Warum mag ein brittischer Gutsherr solche Behauptungen wagen, die der gesunden Staatsverwaltung durchaus widersprechen? — Hätte England nicht

*) In ähnlichem Sinn redete ich schon 1809 im Hesperus den Experimental-Wirthschaften im Gegensatz der beliebten und so schwer zu realisirenden Muster-Wirthschaften das Wort. Der Herausg.

**) Ganz wie Sinclair hierüber denkend, erlaubte ich mir daher letzthin die Thierarzneykunde als ein nothwendiges, stehendes Hauptfach für Ackerbaugesellschaften vorzuschlagen. Der Herausg.

weit mehr Regen, als das übrige Europa, so würden seine Kalkfelder höchst unfruchtbar seyn, und wässerten nicht die vielen bedeckten Abzugsgräben den Ueberfluß an Wasser ab, so taugte es nur zur Viehweide. Drillte der Engländer nicht seine Saaten, so würde er nichts als Lagerkorn erzielen. Aus diesen klimatischen Ursachen erndtet der Britte immer weniger Getreide, als auf dem Continent, und eben daher ist seine Feldbestellung kostbarer. Es ist aber sehr hart, daß seine Fabrik- und Manufakturarbeiter das Getreide in theuern Jahren des Mißwachses fast so billig als auf dem Continent, und in fruchtbaren doppelt so theuer als auf dem Continent in Folge der Kornbill bezahlen müssen. — Durch die Natur ist **Großbritanniens** Boden wenig für Getreidebau und sehr für Gräser und Hülsenfrüchte bestimmt. Weil es bei seinem übervegetal gewordenen Boden zu wenig Getreidesaaten in seinen Fruchtwechsel aufnimmt, so muß es bei regnigen Jahren, die dort sehr häufig sind, in der Regel mit der Schwierigkeit des Lagerkorns kämpfen. *)

5) **Aufmunterung zur Ausfuhr der überflüssigen Produkte.**

Wenn nach Sicherstellung des eigenen Bedarfs Ueberschuß an Produkten bleibt, so ist die Ausfuhr derselben zu begünstigen. Die inländischen Producenten sind mit einer Menge Abgaben beschwert, welche ihre ausländischen Mitbewerber nicht kennen; um erstere nun in den Stand zu setzen, mit den letztern gleiche Preise halten zu können, sind sie berechtigt, für ein Quarter Getreide so viel Vergütung zu verlangen, als sie an Abgaben unter verschiedenen Namen bei dessen Erzielung dem Staate entrichten mußten. Es ist billig, daß die Regierung dem Landwirthe für die ausgeführten Produkte das wieder gibt, was er dafür an Einkommentaxe zahlte; dies allein setzt ihn in den Stand, mit den Früchten fremder Länder in Concurrenz zu treten. Dies ist besonders dann nöthig, wenn die Zölle auf die Einfuhr aus Rücksicht auf die Manufakturisten so gering sind, daß der Fruchtbauer zu keiner Zeit auf großen Gewinn rechnen kann. Die erhöheten Preise bei ungünstigen Jahren sind im Allgemeinen ein höchst unzureichender Ersatz für das Mißrathen der Früchte. **)

6) **Beförderung der Kultur öder oder unfruchtbarer Ländereien.**

Für einen an Bevölkerung zunehmenden Staat ist es höchst wichtig, die produktive Oberfläche immer mehr zu erweitern. Um diesen Zweck zu befördern, dienen folgende Mittel: 1) **Erleichterung und Begünstigung der Gemeinheitsvertheilungen, des Entwässerns, Eindeichens,** überhaupt der Verbesserung von Gemeingründen, Waideängern und andern schlecht benutzten Flächen, wenigstens in allen solchen Fällen, wo zwey Dritttheile oder drey Viertheile der Interessenten darüber einverstanden sind. Dieser wohlthätige Zweck würde durch eine Akte der Gesetzgebung am sichersten zu befördern seyn. 2) **Befreiung der in Kulturstand versetzten Strecken von der Entrichtung des Zehnten** und der Armentaxe auf eine Reihe von Jahren, nach Maaßgabe der darauf verwendeten Kosten. 3) **Die Festsetzung eines solchen Getreidepreises** — zu welchem fremde Einfuhr gestattet wird — daß der inländische Landwirth, bei seinen auf Urbarmachung verwendeten Auslagen, nicht durch zu niedrige Preise der Produkte gedrückt werde. Ohne diese Begünstigung ist der **Engländer** nicht im Stande, mit seinen auf unfruchtbarem Grunde erzielten Produkten die Concurrenz der Fremden auszuhalten, welche auf fruchtbarem Boden ihr Getreide ohne große Kosten erzielten.

7) **Unterstützung bleibender und wesentlicher Verbesserungen.**

Hierzu rechnen wir: a) **Straßen und Brücken,** welche vorzüglich zur Beförderung des Ackerbaues nöthig sind. Ist die Bevölkerung einer Gegend zu schwach und zu arm, um aus eigenen Kräften dergleichen Anlagen zu bestreiten, so muß die Regierung

*) Eine sehr merkwürdige Ansicht, die noch eine schärfere Beleuchtung verdiente. Der Herausg.

**) Ein sehr wahres Wort, das Diejenigen beherzigen sollten, welche die Landwirthe so gern zu Kornwucherern stempeln. Der Herausgeber.

zu Hülfe kommen. Man hat zur Anlage von Hochstrassen zweyerlei Methoden befolgt: entweder gebrauchte man dazu das Militär, oder die Bewohner der entfernteren Theile des Landes verstanden sich dazu, unter der Autorität dazu bevollmächtigter Commissäre, die eine Hälfte der Kosten zu Brücken und Straßen vorzuschießen, während die nächsten Grundeigenthümer die andere Hälfte der Auslagen bestritten. Die auf solche Weise hergestellten Communikationswege sind in großer Anzahl vorhanden, und die darauf gewendeten Kosten werden durch den steigenden Ertrag mancher bisher verödeten Distrikte reichlich vergütet.

b) Kanäle. Ihr Einfluß auf die Beförderung des Ackerbaues ist klar genug; sie erleichtern die Mittel, voluminöse Produkte auf die Märkte zu führen, und aus den Städten nicht bloß Steinkohlen, sondern auch Kalk und andere Düngmittel mit geringen Kosten zurückzubringen. Bei gehöriger Einrichtung kann sogar das überflüssige Wasser der Kanäle zur Bewässerung der Grundstücke dienen. Darum soll die Anlegung von Kanälen auf alle mögliche Weise begünstigt werden. Es ist übrigens nicht immer rathsam, solche Werke auf öffentliche Kosten auszuführen, sondern solche Unternehmungen würden mehr befördert werden, wenn die Regierung Privatunternehmern gegen mäßige Zinsen Geld vorstreckte, welche dann als dereinstige Eigenthümer des Kanals den Bau auf eigene Rechnung vollführten. So geschah es mit der Forth- und Clydeschiffahrt, deren Unternehmer die vorgestreckten Summen bereits zurückgezahlt haben. Dies Verfahren würde auch bei vielen andern Fällen guten Erfolg haben, und es ist dasselbe auch neuerlich durch eine Parlamentsakte sanktionirt worden.

c) Rollwege oder Eisenbahnen. Diese neue Art des erleichterten Transports verspricht eben so großen Nutzen, als die Kanäle, und ist nicht minder berechtigt auf die Unterstützung der Regierung Ansprüche zu machen.

Rollwege entsprechen vorzüglich in Gegenden, wo Kanäle nicht anwendbar sind; ja selbst pflegt man sie noch vorzuziehen, wo Kanäle anzubringen wären, indem sie weniger kostbar sind. Sie verdienen die möglichste Beförderung, weil der Flor eines Landes um so höher steigt, je mehr Communikationsmittel vorhanden sind, wodurch seine Bewohner gleichsam zu einer einzigen Gemeinde vereinigt werden.

d) Häven, obgleich wichtiger in Handelsrücksicht, leisten sie doch dem Ackerbaue sehr großen Nutzen.

e) Eindämmungen von ausgedehnten Landesstrecken gegen die Ueberschwemmungen von Seen und Flüssen, oder wider die Einbrüche des Meeres, sind mit großen Schwierigkeiten verbunden, und die Unternehmung derselben ist sehr gewagt; um so mehr verdienen sie aber auch einer nachdrücklichen Unterstützung von Seiten der Regierungen. Große Strecken fruchtbaren Landes können dadurch für das Gemeinwohl gewonnen werden. Der vom Wasser entrissene Boden ist gewöhnlich von der fruchtbarsten Beschaffenheit.

Sobald der Marschboden an Flüssen und Küsten eine gewisse Höhe erreicht hat, so ist die Verdeichung eine nothwendige Operation aller klugen Regierungen und weise begonnen, ein Segen für die Nachkommen. Die Aufsicht über Bedeichung und deren Unterhaltung, so wie über die Abwässerungen, muß immer der Staat haben. In wärmerer Temperatur sind sie wegen der heilsamen Bewässerung unentbehrlich und dennoch z. B. im südlichen Frankreich ganz vernachlässigt.

f) Vereine zur Ausführung gemeinnütziger Verbesserungen. Große Verbesserungen, die gewöhnlich für die Kraft Einzelner unmöglich sind, können durch Gründung von Gesellschaften oder Corporationen leicht zu Stande gebracht werden. Bei Kanälen sieht man dies häufig, und es sollte auch auf andere Anstalten ausgedehnt werden. Es sind solche Verbindungen um so nützlicher, wenn sich in den Händen der Privatpersonen große Kapitalien befinden, für welche man keine nützliche Verwendung weiß, und die deßhalb so lange ins Ausland fließen, bis sich eine vortheilhafte Anlegung derselben im Lande zeigt. Es läßt sich daher von der Gründung öffentlicher Vereine zur Vollführung einzelner und bestimmter Meliorationen viel Gutes erwarten. Einer solchen Gesellschaft sollte gestattet seyn, ein dem beabsichteten Zwecke gemäßes Kapital zusammenzubringen; der Staat selbst sollte sich — Pflanzungen vielleicht allein ausgenommen — nie mit der Ausführung der Verbesserungen befassen, sondern blos befugt seyn, allen den Landeigenthümern, die eine Verbesserung von Wichtigkeit in Vorschlag bringen, Geldsummen gegen mäßige Zinsen vorzustrecken. Die dargeliehenen Summen dürften übrigens nicht aufkündbar seyn, sondern das ganze Stammvermögen der Gesellschaft müßte gleich öffent-

lichem Fondsvermögen auf die anderweitigen Besitzer überzutragen seyn. Diese Einrichtung würde besonders den Wünschen jener Kapitalisten, welche die der Gesellschaft subscribirten Summen nach Umständen augenblicklich zurückzuerhalten verlangten, entsprechen. Die mit einem Fideikommiß belegten Güter, welche gewöhnlich etwas vernachlässigt werden, können nur in diesem Wege meliorirt werden. Auf solche Weise würden die überschüssigen Kapitalien im Lande gleichsam dem Grunde und Boden incorporirt, und dieser auf eine Stufe der Verbesserung gebracht, die auf andern Wegen wohl schwerlich erreichbar seyn dürfte.

Die im Gebiete des Ackerbaues bestehenden Verbesserungen danken ihr Daseyn meistens dem Vermögen und Fleiße von Privatpersonen; indessen kann ein Land nie jene Höhe der Kultur, deren es fähig ist, erreichen, wenn nicht die Anstrengungen der Einzelnen durch die Weisheit und freygebige Beihülfe der Staatsverwaltung unterstützt und beschleunigt werden. Ist einmal der Zeitpunkt herbeigekommen, wo nicht ein Acker öden und unbenutzten Bodens mehr in unserm glücklichen Vaterlande angetroffen wird, dann werden innerhalb seiner Gränzen die Mittel des jährlichen Unterhalts von wenigstens 40 Millionen Einwohner hervorgehen, und mit einer solchen Bevölkerung — welche Macht in Europa, oder welche vereinigten Mächte, könnten jemals den Versuch wagen, den Staat unterjochen zu wollen. *)

107. Landwirthschaftliche Industrie.

Runkelrüben-Zucker.

(Verglichen Nr. 30. B. XIX.)

Ueber diesen Gegenstand ist eine eigne Schrift erschienen, **) in welcher, nach einem sehr genauen Versuche, die Sätze aufgestellt werden:

1. Daß 100 ℔. Runkelrüben 13¾ ℔. Zuckermasse geben können und gegeben haben — und mehr gebe auch der Rohrzucker nicht.

2. Die Gewinnungskosten kommen auch nicht höher als beim Indischen.

Aufrichtig genug bekennt Herr Lohmann, daß sich diese glänzenden Resultate im Großen, auch bei der dermalen vielleicht vollkommensten Fabrik des Herrn Nathusius in Haldensleben noch nicht gezeigt haben. Er hat durch seinen Versuch auch nur beweisen wollen, daß sie möglich sind und nicht außer der Natur der Sache liegen. Es geht hier, wie bei so vielen Erfindungen, Maschinerien und andern technischen Verbesserungen. Das Ziel steht klar vor Augen, es ist erreichbar und der gebahnte Weg führt unfehlbar dazu, aber nicht, ohne fortgesetztes Nachdenken, Sachkenntniß, tiefer eindringenden Scharfsinn, unermüdeten Fleiß, Beharrlichkeit, Ausdauer und verhältnißmäßige Vermögenskräfte und Unterstützung. Oft ist es eine übersehene, anscheinende Kleinigkeit, welche den ganzen Erfolg hemmt oder ihn doch ungünstig macht.

In staatswirthschaftlicher Hinsicht wäre es schon der Mühe werth die 12 Millionen Thaler, welche für Süßigkeiten übers Meer wandern, in Teutschland selbst durch eigne Arbeit zu erwerben!

Gewiß muß man einen großen Theil der bisherigen weniger günstigen Erfolge auf die Mängel der Theorie und Praxis in einer noch gar zu wenig begriffenen Lehre und geübten Anwendung suchen; daher mußten auch die

---

*) Ohne mein Erinnern sehen die Leser, daß hier ein Britte aus dem Standpunkt seines Vaterlandes redet, doch aber Wahrheiten lehrt, die für alle cultivirten Zonen gelten. Andrerseits wäre es eine dankbare Aufgabe, nach diesem Leitfaden zu zeigen, was in Oestreich bereits Alles zur Behebung der angeführten Hindernisse geschehen und was noch zu thun übrig bleibt. Der Herausg.

**) Ueber den gegenwärtigen Zustand der Zuckerfabrikation in Teutschland, vorzüglich in Beziehung der Runkel- oder Zuckerrübe, nebst Anweisung zu einem sehr einfachen und vortheilhaften Verfahren, ohne viele Mühe und Kosten reinen Zucker und Syrup daraus zu gewinnen. Nach den in der landwirthschaftlichen Gewerbsanstalt des Herrn Nathusius in Althaldensleben erhaltenen, mehrjährigen Resultaten und andern gemachten Erfahrungen theoretisch und praktisch dargestellt, von Justus Heinrich Friedrich Lohmann, vormaligen Direktor der Zuckerfabrik in Althaldensleben, Apotheker und Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in Halle. Magdeburg bei W. Heinrichshofen. 1818.

Produkte unvollkommen ausfallen. Die Lohmanni sche Schrift klärt viel auf und ist Allen, die sich für den Gegenstand interessiren, anzuempfehlen.

Sollte die Entfernung der Rüben um — 9 Zoll bei ihrem Anbau nicht zu gering seyn? Wenigstens doch 1 Schuh!

108. Landwirthschaftliche Botanik.

25/3 Der merkwürdige Bau der Gräser.

Dem Landwirth kann nicht genug das Studium der Natur empfohlen werden. Er befindet sich ja stets mitten in ihrem offenen Tempel. Alles um ihn her fordert ihn dazu auf und ihr Gebiet ist so groß, der Wunder darauf sind so viele, daß sein Leben nicht ausreicht, um Alles kennen zu lernen, geschweige den Zusammenhang des Ganzen zu begreifen.

Ganz besonders nahe aber liegt ihm das Studium der Gräser, der Haupt-Cultur-Pflanzen seiner Felder, Wiesen und Weiden, die ihn selbst und sein Vieh nähren.

Merkwürdig ist, daß drey Formen in ihrem Bau vorherrschen, wodurch sie sich von so vielen andern Pflanzen-Familien unterscheiden: Senkrecht oder doch aufwärts, schmal, länglicht. So sind Stamm (Halm), Blätter, Blüten, Früchte.

Wurzeln immer fasrig und haarförmig, die Stämme, Stengel sind rundliche, röhrenförmige Halme, nicht selten durch Knoten in mehrere Abtheilungen gegliedert. Die schmalen, spitzen Blätter, stehen wechselsweise, einzeln an jedem Knoten, von welchem an sie den Stengel anfänglich so umfassen, daß es in ihnen, wie in einer Scheide steckt, die jedoch an einer Seite sich öffnet. Sie haben immer in ihrem Stande die Richtung aufwärts.

Die Blüten bestehen aus

a) einem zweyblättrigen Kelche. Die Blättchen sind klein, schuppenförmig, stehen aufrecht einander jedoch ungleich gegenüber, nämlich das eine äußere, stärker und schon einem Blatt ähnliche etwas tiefer; das andre innere, zartere höher. Sie sind ein Mittelding zwischen eigentlichem Blatt und Blütenblättchen, sogenannte Deckblätter (Bracteae), wie sie die Lindenblüten so ausgezeichnet haben.

b) der Blumenkrone, innerhalb des Kelchs. (Beide zusammen heißen das Aehrchen (spicula). In ihrem ganzen Bau ist sie in der Regel nur eine Wiederholung des Kelchs. Sie besteht aus zwey klappenförmig an einander liegenden Spelzen, von denen wieder die innere viel zarter und meistens durchsichtig ist.

c) den Befruchtungswerkzeugen.

aa) In der Regel drey Staubgefäße mit langen, zarten Staubfäden, auf welchen die sehr beweglichen, doppelt gespaltenen Staubbeutel horizontal liegen.

bb) Zwey Griffel mit pinselförmigen Narben und einem Fruchtknoten, an dem sich unten nach der äußern Spelze der Blumenkrone zu, der klappenförmige Honigbehälter (Nectarium) in zwey sehr kleinen, durchsichtigen Schüppchen zeigt. Aus dem Fruchtknoten bildet sich aus

d) die Frucht oder der Samen als einfaches, nacktes oder eingehülsetes Korn, bei den Getreide-Arten so wichtig für unsere Ernährung und von so großem Einfluß aufs ganze menschliche Verkehr.

Mache sich doch jeder Landwirth das lehrreiche Vergnügen, mit einer guten Loupe den so merkwürdigen Bau der Gräser fleißig zu untersuchen, sie kennen, bestimmen und botanisch benennen zu lernen. Der erste, unentbehrliche Schritt zu einer gründlichen Wiesen- und Weiden-Verbesserung, dieser wichtigen Grundlage der ganzen Wirthschaft.

Als Leitfaden kann empfohlen werden: Trinius Fundamenta Agrostographiae, Viennae 1820.

109. Landwirthschaftliche politische Verhältnisse.

8/3 Unterschied im Ertrag einer freyen und dienstbaren Bewirthschaftung.

Das neuere Europa bietet uns genauere Angaben dar, um die Wirthschaft, die in den Händen von Sklaven und von freyen Arbeitern ist, zu vergleichen. Auf den Gütern des Grafen von Bernstorf erndtete man, ehe er seinen Bauern die Freyheit gab, vom Roggen das 3te Korn, von Gerste das 4, vom Hafer 2½. Nach

der Freylassung, Roggen $8\frac{1}{3}$ Körner, Gerste $9\frac{1}{3}$, Hafer 8. Der Ertrag fand sich, zufolge des besseren Anbaues, um 17,698 Rthlr. erhöht. *) Coxe erzählt, **) die Besitzungen des Grafen Zamoisky hätten sich, seitdem dieser seine Bauern frey gemacht, so verbessert, daß sie nach 17 Jahren 3mal so viel eingebracht, als zur Zeit der Sklaverey. — Im Jahre 1765 wurden die dänischen Krongüter in Hollstein zerschlagen und verkauft, an freygegebene Bauern oder an andere Leute. Binnen 22 Jahren, bis 1787, hatte man auf diese Weise 52 Güter veräußert, auf denen die Leibeigenschaft aufgehoben worden war; sie brachten 596,252 Rthlr. Kaufschilling ein, und diese Summe, auf den Besitzungen dieser kleinen Gutseigner hypothecirt, trug 5 vom Hundert Zinsen. Die Krone hatte nur 87,246 Thlr. Einkommen von ihnen gehabt; die neuen Besitzer gegen 106,039 Rthlr., wozu noch die Zinsen des Kaufpreises, welche 42,649 Rthlr. betragen, gerechnet werden müssen. ***)

Diese Beispiele beweisen zur Genüge, daß der Landbau niemals einen hohen Grad von Ausbildung erreicht, wenn er von Sklaven oder Hörigen geübt wird. ****)

*) Ländliches Denkmal, dem Grafen von Bernstorf von seinen Bauern errichtet, Kopenh. 1784. S. 8 und 15.

**) Travels through Poland, Russia etc. by Will. Coxe 1. 22. C.

***) Thaarup, Statistik der dän. Monarchie, 1. 148 u. 228.

****) Eine weitere Ausführung dieses Grundsatzes enthält die treffliche Schrift: über die Arbeit leibeigener und freyer Bauern, in Beziehung auf den Nutzen der Landeigenthümer, vorzüglich in Rußland, von L. H. von Jakob, St. Petersburg, 1815. Die frühere Ausgabe in russischer Sprache ist die gekrönte Beantwortung einer von der ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg aufgegebenen Preisfrage. Sie zeigt durch eine Menge von Beispielen, aus dem gegenwärtigen Landbau Rußlands genommen, wie sehr dieser dem Landbau anderer Länder, welcher von Freyen getrieben wird, nachsteht. Ein mehrjähriger Aufenthalt des Verfassers im Innern des russischen Reiches hat ihn in den Stand gesetzt, diese lehrreichen Thatsachen zu sammeln, er hat die Beobachtungen des jüngeren Young, Sohns des berühmten englischen Landwirths, hinzugefügt, die jener 1807 in der Statthalterschaft Moskwa anstellte, wohin er sich auf Aufforderung des Kaisers begeben hatte, um die russische Landwirthschaft kennen zu lernen und seine Bemerkungen dem Ministerium des Innern mitzutheilen.

110. Landwirthschaftliche Statistik.

4 Preußen. Bauernstand. Theilung der 1 Gemeinheiten. Ablösung der Dienste.

Im Königsberger Regierungsbezirk, wo zu Ende 1819 die Auseinandersetzung in 140 Dörfern vollbracht ward, waren dadurch 615 Bauern freye Eigenthümer geworden. Es waren 16 neue Vorwerke und 410 neue Familienwohnungen (in 115 neuen Häusern) entstanden. Es waren 23 Schulstellen durch Zerlegung von 61 Morgen preußisch verbessert. Es waren 36,836 Gespann- und 44,038 Hand-Dienstage aufgehoben. In Hinsicht der verschiedenen Abfindungsarten waren gewählt: in 53 Fällen Land- in 33 Fällen Rente- und in 2 Fällen Capital-Abfindung. Die Entschädigung der Gutsherrn bestand: bei den 53 Fällen, wo man sich auf Land abgefunden hatte, in 21,305 Morgen, ihrer freyen Benutzung zurückgegeben; bey den 33 Fällen der Rente-Abfindung in einer jährlichen baaren Einnahme von 7833 Rthlr. 3 Gr., welche jedoch nach den Durchschnitts-Marktpreisen des Getreides steigt und fällt; bei den 2 Fällen endlich, wo Capital genommen wurde, in Baarzahlung von 27,000 Rthlr. Hierbey ist, was der Bauer an Hofwehr-Geldern zahlte, nicht in Anrechnung gebracht.

Mitredakteur R. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

April. ——— Nr. 31. ——— 1822.

111. Landwirthschaftliche Institute.

10/2 Das landwirthschaftliche Institut zu Idstein mit einigen Rückblicken auf Hofwyl.

Immer haben solche Anstalten, mögen sie öffentlich oder das Eigenthum eines Privatmannes seyn, die wichtigste Bedeutung und den größten Werth für das Vaterland, indem sie dahin arbeiten, dem Bedürfniß des Landes und der Zeit abzuhelfen; denn sie sind gemeinnützig und edel gemeint, heilbringend für alle Stände und für das ganze Volk. Sie arbeiten dem Schaden der Zeit, dem kleinlichen Eigennutz entgegen, indem sie unumstößlich darthun, daß gemeinnützige Unternehmungen das Wohl des Staates fördern, welches durch Eigennutz und Selbstsucht jedesmal untergraben wird. Nur muß der Gegenstand ihrer Bestrebungen ein allgemein wohlthätiger seyn. Er muß sich nicht in Studienstuben und hinter Bücherburgen verkriechen, sondern ans Tageslicht treten vor den braven Landmann, vor den thätigen Bürger in den Städten, und muß durch den Erfolg seine Tüchtigkeit zum Zweck erweisen können.

Ein solcher Gegenstand ist wohl der Landbau, er, die Stütze alles bürgerlichen Wohls (in allen Zeiten ein unbestrittener Satz) und jedesmal die erste Sorge weiser Landesregierungen. Es ist aber der Landbau in vielen Gegenden Teutschlands sehr zurück, und somit auch alles, was aus seiner Vervollkommnung hervorgeht, wie der Wohlstand des Landmanns, die Stütze wohlgeordneter Staaten.

Die herzoglich Nassauische Regierung scheint, von weisen Männern angeregt, solches eingesehen zu haben; und hat zu dem Zweck für ihr Land zunächst die landwirthschaftliche Anstalt zu Idstein gestiftet, von welcher ich hiemit, da sie noch nicht hinreichend bekannt zu seyn scheint, etwas mittheilen möchte.

Selbst Sohn eines Landmannes aus der Schweiz, wo beinahe jeder etwas bemittelte Mann sein Vermögen und sein bürgerliches Daseyn nirgends sicherer zu stellen weiß, als auf liegende Grundstücke, und keine Zinsen reicher glaubt, als die er durch seiner Hände Arbeit erschwingt, ist es mir immer von Werth gewesen, Unternehmungen, welche Verbesserungen des Landbaues bezwecken, zu erkennen, und wenn ich sie gut befunden, das Volk, unter welchem solches unternommen worden, darauf aufmerksam zu machen, und zur Benutzung und Beförderung des gemeinnützigen Werkes aufzufordern.

Idstein liegt in einem der höheren Thäler des Taunus, den kalten Winden offen, nur gegen Norden von Wäldern nicht geschützt. Der Untergrund des Landes ist Thonschiefer; die Ackerkrume, besonders in den höhern Gegenden, und so in Idstein, besteht aus der verwitterten Oberfläche dieses Gesteins, und ist weder tief noch fett. In der Stadt ist ein altes herzogliches Schloß. Eine Viertelstunde davon südlich Gassenbach, ein herzoglicher Hof von 800 Nassauischen Morgen. Diesen hat man zu folgenden Zwecken bestimmt:

Auf dem Hofe Gassenbach sollte eine Musterwirthschaft für das Herzogthum aufgestellt werden. Das Schloß sollte dienen zur landwirthschaftlichen Anstalt,

welche die zu einem veredelten Landbau erforderlichen Kenntnisse ertheilen soll, während die jungen Männer auf dem Gassenbacher Hofe von dem dortigen Verwalter zur Anwendung des Erlernten angeleitet werden. Es ist ferner von der Regierung angeordnet, daß ein Stück von Gassenbach als Versuchsfeld diene für die landwirthschaftlichen Zöglinge, wie das bei ordentlicher Erlernung des Landbaues unumgänglich nothwendig ist; weil angehende Landwirthe Alles selbst versuchen sollen, nicht allein um die Handgriffe selbst ordentlich anwenden zu lernen, so, daß sie im Stande seyen, Andere wieder dazu anzuleiten, sondern auch damit sie die verschiedenen Bebauungs- und Bepflanzungs-Versuche mit Arbeit und Berechnung ausführen, und den Erfolg mit eigenen Augen sehen können, wo Belesenheit am allerwenigsten fördern würde. Zu den landwirthschaftlichen Kenntnissen gehört nun besonders Kenntniß des Stein- und Erdreiches, ihrer Verwandlungen und Zersetzungen, der Wirkungen des Wassers und Wetters rc. Ferner Pflanzen- und Thierkunde. Ihr Leben und Todesprozeß und die Beziehungen, Zusammenhang und Wirkungen dieser Gegenstände unter und auf einander. Hierher gehört auch das weite Feld der Baumzucht, und in chemischer und ökonomischer Hinsicht Branntweinbrennerey, Bierbrauerey und Essigsiederey. Ferner Kenntniß des Bauwesens, soweit wirthschaftliche Bauten es erfordern, und landwirthschaftliche Haushaltung überhaupt, und endlich noch die hierzu und zum Feldmessen, zu Bauten, Plänen und Rissen erforderlichen Kenntnisse der angewandten Mathematik.

Zu dem allen ist das Jahr in 2 Theile getheilt. Was zur Anwendung nothwendig gehört, fällt ins Sommerhalbjahr; was auch ohne unverzügliche Anwendung gelehrt werden kann, ins Winterhalbjahr.

Für die Thierarzneykunde ist schon ein eigenes Gebäude als Thierspital bestimmt, und ein tüchtiger Thierarzt vorhanden, den nöthigen Unterricht in der Anwendung zu ertheilen. Die kranken Thiere der Gegend sollen hierher geliefert, und hier behandelt werden. Es ist diese Kenntniß ein wichtiges Erforderniß eines guten gebildeten Landwirthes.

Stein-, Erd- und Pflanzensammlungen sind bereits im Schlosse aufgestellt, in einem eigends dazu bestimmten Saal, wo sich auch die Elektrisirmaschine und Luftpumpe und andere Werkzeuge befinden, zur nähern Erklärung vieler Naturerscheinungen, welche besonders den Landwirthen täglich auffallen, und oft sonderbar in seine Thätigkeit eingreifen, und die wenige sich erklären können; ferner auch zur Kenntniß der Werke menschlichen Kunstfleißes, wie Brunnen- und Mühlbau und Verfertigung mechanischer Werkzeuge, die beim Landbau oft von großem Nutzen und Bedürfniß sind.

Was der jungen Anstalt noch an Mitteln fehlt, wird gewiß die herzogliche Regierung, die das Werk schön begonnen hat, und nicht im Stiche lassen wird, bald anschaffen.

Das Mehrere ist angeführt in dem Lehrplane des herzoglich Nassauischen landwirthschaftlichen Instituts zu Idstein.

Zur Förderung einer solchen Anstalt ist von der größten Wichtigkeit die Wahl ihres Vorstehers. Dies konnte von einem weisen Ministerium nicht leicht auf einen tüchtigeren Mann fallen, als auf Wilhelm Albrecht aus Rothenburg in Franken. Selbst Eigenthümer eines beträchtlichen Gutes in der Nähe seiner Vorstadt, durch Studiem, Reisen, vielerley Lebenslagen und vielfache Erfahrung in seinem Beruf zu einer solchen Stelle gereift; durch sein Vermögen übrigens ganz unabhängig, aber mit dem regen Eifer eines Menschenfreundes und guten deutschen Bürgers bereit, seinem Vaterland, wo es auch nur sey, seine Kräfte, seinen Willen und all seine Anstrengungen zu weihen, ist er diesem Ruf gefolgt, weil er hoffte, etwas Ausgezeichnetes zu leisten, wo von der Regierung aus so ein ausgezeichneter Wille sich offenbarte. Ein weises Ministerium konnte auch wohl keinen Mann wählen, dessen Lebenszweck so sehr übereinstimmte mit dem Streben, welches dasselbe durch Errichtung solcher Anstalten an den Tag legt.

Die Regierung hat ferner einen geschickten Arzt erwählt, Doktor Franke, welcher neben seinen Berufsgeschäften in der Stadt, an der Anstalt den Unterricht in Chemie und Physik ertheilt.

Der Verwalter in Gassenbach, Hasloch, ist ein Landmann von vieler Erfahrung und Kenntnissen in seinem Fache. Er kennt und hat zum Theil

auch die landwirthschaftlichen Anstalten in Teutschland und der Schweiz besucht und benutzt, und wendet nun seine Erfahrungen in Idstein an, im Kampf mit der stiefmütterlichen Natur dieses Landes. Die Wirthschaft hat sich in 6 Jahren schon bedeutend verbessert, und was menschlicher Fleiß vermag, schien mir angewendet zu werden, um diesen hartnäckigen Boden zu zähmen, und zum Dank zu zwingen.

Ein solcher Mann gibt den Zöglingen der Anstalt die Anweisung in allen Arbeiten, die der gebildete Landwirth nur irgend zu leisten haben kann, und in allen Geschäften, die zu einer wohl eingerichteten Wirthschaft gehören, Selbstthätigkeit, Uebung, Handanlegen an Alles. Alles versuchen, nicht ermüden, bis das Rechte gefunden und gelungen ist; das soll zu einem tüchtigen Landwirth bilden, so wird er am schnellsten und sichersten zu seinem Zweck gelangen, besonders wenn ein verständiger Mann mit Anleitung nachhulft. So gebildet, wird er frey und unbefangen von theoretischen Vorurtheilen, (welche oft aus einzelnen örtlichen und klimatischen Verhältnissen geschöpft, von unerfahrenen seichten Forschern als Regel aufgestellt werden) den jedesmaligen Zustand des Bodens, die ganze Naturbeschaffenheit des Landes zu beobachten und zu behandeln wissen. Es ist ein Amerikaner vom Missisippistrom in Idstein. Die Lage seines Landes erfordert ganz verschiedene wirthschaftliche Behandlung. Aber er wird sehr gut zu jener landwirthschaftlichen Vielseitigkeit und durch diese zu seinem wirthschaftlichen Zweck in seinem Vaterland zurückkehren, indem sein Urtheil gesund und richtig, schon jetzt über die Behandlung des dortigen segenreichen Marschlandes entscheidet, nach dem, was er in Idstein gelernt und gesehen hat, auf einem steinigten und undankbaren Boden.

Aus allem dem wird wohl erhellen, wie wichtig eine solche Anstalt für das ganze Land seyn muß, und wie natürlich es zugeht, daß sich um einen solchen Punkt gern die, welche sich solcher Unternehmungen, oder doch ihres Zweckes annehmen, sammeln, um durch gegenseitige Mittheilungen ihre Erfahrungen gegenseitig zu bereichern, und in dieser Hinsicht als gute treue Bürger für des Landes Wohl zu rathen und zu thaten. Solche Männer haben sich auch zu solchem Zwecke in eine landwirthschaftliche Gesellschaft zusammengethan. Und dieses kann für das Land vom größten und besten Einfluß seyn, wenn gerade die vermöglichsten und erfahrensten Landwirthe durch solche wohlgemeinte Mittheilung in Verbindung treten; und der Regierung kann nichts erwünschter kommen, als sich durch ihre Bürger in ihrem Streben nach dem Wohl des Volks so unterstützt zu sehen. Deßwegen ist dieses eine sehr schöne Einrichtung, und würdig, andern deutschen Ländern zum Beispiel zu gereichen, welches nachzuahmen Niemand scheuen soll, wer es recht gut meint.

Aus dieser Einrichtung geht sehr natürlich hervor, daß von wohlmeinenden Männern die erworbenen Erfahrungen in der Zwischenzeit unter sich, und überhaupt ihren Mitbürgern mitgetheilt werden, damit der Erfolg der einzelnen Bestrebungen, und die aus der Vergleichung vieler Beiträge gezogenen Schlüsse für die Gesellschaft Jahrbücher ihrer Thätigkeit und Wirkungen bilden, woran auch ihre Nachfolger sehen mögen, was und mit welchen Mitteln Gutes bewirkt worden, und nacheifern mögen, gleich fleißig zu seyn; aber weiter zu reichen als die Vorgänger, und damit, was ein jeder Einzelne gefunden, nicht als Eigensache bei ihm bleibe, sondern öffentlich werde zu Jedermanns Dienst und Nutzen. Ein solches Jahrbuch ist das Wochenblatt von Idstein, welches der Direktor Albrecht abfaßt, indem er alle einlaufenden Beiträge aufnimmt, der Sprache, der Gemüthsart und dem Verstande der Landleute faßlich und eindringlich macht, nicht wie viele, die dieses in einer gewissen tölpelhaften groben Sprache zu finden glauben, sondern einfach, deutsch und derb. Diese Wochenblätter sind viel besser als ein Bauernkalender, indem sie nicht den Sinn des Landmanns zerstreuen und auf unnütze Dinge oder alberne Histörchen wenden, sondern auf nützliche Art aufheitern, so, daß sie jetzt schon im ganzen Lande beliebt und verbreitet sind, und für gut befunden wurden, daß sie als Lesebuch in den Schulen des Landes eingeführt wurden, womit Jung und Alt sehr zufrieden ist, weil Jedermann etwas für sich darin findet. Ich glaube diese Blätter verdienen auch

im übrigen Teutschland beachtet zu werden. Denn was die Mitglieder der Gesellschaft oder andere Freunde des Wochenblatts auf Reisen oder auf eigenen und Nachbarswirthschaften beobachtet haben, das theilen sie den deutschen Brüdern nah und fern darin mit, damit diese Blätter zur Kenntniß und Prüfung gelangen, und Lust zu gleichen Forschungen erregen.

Wer diese Blätter kennt, wird mir beistimmen, und wer sie nicht kennt, den wird es gewiß nicht gereuen, sie kennen zu lernen, und wer sie für gut befunden, der wird nicht umhin können, sie in seiner Gegend bekannt zu machen. Das möchte ich doch den würdigen Pfarrherren in Teutschland empfehlen, denen es zumeist obliegt, und die auch die beste Gelegenheit haben, durch ihren täglichen Umgang mit dem Landmann, ihn mit dem Guten, was für ihn geschieht, bekannt zu machen, nicht damit dieser gerade Alles nachahme, sondern nacheifere, in seinem Lande so viel möglich, auch so zu arbeiten und nach dem Bessern zu fragen. Aber das scheint ja, könnte man sagen, einzig den Landmann allein und seinen Nutzen zu betreffen. Ich frage dagegen alle Stände der menschlichen Gesellschaft, was sie ohne den Landmann und seine Anstrengung anfangen wollten? und ob sie nicht, um nach besserm Wissen und Gewissen zu handeln, alles thun sollten, um den Landbau zu heben, und besonders den tüchtigen Landmann zu fördern? Denn das meiste Uebel in der Gesellschaft entsteht wohl dadurch, daß die verschiedenen Stände meistens zu sehr auf ihren augenblicklichen Vortheil in der nächsten Umgebung Rücksicht nehmen, und nicht erkennen wollen, daß gegenseitige Hülfsleistung auch gegenseitige Förderung und allgemeines Fortschreiten bewirkt. Aus eben demselben Grund werden solche Anstalten und Bestrebungen bei weitem nicht so sehr gewürdigt, und in ihrem Entstehen nicht so von allen Seiten, wie es seyn sollte, unterstützt, und erhalten nur langsam durch beharrliche Ausdauer den Einfluß, welchen sie gehörig beachtet und unterstützt, bald erhalten müßten.

Sehr wichtig für ein Land, und nach dem Plan eines weisen Ministeriums auf übereinstimmende Wirksamkeit gesetzt mit der landwirthschaftlichen Anstalt ist das Schullehrer-Seminar in Idstein. Es sollen darin fähige junge Bauernsöhne zu Schullehrern in ihren Dörfern gebildet werden. Vor allem wird von diesen erfordert werden, daß sie das, worin jeder junge Mensch und Christ unterrichtet werden muß, lehren können. Es wird aber auch von ihnen gefordert, daß sie geschickte und tüchtige Bauersleute seyen, die den Bauern mit Rath, der Jugend durch Anweisung auch im Landbau beistehen können; daß sie sich durch ein streng sittliches Betragen und überwiegende Kenntnisse des Landmannstandes Ansehen, und unter ihm Wirksamkeit und Einfluß verschaffen, und so im Stande seyn, geschickte, tüchtige Landleute zu erziehen, welche ihrem Stande recht gewachsen, ihre menschliche Bestimmung kräftig erfüllen können, wo sie auch immer in der Gesellschaft stehen mögen. Dieser Zweck stimmt völlig mit dem der landwirthschaftlichen Anstalt überein, ist aber weit umfassender, weil von seiner Erfüllung das Wohl von Tausenden abhängen soll, während in jener nur für den Einzelnen, in diesem einzelnen Fache gewirkt wird, und man nicht voraussetzen kann, daß diese Wirksamkeit sich auch über die Umgebung des Einzelnen erstrecken werde.

In der Nähe des Schlosses ist ein eigenes neues und bequemes Gebäude für dieses Seminar errichtet worden, in welchem zugleich der Vorsteher desselben mit seinen Hausgenossen wohnt. Die Lehrzimmer sind einfach, geräumig und hell, und reinlich gehalten. Die jungen Seminaristen wohnen in der Stadt bei den zuverläßigsten Bürgern unter strenger Aufsicht. Im vierzehnten Jahre werden sie aufgenommen, wo möglich bisher sittlich erzogene und fähige Knaben.

Bei Errichtung des Seminars sind auch ältere Zöglinge aufgenommen worden, weil es im Lande besonders an Schullehrern gebrach. Schade, daß der Zeitraum, welcher zu dieser Lehrbildung bestimmt ist, sich fürs erste auf zwey, später nur auf drey Jahre erstreckt, und daß nicht um eine recht reine Anstalt zu bilden, wenigstens im Anfang auch Kinder in ihren ersten Knabenjahren da recht sittlich und zu tüchtigen Lehrern erzogen werden. Denn in so kurzer Zeit kann

bei weitem das nicht geleistet werden, was zu einem tüchtigen Schullehrer erforderlich ist, und im 13ten oder 14ten Jahre, in welchem sie demnach austreten, sind sie noch sehr jung, und können ihrem Beruf schwerlich schon vorstehen, wie es geschehen sollte, und wie es die Regierung ihren Absichten gemäß wünschen muß, und wie es geschehen würde, wenn die jungen Leute aus guten Schulen in das Seminar aufgenommen, da vom 14ten bis ins 20te Jahr auf eine recht vollkommene Lehrbildung alle Kraft und Anstrengung unausgesetzt verwenden könnten.

(Der Beschluß folgt.)

112. Thierheilkunde.

38 Beobachtungen und Erfahrungen über die Erkenntniß und Heilung der Maul- und Klauenseuche bei den Rindern, Schafen und Schweinen.

(Beschluß von Nr. 29. 1822.)

Bei der bösartigen sogenannten spanischen Klauenseuche oder Hinke verfuhr ich, was die operative Hülfe anbetraf, auf dieselbe Weise, entfernte mit dem Messer nicht nur alle abgetrennte Oberhaut und losgelösete Hornparthien, verschafte der Jauche einen freyen Abfluß, und nahm, wo es nöthig war, auch alle angegangene und verartete Fleischparthien mit hinweg, cauterisirte in einzelnen Fällen die darunter liegenden gesunden Theile mit einem glühenden Eisen, um eine schnelle Abfaserung und Reinigung der Wunde zu bewirken, und eine gute Eiterung zu erhalten, und verband in den meisten Fällen die Wunden mit einem Gemisch aus Salzsäure, Terpentinöhl und Campher, mit dem ich Buschis befeuchtete, und in die geöffneten Geschwüre brachte. Stellte sich dann eine gute Eiterung ein, so verband ich blos mit gewöhnlicher Digestivsalbe, oder einem Gemisch aus Terpentinöhl und Eydotter, und zuletzt bediente ich mich zu der Austrocknung und Vernarbung des ätzenden Sublimat-Wassers (Aqua vagadenica.) Bei welcher Behandlung ich in Zeit von 16 bis 18 Tagen und 3 Wochen auch die bösartigste Klauenseuche bei vielen Heerden, wo sie schon seit Jahren gleichsam eingewurzelt war, vollkommen heilte, bis auf wenig Stücke, bei welchen die anhaltende Entzündung eine Verwachsung der Fußknochen verursacht hatte, und bei welchen nun eine unheilbare Steifigkeit zurückblieb.

Bei Schweinen ging die Heilung der Klauenseuche auf dieselbe hier angegebene Weise am schnellsten vor sich, ja viele wurden durch den Morast und Koth, in welchem sie unausgesetzt waren, von selbst geheilt und zwar insofern, als sich dadurch die Entzündung zertheilte, oder die Thiere bei eingetretener Eiterung bald gänzlich ausschuheten und sich sehr schnell wieder ein neuer hornigter Schuh bildete.

Ueberhaupt kann man bei der Klauenseuche im Allgemeinen die schnelle Reproduktionskraft der Natur nicht genug bewundern, durch welche in wenig Tagen ganz neue Hornschalen und Ballen der Klauen gebildet werden.

Auch bei dieser Krankheit gab ich niemals innerliche Mittel, und bewirkte die Heilung jederzeit durch äußerliche Mittel allein.

Ob auch schon dieser praktische Beitrag zu der Erkenntniß und Heilung der Maul- und Klauenseuche von einem Schüler unserer Thierarzneyschule keine neuern Ansichten und Aufschlüsse über diese Krankheiten liefert; so verdient er doch ebenfalls, als ein gesammeltes Aktenstück hierüber hier einen Platz, und es sey mir erlaubt, auf einige Beobachtungen desselben und praktische Wahrnehmungen in dieser Anmerkung Thierärzte und Oekonomen noch besonders aufmerksam zu machen. Was daher

1) die Kenntniß der Maulseuche anbetrift, so sind hier die Zufälle derselben ganz nach praktischen Wahrnehmungen aufgezeichnet, zu denen nur noch nach meinen Beobachtungen nachzutragen seyn möchte, daß da, wo die Maulseuche aus innern Ursachen, der Fütterung, Mehlthau und einer besondern Disposition der Thiere hierzu entstand, die Blasen und Blattern an und in dem Maule vielzähliger waren, gleichsam in große Pfützchen, Tümpel oder Depots zusammenliefen und sich in vielen Fällen ebenfalls auch ähnliche Blasen am Euter und am After zeigten; dahingegen, wo die Maulseuche durch Ansteckung entstand, diese Blasen kleiner, in einer geringern Anzahl, nicht so zusammenfließend, und dies nur immer an dem äußern Maule, weniger auf der Zunge und in dem Rachen, und beinahe gar nicht am Euter und an dem After vorhanden waren.

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, daß die Maulseuche bei dem Rindvieh gewöhnlich mit der Klauenseu-

the vereinbart erscheint, da oft an beiden nur örtliche Einwirkung, als: Näße, Mehlthau und dergl. die Ursache davon abgeben, aber nicht immer diese Uebel als Ablagerung eines Krankheitsstoffes, als eine Krisis anzusehen sind. Allein durch den Genuß von schlechtem und ungesundem Futter werden die Säfte im Allgemeinen entmischt, und deshalb auch die örtlichen Entzündungen verschlimmert, sie nimmt mehr einen gastrischen Charakter an, und die Heilung wird erschwert; wiewohl man bei der Maulseuche in den meisten Fällen ein vorangehendes allgemeines Fieber, das sich durch die örtliche Entzündung im Rachen entscheidet, nicht abläugnen kann. Allein allemal ist dies nicht der Fall und man beobachtet auch allerdings mehrere Fälle, wo selbst die Maulseuche auch nur als ein, durch den Genuß mit Mehlthau überzogenen Futters, welches die Zunge, die Lippen und die Auskleidung des Rachens reizte, erregtes örtliches Leiden anzusehen ist und nur erstlich durch den Schmerz, und insofern als bei diesem Zustand keine Nahrungsmittel aufgenommen werden konnten, zu einem allgemeinen Leiden wurde.

Der Mangel des Wiederkäuens, dünne oder gar aussetzende Milch, das Geifern aus dem Maule, und der abgesetzte trübe Urin lassen sich ebenfalls auch durch die bloße örtliche Entzündung im Rachen ohne ein allgemeines Fieber erklären, da ja grade dadurch, daß sich die Entzündung in dem Rachen befand, ein Zufluß der Säfte, also das Geifern erfolgen, und das Wiederkäuen aufhören mußte, da das letztere jetzt mit Schmerz für die Thiere verbunden war. Selbst der Umstand, daß der Geifer dick und klebrigt ist, sich in Fäden spinnt, und einen üblen Geruch annimmt, beweiset nichts für ein allgemeines Leiden, da wir ja wissen, daß jeder Saft, der stockt, aus seinem Mischungsverhältnisse tritt, und sich mehr oder weniger zu der Auflösung hin neigt. Auch riechen beinahe alle Geschwüre, ob sie schon in den meisten Fällen nur als örtliche Leiden anzusehen sind. Und, was die veränderte oder ganz mangelnde Milch und den trüben Urin anbetrift, so lassen sich diese Zufälle auch aus der mangelnden Aufnahme der Futterstoffe und aus dem Schmerz im Allgemeinen erklären, wodurch die Verrichtung aller Organe, und also auch die der Euter und der Nieren mehr oder weniger von ihrer normalen Beschaffenheit verlieren.

Sey es indessen auch, daß die Maulseuche als ein allgemeines Leiden anzusehen sey, so beweiset doch wenigstens der Verlauf des Uebels, so wie der Erfolg der blos angewandten örtlichen Mittel, daß diese Krankheit als allgemeines Leiden sehr geringfügig und nur mehr als ein solches anzusehen sey, das sich durch ein örtliches Uebel äußert und durch eine bloße örtliche Behandlung geheilt wird. Warum also über diesen ganzen Krankheitszustand, als eigentliche Seuche genommen, so viel Aufsehen machen, da er ja im eigentlichen Sinne des Wortes keine Seuche, sondern ein durch äußerliche Einflüsse erzeugtes äußerliches Leiden ist, das auch bloßen äußerlichen Mitteln in kurzer Zeit weicht?

Daß übrigens die Maul- und Klauenseuche nicht unbedingt vereinigt seyn muß, sehen wir hier und da bei dem Rindvieh, wo die eine oder die andere Krankheit nur für sich erscheint, und beobachten diesen Fall ganz vorzüglich bei dem Schafvieh, wo die Klauenseuche oft, die Maulseuche aber selten und, nach meiner Erfahrung nur immer als Folge von der erstern hervorkommt, und zwar insofern, als sich die Schafe an den wunden und schwärenden Klauen lecken und nagen, deshalb auch bei diesen Thieren die Blasen nur an der Zungenspitze und an dem äußern Maule zu sehen sind.

Die Ursachen dieser Krankheiten sucht der Verf. vorzüglich in den nachtheiligen Einflüßen des Mehlthaues und in der nassen Witterung des vorigen Jahres, was alle Beobachtungen der Landwirthe bestätigen und auch meine Erfahrung bekräftiget. Nur wäre noch auszumitteln: ob diese Schädlichkeiten erstlich ein allgemeines Fieber erregten und als Krisis, als Ablagerung desselben nach einem äußern Theile, die Maul- und Klauenseuche erzeugten, oder ob sie nur unmittelbar an sich nachtheilig auf die äußern Theile, die Auskleidung des Rachens und die Klauen einwirkten, und hier nur ein örtliches Leiden hervorbrachten, das nur erstlich im Verlaufe seiner Dauer ein allgemeines Leiden nach sich zöge. Vielleicht sind beide Fälle zugegen und eben so wenig, als wie es sich in den meisten, ja beinahe allen, abläugnen läßt, daß die Klauenseuche durch örtliche nachtheilige Einflüsse auf die Klauen selbst erzeugt wird, und in vielen Fällen auch nur örtliche Reizungen an der Maulseuche Schuld sind; eben so wenig läßt es sich wieder ganz bestreiten, daß nicht unter gewissen Bedingungen beide Krankheiten, und vorzüglich die Maulseuche von einer allgemeinen Krankheit entsteht, und sich nur durch ein örtliches Leiden entscheidet.

Welche Meinung aber auch die richtige oder die

falsche sey, soviel geht wenigstens aus der Erfahrung, die beste Schiedsrichterin über Streitigkeiten in de ärztlichen Kunst — hervor, daß wenn man die Krankheit erkennt, und wir zu ihrer Behandlung gerufen werden, sie nur in einem örtlichen Krankenzustande besteht, und allein durch örtliche Mittel gehoben wird.

Die Ursache beider Uebel als Ansteckung, ist als eine Impfung zu betrachten, bei welcher, so wie durch jede auf den thierischen Körper gebrachte Schärfe eine örtliche Entzündung, ohne vorhergegangenes allgemeines Fieber, entstehen kann und da, wo keine Berührung der wirklich kranken Stelle mit der gesunden, als durch Lecken, durch Eintretung in den Fußtapfen, den kurz zuvor eine kranke Klaue trat, vorhanden war und die eine oder die andere Krankheit, oder beide zugleich doch in einem Stall hervorkam, ist nicht sowohl die Ansteckung, als die allgemein eingewirkten Ursachen, als: Witterung, Fütterung ꝛc. an den Uebeln Schuld, die mehrere Thiere zu gleicher Zeit oder nach und nach ergreifen, je nachdem die prädisponirenden Ursachen hierzu vorhanden waren, und in welchen, aber nicht in der eigentlichen Ansteckung die Ursache der Krankheiten zu suchen ist.

Dies eine kurze Wiederholung meines Glaubensbekenntnisses über die Maul- und Klauenseuche, das ich auch schon in den vorhergehenden Abhandlungen über diesen Gegenstand ausgesprochen habe.

Was den Verlauf beider Krankheiten anbetrifft, so rechtfertigen auch die Beobachtungen des Fahnenschmid Helds meine Meinung über die Entstehung dieser Uebel; denn auch nach seinen Erfahrungen verliefen beide Krankheiten in kurzer Zeit, und ohne alle Anwendung innerlicher Mittel, und bei der Klauenseuche nur mit der Anwendung der operativen Hülfe, des Messers. Würde dieses aber wohl der Fall gewesen seyn, wenn man sie als allgemeine innerliche Krankheiten zu betrachten gehabt hätte, die außer der örtlichen Behandlung doch auch noch innerliche Mittel zu ihrer Heilung verlangt hätten?

Da die Vorhersagung bei beiden Krankheiten nach aller Erfahrung praktischer Thierärzte so günstig gestellt werden kann, und der Erfolg diese Prognosis bestätiget, so begreife ich nicht, wie theoretische Schriftgelehrte diese Krankheitszustände für so gefährlich ausschreien, sie als eine gefährliche Seuche angeben, und eine förmliche Sperre wegen ihr anlegen können. Manchem armen Viehhändler und Landwirth wurde dadurch viel Schaden zugefügt, und den Mißbräuchen und Plackereyen mit Attestaten und dem charlatanmäßigen Handel mit Viehmedikamenten ein weites Feld gegeben und ihm gleichsam Thor und Angel zu seinem Einzuge geöffnet; wie denn viele Beispiele hierüber anzuführen wären.

Durch die zu große Aengstlichkeit, Verkennung des Uebels und den Mangel praktischer Kenntnisse entstanden dann in Hinsicht des Genusses von der Milch und dem Fleische dieser kranken Thiere, neue Mißbräuche und ein allgemeiner Nachtheil für das Verkehr und den Unterhalt; denn gewiß war es, und die Erfahrung aller praktischen Thierärzte und Oekonomen bestätiget es, daß weder das Eine noch das Andere der Gesundheit des Menschen und der Thiere schädlich war, und daß die armen Thiere, die man als unheilbar, ansteckend und gefährlich tödtete, eine gute und unschädliche Nahrung würden abgegeben haben. Aber so lange man sich um die Natur des Uebels nicht selbst bekümmerte, und nur der Meinung von Schriftstellern folgte, die diese Krankheiten selbst nur aus Büchern, aber nicht aus eigener Beobachtung und Erfahrung kannten, konnte es nicht anders kommen, und wird so lange noch so fortgehen, bis man sich überzeugt, daß zu einem praktischen Thierarzt mehr gehört, als die bloßen Vorwissenschaften menschlicher Aerzte, die bei allen ihren Kenntnissen, vielleicht geschickte menschliche Heilkünstler, nur keine Thierärzte mit erfahrenem Blick und praktischem Takt seyn können, bis sie nicht längere Zeit die Krankheiten und Gebrechen der Thiere nicht sowohl im Hörsaal, als vielmehr im Krankenstall studirten.

Was die Sektionsberichte bei diesen Krankheiten anbetrifft, so sind sie sehr oft ganz einseitig und nach vorgefaßten Meinungen abgefaßt. Man will dann an der Lunge, der Leber, oder irgend einem innern Organ das finden, was man in seiner Einbildung über die Krankheit fand, und sie sind daher bald zu blaß, bald zu roth, bald zu locker, bald zu fest, und ihr supponirter Krankenzustand soll dann mit der Krankheit in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, ob dies schon häufig gar nicht der Fall ist, und wir bei der Sektion ganz gesunder Thiere dieselben Zustände finden

würden, die wohl auf eine allgemeine Schwäche, oder eine allgemeine Erregbarkeit hindeuten, aber nur in keiner Verbindung mit den Zufällen dieser oder jener Krankheit stehen, die sie höchstens in etwas abändern, modifiziren, aber nicht hervorbringen können.

So war es z. B. im vergangenen Jahre mit der Klauenseuche, man tödtete mehrere der an dieser Krankheit leidenden Thiere, und wollte nun die Ursache ihrer Entzündung an den Klauen, die von örtlichen Ursachen entstand, in der einen oder der andern Abweichung von dem Normalzustand innerer Eingeweide finden, mehr oder wenigere fehlerhafte Beschaffenheit, die mit diesem Uebel gar nicht zusammenhieng, und die man bei tausend andern Thieren, die nicht an der Klauenseuche litten, ebenfalls auch gefunden haben würde, wenn man sie secirt hätte.

Gleichwohl sieht man dies gar nicht ein, und die Unbekanntschaft mit dem Gesundheitszustand der Thiere, sowohl in anatomischer wie in therapevtischer Hinsicht, führt oft die ungegründetesten Urtheile, die fehlerhafteste Behandlung herbei, wie ich dies mit einer ganzen Sammlung von Anekdoten dieser Art aus meiner thierärztlichen Praxis belegen könnte.

Was die Behandlung, sowohl der Maul-, so wie die der Klauenseuche anbetrift, so ist diese wenigstens nach meinem Urtheil von dem Fahnenschmid Held sehr richtig aufgefunden worden.

Bei der Maulseuche erwähnt er, mehr als vorbauendes wie als heilendes Mittel, einen allgemeinen Aderlaß, und hat, wenn er zeitig angewandt wird, gewiß sehr recht; nur ist noch dabei zu erinnern, daß auch die Ursachen, welche zu der Entzündung in dem Rachen die Veranlassung abgeben, als ungesundes und scharfes Futter, zugleich mit entfernt werden müssen.

Wie wir denn überhaupt mit einem allgemeinen Aderlaß gewiß so manchen Krankheiten der Thiere, die in der Regel und im Anfange fast allemal rein entzündlich sind, vorbauen würden, wenn wir nur bei Zeiten zur Hülfe gerufen würden. Allein so ist, wenn man uns zu Rathe zieht, gewöhnlich schon die rechte Zeit zu dem Aderlaß vorbei, und das reine entzündliche Leiden in ein chronisches übergegangen, vorzüglich bei den Thieren, die so wie das Rindvieh, so viele Anlage zu gastrischen Krankheiten haben, deren Fasernbau so locker, und die Hinneigung jeder Entzündung zur Fäulniß so vorherrschend ist.

Das Oeffnen der Blasen, das Reinigen der Geschwüre und des ganzen Rachens, ist gewiß auf die beschriebene Art recht zweckmäßig, und verdient alle Beachtung und Nachahmung. Die Mittel sind einfach, und doch zur Heilung hinreichend, und das Weglassen aller innerlichen Arzneyen sehr passend. Wie denn überhaupt, wie ich in allen meinen Schriften so oft erwähnt und es auch hier wiederhole, eine gute und sorgsame Pflege bei den Thieren, und eine gesunde und hinlängliche Nahrung in Krankheiten und Schwäche, mehr zu ihrer Heilung mit beiträgt, als alle innerliche Arzneyen, deren fortgesetzter Gebrauch bei Thieren auch gar nicht so leicht möglich wird, als wie bei den Menschen, wie indessen freylich nur jeder praktische Thierarzt weiß; indessen nach den Theoretikern dieser Wissenschaft, Pulver und Latwergen oft Jahre lang nicht ausgehen sollen.

Die Heilung der Klauenseuche sucht der Verfasser der vorhergehenden Abhandlung ebenfalls auch, und dies mit Recht, vorzüglich in der operativen Hülfe, in der Oeffnung der Geschwüre und der Entfernung aller abgestorbenen, angegangenen und verarteten Theile durch das Messer; nächstdem in dem Verband mit blauem Vitriol. Und gewiß ist dieses Verfahren das zweckmäßigste bei diesem Uebel, und wird mit dem besten Erfolg belohnt, wie die Erfahrung aller praktischen Thierärzte beweiset. Die Heilung erfolgt dann schnell und gründlich, und selbst die bösartigste und älteste Klauenseuche wird dadurch in der möglichst kürzesten Zeit und sicher geheilt, so, daß nur in einzelnen Fällen eine unheilbare Steifigkeit, durch die lange angehaltene chronische Entzündung in den Gelenken und der dadurch entstandenen Verartung und Verwachsung zurückbleibt.

Am Schluß meiner Bemerkung kann ich nicht unterlassen hinzuzufügen, daß ich diese Abhandlung mit für die gelungenste und durch die Erfahrung erprobteste halte.

Mitredakteur R. André. Prag in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

April. —— Nr. 32. —— 1822.

113. Schafzucht.

1. Anmerkungen zu des Hrn. Staatsraths Thaer Recension über des englischen Wollhändlers John Luccock Werk über Wolle ꝛc.

Im 2. Stücke des 8. Bds. der Möglinschen Annalen theilt der verehrungswürdige Hr. Staatsrath Thaer Erklärungen und Bemerkungen zu John Luccocks, Wollhändlers in Leeds, Schrift über Wolle ꝛc. mit, zu denen ich mir folgende Anmerkungen erlaube:

S. 247 — 249. Ueber den Einfluß der Fütterung und Weide auf die Wolle. Es gibt allerdings zweyerley Arten von Feinheit der Wolle, eine angeborne und eine durch äußere Einwirkungen hervorgebrachte. Der Schafzüchtler ist zu dem Glauben berechtiget, daß nur eine natürliche angeborne, in der Organisation des Schafes begründete Feinheit der Wolle dem Fabrikanten und folglich auch dem Wollhändler angenehm seyn sollte; allein es scheint dieß nicht der Fall zu seyn, und es ist Thatsache, daß mehrere Wollhändler auf kärglichere Fütterung dringen mit der Behauptung, die Wolle würde dadurch feiner und durch starke Fütterung vergröbert.

Sehr gut ist es, wenn der Schafzüchtler fleißig auf die Meinungen und Ansichten der Wollhändler und Fabrikanten achtet, — besser, wenn er sie prüft, mit seinen Erfahrungen verbindet und sich abstrahirt, was ihm frommt.

Der Wollfaden des Edelschafes ist eine dehnbare Röhre, die den Nahrungs-Saft, dessen sie zu ihrer Erhaltung und Fortbildung bedarf, in sich schließt. Ein wohlgenährter Körper führt den Wollfäden mehr Säfte zu und die Röhren dehnen sich aus, ein kärglich genährter weit weniger, und die Wollfäden, zusammengeschrumpft, erscheinen feiner. Gesetzt nun, was ich jedoch nicht glauben kann, dem Fabrikanten genüge eine solche Hunger-feine Wolle; so muß doch der Schafzüchtler, dem die weitere Veredlung seiner Heerden am Herzen liegt, sich dadurch nicht verleiten lassen, seine Schafe kärglich zu nähren; denn nur gut und satt genährtes Vieh zeigt seine Wolle in ihrer wahren Gestalt und macht eine richtige Beurtheilung derselben möglich. Die Sprungstöhre sehr gut zu nähren, ohne sie zu mästen, ist eine höchstwichtige Regel; bleiben sie da fein und ausgeglichen, so sind sie mit Zuversicht zur Zucht zu verwenden. Aber auch von den Mutterschafen gilt dieß, wird jedoch häufig noch zu wenig beachtet. Daher kömmt es denn, daß so mancher seine Schafe für weit feiner hält, als sie es wirklich sind.

Ich habe in dieser Hinsicht bei dem aus Sachsen auf die Altgräfl. Salm'schen Herrschaften gebrachten Schafvieh die interessantesten Erfahrungen gemacht. Ich brachte nicht blos Jährlinge (die sich bekanntlich im nächsten Jahre immer etwas verändern) sondern auch bereits 2jährige Mütter und Stöhre mit hieher, und vergleicht man bei mehreren die vorjährige, aus Sachsen noch mitgebrachte Wolle mit jener, die sie jetzt tragen, so kann man sich über die vorgegangene Veränderung nicht genug wundern. Die vielen Stücke aber, die auch nun bei tadelloser Haltung vortrefflich geblieben oder geworden sind, sind mir nun um so schätzbarer. So wie die Wollfäden selbst, eben

so haben auch die Stapel eine bedeutende Veränderung bei diesen Schafen, meist zu ihrem Vortheile, erfahren; denn eben auf den Wollstapel hat die Haltung den allerbedeutendsten, wesentlichsten Einfluß. So kann man z. B. der Lohmener Heerde die spitzen Stapel durchaus nicht als einen Fehler der Race, sondern als einen Fehler der Haltung anrechnen; denn sie verlieren diese Eigenschaft sogleich, wenn sie nach der Schur dem Regen nicht mehr preis gegeben werden und bekommen einen ganz tadellosen Stapel.

S. 262 u. f. und dann wieder S. 273 u. f. spricht der Herr Staatsrath über die Länge des Stapels, über die in dieser Hinsicht bei den Electoralheerden und andern Merinosstämmen anzutreffende Verschiedenheit und über die Cultivirung solcher verschiedenen Stämme.

Es ist gewiß, daß gegenwärtig eine nicht zu lang gewachsene, hochfeine, sanfte und tadellos gestapelte Wolle am theuersten bezahlt werde, und daß man daher auch die Schafgattung, welche sie hervorbringt, jetzt besonders schätzt; es ist aber auch eine anerkannte Erfahrung, daß solche Schafe, wenn sie nicht stets gleichmäßig und überhaupt ein Jahr wie das andere tadellos gehalten werden, je nachdem die Einflüsse des Jahrgangs, besonders auf die Weide, waren, bald längere bald kürzere Stapel ansetzen. Es wird daher in Sachsen z. B. so lange vielleicht unmöglich werden, kurz und langgestapelte Stämme für sich zu sondern und constant zu erhalten, als man dort bei der gegenwärtigen Art, die Schafe zu behandeln, im Allgemeinen bleibt. Ganz etwas anders ist es jedoch mit den bestimmt langwolligen Racen, die eben auch originellen spanischen Ursprungs sind. Diese bleiben unter allen Verhältnissen in jener Hinsicht sich gleich. Die Ausdehnung der altgräflichen Herrschaften erlaubt und erleichtert es, mehrere Schafracen in verschiedenen Schaf-Höfen ganz getrennt von einander und theils auf der Weide, theils bei Stallfutter zu halten. Es sind nun unter andern fünf charakteristisch von einander verschiedene, jedoch sämmtlich hochedle und originelle Stammheerden aufgestellt, welche die belehrendsten Vergleichungen gestatten; viere derselben sind kurzwollig (wozu ich auch die erst im vorigen Jahre mit auserlesenen 81 Müttern und 20 Stöhren gegründete kleine Electoralheerde rechne), die fünfte aber besteht aus einem höchst schätzbaren, sehr langwolligen Stamm, der unter sehr verschiedenen Local- und Wartungsverhältnissen, jedoch immer satt genährt, stets seinen Charakter unverändert beibehalten hat. Die Wolle dieser Schafe erscheint vor der Schur in 3 bis 4 Zoll langen Stapeln und die einzelnen Fäden lassen sich oft bis auf die doppelte Länge ausziehen, sie ist hochfein, erscheint nicht gekräuselt, sondern gewässert, besitzt einen besondern Glanz, an Sanftheit und Weichheit läßt sie aber jede andere hinter sich zurück. Die Stapelenden sind ohne Fehler, das Vließ erscheint auseinander getheilt mehr weiß als gelb, gewöhnlich blendend weiß, die Schafe sind sehr wollreich, groß und überall mit Wolle reich bewachsen, und ihre Vließe in hohem Grade ausgeglichen. Es ist aber eben wegen der Länge der Wolle unvermeidlich, daß das Vließ sich oberhalb der Schultern und gegen den Hals hin nicht theile und als offen darstelle. Es hat mich außerordentlich gefreut, daß der verehrungswürdige Herr Staatsrath diese lange schlichtere Wolle seiner besondern Aufmerksamkeit werth hält, und ich finde darinn einen Grund mehr diesen Stamm bedeutend zu vermehren, nicht allein weil man ihn gerade von dieser Qualität höchst selten antrifft, sondern auch, weil ich der festen Ueberzeugung bin, daß diese Wolle ihrer Seltenheit und höchst schätzbaren Eigenschaften wegen sehr gut bezahlt werden wird, wenn man sie nur erst in einer nahmhaften Menge erzeugen wird. Ich werde die Ehre haben, dem Herrn Staatsrathe, sobald die Wolle ausgewachsen seyn wird, Muster dieses langwolligen Stammes sowohl als von den übrigen Stammheerden zu übersenden und mir ein unpartheiisches Urtheil darüber zu erbitten.

S. 289. sagt der Herr Staatsrath: „Nachdem sich viele im nördlichen Teutschland durch die Energie, womit im Oestreichischen die Schafzucht betrieben, und durch die hohen Preise, welche daselbst für ausgezeichnete Böcke bezahlt wurden, haben verleiten lassen, sich diese daher zu verschaffen, wenden sich nun die Oestreicher an uns, und in diesem Jahre ist der größte Theil der Märzen aus den vorzüglichsten Schäfereyen ins Oestreichische gegangen ꝛc." Nicht nur in frühern Jahren, sondern eben

im gegenwärtigen sind in Mähren sehr starke Viehankäufe und Bestellungen von Schafzüchtern im nördlichen Teutschland geschehen; es ist mir jedoch, obgleich ich mich fleißig nach dergleichen erkundige, noch kein Ankauf bekannt geworden, der von Mährern im eigentlichen Preußen geschehen wäre; mehrere haben in den fürstlich Lichnowsky'schen und in sächsischen Heerden gekauft. Allein hieraus läßt sich im Grunde gar kein allgemeiner Schluß ziehen. Die Ansichten und Meinungen der Schafzüchter sind und waren stets so verschieden, wie die Forderungen der Wollhändler, die, so oft sie eine gute, neue, ihnen bisher unbekannte Wollparthie bekommen, ihre Urtheile über die ihnen bekannten ändern und neue Muster aufstellen. So wird es auch wohl bleiben, man kann jedoch nicht genug beherzigen, was Hr. Staatsrath S. 290 sagt: „Das Schwanken von einer Art (Schafe) zur andern ist das schädlichste, was man thun kann; es schlägt wenigstens neun und neunzigmal fehl, wenn es einmal gelingt.“ Ich war von jeher derselben Meinung, und theils um ganz sicher zu gehen, theils um zu lernen, theils um die verschiedenartigen Forderungen der Zuchtviehkäufer befriedigen zu können, wie es bisher geschah, erhalte ich alle hochedle Schafracen auf den hiesigen Höfen auf das reinste, und abgesondert von einander, Elektoralschafe, Negretti's und Infantado's, beide von zweyerley Art, mit weißem und gelben Wollfett. Nur in diesen Stammheerden werden Stöhre erzogen, in den Veredlungsheerden werden alle Widderlämmer ohne Ausnahme castrirt.

Ich hoffe, daß meine Verhältnisse es erlauben werden, der gütigen Einladung des hochverehrten Hrn. Staatsraths (S. 558. desselben Hefts) recht bald zu folgen; ich darf mir den Vorwurf nicht machen, je eine Gelegenheit, fremde Schafheerden zu sehen, unbenutzt gelassen zu haben; daß man nie genug sehen und vergleichen kann, erkannte ich besonders hinsichtlich der Schafzucht von jeher, Einseitigkeit schadet hier am allermeisten; ich dachte nicht allein so, sondern ich bewies es auch; denn schon vor meiner ersten Reise nach Sachsen waren viererley spanische Stammheerden aufgestellt, schnell kam die fünfte hinzu, und sollte es vortheilhaft seyn, findet auch noch eine sechste wohl Unterkunft, und Futter. Man sieht aus all diesen meinen offenen Erklärungen, wie behutsam man in Beurtheilung dessen seyn müsse, was ein Anderer bei seinen Schäfereyen veranlaßt; es wäre z. B. höchst einseitig zu behaupten, Dieser oder Jener habe seine Ansichten oder Veredlungsgrundsätze geändert, weil er eine neue Race anschaffte, besonders im Oestreichischen, wo die Ausdehnung der Besitzungen es gestattet, und mehrere andere wichtige Rücksichten es räthlich machen, mehrere Schaf- und Rindviehstämme auf einer Herrschaft zu kultiviren.—Raiz bei Brünn im Febr. 1822. Rudolph André,

Director der altgräflich Salm'schen Herrschaften

---

2. Pictetsche und Sächsische Schafe.

(Aus einem Briefe des Hrn. Pictet. Genf 15. Jänn. 1822.)

Seit 20 Jahren arbeite ich dahin, in Absicht der geringeren Wollsorten ein besseres Verhältniß herzustellen, und habe es dahin gebracht, daß mein Stamm mehr Prima liefert, als irgend ein andrer, ohne deshalb in der Quantität zurück zu stehen, da ich zugleich auf gedrungene Vließe sah. Das Resultat meiner vorjährigen Schur (mit Einschluß ⅓ Schafe, deren Wolle nur 10monatliches Wachsthum, Julius bis Mai, hatte) war 100 Unzen vom Stück, was sich nach der Fabrikswäsche auf 38 Unzen reducirt. 9 Widder-Vließe gaben jedes 151 Unzen. Viele schoren 10 Pfund ungewaschen, was nach Art der Pelzwäsche in Oestreich 5 Pfd. geben würde.

Die ersten Fabrikanten in Louviers suchen meine Wolle, wo für meine Primen 24 Franken das Kilogramm (2 Pfd.) gezahlt werden. Sie ist immer schon im Voraus in Beschlag genommen. Die Herren Bibouleau machen es ihrem Wollhändler, der ihnen die schönsten Sorten zu liefern hat, zur conditio sine qua non, daß meine mit dabei sey.

Seit 2 oder 3 Jahren verlangte die Mode in England und Frankreich leichte, weiche, wenig gewalkte Tücher, daher ward die sächsische Wolle so stark gesucht, welche sehr fein, aber kraftlos ist und sich schlecht walken läßt. Ob ihr Preis gleich dermalen bis auf 20 Franken für die Primen gestiegen ist, so steht sie doch, jedes Vließ, da die sächsischen Schafe

weniger scheeren, gegen die meinigen um 4—5 Franken niedriger. Ich konnte eine sehr genaue Vergleichung anstellen, da 217 in Sachsen im vorigen Jahr gekaufte Schafe, von jedem Bließ, nach der Fabrikswäsche, nur 24 Unzen gaben. Der Preis-Unterschied, 1 Frank bei 1 Pfd. Prima-Wolle (vorausgesetzt, die Mode bleibe) gleicht bei weitem den großen Vortheil nicht aus, wenn mir jedes Thier 14 Unzen Wolle, fabrikmäßig gewaschen, mehr liefert.

Dazu kommt die schöne, zweckmäßige Gestalt meiner Thiere, breit, langgestreckt, kurzbeinigt, stämmigt, kräftig und ihre Mastfähigkeit, wenn man Schöpse oder Mestizen fett machen will. Alle diese Vorzüge gehen den Sächsischen Schafen ab. Diejenigen, welche sich auf ihre Zucht legen, schlagen einen ganz falschen Weg ein. Man wird der schwachen Tücher, die weder vor Kälte noch Regen schützen, bald überdrüßig werden, und die sächsischen Wollen werden gar nicht oder bei weitem nicht mehr so stark, wie vorher gesucht werden.

---

5. Zuchtvieh-Verkauf.

Casimir pr. Leobschütz den 21. Dez. 1821.

Sie haben mir, verehrter Freund, im vergangenen Jahre die beruhigende Zusicherung ertheilt, daß Sie mir, so wie Sie auf Ihrem künftigen Standpunkt eingerichtet wären, Ihre Addresse zufertigen, und über Ihre künftigen Zwecke und beabsichtigtes Wirken, nähere Auskunft ertheilen würden.

Entschuldigen Sie, wenn meine Theilnahme Sie an dieses Versprechen mahnt, und erlauben Sie mir ohne Rückhalt die Versicherung, daß ich zu hohen Werth auf Ihre gütige Mittheilungen lege, als daß ich ihre Fortdauer aufgeben kann.

Sie stehen jetzt auf einem nicht minder wichtigen Standpunkt, wenn er gleich an Ausdehnung verloren hat; denn wo die Monarchen selbst, wie in Würtemberg und in Bayern, mit dem Kaiser von China in der Segen verbreitenden Bestimmung wetteifern, den Pflug wieder zu Ehren zu bringen, da muß sich Gottes Segen über die Erde durch Fleiß und Wetteifer der Menschen immer mehr verbreiten, und hat es wohl keinen Zweifel, daß außerdem Ihre durch so lange Jahre mit den ausgezeichneten Landwirthen des Oestreichischen Kaiserstaats unterhaltenen Verbindungen zu fest geknüpft sind, als daß sie die kurze Spanne Raum Ihres jetzt entfernteren Aufenthalts auflösen wird.

Auch bei uns reift so manches Beförderndes für landwirthschaftliche Cultur und Industrie; die Erscheinung des Gemeinheits-Theilungsreglements, und die ergangene Bestimmung über die Ablösung der Dienste der Eigenthümer, *) ruft Thätigkeit und Einsicht kräftig auf, um die Fesseln der Servituten zu lösen, die hemmend seit Jahrhunderten dem freyen Gebrauch unserer Kräfte, vom größten Gutsbesitzer an bis zu dem Eigenthümer der kleinsten Scholle entgegen standen. Es bilden sich immer mehr praktische landwirthschaftliche Vereine im Wetteifer gemeinnütziger Thätigkeit, und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß die schon früher vom Staat ausgesprochene Absicht, diese vereinzelten Kräfte durch eine Centralbehörde**) zu gemeinnützlicher Wechselwirkung und Einheit zu erheben, bald verwirklicht werden wird.

Freylich drückt auch uns der niedrige Stand der Produkte, desto eifriger aber ergreift fast jeder, das allgemeine ultimum refugium der Landwirthe — die Veredlung der Schafzucht, wenn gleich die Wege dazu

---

*) Beides ward vor Kurzem in diesen Blättern mitgetheilt. Der Herausgeber.

**) Eine solche besteht bereits seit 5 Jahren in Würtemberg als königl. Staats-Anstalt. Man kann ihr Wesen und Wirken am besten aus dem Correspondenzblatte †) ersehen, was sie mit Anfang dieses Jahres in Monatsheften herausgibt. Dasselbe enthält nicht nur die Geschichte und ganze Organisation dieser landwirthschaftlichen Centralstelle (welche meines Wissens in dieser nützlichen und wirksamen Art nirgends sonst besteht), sondern auch die gemeinnützigen Früchte ihrer Arbeiten und Verbindungen in mancherley lehrreichen, neuen und sehr interessanten Erörterungen aus der Landwirthschaft im weitesten Sinn, aus

†) Correspondenzblatt des Würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. 1tes Heft Jäner 1822. Stuttgart und Tübingen bei Cotta.

nicht immer am entsprechendsten gewählt werden, und das Unternehmen oft nicht frey von Täuschungen ist. Die größte Unternehmung dieser Art, die in diesem Jahre in Oberschlesien Statt gefunden hat, ist unstreitig der Entschluß des Grafen Renart, die gegen 20,000 Stück betragenden, und zeither völlig vernachläßigten Heerden der Herrschaft Groß-Strehlitz in hochveredelte Schafe umzubilden. Da der Besitzer bereits dies Jahr einige tausend Zuchtschafe aus den edelsten Schäfereyen Sachsens und der Mark eingeführt hat; so läßt sich bei der Größe seiner Mittel und der Consequenz seines Verfahrens ein eben so großes als schnelles Resultat erwarten. *)

Ich gehe meinen orthodoxen, freylich langsamern Weg, mich und andere, die von mir Zuchtvieh kaufen, für Täuschung zu bewahren, fort, indem ich unerbittlich streng sortire, jedes Schaf (leicht erkennbar) nach der Feinheitsklasse seiner Wolle bezeichne, und alles aus der Schäferey entferne, was der unvermeidliche Rückschlag der Zuzucht als weniger vorzüglich geboren werden läßt. **) Der Erfolg muntert mich auf, in dieser Strenge nicht blos zu beharren, sondern sie auch in dem Maße, wie sich meine Wollkenntnisse vergrößern, zu verstärken; denn ich habe bereits mit offener Vorlegung der Sortirung, die als ⅔ hochfein und ⅓ Secunda sich ausspricht, und alle Tertianer ausschließt (welche ich gleich nach der Sortirung weggebe) und nach genauer Vergleichung der Sortirung mit den Heerden selbst von Seiten des Käufers, meine diesjährige Wolle an Hrn. L. Auspitz in Brünn für 160 Thlr. preuß. Cour. den preuß. Centner verkauft, welches, wenn man unser minderes Gewicht, die Impost und die Transportkosten mit in Anrechnung bringt, sich ziemlich mit 260 fl. Conv. Geld für den wiener Centner ausgleichen wird. ***)

Soll die Veredlung der Wolle wirklich im Allgemeinen einen achtbaren Standpunkt erhalten; so gibt es gewiß keine wichtigere Rücksicht als die, wie die Käufer von Zuchtvieh sich für Täuschung bewahren sollen, und ich sehe wahrlich keinen andern Ausweg, als daß die Verkäufer des Zuchtviehes sich zu der Loyalität erheben, nur streng und richtig bezeichnetes sortirtes Vieh zu verkaufen, damit man nicht blos den Namen der Race nach, sondern auch in der Wirklichkeit in dem Grade veredeltes Vieh erhält, als man Geldopfer dafür bringt. Geschieht dies nicht, so werden noch Viele Tertianer mit den berühmtesten Namen mit Gelde bezahlen, und aus weiten Ländern sich bittere Kränkungen zuführen. Jeder achtbare Kaufmann gibt nach den im Handel üblichen Bezeichnungen die Qualität seiner Waare an. Ist es daher wohl zu viel verlangt, wenn ich behaupte, der Verkäufer von Zuchtvieh hat eine gleiche Verpflichtung? ****)

Die, denen an der Fortsetzung dieser Täuschung

---

der Naturkunde, Technologie ꝛc. Zugleich ist es das wohlfeilste aller ökonomischen Journale, und kostet nur 3 fl. rheinl. der ganze Jahrgang. Unter den Abonnenten stehen oben an Se. Maj. der König von Würtemberg selbst mit 30 Exemplaren. Ich darf es mit Zuversicht allen meinen Freunden und Bekannten empfehlen. A.

*) Gewiß ein großes Unternehmen, da bei keiner andern Viehzucht die Zahl der Schwierigkeiten so mit der Zahl der Thiere steigt, als bei der höhern Schafzucht. Daher traf man bisher in Teutschland das hochveredelteste und ausgeglichenste Vieh immer nur in kleinern Heerden von 600—1000 Stück an, und deren Besitzer wissen am besten, wie viel Zeit, Aufwand und Mühe es erforderte, das Ziel zu erreichen und festzuhalten. A.

**) Das ist meines Erachtens der wahre Weg, der nicht streng genug verfolgt werden kann. A.

***) Die feinsten Wollen Sachsens der erst kommenden Schur waren im Dezember 1821 bereits um 42 Thaler S. der Stein a 22 Pfund verhandelt. Der Herausgeber.

****) Wie oft ist hierauf in diesen Blättern hingedeutet worden! Nur durch größte Aufrichtigkeit, Strenge und Solidität im Handel der Zuchtthiere und der Wolle kann die höhere Schafzucht gründlich basirt werden. So ins Große gehende Betrügereyen und Täuschungen kommen nicht leicht vor als bei diesem Geschäfte. Ich könnte diesen Satz mit den allerneuesten, merkwürdigen Daten belegen. Sonst war man entschuldigt, weil man

gelegen ist, entgegnen zwar, daß es ja jedem freystehe, sich die Zuchtschafe in der Wolle vorher zu besehen, und sie sich selbst zu klassifiziren; allein einmal gilt dieser Einwand nur für die nächste Umgebung der Käufer, da in der Regel die Zuchtviehkäufe so früh abgeschlossen werden, daß die Schafe nicht leicht gleich bei der Besichtigung, sondern erst nach dem Lammen und der Schur abgeführt werden, und man doch billigerweise nicht verlangen kann, daß die Käufer 2mal eine so weite Reise machen sollen. Andererseits hilft die Selbstklassifizirung der Käufer demselben wenig, so lange die Verkäufer sowohl bei Auktionen als im freyen Verkauf nicht reine Sortimente nach der Gleichheit des Vließes und dem Grade ihrer Feinheit, mit einem Wort nach der unzweifelhaften Stufe ihrer Veredlung zum Verkauf stellen. Denn daß dem Käufer die Auswahl überlassen wird, gehört doch nur zu den Ausnahmen bei wenigen Stücken, und größtentheils wird der Zuchtviehhandel heute im Großen confidentiell nach dem erlangten Ruf der Schäferey, oft ohne die Schafe selbst gesehen zu haben, abgeschlossen. Da dieser Ruf aber nur zu oft bitter täuscht und nun so Viele schon getäuscht hat, wenn es gleich die Meisten nicht eingestehen; so ist es hohe Zeit daran zu erinnern, daß die Verkäufer von Zuchtvieh nicht blos moralisch, sondern selbst politisch ihres eigenen Interesses wegen die Ergreifung zweckmäßiger Mittel zur Sicherstellung des Käufers nicht länger aussetzen dürfen, wenn sie nicht ihren Ruf und ihren Absatz kompromittirt sehen wollen.

Viele Zuchtvieh-Verkäufer geben dem verkauften Schafvieh ein Racezeichen; wie leicht wäre es, durch einen Buchstaben zugleich die Klassifikation der Feinheit anzugeben, und es hat keinen Zweifel, daß man mit Vergnügen den Schafzüchtlern solche zuverläßig klassifizirte Schafe um so viel theurer bezahlen würde, als der Ausfall des Preises an den zurückschlagenden Thieren, die natürlich wohlfeiler verkauft werden müssen, betragen könnte.

Da ich mich an der Schwelle meines Ziels sehe, nur hochfeine Schafe in meinen Schäfereyen dulden zu dürfen; so beschäftige ich mich gegenwärtig mit Beobachtungen über den Betrag des Rückschlags nach den Graden der Veredlung der Mutter, in der Voraussetzung, daß nur wirklich Electaböcke zugelassen werden. In meinen Schäfereyen, die bereits das Ziel erreicht haben, nur hochfeine Mütter, das heißt Electa und Prima zuzulassen, habe ich wirklich dies Jahr zum Erstenmal die Freude gehabt, keinen einzigen Tertianer ausmitteln zu können, und die in Secunda zurückschlagende Zuzucht betrug in einer Schäferey 15 und in der andern 18 Prozent.

Bei den Schäfereyen ferner, die noch wenig hochfeine Mütter haben, und größtentheils aus einer guten Auswahl von Secunda bestehen, bin ich bei Zulassung mit vorzüglichen Böcken auf 40 bis 50 Prozent hochfein, 30 Prozent Secunda und 20 Prozent Tertia gekommen.

Diese Beobachtungen interessiren mich sehr, und ich werde sie gewiß mit eben so vieler Unbefangenheit als Sorgfalt fortsetzen, weil sie für die allgemeine Verbreitung einer achtbaren Veredlung der Wolle von dem größten Werth seyn können; denn wie wenige Landwirthe sind im Stande, wenn sie sich zur Veredlung größerer Heerden entschließen, lauter wirklich hochfeine Mütter anzuschaffen, da sie größtentheils einen viel zu hohen Preis haben. Achtbare Secunda wird aber immer mehr, und die Besitzer hochveredelter Heerden müssen zuletzt es einsehen, daß der Ruf ihrer Heerden die möglich schnelle Entfernung dieser in Feinheit zurück stehenden Schafe erfordert. Ihr Preis wird daher eher fallen als steigen, und es wäre also von dem größten Interesse für diejenigen, die noch ganz grobe Heerden besitzen, mit Bestimmtheit zu wissen, in wie viel Zeit sie sich durch wohlfeileren Ankauf von achtbaren Secunda-Müttern mit geringen Kosten zu einer hochfeinen Zuchtheerde erheben könnten? — Diese Frage läßt sich

es nicht besser wußte. Aber itzt, da reine Originalität in ganzer Strenge, ihre Erhaltung und Dokumentirung immer mehr als erstes und wichtigstes Erforderniß zur Basirung einer dauernden edlen Schafzucht von wahrhaftem Werthe erkannt wird, soll man gewissenhafter hierbei zu Werke gehen, als es bisher der Fall war, und Bastarde nicht für reine Originale verkaufen. A.

nur mit Zuverlässigkeit beantworten, wenn man über den Rückschlag der hochfeinen und Secunda-Mütter bei Anwendung vorwurfsfreyer Electa-Böcke zuverlässige und unbefangene Erfahrungen sammelt; daher ich auch angelegentlichst wünsche, daß mehrere Schafzüchtler deshalb Beobachtungen anstellen. Freylich bleibt immer noch die Anschaffung der vorwurfsfreyen Electa-Böcke die schwerste Aufgabe; allein sie ist conditio sine qua non, und wer bei Anschaffung der Böcke geizt, wird ewig mit seiner Schäferey ein Stümper bleiben.

Sie werden mir freylich entgegnen, daß wir noch keine zuverlässige allgemein angenommene Klassification der Wolle haben, und daß es noch bis jetzt nicht gelungen ist, die Schafzüchtler darüber zu vereinigen, welche Feinheit und Gleichheit des Vließes, als Electa-Wolle, welche als Prima, welche als Secunda, allgemein anerkannt werden soll. Allein meiner Ueberzeugung nach steht uns Schafzüchtlern gar nicht die Entscheidung zu, was Electa-, Prima-, oder Secunda-Wolle ist, sondern sie gebührt dem Handelsstande, von dem die Bezeichnung ausgegangen ist, und da der englische Markt den Haupt-Absatz für feine Wolle bildet, so gebührt die Entscheidung dem englischen Wollhändler und Fabrikanten, und in Teutschland dem Leipziger Handelsstand, der anerkannt die größten Geschäfte für England macht. Nehmen wir daher doch unbedingt die Bestimmungen an, die der Handel sanktionirt hat, und klassificiren wir als Producenten und Verkäufer die Wolle, so wie sie unser erster Käufer würdigt.

Ich kann mir keinen kürzern, zum Ziele führenden Weg denken, und meines Erachtens brauchen wir uns um die tiefern Abstufungen der Veredlung der Wolle als Secunda gar nicht zu bekümmern, da diese Wollen noch auf einer so geringen Stufe der Vervollkommnung stehen, daß sie nach den großen Fortschritten der letzten 50 Jahre in der Vervollkommnung der Wolle strenge genommen, nicht einmal den Namen wahrhaft veredelter Wolle verdienen. Ja ich stimme dem Staatsrath Thaer darin völlig bei, daß sie ihrer Ungleichheit wegen leicht künftig einen geringern Preis als ordinaire gleich gute Landwolle finden wird.

Daß dennoch die größte Verschiedenheit in der Strenge und Richtigkeit der Klassifikation und Bezeichnung des zu erkaufenden Schafviehes Statt finden wird, ist gar nicht zu bezweifeln, behebt sich aber durch die Macht der Publicität. So wie es heute kein Geheimniß in England ist, welche Sortimente teutscher Wollhändler vorzüglich Vertrauen erheischen, welche begründetes Mißtrauen veranlassen, eben so bald wird es bekannt werden, auf welche Schafzüchtler man sich vorzüglich in ihrer Bezeichnung des zu verkaufenden Zuchtviehs verlassen kann. Bis itzt aber wird die Vergleichung und die Bestimmung des Kaufs sehr schwer, da Zufall und Wechsel mit einwirken, und überhaupt eine gemischte Waare sich schwerer beurtheilen und vergleichen läßt, als eine gleich übereinstimmende.

Es ist mir schon verschiedentlich der Vorwurf gemacht worden, daß ich in meinen Forderungen an die Gleichheit der Schäfereyen zu strenge sey; allein so lange die Hoffnung mich nicht verläßt, das mir vorgesetzte Ziel zu erreichen, gebe ich wenigstens die Bemühung nicht auf, mich ihm zu nähern, und vielleicht finde ich für die Folge Käufer von Wolle und Zuchtvieh, die mit meinen Ansichten übereinstimmen. Künftig Jahr denke ich zuerst, von mir als hochfein bezeichnete Schafe verkaufen zu können, jedoch wird ihre Zahl noch sehr beschränkt seyn.

Sie werden sich mit mir des fortwährend belehrenden Wirkens unsers ehrwürdigen Veterans Thaer über die Veredlung unsrer Schäfereyen und die richtige Beurtheilung der Wollen erfreut haben. Er bleibt einzig in der Klarheit seiner Darstellung, in der Schärfe seiner Prüfungen und Belehrungen und dem so seltnen Bestreben, seine früheren Aeußerungen selbst zu berichtigen und zu vervollständigen. Möge uns der Himmel ihn noch recht lange erhalten! Ich bin äußerst gespannt, die Mögliner Heerde zu sehen, da ihr Ruf sich immer mehr und mehr begründet. Wohl schwerlich hat irgend ein Schafzüchtler so schnell ein so ausgezeichnetes Ziel erreicht; denn wie ich vor neun Jahren die Mark verließ, war kaum von einer Schafheerde in Möglin die Rede, und dies aufmunternde Beispiel kann so Manchen überzeugen, was Einsicht und was rationelles und consequentes Verfahren über die Zeit, und die entgegenstehenden Hindernisse vermögen. Wie man mir von Berlin schreibt, hat ein Leipziger Haus ver-

geblich bereits 1 Rthlr. mehr für den Stein dortiger Wolle gebothen, als der höchste dies Jahr in Sachsen gezahlte betragen dürfte.

Dies Jahr endet in Hinsicht der Witterung ungewöhnlich, wie es angefangen hat. Die Wintersaat verspätete sich Anfangs bei uns durch anhaltende Nässe, daher findet man nirgends starke Saaten, auch ist das Korn nicht reichlich aufgegangen. Bei mehreren haben selbst die Schnecken geschadet. Später war die Witterung günstiger, so daß wir uns eines ungewöhnlich langen, trocknen Spätherbstes erfreut haben, dem höchst wahrscheinlich viele tausend Schafe ihre Lebensrettung nach einem so ungewöhnlich nassen Sommer verdanken. Ich habe 1/3 des eigentlichen Sommers im Stalle füttern müssen.

Wir sind reich, fast überreich an Stroh, allein wohl schwerlich erreicht auch nur ein Landwirth unserer Gegend, im Wintergetreide, den Körnerertrag des vergangenen Jahres; denn der Ausdrusch nach Schocken beträgt in der Regel nur die Hälfte, und im angränzenden Gebirge noch viel weniger.

Möchten sie bald die Muse finden, Ihrer entfernten und theilnehmenden Freunde auch nur mit wenigen Worten zu gedenken.

Prittwitz.

114. Anfragen.

Nordamerikanischer Pflug.

Was ist von dem durch Wood und Freeborn erfundenen Pflug zu halten? Die Koppenhagner Landhausgesellschaft ließ ihn aus Amerika kommen; und der Kammerrath Drewser urtheilt von ihm:

1) Er sey von allen bisher bekannten Pflügen wesentlich in Bildung und Zusammensetzung verschieden.

2) Besonders sey das Pflugschaar eigends gestaltet, und mache zum Theil den untersten Theil des Streichbrets aus.

3) Des letztern zweckmäßige Form, die Kürze des Pflughaupts und die Art ihrer Vereinigung mit dem Baume, machten ihn vereint, zum leichtesten Pfluge, den man kenne.

4) Auf gut gereinigtem Thon- oder Sandboden mache er gute Arbeit, nur mittelmäßige in ungereinigtem, aber nicht schlechter als der gewöhnliche.

5) Im Boden mit vielen kleinen Steinen weiche er leicht aus.

6) Zum Aufbrechen der Grasnarbe tauge er nicht.

7) Die Arbeit, wozu der alte vierspännige Pflug (welcher?) 30 Liespfund, der Baileysche 17 bedürfe, leiste er mit 10.

8) Er könne sogar mit 1 Pferde bespannt werden, mit 2 aber gehe er überaus leicht.

9) Er eigne sich besonders zum Stürzen der Stoppeln.

Nun frägt es sich:

1) Wer kennt, beschreibt ihn genauer, nach Maß, Gewicht, mit Zeichnung?

2) Leistet er wirklich Eigenthümliches, Anderes und Besseres, als unsre schon bekannten Werkzeuge ohne eigenthümliche Nachtheile? und unter welchen Bedingungen?

3) In welchen unsrer teutschen oder Schweizer Werkstätten wird er gut verfertigt? Was kostet er?

4) Oder sind wenigstens genaue Modelle von ihm zu haben?

115. Pomologie.

Pomona in rilievo.

(Verglichen Nr. 16. d. J.)

Am 30. November 1821 ist von den Hrn. Pizzagalli und de Gaspari zu Mailand die 5te Lieferung der nachgemachten Gartenfrüchte ausgegeben worden. Sie bestand in 1 Art Pomeranzen, 2 Arten Citronen, 7 Arten Aepfeln, 6 Arten Birnen, 1 Art Mispeln und 5 Arten Weintrauben.

(Bibl. ital. Nov. 1821 S. 286)

Mitredakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
April. — Nr. 33. — 1822.

116. Landwirthschaftlicher Ertrag.

25/1 Ueber behaupteten hohen Ertrag einer Landwirthschaft in Böhmen.

Rüge.

Seite 7. der Beilage Nr. 1. des 21ten Bandes der Oekon. Neuigkeiten behauptet ein angeblicher Reisender, daß durch eine geschickte Inspektion binnen sechs Jahren ein fürstlicher Herrschaftsbesitzer in Böhmen um eine bedeutende Herrschaft reicher geworden. Mit welchen Mitteln, und ob nicht etwa durch außerordentliche Anstrengung, der eine baldige Erschöpfung folgen dürfte, dieser so glänzende Erfolg, überdieß in einer durch einige Mißjahre und sonstige Einwirkungen unglücklich bezeichneten Zeit bewirkt worden, wird nicht gesagt, wenn schon diese Aufklärung von einem nicht zu berechnenden Nutzen seyn, und in der Landwirthschaft Unmündige ausgiebig unterrichten, und die Zahl bisheriger landwirthschaftlicher Zwiste bedeutend vermindern könnte, nachdem ein bisher unentdecktes Wirthschaftssystem seinen Anhängern plötzlich gleichsam durch einen Zauberschlag, wie die im erwähnten Aufsatze scharf abstechenden Ertragsrubriken beweisen, die Fahne des Sieges darreichet, und zugleich die Besitzer von Herrschaften veranlassen wird, ihre Oekonomie künftig so inspiziren zu lassen, daß sie laut dem Aufsatze in sechs Jahren um eine bedeutende Herrschaft reicher werden müssen.

Doch genug! die Ironie berührten Aufsatzes ist nicht zu verkennen; allein wozu diese? wozu eine Inspektion blamiren wollen, weil sie keine Wunder wirken kann; weil vielleicht bei den besten Hülfsmitteln das Gelingen eigensinnig noch nicht ganz erfolgen will? wozu die Leser dieser Blätter zur Meinung zu verleiten suchen, daß diese letzten sechs Jahre nothwendig kommen mußten, damit die Beamten dieser Herrschaft die Wirthschaftsgebrechen, und folglich das viele bis dahin Versäumte begreifen sollten? da ausdrücklich diese Herrschaft vorher den Ertrag bei weitem nicht gegeben, dessen sie sich umstaltet, durch die sechs Jahre nun zu erfreuen habe. Was werden die in so vieler Rücksicht rühmlich ausgezeichneten, diese von dem besten Fürsten begnehmigten Beamten zu jenem Aufsatz sagen?

Ehre, dem Ehre gebührt, damit das Verdienst nicht gezwungen sey, der Klage zu denken: hos ego versiculos feci u. s. w.

Hiermit glaube ich den ungenannten Verfasser des mehr erwähnten Aufsatzes zum Behuf seiner etwanigen künftigen Reisen von seiner unsaubern, nur von Charlatans befahrenen Straße ab, und auf einen Weg zu leiten, der zwar jenen Staub nicht enthält, der sich in die Augen streuen läßt, auf welchem aber sein Fahrwerk gegen nothwendige Ausbesserungen ohne Zweifel weit gesicherter seyn dürfte.

S —
ausübender Landwirth in Böhmen.

117. Landwirthschaftliche Institute.

10. Das landwirthschaftliche Institut zu Idstein mit einigen Rückblicken auf Hofwyl.

(Beschluß von Nr. 31. d. J.)

Der Mann, der dem Seminar vorsteht, ist Hr. Schulrath Gruner, ein früher Freund und Mitarbeiter Pestalozzi's, von regem Eifer für seine und des Staates Sache beseelt, aber wie ich mich überzeugt habe, schwerlich im Stande, in der Zeit von zwey bis drey Jahren, was zu wünschen nichts übrig läßt, zu leisten, welches manchem tüchtigen Erzieher in sechs Jahren Arbeit und Ausdauer genug kosten würde, wenn er es darauf anlegte, sein Amt ganz zu erfüllen, und etwas Vorzügliches zu leisten.

Herr Gruner besorgt besonders den Unterricht, welcher den Knaben zur Kenntniß des Menschen, seiner selbst, seiner innersten Natur und Wesenheit bringen, und ihn mit sich und seiner Umgebung bekannt machen, ihm die daraus folgenden Pflichten gegen sich und Andere lehren soll; ferner hierauf gebaut den Unterricht, welcher den Knaben in seinen künftigen Beruf als Schullehrer einführen, und ihm die Behandlung der Kinder, ihrer Fähigkeiten und Eigenthümlichkeiten lehren soll.

Ich habe gegen diesen Gang einzuwenden, daß, so sehr auch Herr Gruner aus den Knaben selbst, und durch sie selbst bei ihnen Nachdruck und Ueberlegung selbstständig zu entwickeln sucht, die große Menge, aus welcher die drey Klassen zusammengesetzt sind, nicht hinreichend bethätigt ist, und ihn so an Erreichung seines Zweckes mit Allem und Jedem hindert, weil bei solchen Gegenständen entweder nicht ungetheilte Aufmerksamkeit erhalten werden kann, oder der Lehrer oft bei schwächeren Köpfen gezwungen ist, um mit den tüchtigern in der spärlich zugemessenen Zeit weiter zu kommen, der Gedanken- und Urtheilsfolge jener schwächeren vorzugreifen, und das Denkvermögen dieser nicht, wie es seyn sollte, seiner vollen Entwicklung überlassen kann, wobei dann oft noch geplappert wird, und eine gewisse dogmatische Art und Phrasenmacherey entstehen könnte, die sich auf das „Er hat es gesagt" stützt.

Auch die Anwendung und die daraus geschöpfte Erfahrung hat in so kurzer Zeit nicht Raum, jede Lehre und jeden Vernunftschluß sogleich durch die Ausführung oder durch den Versuch zu bewahrheiten, sie, die so nothwendig ist, alles Nachdenken und Forschen so sehr fördert und entwickelt, und die Urtheilskraft so übt und befestiget. Deßhalb glaube ich, daß es sehr gut und von der Regierung weise gedacht und gethan seyn würde, in Idstein zugleich eine bedeutende Armenschule, mit dem Nöthigen versehen, einzurichten, worin, nicht um diese Kinder als Gegenstand pädagogischer Versuche zu benutzen, sondern dadurch einen dem Lande sehr wohlthätigen eigenen Zweck zu erreichen, den jungen Seminaristen Gelegenheit gegeben würde, sich durch Uebung und eigene Anstrengung zu ordentlichen Lehrern zu bilden.

Die Seminaristen werden ferner von Hrn. Gruner in den nöthigen Kenntnissen der Länder- und der deutschen Geschichte überhaupt unterrichtet. Auch in Natur- und Erdkunde und Mathematik haben sie den gehörigen Unterricht von Hrn. Thiel und Frickhöfer. Der Herr Cantor Aethes lehrt sie singen; und das war recht erfreulich anzuhören. In einem eigenen Singsaal, der zugleich der allgemeine Versammlungssaal ist, besitzt das Seminar eine dem Raum angemessene Orgel. Die Lieder sind einfach. Kirchengesänge und auch freudige, lustige Lieder, wie sie eben der Landmann kennen muß, um Arbeit und Ruhe zu würzen. Herr Aethes gibt auch den jungen Leuten, so weit es hinreicht, für ihre Laufbahn Unterricht in Zusammensetzung der Töne und den einfachsten Gesetzen der Musik. Schön wäre es auch, aber die Zeit erlaubt es nicht, wenn die Schullehrer im Dorfe des Sonntags die Orgel spielen könnten.

Die Schullehrer sollen ferner durch die gründliche Kenntniß des Landbaues besonders tüchtig werden, auch in diesem Stück ihrer Heimath nützlich zu seyn, und der Direktor der landwirthschaftlichen Anstalt hat es

übernommen, ihnen darin Unterricht zu ertheilen. Es sollte nun auch wie bei den Zöglingen der landwirthschaftlichen Anstalt die Anwendung den Unterricht begleiten, damit etwas Rechts dabei heraus komme; aber wie soll sich dazu noch Zeit finden, obgleich nach meiner Ueberzeugung gründliche Kenntniß des Landbaues ein Haupt-Erforderniß des tüchtigen Schullehrers auf dem Lande ist, und immer bleiben wird. Und doch findet sich die beste Gelegenheit auf dem Gassenbacher Hof, wo Herr Hasloch mit demselben Eifer, wie er die Landwirthe geleitet, ihre Sache gründlich und tüchtig zu betreiben, dieselbe Anleitung diesen jungen Leuten geben würde, und wo sie Körper und Geist gleich anstrengen müssen, für sie aufs Heilsamste, für ihre Erfahrung als Lehrer der Jugend und Rathgeber der Bauern aufs Ergiebigste. Sollte der Schullehrer nach den Erfordernissen und Pflichten, die er auf sich hat, er, der dem Landmann überall als Beispiel vorangehen soll, damit ihn die Alten und auch die Jungen achten und lieben, soll er allein von dem, worin der Landmann den meisten Rath und Beistand braucht, nichts wissen? Das ist mir am meisten aufgefallen, aber aus den Umständen leicht zu erklären gewesen.

Aus dem Mangel an Zeit, um das gute Vorhaben ausführen zu können, entspringt die Eile, mit welcher Herr Gruner zu vollenden trachtet, was er angefangen, wobei er nicht alle Augenblicke sich unterbrechen lassen kann, wenn sich in Gassenbach etwa ein günstiger Augenblick zeigt, wo Herr Hasloch einige der jungen Leute auf dem Gute beschäftigen könnte, und Herr Hasloch wiederum nicht immer, wenn Herr Gruner die Knaben entbehren kann, für so Viele lehrreiche Beschäftigung hat. Deßhalb glaube ich auch, beide Anstalten sollten näher und inniger mit einander verschmolzen, und die Führer derselben mehr über Zweck und Mittel mit einander einverstanden seyn.

Man kann einen Gegenstand besser beurtheilen, wenn man einen Vergleichungspunkt hat, und dieser wird uns in der Fellenbergischen Anstalt.

Auch in der Schweiz haben einsichtsvolle Männer das Bedürfniß gefühlt, den Landmannsstand durch wohlverstandene landwirthschaftliche Bildung zu erheben, und im Volk den Menschen sowohl als den Bürger durch Erziehung auf eine höhere, dem Menschen und Bürger angemessene Stufe zu stellen, und wo möglich beide so einander nahe zu bringen und ähnlich zu machen, daß Bürger- und Menschenpflichten Eins, und der Zweck der menschlichen Gesellschaft erreicht werde. In Hofwyl ist der Grundstein, auf den die Erziehung der Landleute gebaut wird, tüchtige Landwirthschaft, mit welcher sich die Zöglinge den größten Theil des Tages beschäftigen, und so viel Zeit übrig behalten, daß ihnen auch die erforderliche Lehre in anderen dem Menschen nöthigen Dingen zu Theil werden kann, worauf sie Abends sich irgend einer gemeinsamen gymnastischen Uebung oder einem freudigen Spiel, oder der Bearbeitung ihrer Gärten hingeben können.

Der Landbau führt vor allen andern Beschäftigungen am meisten zur Religiosität, zur Anerkenntniß eines hohen göttlichen Wesens, das sich in tausend und tausend neuen, und doch immer zusammenhängenden Erscheinungen offenbart, die den Nachdenkenden immer wieder auf ein Urgesetz der Ordnung hinführen. Er führt zur innigen Liebe und Verehrung eines solchen Wesens. Diese religiöse Bildung ist daher auch menschlicher Weise der einzige feste Grund, auf welchen sittliche und intellectuelle Bildung durch Unterricht der Kinder dieser Anstalt gebaut werden kann. In dieser Beziehung werden sie in Religion und Naturkunde unterrichtet, ihnen die großen und die guten Thaten und Bestrebungen ihrer Väter erzählt, sie geübt in mannigfacher Auffassung und Anordnung der umgebenden Gegenstände.

Aus dieser ganz landwirthschaftlichen Anstalt, in welcher die Kinder vom siebenten Jahre an, zu tüchtigen und guten Landleuten, zu treuen rechtlichen Bürgern gezogen werden, wird mancher offenbar durch den Umgang mit Kindern aus den Hofwyl umgebenden Ortschaften und Vergleichung dieser mit sich und seinen Schulkameraden aufmerksam, wie groß der Abstand, und ohne sich deßwegen stolz zu überheben, wie nöthig es sey, an solchen Kindern dasselbe wieder zu thun, was ihnen geworden ist. Und dieser ganz natürliche

menschliche Gefühl mit Anlage verbunden, hat in manchen dieser Knaben in ihrem reifenden Jünglingsalter den Vorsatz und heilige Lust erweckt, wieder Erzieher von Landleuten zu werden; hieraus und aus dem Bestreben und Hülfleistung weiser Männer in andern Kantonen sind schon mehrere Schulen gleicher Art von Regierungen und Einzelnen gestiftet, welche von jungen Männern, die in Hofwyl gelernt haben, mit Kindern, mit ihren jüngern Brüdern umzugehen, geführt werden, und die gewünschtesten Erfolge verheißen. So in Glarus, Genf, Zürich, Freyburg, Appenzell, und es wird nach und nach mehr um sich greifen; denn es geht gut, und der Vorsteher von Hofwyl wird nicht müde, dieser Ausbreitung der grünen Zweige immer neue Schößlinge zu erziehen.

In der Schweiz fordert der Staat von dem einzelnen Mann wenig, auch hat darum der einzelne nicht so viel Ansprüche an den Staat als in Teutschland, wo der Einzelne an den Staat beinahe Alles gibt, aber auch alles von ihm fordern kann. Deßwegen müssen in der Schweiz einzelne Männer auf ihrem Eigengute mit eigenen Mitteln solche Anstalten unternehmen zum gemeinsamen Besten, und ohne auf Hülfe und Dankbarkeit von der Gesammtheit der Bürger zu zählen, aus reinem Wohlwollen, dieses zu befriedigen, sich selbst und die Ihrigen anstrengen, für Alle zusammen zu thun, was sie bessern und zur Menschenwürde erheben könne. In Teutschland hat der Einzelne gemeinnützige Unternehmungen, und Alles, was Allen wohlthun soll, vom Staate zu erwarten, weil er ihm die Mittel, welche ihm sonst zu solchen Unternehmungen offen stünden, gibt, damit die Regierung nach ihrer besten Weisheit sie besser anwende, als er es gethan haben würde. Daher denn auch in Teutschland solche Unternehmungen, die dem Bürger aufhelfen sollen, vom Staate mit des Bürgers Mitteln ausgeführt werden müssen, obgleich in Teutschland vielmehr als in der Schweiz hinreichend vermögliche Männer wären, die auch durch ihre Geburt in den Augen der Welt dafür gelten, edel zu denken und zu handeln, und die diesen Edelmuth in solchen edlen Unternehmungen an den Tag legen sollen, oder wenn sie wollen, im stilleren, engeren Kreise ihm eine Wirkungsbahn zu geben, wie ihnen ihre Mittel und ihr Herz sagen. Aber auch ihnen fehlt zum Theil die gute Einsicht und das Bedürfniß, zum Theil auch die nöthige persönliche Kraft und Selbstüberwindung, das Vergnügen des Augenblicks der großen Seligkeit dauernden Wohlthuns vorzuziehen, und deßhalb haben sie sich um die Mittel, dasselbe zu bewirken, noch nicht bekümmert.

Eben deßwegen hat der Vorsteher jener Schule von Landleuten, auch ein edler Name in der Schweiz, in Hofwyl auch eine Schule für Kinder aus denjenigen Ständen errichtet, welchen Geburt und Reichthum die Mittel in die Hand geben wird, ihren Adel zu bewähren, und auf gleiche Weise, wie sie in Hofwyl zum Besten der Menschen handeln sehen, in der Folge selbst zu handeln. Sie mögen stehen, wie sie wollen, so sollen diese in der Gesellschaft ihre durch die Vorsehung erhöhete Stellung würdig ausfüllen, und für die Gesellschaft thun, so viel sie können. Dahin geht ihre ganze Erziehung. Sie sehen nichts als das, und werden am Ende auch wohl meistens eine solche Wirksamkeit sich wünschen, wo sie glücklich sind durch das Glück Anderer.

Diese Schule steht ihrem Zwecke nach also mit der andern ganz im innigsten Zusammenhang.

Der, welcher einst Volksvorsteher werden soll, der soll auch sehen können, wie der Landmann gebildet werden soll, den achten lernen, der im Schweiße seines Angesichts der Erde das Brod abgewinnt, während jener ihn achten und schätzen lernen soll, der bedacht ist auf den Schutz, Sicherheit und Tauglichkeit der Gesetze, welche über alle herrschen. Er muß, um seinen Beruf recht erfüllen zu können, den Menschen, wo er sich zeigt, als Menschen achten und würdigen lernen; und das ist besonders in den Ländern, wo schon allgemeine Volksvertretung in den Regierungen Statt findet, von der größten Wichtigkeit.

Auch die Kinder aus dieser letzteren Schule lernen daher, was es heißt, im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen. Auch sie haben und bebauen Gärten und Felder in Hofwyl, und ärndten, was gereift ist, und freuen sich über die Gaben Gottes und

die Frucht und Gedeihen ihrer Arbeit. Auch sie lernen was es heißt, eine gut geordnete Wirthschaft führen und haushalten, gerecht und froh mit einander leben, unter Gesetzen den Pflichten treuer Bürger zu entsprechen, um dereinst auch, wenn das Vaterland sie ruft, ihm treu zu dienen.

Der Zweck des Unterrichts, den sie genießen, ist Ausbildung ihres Geistes und Körpers durch mannigfaltige Uebung, durch gegenseitiges, und durch das Beispiel, das die Geschichte giebt. Diese wird erreicht durch Bildung des Geistes in Naturkunde im umfassendsten Sinn, in Mathematik und Kenntniß der eigenen und alten Sprachen; durch die Geschichte und die großen Werke der Meister in Wissenschaft und Kunst, die in ihr erscheinen, und die großen Beispiele frommer, edelgesinnter und beharrlicher Menschenfreunde, fern und fremd von dem politischen Getreibe und der Zeitungsleserey unserer Tage. Zu Musik, Zeichnen, und Handarbeiten wird Kunstsinn und Kunstfertigkeit geweckt und geübt; im Fechten, Reiten, Tanzen u. s. w. allerwege der Leib geschickt gemacht. Also zu jeder Beschwerde des Lebens, also an Geist und Leib vorbereitet, daß diese Zöglinge einst zu Männern gereift, so wie die andern in der Schule der Landleute, über das Meer der Leidenschaft, in den die gemeine Welt herumgetrieben wird, über das Spiel des Eigennutzes und der Selbstsucht, das heutigen Tages nach gerade den schönen Namen Politik schmählich trägt, hinwegsehend nach dem Ziel, das ihnen ihre Erziehung vorgesteckt hat, als Männer hinstreben werden.

Mir scheinen die Vorsteher beider Anstalten, in Idstein und in Hofwyl, ein Ziel zu verfolgen, und doch sollte man es beim ersten Anblick gar nicht glauben. Ich glaube, das kommt daher, daß der Mann in Hofwyl allein Vorsteher des Ganzen ist, und alles allein leiten kann, wie es ihm der einmal erwählte Zweck gebiethet. In Idstein ist Albrecht Vorsteher des landwirthschaftlichen Instituts, Hr. Schulrath Gruner Vorsteher des Schullehrseminars, und Herr Hasloch Verwalter des herzoglichen Hofes Gassenbach. Die Regierung hat den Plan gehabt, daß alle drei Anstalten im Grunde einen Zweck erfüllen sollten, hat sie aber, indem sie jeder einzelnen Abtheilung einen eigenen Vorsteher unabhängig von den Andern vorsetzte, zu drei von einander unabhängigen, keineswegs aber für sich unabhängigen Anstalt gemacht; so daß jeder der Vorsteher seinen, und doch jeder des Staates Zweck erfüllen will. Treffen nun die Absichten der drei Vorsteher zusammen, und zwar dahin, wie ich weiß und ausgesprochen habe, wohin das Vorhaben des Staates und des Direktors Albrecht geht; so kann die Anstalt herrlich aufblühen und mit dem erwünschten Erfolg die edle Bestrebung krönen.

(Morgenblatt Nr. 187, 188, 190, 191, 192 — 1820.)

118. Schafzucht.

Edle Schafe im südlichen Rußland.

Die Ueberwohlfeilheit des Getreides schränkt itzt überall seinen Anbau ein, so auch im südlichen Rußland. Die großen Gutsbesitzer erweitern desto mehr die feinwollige Schafzucht und benutzen dazu ihre großen Weideplätze. So besitzt z. B. nahe bei Odessa der General Kobly eine große Merinos-Heerde. Feine Wolle ist viel theurer und viel leichter zu versenden, als Getreide. Eine böse Concurrenz wird dadurch bald für die Debitanten der feinen sächsischen Electoralwolle entstehen; denn in der Krimm gibt es Heerden schon von 20 — 30000 solcher veredelten Schafe. *) — Auch die Lämmerwolle von Moldauischen Müttern und Merinos-Böcken wird denen von ächten Merinos gleich geschätzt.

(Porter Travels. London 1821.)

*) Ich glaube grade, die Stärke dieser Heerden darf sowenig die Sachsen als die Besitzer feiner Heerden anderwärts beruhigen. Gesetzt der Urstamm ist wirklich rein und untadelhaft; (was doch zu den seltnern Fällen gehört) so ist es leichter sich ihn zu verschaffen, als ihn zu erhalten. Die Schwierigkeit steigt mit der Zahl der

119. Viehkrankheiten.

38 1. **Fragmente über die jetzt unter den Rindern und Schafen herrschende Klauenseuche, gesammelt bei der Behandlung dieser Krankheit in den Monaten Juny, July, August und September 1820.**

Vom Kurschmidt Weber *) in Mittelodewitz bei Löbau.

Die Ursachen dieser Krankheiten waren theils in der naßen Witterung, theils in den unzähligen Insekten, die wie eine Rinde auf den Gräsern lagen, theils in der Ansteckung zu suchen.

Die Kennzeichen sind ein allgemeines Fieber, das vorzüglich bei der Maulseuche merklich wird, Entzündung im Rachen, Aufschießen von Blasen an den Lippen, der Zunge und in der Maulhöhle selbst, auch hier und da am Euter und After, der Ausfluß eines zähen und stinkenden Geifers aus dem Rachen, der sich in Fäden spinnt, Mangel an Futteraufnahme, Aussetzung des Wiederkäuens und der Milch, Entzündung der Klauen, Geschwüre in der Spaltung derselben, Lostrennung der Sohle, mehrere oder wenigere Zerstörung in der Klaue durch den stockenden Eiter, Verartung der Fleisch- und Horntheile, zuletzt Knochenfraß und Ausschuhung.

Der Verlauf war jedesmal gutartig, und geschah schnell, und hinterließ keine Nachkrankheiten, eben so wenig gingen die Thiere dabei zu Grunde.

Die Vorhersagung konnte daher jedesmal günstig gestellt werden.

Die Ansteckung konnte nur durch unmittelbare Berührung der kranken Stellen geschehen, so, daß die Maulseuche nur durch die Berührung der kranken Mäuler und die Klauenseuche nur durch die aufgenommene Jauche eines kranken Fußes in die gesunde Klaue erfolgen konnte.

Die Heilung geschah

1) durch die Vorkehrung, daß alles kranke Vieh von dem gesunden getrennt, und die Ställe auf das sorgfältigste gereiniget wurden.
2) Durch die operative Hülfe, indem die Blasen in dem Rachen aufgedrückt, die Geschwüre zwischen den Klauen ausgeschnitten, die losgetrennte Sohle entfernt, und alle angegangene und verartete Theile bis auf die gesunden hinweggenommen wurden.
3) Durch Reinigung der wunden Stellen im Rachen mit Salzwasser, der wunden und eiternden Klauen mit Seifenwasser, so, daß jede Jauche und schmierige Feuchtigkeit entfernt wird.
4) Durch örtlich angebrachte Mittel, die bei der Maulseuche in einer Schlacke aus Essig, Kochsalz, Honig und Holzasche bestand, mit welcher der Rachen der Thiere mehreremals des Tages, vermittelst eines von Leinwand gemachten Pinsels bestrichen wurde.

Die bei der Klauenseuche bestanden aus dem blauen Vitriol, mit dem die Geschwüre, nachdem sie gehörig mit dem Messer ausgeschnitten worden waren, bestreut wurden. Hatten sich hierauf bei dem zweyten Verband gesunde junge Fleischtheilchen angesetzt und die hornigten Parthien zu bilden angefangen, so leistete folgende Mischung, mit welcher man die wunden Stellen vermittelst eines Pinsels bestrich, gute Dienste.

Heerde. Meines Wissens hat Hr. Pictet den ersten Grund zur edlen Schafzucht in der Krimm gelegt. Neuerdings hat die Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers von Rußland zu Troppau Anlaß gegeben, daß Fürst Lichnowsky einen ansehnlichen Transport Merinos dorthin sendete, und dessen Inspektor, Herr Hilwety, hat sich, die nöthigen Einleitungen dazu zu treffen, selbst dahin begeben.

Der Herausgeber.

*) Der Verfasser dieser Abhandlung, ein Schüler der Dresdner Thierarzneyschule, wurde ebenfalls zu der Behandlung dieser Krankheit beordert. v. Tenneker.

Man nehme:

Salzsäure eine Unze,
Kampfergeist und
Terpentinöhl, von jedem ¼ Pfund, und
mische es.

Zuletzt erwies sich als abheilendes und vernarbendes Mittel das Anfeuchten der wund gewesenen Stellen mit Branntweinspülligt am heilsamsten.

Der Gebrauch innerlicher Mittel war nicht nöthig, und in 12 bis 14 Tagen wurde auf diese Art die Maul- und Klauenseuche vollkommen geheilt.

Es ist nicht die Art des Verfassers, mit großem Wortgepränge ein ganz einfaches Uebel und dessen Cur zu beschreiben, im Gegentheil er sucht, wie alle Praktiker, die Heilung mehr in einem schnellen Ueberblick, der richtigen Auffindung der Ursachen und ihrer schnellen Entfernung, und geht dabei ohne Weitschweifigkeit, Umständlichkeit und unnöthige Gelehrsamkeit mit praktischem Tact und Umsicht gründlich zu Werke, so, daß dieser zwar kurze, aber gediegene Aufsatz über die Maul- und Klauenseuche hier wohl auch einen Platz verdient, zumal da er durch die vorhergehenden Abhandlungen schon zur Gnüge erläutert worden ist.

S. v. Tenneker.

2. Schreiben des Thierarztes Wilsdorf*) in Döbeln an den Major und Oberpferdearzt v. Tenneker in Dresden, die Maul- und Klauenseuche der Rinder und Schafe betreffend, vom 2. August 1820.

Ew. Hochwohlgeboren beeile ich mich über die hier und da in unserer Gegend ausgebrochene Maul- und Klauenseuche einige Nachricht zu geben, und Ihnen meine Ansichten und Heilung dieser Krankheiten zur nachsichtigen Beurtheilung vorzulegen.

Was die Maulseuche bei den Rindern — denn bei den Schafen beobachtete ich sie nicht — anbetrifft, so ist sie wohl unbezweifelt als eine Folge von der nassen und dann darauf folgenden trockenen Witterung dieses Jahres anzusehen, die in Verbindung mit dem so häufig gefallenen Mehlthau den Grund dieser epizootischen Krankheit, für welche ich sie ansehe, ausmachte. Wenigstens habe ich sie unter diesen Umständen und mit diesen Erscheinungen schon zweymal beobachtet und behandelt, und zwar im Oktober 1816 unter dem Hrn. Professor Reuter dem Jüngern in dem Dorfe Niedermäusegast bei Dohna, und während meines Aufenthalts als königl. Preuß. Pferdearzt in Frankreich 1817.

Beiden Fällen ging eine naßkalte Witterung und darauf folgende große Hitze mit häufig gefallenem Mehlthau vorher, und so wie sich die Ursachen dieser Krankheit gleich waren, so waren es auch ihre Erscheinung und ihr Verlauf; die Thiere äußerten nämlich ein allgemeines Fieber, der Rachen entzündete sich, es schoßen in der Maulhöhle mehr oder weniger größere oder kleinere Blasen auf, der Appetit war unterdrückt, das Wiederkäuen setzte aus, die Milch vertrocknete, es wurde ein zäher, gelblicher Speichel abgesetzt, der in dem Verlauf des Uebels einen üblen Geruch annahm, der Harn war molkigt und trübe, und der Mist mehr von fauligter Beschaffenheit. Der Verlauf war in beiden Fällen gutartig, so, daß in 12 bis 14 Tagen die kranken Thiere wieder genasen, vorzüglich wenn man zeitig genug die Blasen im Rachen öffnete, die in ihnen enthaltene gelbliche Feuchtigkeit entfernte, und die wunden Stellen, vermittelst eines kurzen Stockes, um dessen Ende man Leinwandlappen gewickelt hatte, mit Salzwasser fleißig auspinselte. Auch erwies sich folgende, von dem Professor Reuter dem Jüngern verordnete Schlacke zu dem Auspinseln der wunden Stellen sehr heilsam.

Man nehme:

Essig eine Dresdner Kanne,
und löse darinnen auf
Honig, vier Eßlöffel und
Kochsalz, zwey Hände voll.

Dabei machte eine veränderte Nahrung, vorzüglich gutes Brüh- und Schrotfutter und die sorgfältige

*) Ebenfalls auch ein Schüler der Dresdner Thierarzneyschule, der längere Zeit als Pferdearzt bei einem königl. Preuß. Regimente stand.

v. Tenneker.

ste Trennung der Kranken von den Gesunden, eine Hauptbedingung der Cur mit aus.

Zu der schnellen Abheilung der wunden Stellen im Rachen ist es gut, wenn man sie täglich einigemal mit Oel oder Milchrahm bestreicht.

Auf welche Weise ich denn auch jetzt bei den mir übergebenen Kranken verfahren, und in der Heilung dieses Uebels sehr glücklich gewesen bin.

Ueberhaupt habe ich die Maulseuche nie so anhaltend und schwierig in der Heilung gefunden, wie die Klauenseuche, vorzüglich bei den Schafen, wo sie bei Unkenntniß und Nachläßigkeit so über Hand nimmt, daß sie Jahre lang dauert, ja in der Heerde völlig einheimisch werden kann.

Sowohl meine Ansichten, wie meine Behandlung von diesem Uebel (nämlich der Klauenseuche, und zwar bei Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen, da sich bei allen diesen Thieren der Charakter der Krankheit gleich bleibt) sind kürzlich folgende:

Es ist ein örtliches Leiden der Klauen, herbeigeführt von örtlichen Einwirkungen; zu diesen zähle ich vorzüglich folgende: allzulange Klauen, eingelaufene Wände, niedrige Trachten und hohe Zehen, zu trockner und harter, oder zu nasser und stumpfigter Boden, oder zu schnelle Abwechslung und Uebergänge von einem zum andern, zu unreine und morastige Ställe u. drgl. Wenigstens sind dies die Gelegenheitsursachen, von welchen herbeigelockt, sich nach der Meinung einiger Thierärzte noch ein innerer Krankheitsstoff gesellen soll, wiewohl nach meinem Dafürhalten die äußerlichen Ursachen allein hinreichend sind, dieses Uebel hervorzubringen.

Die Kennzeichen sind mehr oder wenigere Lähmungen, Steifigkeit des einen oder mehrerer Schenkel, das Ausschwitzen einer stinkenden klebrigten Feuchtigkeit in der Spalte der Klauen, dem Strahlgeschwüre gleich, Aufschießung von kleinen Bläschen und Geschwürchen in dem Spalt der Klaue und am Ballen, ein Abtrennen der Sohle, Versackung des Eiters in den Hornpartien, und im schlimmsten Fall Lostrennung des ganzen Schuhes und Auffressung der innern Fleischtheile, Flechsen, Seunen, Bänder, Knorpel und Knochen. Bei heftigen Schmerzen treten die Thiere gar nicht auf den leidenden Schenkel auf. Die Schafe rutschen auf den Knieen, und liegen sich an mehreren Stellen des Körpers wund.

Der Verlauf der Klauenseuche ist jedesmal von längerer Dauer, als wie der Verlauf der Maulseuche, die, wenn sie, wie dies bei den Rindern häufig der Fall ist, mit der Klauenseuche zugleich erscheint, öfters lange noch fortdauert, wenn die erstere lange gehoben ist. Vorzüglich ist die sogenannte spanische Klauenseuche anhaltend und schwierig zu heben, die nicht selten schon Jahre lang in der Heerde gedauert hat, wenn man einen wissenschaftlichen und erfahrnen Thierarzt zu Rathe zieht, und von dem man nun doch Wunder verlangt und die Heilung in wenig Tagen erwartet. Eine Ansteckung der Klauenseuche setzt allemal eine unmittelbare Uebertragung des aus der Klaue geschwitzten Eiters in die gesunde Klaue zum voraus; daher man auf die Trennung der kranken Thiere von den gesunden, und auf die sorgfältigste Reinigung der Ställe nicht genug dringen kann, und da dies nur zu häufig, vorzüglich unter den Schafheerden verabsäumet und vernachläßigt wird, so ist eine Weiterverbreitung des Uebels unvermeidlich.

Bei der Maulseuche geschieht die Ansteckung ebenfalls auch nur durch die unmittelbare Berührung der kranken Thiere mit den gesunden, und zwar an den Mäulern. Da nun dies nicht so häufig der Fall ist, so wird auch diese Krankheit weit weniger durch die Ansteckung, als vielmehr durch die allgemeinen epizootischen Ursachen hervorgebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mitredakteur R. André. Prag, in der J. G. Calveschen Buchhandlung.

Anzeiger
zu den
ökonomischen Neuigkeiten.

Nr. 2. des Jahrgangs 1822. (Gedruckt im März 1822.)

Sämmtliche hier angezeigte Werke sind in der J. G. Calve'schen Buchhandlung zu haben.

Bekanntmachung

von der Fürstlich Lobkowitzischen Herzoglich Raudnitzer Mineralwässer-Direkzion zu Bilin in Böhmen.

Herr H. R. Trommsdorf hat die Hydrologie Böhmens mit einem neuen Mineralwasser bereichert, dessen chemische Zerlegung er in seinem neuen Journale der Pharmacie 4ter Band 2tes St. (1820) S. 1—26 dem pharmaceutischen und wohl auch dem ärztlichen Publikum vorlegt.

Die Brunnen, welche dieses Mineralwasser liefern, sind wahrscheinlich dieselben in dem Dorfe Pilln im Saazer Kreise, aus welchem schon seit mehr als dreyßig Jahren die Bauern ein Salz sotten, das sie wieder zur Fällung der Talkerde benützten. Nach der Zerlegung dieses berühmten Scheidekünstlers enthält dieses Wasser in einem Pfunde zu 16 Unzen — vermuthlich nach deutschem Apothekergewichte — nach dem Durchschnitte zweyer Versuche im trocknen Zustande:

an salzsaurer Talkerde . . .	16,47
— schwefelsaurer Talkerde . .	75,22
— schwefelsauren Natron . . .	100,48

Bey Vergleichung dieser Analyse mit jener des Bergraths Reuß (das Bitterwasser zu Saidschitz in Böhmen) im J. 1808 geht, — wie auch Herr H. R. Trommsdorf selbst in seinem Aufsatze bemerkt — als Hauptresultat hervor, daß sich das neue Mineralwasser von dem Saidschitzer Bitterwasser wesentlich in folgenden Stücken unterscheide:

1stens: „enthält das neue Mineralwasser mehr schwefelsaures „Natron (Glaubersalz) als schwefelsaure Talkerde, da„gegen im Saidschitzer Bitterwasser, umgekehrt, zwar „viele schwefelsaure Talkerde, aber desto weniger schwe„felsaures Natron enthalten ist. In einem Pfunde „Saidschitzer Wasser sind nämlich nur 5, 4 Gran des„selben enthalten, da eine gleiche Menge des neuen Mi„neralwassers dagegen 100,48 desselben im trockenen Zu„stande enthält."

2tens: „Das Saidschitzer Bitterwasser enthält in einem Pfun„de nur 7, 5 Gran salzsaure Talkerde, das neue Mine„ralwasser enthält von diesem kräftigen Salze mehr als „noch einmal so viel."

3tens: „Das Saidschitzer Bitterwasser enthält kohlensauren „Kalk und schwefelsauren Kalk (Gyps), von beyden fin„det sich in dem neuen Mineralwasser nichts."

4tens: „Das Saidschitzer Bitterwasser enthält etwas kohlen„saures Gas, das nach dem Versuche des B. R. an der „Quelle 20 Kubikzoll in 100 Rh. Duodezimal Kubikzoll „Wasser betrug."

Da diese wesentliche Verschiedenheit in der chemischen Konstituzion beyder Mineralwässer noch auf einen eben so wesentlichen Unterschied in der Wirkungsart auf den menschlichen Organismus hinweiset: so folgt, daß bey den großen Vorzügen, welche dieses neue Mineralwasser auch immer besitzen mag, und durch welche es dem Saidschitzer Bitterwasser wohl an die Seite gestellt zu werden verdient, es nicht als Surrogat dieses letzten gebraucht werden darf.

Für die Wirksamkeit des Saidschitzer Bitterwassers spricht eine hundertjährige Erfahrung der Aerzte, wie die in B. Reuß Werke aufgestellten Beobachtungen älterer Aerzte darthun. Denn es wird mit ausgezeichnetem Nutzen getrunken:

1stens: in dem Wechselfieber, das mit einer Saburre — von schwerverdaulichen oder verderbenen Nahrungsmitteln, Anhäufung verdorbener Stoffe in dem Darmkanale — verbunden ist;

2tens: In der Gicht, wenn diese ihren Grund in gestörter Verdauung hat;

3tens: in dem abnormen Zustande der Assimilationsorgane, der mit Mangel an Eßlust, Eckel, Aufstoßen, Aufblähen des Magens verbunden ist;

4tens: in Infarcten;

5tens: in Koliken, welche von den in den Windungen des Darmkanals angehäuften, durch seine Menge und bey längerem Aufenthalte an einem warmen und feuchten Orte, durch seine Schärfe reitzenden Unrathe erregt worden, die bey Handwerkern, Künstlern, und Gelehrten, welche eine sitzende Lebensart führen, bey Weibern in dem letzten Zeitraume der Schwangerschaft nicht ungewöhnlich sind;

6tens: in der Bleykolik;

7tens: in eingeklemmten alten Brüchen;

8tens: in Hämorrhoidal-Beschwerden, besonders jenen, die ihre Ursache in einer länger anhaltenden Leibesverstopfung oder in Obstruktionen der Unterleibsorgane haben;

9tens: in der Hypochondrie, wenn sie aus dieser Ursache entsteht, und nicht selten mit einer ödematösen Fußgeschwulst, einem blaßen aufgedunsenen Ansehen verbunden ist;

10tens: in der Gelbsucht;

11tens: in der Wurmkrankheit;

12tens: in den Scropheln, in so fern als diese durch den Mißbrauch zäher, schleimigter, mehligter Speisen, Mangel an Leibesbewegung, Aufenthalt in feuchten neblichten Gegenden, die Anhäufung zäher, schleimigter Unreinigkeiten begünstigend, herbeygeführt und unterhalten werden;

13tens: in Nervenkrankheiten, deren Grund in den Unterleibsorganen liegt;

14tens: äußerlich in unreinen Geschwüren, besonders der Füße als Umschlag, in der schleimigten Bräune als Gurgelwasser.

Ob die von Herrn H. R. Trommsdorf am Schluße seiner Abhandlung von den Bestandtheilen abgeleitete Wirksamkeit in der Gicht, den Nervenübeln, Hypochondrie, dem schleimigten Schlagfluße, gallichten Rheumatismus, Hüftweh und Podagra, der Gelbsucht, Harnverhaltung, chronischen Kolikschmerzen, Hautkrankheiten, der Bleichsucht, Cacherie und den Scropheln sich bestätigen wird; dieses müssen nur erst die durch ein oder mehrere Jahrzehende gesammelten Beobachtungen jener Aerzte, die von diesem Wasser bey ihren Kranken Gebrauch machen wollen, lehren. Bis dahin dürfte es wohl gerathener seyn in diesen Krankheitsfällen das Saidschitzer Bitterwasser und jene Mineralwässer anzuwenden, deren Wirksamkeit sich durch die unzähligen Erfahrungen bereits bewährt hat.

Sendschreiben

an Naturforscher, gebildete Forstmänner und Oekonomen, die Herausgabe eines Prachtwerks der Vögelkunde Deutschlands, betreffend.

Die Fortschritte, welche seit einigen Jahrzehenden in diesem Zweige der Naturgeschichte gemacht sind, sind eben so bewunderungswerth, als ehrenvoll für unser deutsches Vaterland. Aber je mehr an Kenntniß der Vögel aller Art durch Erfahrung und Forschung gewonnen ist, desto mehr bedarf es einer ordnenden Zusammenstellung sowohl, als einer prüfenden Beleuchtung Alles dessen, was hier und da in so vielen einzelnen, zum Theil sehr seltenen oder sehr kostbaren Werken zerstreut ist; es bedarf mit einem Worte eines Werkes, das die Vögel Deutschlands möglichst vollständig befaßt, und gründlich sowohl als hinreichend ausführlich beschreibt, insonderheit aber auch höchst getreu abbildet. Mit welchen großen Kosten und Schwierigkeiten eine solche Arbeit verbunden ist, bedarf für Kenner und Liebhaber des Fachs keiner Erörterung, denn sie wissen es, wie schwankend unsere Systeme sind, wie viele Verwirrung die gleichnamigen Benennungen oder Synonyme erregen, und wie viel Aufwand an Zeit, Mühe und Geld es fordert, sich aus der Natur selbst von allen Arten Vögeln, von den seltensten sogar, Exemplare zu verschaffen, die für die Abbildung und selbst auch für die Beschreibung tauglich sind.

Mit allen diesen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch deutscher Muth und Fleiß aufgenommen, und wir erhielten bereits vollständig den ersten Theil von:

Johann Andreas Naumann's

Naturgeschichte

der

Vögel Deutschlands,

nach

eigenen Erfahrungen entworfen.

Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der Natur von ihm selbst gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von

dessen Sohne

Johann Friedrich Naumann.

Mit 48 colorirten und 2 schwarzen Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.

Der wackere Herausgeber arbeitete schon an des Vaters hochgeachteter Naturgeschichte der Land- und Wasservögel des nördlichen Deutschlands mit, und die sämmtlichen Abbildungen in derselben waren seine Arbeit.

Die gegenwärtige Ausgabe ist in der That ein gänzlich neues Werk, das von den Platten des vorigen nur die gelungensten aufgenommen hat, die fehlenden, zum Theil noch unbeschriebenen Arten hingegen und viele Hauptverschiedenheiten, neu und genau beschrieben, neu gezeichnet und gestochen enthält, wozu die Verlagshandlung die höchst getreue Illumination besorgt hat, ohne den dazu erforderlichen sehr großen Aufwand zu scheuen, indem hier auf der möglichsten Wahrheit des Colorits so überaus viel beruht. Daß auch in Papier und Druck das Möglichste geschehen sey, um ein in jedem Betracht wahrhaftes Kunstwerk zu liefern, ist unnöthig besonders zu versichern.

Der erste Theil mit 50 Kupfern enthält die sämmtlichen Raubvögel mit ihren Abbildungen. — Die Materialien zum vollständigen Werke, dessen schnelle Beendigung keinem Zweifel unterworfen ist, liegen vorräthig.

Das seltene Unternehmen bedarf der seltenen und ermunternden Theilnahme der Kenner und Liebhaber. — Damit aber auch weniger Bemittelte, die für Wissenschaft und das Verdienstvolle deutscher Unternehmungen Sinn haben, gleichfalls Antheil nehmen können, wird das Werk in Heften ausgegeben werden.

Auch vom 2ten Theil ist bereits das 1ste bis 3te Heft erschienen. Der Preiß des 1sten Heftes vom I. Bande ist 3 fl. C. M., jedes folgende Heft aber kostet 6 fl. C. M.

Bei

August Rücker in Berlin ist von den

Möglin'schen Annalen der Landwirthschaft,

von dem

Staats-Rath Thär,

des IX. Bandes 1stes Heft erschienen und versandt worden.

Der Jahrgang von 4 Heften — zusammen etwa 80 Bogen stark — kostet 9 fl. C. M., und ist für diesen Preis in der Calve'schen Buchhandlung in Prag und durch die vorzüglichsten Buchhandlungen der österreichischen Monarchie zu erhalten.

Obschon es die frühere Absicht der unterzeichneten Verlagshandlung nicht war, die neue Ausgabe oder 6te Auflage

von

Reicharts Land- und Gartenschatz

in einzelnen Bänden abzulassen, so hat sie sich doch, um den Anfragen und Wünschen Vieler zu begegnen, jetzt dazu entschlossen und zeigt hierdurch an, daß von diesem, jedem Oekonomen und Gartenfreund nicht genug zu empfehlenden Werke

der erste Theil unter dem besondern Titel:
Anweisung zur Pflanzenkultur für 1 fl. 30 kr. C. M.

der zweite Theil unter dem besondern Titel:
Anweisung zum Küchengartenbau für 1 fl. 30 kr. C. M.

der dritte Theil unter dem besondern Titel:
Anweisung zum Feldbau für 2 fl. C. M.

der vierte Theil unter dem besondern Titel:
Anweisung zum Obstbau für 45 kr. C. M.

der fünfte Theil unter dem besondern Titel:
Anweisung zur Erziehung der Apothekergewächse und Zierpflanzen von Dr. J. J. Bernhardi für 2 fl. 30 kr. C. M.

der sechste Theil unter dem besondern Titel:
Völker, Dr. H. L. W. hauswirthschaftliches Kunstbuch für Hauswirthe und Hauswirthinnen in der Stadt und auf dem Lande für 2 fl. 15 kr. C. M.

durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten ist. Das ganze Werk kostet vollständig 10 fl. 30 kr. C. M.

Keyser'sche Buchhandlung in Erfurt.

Hauswirthschaftliches Kunstbuch

für

Hauswirthe und Hauswirthinnen

in der Stadt und auf dem Lande,

enthaltend

eine leicht faßliche Anweisung, im Hauswesen erforderliche Kunsterzeugnisse sich selbst zu bereiten.

Vom

Professor Dr. H. L. W. Völker.

(Bildet auch den sechsten Theil des Reichart'schen Land- und Gartenschatzes.)

Preis für 34 eng gedruckte Bogen 2 fl. 15 kr. C. M.

Inhalt: Einleitung. Vorkenntnisse zu mechan. techn. und chem. techn. Operationen. I. Kap. Mehlbereitung, — Bäckerey, Stärke, — Verfertigung des Sago, — Zucker- und Syrupbereitung. — Einmachen der Früchte. — Trocknen des Obstes und anderer Früchte. — Vom Einsalzen und Einsäuern vegetabilischer und thierischer Nahrungsmittel. — Vom Räuchern des Fleisches. — Von der Butter- und Käsebereitung. — II. Kap. Von der Bereitung des Weins — Biers — Branntweins — der Liqueure — des Essigs — des Zitronensaftes und seines Surrogats — des Kaffees und seiner Surrogate — der Chokolade und ihrer Surrogate — des Thees und seines Surrogats. — III. Kap. Von der Bereitung verschiedener Mörtel und Kütte. — Von verschiedenen Ueberzügen u. Beizen auf Holz, gegen Feuer, Feuchtigkeit, Schwämme, Wurmfraß, Steine gegen Salpeterfraß, u. Eisen gegen Rost zu schützen. — Vom Anstreichen und Malen mit Kalk-, Leim- und Oelfarben. — Vom Lackiren und der Bereitung der Lackfirnisse. — Vom Färben und Beizen des Holzes. — Vom Vergolden und Versilbern. IV. Kap. Von Bereitung der Seife. — Vom Waschen der leinenen, baumwollenen, wollenen und seidenen Zeuge. — Vom Färben derselben. — Vom Bleichen. — Von Vertilgung der Flecken aus Kleidungsstücken und andern Sachen. — Verfertigung verschiedener Wichsen. — Anweisung Leder, Leinwand u. dgl. wasserdichter oder dauerhafter zu machen. — V. Kap. Von Beschaffenheit der Leuchtstoffe. — Verfertigung der Talg- und Wachslichter. — Vom Reinigen des Oels. — Bereitung des Feuerschwamms und Zunders. VI. Kap. Verfertigung der Schreibetinten, rothe, blaue u. dgl. — Zubereitung der Schreibefedern. — Verfertigung der Siegellacke. — Verfertigung der Zeichenstifte. — Bereitung verschiedener Malerfarben und Tuschen. — Bereitung verschiedener Papierarten. VII. Kap. Von Räucherpulvern, Räucherkerzen und Riechtöpfen. — Von wohlriechenden Wassern, Oelen, Pomaden und Seifen. — Von Verfertigung der Rauch- und Schnupftabacke.

Wir beschränken uns hier auf obige kurze Inhalts-Anzeige dieses höchst gemeinnützigen Buchs, dessen Brauchbarkeit durch den Namen und eine zwanzigjährige Erfahrung des Verfassers wohl genügend verbürgt wird, und bemerken nur noch, daß die systematische Eintheilung der behandelten Gegenstände, dieses Buch vor verwandten Erscheinungen gewiß vortheilhaft auszeichnet.

Keyser'sche Buchhandlung in Erfurt.

Ueber
höhere Landes-Cultur
und den vortheilhaften Anbau
neuentdeckter Getreidearten.
von Freiherrn v. Witten.
Mit 1 Kupfer.

gr. 8. Berlin, Duncker u. H. 1821. 1 fl. 30 kr. C. M.

Von diesem Buche, das vorige Oster-Messe die Presse verließ, sind seitdem bereits die vortheilhaftesten Beurtheilungen erschienen, in der Preußischen Staatszeitung, dem Leipziger Allgemeinen Repertorium der Literatur, in den Jahrbüchern der Landwirthschaft von Plattner und Weber, und in den Heidelberger Jahrbüchern. Es bedarf also hier nur einer Hinweisung darauf und der Versicherung, daß dieses Werk in staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht und auch für Botaniker als höchst interessant und nützlich sich bewähren wird.

Theoretisch-Praktische
Wasserbaukunst.
Neue umgearbeitete und vermehrte Ausgabe.
Vom geheimen Rath
Ritter von Wiebeking.

Erster Band mit 68 Kupfern. Zweiter Band mit 46 Kupfern. Dritter Band mit 32 Kupfern. Vierter Band mit 7 Kupfern.
gr. 4. München 1811 bis 1817. 204 fl. C. M.

Archiv
der deutschen Landwirthschaft.
Herausgegeben von
Friedrich Pohl,
ordentlichem Professor der Oekonomie und Technologie zu Leipzig rc. vormals Oekonomie-Inspektor.
Jahrgang 1822.
8. Leipzig, Hinrichs, 12 Hefte 6 fl. 45 kr. C. M.

Das erste Heft enthält:

I. Oberforstmeisters Herrn von Zanthier, Biographie. II. Beitrag zur Bodenkenntniß von Pohl. III. Anleitung zur Verfertigung fester Tenne, von Berg. Beilage dazu von Pohl. IV. Ueber den Wechsel der Fruchtpreise von Opitz. V. Empfohlene Versicht beim Füttern des vorjährigen Hafers. VI. Schafreide und vertriebene Bauern. VII. Bemerkungen über Witterungsänderung. VIII. Ueber die Nachtheile der erhöhten Aufwürfe an Gräben von Pohl. IX. Neuere Einrichtung des Forstwesens im preußischen Staate. X. Verzeichniß neuer ökonomischer Schriften. — Literarischer Anzeiger Nr. I. — Kurze Correspondenz.

Das Archiv verbreitet sich über alle Gegenstände der Landwirthschaft im weitern Sinne, selbst Forstwesen, landwirthschaftliche Technologie rc. und bezweckt das wahrhaft Nützliche, frei von Vorurtheilen und Systemsucht, erwiesen durch gründliches Wissen und erprobt durch reine Erfahrung. Jeder denkende Landwirth findet darin praktische Belehrung. Ausführliche Anzeigen sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Anzeige an Forstmänner.

Ueber die Forstbotanik sind auch folgende zwey Schriften ganz neu erschienen:

1. Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen, für angehende und ausübende Forstmänner und Jäger. Ausgearbeitet von einer Gesellschaft und herausgegeben von Dr. J. M. Bechstein. Erster Theil: Forstbotanik, oder vollständige Naturgeschichte der deutschen Holzgewächse und einiger fremden; für Oberförster, Förster und Forstgehülfen, von Dr. J. M. Bechstein. Mit 9 Kupfertafeln. 4te vermehrte und verbesserte Ausgabe. 61 Bogen stark, ganz groß Format. 1821. 7 fl. 30 kr. C. M.
2. Forstbotanik oder Naturgeschichte der deutschen Holzgewächse und einiger fremden; zur Selbstbelehrung für Oberförster, Förster und Forstgehülfen, von Dr. J. M. Bechstein. Mit 9 Kupfert. Vierte vermehrte und verbesserte Ausgabe. 74 Bogen stark, ganz groß Format 1821. 8 fl. 15 kr. C. M.

Die erste Schrift gehört als Anfang zu der bekannten forst- und jagdwissenschaftlichen Encyclopädie; die zweite aber ist eine vermehrte und verbesserte Ausgabe der ebenfalls bekannten Forstbotanik desselben Verfassers. Wenn in jener die Lehren von Kultur, Abtrieb, Benutzung, Feinden der Wälder u. s. w. weggelassen werden mußten, da dieselben in andern Theilen der Encyclopädie besonders abgehandelt werden, so sind sie in letzterer bei jedem Holzgewächse genau angegeben, so, daß dadurch eine vollständige theoretisch-praktische Naturgeschichte der Holzarten entstanden, in welcher der Leser nicht nur eine genaue Beschreibung jedes Gewächses, sondern die ganze Forstbewirthschaftung, blos mit Ausnahme der mathematischen Lehre findet. Auch sind in einem ganz neuen vierten Abschnitt alle fremden Holzgewächse, die das deutsche Klima im Freien ausdauern, beschrieben. Der Forstmann wird also hier alles beisammen finden, was er in forstbotanischer Hinsicht nur zu wissen verlangt.

Ferner sind folgende Theile von dem großen Werke erschienen:

3. Hoßfeld, Mathematik für Forstmänner, Oekonomen und Cameralisten. 3ter Band, welcher die theoretisch und praktische Geometrie, die Theilung der Felder und Wälder und das Nivelliren enthält. Mit 32 Kupfert. 1821 5 fl. C. M.
4. Bechstein die Waldbenutzung, für angehende und ausübende Forstmänner und Cameralisten. 1821. 2 fl. 30 kr. C. M.
5. Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen, für angehende und ausübende Forstmänner und Jäger. 9ter Thl. 3ter Band die Wildzucht und Wildjagd enthaltend. Mit 5 Kupfertafeln, 1821. 4 fl. C. M.

Die Herren Besitzer werden dadurch die Ueberzeugung erhalten, wie pünktlich die Verlagshandlung ihr Versprechen erfüllt, und wie nahe die Vollendung des ganzen Werks schon ist.

Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt in der Anton Straschiripkischen Buchdruckerey.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
May. — Nr. 34. — 1822.

119. Schafzucht.

Bemerkungen zu Freyherrn v. Ehrenfels Aufsatz: „Ueber das Elektoralschaf und die Elektoralwolle, nebst Anstalt für reine Stammhalter derselben."

(In Nummer 1 und 2 dieses Jahrgangs).

Ich habe mich zwar schon in Nr. 6 und 8 des 22. Bandes dieser Zeitschrift und in späteren Aufsätzen, über das Elektoralschaf und dessen Wolle ausgesprochen; ergreife jedoch gerne diese neue Gelegenheit, abermals einiges darüber zu sagen, da der Gegenstand für den Landwirth gegenwärtig so sehr erheblich ist.

Der wichtigste Theil des Inhalts dieses interessanten Aufsatzes läßt sich, wie ich glaube, in folgenden Sätzen zusammenfassen:

1. Die Verschiedenheit, die man heute unter den Elektoralheerden antrifft, sey durch die Verschiedenheit der Ansichten rc. der Gutsbesitzer Sachsens bei Auswahl der Stammthiere und dadurch entstanden, daß diese die spanischen Schafe theils rein fortgepflanzt, theils nur zur Veredlung des Landschlags gebraucht, endlich, daß sie theils auf glatte, theils auf gezwirnte Wolle hingearbeitet hätten.

2. Das Elektoralschaf habe von seinem ursprünglichen Charakter etwas verloren, da man nur nach der höchsten Feinheit gestrebt, daher vorzugsweise Zuchtthiere mit gezwirnter, schraubenartig gedrehter Wolle, als der feinsten, gewählt, dadurch aber wollarme Thiere mit kahlen Bäuchen und Extremitäten hervorgebracht habe.

3. Man habe daher in neueren Zeiten gesucht, diesen Tadel zu heben, und die Elektoralschafe häufig mit Individuen dichtwolliger spanischer Racen gepaart, und man ersehe aus meinem Berichte, daß gegenwärtig die Wollmenge in Sachsen so sehr zugenommen, daß einige Individuen die wollreichsten in Mähren übertreffen, was vor 20 Jahren offenbar der Fall nicht gewesen sey. Es sey demnach schwer, reine Originalien vom Jahre 1765 in Sachsen zu finden.

4. Die Rochsburger Schäferei bei ihrer Stallfütterung, bei der Nähe und der lebendigen Uebersezeugung ihres (von mir hochverehrten) Herrn Besitzers von dem Werthe reiner geregelter Inzucht, mache jedoch billig hier eine Ausnahme und gebe die Garantie für reine Abstammung bei vieler Wolle.

5. Das reine Elektoralschaf von 1765 sey das feinste in Europa und seit jenem Jahre seyen weder bessere Schafe, noch gleichedle aus Spanien ausgeführt worden, ja, Spanien selbst besitze kaum mehr dergleichen höchstvollkommene Wollthiere.

6. Nur durch Vermischung ganz glattwolliger und gezwirnter spanischer Schafe von 1765 sey als goldenes Mittelding das wahre Elektoralschaf mit dem seidenartigen, weichen, leicht gewässerten, in zarte Biegungen auslaufenden, von der Wurzel bis zur Spitze gleich feinen Haar, mit größtentheils weißem Fett und einer gleichen Feinheit über alle Körpertheile — entstanden.

7. Bei der Seltenheit ächter Elektoralschafe, in Sachsen selbst, müsse es höchst wichtig seyn, eine Anstalt zu begründen, wo man jenen kostbaren Stamm in höchster Reinheit erhalte, und unverfälschte Abkömmlinge an die Schäfereibesitzer abgeben könne. Eine

Mehrere unserer ältesten Schafzüchter, die zum Theil noch im Besitze von Wollmustern jener spanischen Heerde sind, welche unter Marien Theresiens glorreicher Regierung in die k. k. Staaten kam, behaupten einstimmig, und haben mich mehrmals versichert, der größte Theil jener Heerde habe aus gleich edlen Individuen — wie jene, so 1765 nach Sachsen kamen — bestanden, ihre Abkömmlinge seyen aber mit der zweiten, späterhin aus Spanien auf die k. k. Familiengüter gebrachten dichtwolligen Heerde vermischt worden. Ich kann hierüber nicht urtheilen, sondern nur nacherzählen; folgende Thatsache ist aber gewiß: Es befinden sich auf einer hiesigen Schäferei die ganz rein erhaltenen Nachkommen eines in frühern Jahren von den k. k. Familiengütern erkauften kleinen Stammes. Diese Heerde hat, bei strenger Inzucht, ungemeine Fortschritte in der Feinheit und Vließausgleichung gemacht. Ich hatte auf meiner zweiten sächsischen Reise im Dezember v. J. Muster davon mitgenommen und den ersten Kennern gezeigt; sie blieb weder an Sanftheit noch an Feinheit des Haares hinter der edelsten Elektoralwolle zurück. Eben so hatte ich Gelegenheit, diese Thiere von einem bekannten sächsischen Wollhändler, Herrn Landmann aus Waldenburg bei Chemnitz, beurtheilen zu lassen. Er kam zu Anfang dieses Monats nach Raiz zu mir, um die dießjährige Wolle der altgräflichen Salm'schen Herrschaften zu kaufen; sie war aber schon im Februar an ein ebenfalls nach England handelndes Haus in Braunschweig verkauft worden. Hr. L. erklärte die Wolle dieser Race, obgleich er eben erst die aus Sachsen hieher gebrachten wunderschönen Elektorals durchgesehen hatte, für gleich edel mit jener der Letztern, ja einzelne Individuen zog er, wegen ihrer ganz vortrefflichen Stapelbildung und kurzen, gedrängten Wolle, noch vor. Ich werde zu der, bei Gelegenheit des Brünner Schafzüchtervereins, am 8. Mai d. J. abzuhaltenden Schafbeschau eben auch mehrere Stücke dieser Heerde vorführen lassen, um das hier Gesagte darzuthun.

Was nun die Anstalt des Freyherrn von Ehrenfels betrifft, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß sie Vielen sehr willkommen seyn wird; ich habe mir hier ein ähnliches Ziel vorgesetzt, nicht allein für Erhaltung und Weiterbildung der Elektoralschafe, sondern auch aller andern bekannten hochedlen spanischen Racen, wovon hier ansehnliche Stammheerden bestehen, aus welchen jährlich Sprungstöhre und etwas Mutterschafe verkauft werden.

Raiz bei Brünn im März 1822.

Rudolf André,
Wirthschafts-Direktor der altgräfl. Salm'schen Herrschaften.

120. Landwirthschaftliche Berichte.

1. Böhmen. Bunzlauer Kreis.

Kuttenthal, den 25. Jäner 1822.

Man erzählte mir heute, daß auf der Pardubitzer Herrschaft ansteckende Krankheiten wüthen, woran sehr viele Menschen sterben; dies befürchte ich bei uns auch, als Folge des so äußerst mißrathenen Brodes. Unter andern Mitteln das Brod heuer zu backen (v. g. mit Beimischung von Erbsen, Wicken rc. rc.) versuchte es hier Jemand, Branntwein in den Taig zu schütten, und gewann das schönste, geschmackvollste Brod. Ich muß nur Gelegenheit suchen, mich deshalb und der Methode wegen zu besprechen, um auch dich davon in die Kenntniß zu setzen. Unser Brod ist bisher so so gerathen, für die Zukunft werden wir dennoch Erbsen mahlen, und à proportion das übrige Mehl damit mischen lassen — auf 1 Strich Korn 1 Achtel oder 1 böhmisches Maßl Erbsen. Ich sage, weil selbst von jenem Korn, welches über dem Regen auf der Wurzel stehen blieb, doch kein gutes Brod gebacken wird; — es ist so schwer, hat die sonstige Goldfarbe nicht, und fällt von der Rinde leicht ab, ist auch nicht so schmackhaft — Von 9 Mandeln Korn haben wir vorgestern 7½ gehäuften Strich aufgehoben; das Korn hat aber auch die beliebte grünliche Verkaufsfarbe nicht, weil es überständig war. Und wie ich sonst längst berichtete, daß das liebe Korn durch Winde und Regen sehr ausdörrte, so ist auch die Schüttung viel geringer.

Die Witterung blieb sich den ganzen Monat Jäner hindurch gleich; vorherrschend waren heftige Stürme,

abwechselnd begleitet von Regen und Schnee, welcher Letztere aber nie lange liegen blieb; daher die schlechten, grundlosen Wege, die uns Landbewohnern so empfindlich und nachtheilig sind.

Den 10. Februar.

Die Zubereitungsart des Brodes aus ausgewachsener Frucht ist also aus dem, ins Böhmische übersetzten „Noth und Hülfsbüchlein" genommen. Folgenderweise wird dabei verfahren: „Wenn das Mehl zuerst in den Brodkübel kömmt, so gießt man 6 — 8 Maß geläuterte starke Lauge — statt des gewöhnlichen lauen Wassers — darein, und mischt es wie sonst. Nach der ersten Gährung schüttet man ein Seidel ächten Kornbranntwein in diese Masse, zerarbeitet selbe wie gewöhnlich, und erwartet den fest gewordenen Taig zum Auskneten." Dieser Versuch gerieth den Leuten ohne allen Zusatz von Erbsen- oder Wickenmehl, und ich sah und aß dieses schöne, hohe, schmackhafte Brod selbst. Probatum est.

Den 21. Februar.

Die Witterung bleibt sich ziemlich gleich. Früh haben wir immer Frost, was unsern Schafen wenigstens auf ein Paar Stunden hübsch zu statten kömmt. Die Fahrwege werden aber nicht besser, wenn nicht noch ärger, weil es am Tage immer wieder aufthauet. Gestern war ein reifiger, trüber Tag, und gegen Abend stiegen stinkende Erddämpfe auf, die wie dichter Nebel in der Luft hängen blieben, und dem Mondschein den Glanz benahmen.

Unsere Marktpreise wollen nicht hinauf, im Gegentheil mehr hinunter, obschon die Frucht rarer wird; und der äußerst schlechten Wege halber nicht zu Markte gebracht werden kann. Die obrigkeitlichen Speicher sollen aber noch überall voll, und unangetastet liegen. Ja, wer warten kann — spekuliret wahrlich nicht übel.

Einige wollen schon an Kornfeldern Auswinterungsschaden bemerkt haben — ich gebe mich aber vor der Zeit nicht gern mit solchen Schreckenbildern ab; das Uebel kömmt ja immer zeitlich genug — und wie zu ändern ??!!.

---

2. Preußen. Halberstadt.

Den 1. Februar 1822.

In unsrer ökonomischen Welt gibt es wenig Erfreuliches. Die überaus niedrigen Getreide-Preise decken die Cultur-Kosten nicht mehr, und nur die überaus gesegnete Ernte und die Menge des gewonnenen Getreides ersetzt einigermaßen den unermeßlichen Schaden, welcher aus jenem unserer Provinz erwächst, deren Wohlstand hauptsächlich in ihrem Ackerbaue bestehet.

Unerklärlich ist es dabei, daß die Preise der Grundstücke noch nicht mehr gesunken, und die Pachtungen der Landgüter noch nicht wohlfeiler geworden sind. Ich bin jetzt mit dem Verkaufe einiger Tausend Morgen, sonst den hiesigen säcularisirten Stiftern, jetzt zu den Domainen gehöriger Aecker beauftragt, und bin in jedem Termine verwundert, wie diese Aecker zu Preisen verkauft werden, welche bei den höchsten Getreid-Preisen fast nicht höher waren. Auch mit größern Gütern ist dieß noch derselbe Fall, und es sind noch im vorigen Herbste einige Käufe geschlossen, die Erstaunen erregen mußten.

Unsere neue Gemeinheits-Theilungs-Ordnung findet allgemeinen Beifall, und die neu errichtete General-Commission zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, kann nicht Special-Commissarien genug auffinden, die vielen in Antrag gebrachten Separationen zu bearbeiten.

Nicht minder geht die Aufhebung der Frohndienste und Zehnten raschen Schrittes vorwärts. Nur wird die Aufhebung der Zehnten in der Art der Berechnung der Geldrente wahrscheinlich überall große Schwierigkeiten finden, weil darnach diese Rente selten den jedesmaligen effektiven Getreidepreisen angemessen seyn, und damit im Verhältnisse stehen wird, indem sie bei niedrigen Preisen, wie jetzt, die Zehntpflichtigen, bei hohen Preisen aber die Zehntberechtigten drücken muß. Hat inzwischen unsere obere Staatsbehörde einmal erkannt, welches großes Cultur-Hinderniß in der Zehntbarkeit der Aecker liegt, fühlen die Zehentpflichtigen überall den hohen Werth der Zehntfreyheit ihrer Felder, und bekennen nun auch selbst die Zehnt-Berechtigten, daß ihre Wirthschaft ohne Zehnten bestehen könne, so ist nicht zu zweifeln, daß man auf Mittel Bedacht nehmen wird, die Aufhebung der Zehnten, zum Vortheile beider dabei interessirten Theile, immer mehr zu befördern.

Der Winter gleicht auch bei uns einem italienischen, und unser Wintergetreide steht prächtig. Sollten wir aber noch späte Fröste bekommen, so möchte sehr dafür zu fürchten seyn. Die Schäfereien sind in die-

sem Jahre sehr gut daran, und Futtermangel möchte wohl nicht zu fürchten seyn.

Zu bessern Getreidepreisen bietet sich uns noch keine Aussicht dar. Die jetzigen Preise sind 35 Rthlr. für den Berliner Wispel-Weizen, 24 — 25 Rthlr. für den Roggen, Gerste 18 Rthlr. und guten Hafer 14 Rthlr.

121. Landwirthschaftliche Literatur.

1.

Neues Jahrbuch der Landwirthschaft. In zwanglosen Heften herausgegeben vom Kammerrath Plathner und Professor D. Weber. I. B. 1. Stück. Breslau. Korn. 1821.

Beginnt gleich Nr. I. mit einer auch besonders abgedruckten Einleitung des einen Herausgebers, Herrn Prof. Webers: Ueber die Gewinnung feiner und edler, besonders hochfeiner Wolle; und über den Wollhandel und die Wollpreise neuerer Zeit; nebst einem angehängten Verzeichnisse vorzüglicher, ächt spanischer, und ganz veredelter Schäfereien in mehreren Provinzen Deutschlands und einigen außerdeutschen Ländern.

Es würde sehr verdienstlich seyn, nicht nur möglich authentisch die Quellen nachzuweisen, wann? auf welche Art? und wohin? Merinos (und von welcher Qualität?) aus Spanien in andere Länder verpflanzt — ob? wo? und wie lange sie rein erhalten oder vermischt worden, und wie daraus nun die dermalen bestehenden mancherlei Gradationen und Variationen entstanden sind. Es hat es ein Mitarbeiter dieser Blätter, dem zu dem Ende, noch außer Lasteyrie's Buch, Materialien gegeben worden sind, unternommen, eine klare Uebersicht zusammen gedrängt, den Lesern nach dem Lasteyrie'schen Leitfaden nicht nur berichtigend, sondern auch ergänzend bis auf die neueste Zeit zu geben. Es wäre zu wünschen, daß er sich bald an die Arbeit machte, und daß dann recht Viele aus ihrem speziellen Standpunkte (wo ihnen das Historische und Gegenwärtige genau bekannt ist) Beiträge und weitere Berichtungen geben möchten. Auf diesem Wege hätten wir Hoffnung, über den wichtigen Gegenstand der Genuinität und Orignalität (die immer mehr in Frage kommen muß, je kritischer und solider die Lehre der höhern Schafzucht bearbeitet wird) klarer sehen und die reinern von den trübern Quellen unterscheiden zu lernen. Vielleicht finden sich sogar aufrichtige Männer, die uns eine Geschichte der Rückschläge geben, die nicht minder lehrreich seyn müßte. Auch manches historische Problem ist zu lösen. So führt z. B. Herr Weber S. 2 an: Schon im 15. Jahrhundert wären unter Eduard IV. Merinos nach England gekommen. Lasteyrie aber behaupte, noch 1790 habe man in England die Merinos kaum gekannt. So sollen sie auch 1659 nach Frankreich schon gekommen seyn. Man wird sich einer andern Meinung erinnern, daß sich aus englischen, nach Spanien verpflanzten Schafen die Merinos gebildet. Alles dies verdiente von einem der englischen und französischen Literatur Kundigen genauer erörtert zu werden.

Hier nur nach Herrn Webers Daten ein Beitrag zur obigen Geschichte der Verpflanzung der Merinos:

1. Schweden.

1743 brachte Alströmer die erste Merino-Heerde nach Schweden, welche dort besten Fortgang hatte.

2. Preußen.

1748 ließ Friedrich II. schon spanische Widder und später wiederholt, ja 1785 sogar 200 spanische Mutterschafe und 100 Widder kommen, diese sollen theils zu Stansdorf bei Berlin durch Krankheiten zu Grunde gegangen, theils auf Rittergütern ausgeartet seyn.

1800 kamen 118 Merinos aus Alexandersreuth.

1802 brachten der jetzige Oberpräsident v. Vinke und der Kriegsrath Herbst auf königl. Befehl und unter Mitwirkung mehrerer Privatinteressenten 800 Mütter und 400 Widder aus Spanien, wovon das Beste auf die Güter des Fürsten Lichnowsky und

des Grafen Haugwitz in Schlesien gekommen zu seyn scheint.

1803 und 1804 wurden aus Cösitz im Anhaltschen und aus Sachsen mehrere Tausend Stücke spanischer Schafe auf die Domainen und Rittergüter in West- und Ost-Preußen gebracht.

Von 1808 an kamen viele Merinos aus Sachsen, Anspach, und später aus Oestreich nach Preußen. Besonders dotirte Rochsburg viele Güter in Schlesien. Aber auch die königl. Schäfereien, dann Dahlen, Klipphausen, Lauske gaben viele Schafe ins Preußische ab.

Nach 1814 ließ der itzige König von Neuem mehrere Tausend Merinos hauptsächlich aus Frankreich zur Begründung der Stammschäfereien zu Frankenfelde in der Kurmark und zu Panthen in Schlesien kommen.

Schon in den 1790ger Jahren war Graf Magnis zu Eckersdorf in der Grafschaft Glatz einer der ersten, der eine Merino-Heerde in dortiger Gegend begründete.

3. Sachsen.

1765 kamen hieher aus Spanien zuerst 105 Widder und 116 Mütter feinster Art nach Stolpen.

1778 wieder 92 zweyjährige Mütter, welche sämmtlich in die 3 Stammschäfereien Stolpen, Lohmen und Rennersdorf vertheilt wurden, und sich von da 1812 auf 18 Domainen und 65 Rittergüter verbreitet hatten.

4. Anhalt-Cöthen.

1768 rekrutirte sich hier schon der berühmte Fink zu Cösitz aus Sachsen.

5. Oestreich.

1775 ließ Maria Theresia 300 Merinos nach Merkopail kommen.

1776 ließ Fürst Kaunitz spanische Schafe auf seine Herrschaft Jarmeriz nach Mähren kommen.

1784 ließ Kaiser Joseph einen großen Transport Merinos kommen.

1802 kam der dritte kaiserl. Transport zur Begründung der Stammschäferei Mannersdorf.

Um dieselbe Zeit kamen für die Fürsten Lichtenstein und Esterhazy Merinos nach Oestreich, und gründete Herr Petri später seine Stammheerden in Theresienfeld.

6. Frankreich.

1786 ward die königl. Stammschäferei zu Rambouillet gegründet.

7. Würtemberg.

1786 und 1787 ließ der Herzog 140 Merinos kommen.

8. Niederlande.

1789 kamen die ersten Merinos nach Holland.

9. Anspach.

1789 ließ der letzte Markgraf von Anspach und Baireuth 122 Merinos nach Neuses bringen, welche mit der Waidegerechtigkeit auf 18 Dörfer später an eine Akzien-Gesellschaft verkauft wurden.

10. Baden.

1789 ließ der Markgraf 46 Widder und 74 Mütter zur Stammschäferei nach Carlsruhe kommen, denen später 74 Mütter aus Roussillon beigesellt wurden.

1809 gründete die Erbprinzessin Stephanie zu Gottesau eine neue Stammschäferei mit französischen Merinos.

11. England.

1792 ward eine spanische Schäferei zu Windsor begründet.

12. Sardinien.

1793 gründete man die Merino-Schäferei zu Mandria.

13. Dänemark.

1797 ward mit 500 Merinos aus Spanien die erste Schäferei zu Esserum bei Kopenhagen etablirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

2.

Empfehlungswerthe Schriften für Oekonomen.

Von dem k. sächs. Herrn Major v. Tennecker sind folgende interessante Schriften erschienen:

1. Unterricht in der thierärztlichen Klinik, oder: Anweisung zur Ausübung der thierärztlichen Praxis. Leipzig. 1821., und
2. Die Reitschule, oder: Gründliche Anweisung zur Reitkunst für die-

jenigen, welche, ohne praktischen Unterricht auf der Bahn erhalten zu haben, dennoch in kurzer Zeit gut und sicher reiten lernen wollen. Leipzig. 1821.

Beide Schriften können mit Recht als sehr vorzüglich empfohlen werden, besonders dürfte erstere vielen Landwirthen sehr willkommen seyn.

Der Herausgeber.

122. Pflanzen-Chemie.

1. Die Zeine im Mais.

Dr. Gorham auf der Amerikanischen Universität (Harvard University) zu Cambridge in Massachusets hat den Mais in 2 Abarten, wovon die eine kleine gelbe Körner, die andere platte, weiße Körner (virginisches Korn) gibt, chemisch untersucht. Er fand darin eine von allen bekannten Pflanzenkörpern, wie es scheint, verschiedene Substanz, die er Zeine nennt. Sie sieht wie Wachs aus, ist weich, dehnbar, elastisch, ohne Geschmack und fast geruchlos und schwerer als Wasser, unauflöslich im Wasser, aber auflöslich im Alkohol, Schwefeläther und Terpentinöhl; sie ist entzündlich und besteht nach Gorham's Vermuthung aus Sauerstoff, Wasserstoff und Kohle. Man erhält die Substanz leicht, wenn man einige Unzen Maismehl in einer Flasche mit warmem Alkohol digeriren läßt, und dann nach einigen Stunden die Masse filtrirt und abdünstet.

2. Der wichtige Lupulin im Hopfen.

Dr. Ives in New-York hat unlängst durch verschiedene mit Hopfen angestellte Versuche entdeckt, daß die besonderen Eigenschaften desselben in einer Substanz sich finden, die nicht mehr als ⅙tel vom Gewicht des Hopfens beträgt, und leicht davon geschieden werden kann. Man fand in einem Sacke, worin man 3 Jahre lang Hopfen aufbewahrt hatte, ein gelbes Pulver, das nach dem Sieben sehr rein wurde.

Man hat es Lupulin genannt. Es scheint der weiblichen Pflanze sehr eigen zu seyn. Ives fand, daß dieses Lupulin ein sehr feines Aroma enthält, das im Wasser und Alkohol sich auflößt, und bei starker Hitze schnell verfliegt. Es enthält überdies Gärbestoff, Gallussäure und ein in Alkohol und Wasser auflösliches bitteres Princip. Hopfen, wovon das Lupulin gänzlich geschieden war, besaß, wenn man ihn in Wasser oder Alkohol legte, keine seiner eigenthümlichen Eigenschaften mehr. Aus 6 Pfund Hopfen erhielt man, wenn man sie in einen Beutel that, klopfte, rieb und siebte, 1 Pfund Lupulin. Zu einem Faß Bier (von 36 Gallonen*) brauchte man 18 Loth Lupulin, statt 5 Pfund Hopfen, so viel als man gewöhnlich dazu nimmt, und erhielt ein sehr gutes Getränk. Es ist einleuchtend, welche Vortheile man für die Bräuerey gewinnen würde, wenn die Erfahrung diese Versuche bestätigen sollte; man würde bei den Kosten für Fracht und Aufbewahrung ersparen; die Würze würde nicht mehr durch den Hopfen absorbirt werden, und der unnütze widrige Extraktivstoff, der in den Hopfenblättern zurückbleibt, nicht in dieselbe übergehen.

*) 1 Gallon hält 13 1/16 Niederösterreicher Seidel oder 233 französische Kubik-Zoll.

123. Oekonomische Societäten.

Halberstädter Hagelschaden-Assecuranz.

(Aus einem Schreiben des Herrn Kammerrath Avenarius.)

Der Erfolg hat in diesem Jahre unsern Erwartungen ganz entsprochen, und das ökonomische Publikum beehrt uns mit einem Vertrauen, welches zu schmeichelhaft ist, als daß wir darin nicht eine stete Aufforderung finden sollten, demselben durch möglichste Sorgfalt in der Verwaltung, und durch stetes Streben nach immer größerer Vervollkommnung unserer Einrichtungen zu entsprechen.

Das beigefügte Verzeichniß der dießjährigen Mitglieder weiset den gegenwärtigen Umfang der Anstalt nach, und Sie ersehen daraus, daß dieselben jetzt 1154 Theilnehmer begreift, welche die Summe von 2,051,048 Rthlr. 5 gl. versichert haben. Zählte sie nun im Jahre

1820 nur 361 Mitglieder und einen Assecuranz-Betrag von 746,900 Rthlr. 14 gl., so ergibt sich daraus jetzt eine Mehrzahl von 793 Theilnehmern und 1,294,147 Rthlr. 15 gl. Versicherungsbetrag über den Bestand des ersten Jahres. Wir dürfen in dieser, schon im zweyten Jahre des Bestehens statt findenden bedeutenden Ausdehnung dieses Instituts, um so mehr einen Beweis des Beifalles und der Anerkennung der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen von Seiten des Publikums finden, als sich unter den Theilnehmern 360 Ausländer*) befinden, welche die Summe von 537,503 Rthlr. 2 gl. versichert haben.

Traten schon im Anfange des Frühjahres an vielen Orten bedeutende Hagelschäden ein, fanden diese den ganzen Sommer hindurch bis zu Ende der Erndte, in mehreren Gegenden des nördlichen Teutschlands statt, so mußten wir darauf rechnen, sehr bedeutende Vergütungen leisten zu müssen. Dennoch ist dazu nur ein Beitrag von 10 Groschen 6 Pfennige von jeden versicherten hundert Thalern erforderlich gewesen, wie die dem Verzeichnisse der Mitglieder angehängte summarische Uibersicht der Schäden nachweist. Wir waren also immer noch viel glücklicher als die Hagelschaden-Versicherungsanstalt zu Cöthen, welche zu einem Ausschreiben von 1 Rthlr. — gr. 4 d. pro hundert genöthiget war, obgleich sie vielleicht doppelt so viel Interessenten zählt, und deren Versicherungssumme, nach zehnjährigem Bestehen der Anstalt, über 5 Millionen Thaler beträgt.

Dies erfreuliche Resultat bei so ungünstigen Umständen, verdanken wir theils und hauptsächlich der nach unsern Statuten erforderlichen speciellen Angabe der einzelnen versicherten Ackerstücke, welche Bevortheilungen der Anstalt und Unterschleife fast unmöglich macht, theils der rühmlichen Sorgfalt der öffentlichen Behörden, welche die Abschätzung der Schäden geleitet haben, und der Sachkenntniß und Rechtlichkeit der adhibirten Taxatoren.

Die zum größten Theile schon eingegangenen Entschädigungsbeiträge sind sofort an die Empfänger ausgezahlt, so daß nur noch unbedeutende Posten zu berichtigen bleiben, und wir werden nach gänzlicher Befriedigung der Empfänger dem Publiko hievon Rechenschaft ablegen.

Bei der bedeutenden Ausdehnung, welche unsere Societät schon jetzt erhalten hat, konnte es nicht fehlen, daß wir mehrere interessante Erfahrungen machen, und uns wesentliche Lehren zur Vervollkommnung derselben abstrahiren mußten. Wir haben diese sorgfältig zusammen gestellt, vielseitig geprüft, sie jetzt der königl. Magdeburgischen Regierung als Nachtrag unserer Statuten eingereicht, und um Bewirkung der Bestätigung derselben von Seiten des königl. Ministerii des Innern gebeten.

Sobald diese Bestätigung eingehen wird, werden wir nicht verfehlen, diesen Nachtrag unserer Statuten dem Publiko mitzutheilen.

Ew. Wohlgeboren haben an dieser Anstalt bisher so wohlwollenden Antheil genommen, daß wir überzeugt seyn können, dieser Erfolg wird auch Ihnen erfreulich seyn, und Sie werden gewiß gerne denselben auch den Lesern Ihrer interessanten Oekonomischen Neuigkeiten mittheilen.

*) Nämlich aus dem Herzogthume Braunschweig 175, Königreich Hannover 177, Königreich Sachsen 4, Schwarzb. Sondershausen 3, Weimar 1. Der Herausgeber.

Druckfehler.

Nr. 12 S. 94, Sp. 1. Z. 9. von oben ließ Beachtung statt Beobachtung.
— — — 95 — — — 14 — — — epizootischen statt epipotischer.
— 13 — 103 — — — 10 von unten — Kunden statt Kunten.
— 15 — 114 — — — 5 — — — Ausbruchbeeren statt Ausbrauchbeeren.
— 16 — 122 — — — 17 — oben — Ruhrhaken statt Ruhrhacken.
— — — — — 2 — 10 — — — Symmetrie statt Simetrie.
— — — 126 — — — 12 — unten — Rabners statt Rabens.
— — — 128 — — 2ter Absatz. Z. 3. von oben lies können statt kennen.
— — — 137 — — — — — 7. — — — Stallfütterung statt Stallführung.
— 22 — 169 — 2 Z. 2 von unten fehlt nach Wolle das Wort vor.
— — — 173 — 1 — 5ter Absatz Z. 2 von oben lies Gex statt Ber.
— — — — — 2 — 4 von oben lies l'Ain statt l'Aint.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt bei J. G. Calve. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
May. — Nr. 35. — 1822.

35/I

124. Pferdezucht.

Ueber die Pferdezucht in England und über das englische Wettrennen.

Nach dem Grafen Veltheim *) und Herrn von Knobelsdorf **)

Herr Kreisdirektor von Knobelsdorf war mehrmals in England gewesen, und unterhält seit 20 Jahren ein bedeutendes Gestütt auf seinem Gute Sellin in der Neumark.

1. Wohlfeile Zucht in England.

England erzieht, mit Ausnahme Arabien's, die schönsten Pferde in der Welt, und merkwürdig ist es, daß man daselbst die Pferde wohlfeiler erziehen und verkaufen kann, als in Teutschland, obschon dort in der Regel das Futter und die Arbeit der Menschen den dreifachen, der Grund und Boden, auf welchem die Pferde erzogen werden, aber den zehnfachen Werth gegen den hiesigen hat.

2. Klassen der englischen Pferde.

Man kann die englischen Pferde nach ihrer mehr oder weniger edeln, d. h. vom morgenländischen Blute herzuleitenden Abkunft in ganzedle, halbedle und unedle theilen.

3. Das englische Acker- und Karrenpferd.

Das zum Ackerbau und zur Bewegung schwerer Lasten gebräuchliche Pferd gehört zur letzten Art. Die besten Ackerpferde zieht Suffolk. Das große schwere Karrenpferd ist zur Zeit des Ritterwesens, als man für geharnischte Reiter starker Pferde bedurfte, aus Dänemark, Teutschland, vorzüglich aber aus den Niederlanden eingeführt worden, und man trifft es noch jetzt von riesenartiger Größe an. Ein berühmtes Thier dieser Art, der Elephant, maß 7 Fuß 8 Zoll, die Breite seiner Brust war fast 3 Fuß, seine Länge aber 8 Fuß, sein Hufeisen durfte nie unter 8 Pfund wiegen.

Der Preis dieser Pferde ist selten unter 20 Guineen, die, welche sich durch ungeheure Größe auszeichnen, kosten 80 bis 100 Guineen. Bei schwerer Arbeit erhalten sie bei Heu und Stroh, Bohnen; diese und grüne Wicken während der Sommermonate sind überhaupt das gewöhnlichste Pferdefutter; seit einiger Zeit hat man aber begonnen, Hafer und Bohnen ungedroschen, mit Heu vermischt, zu Häcksel geschnitten, mit Vortheil zu füttern.

Diese Pferde schaffen die größten Lasten fort, und man hatte zu dem Ende vor einigen Jahren Wagen erfunden, welche von 4 Pferden gezogen, hinten aber von 2 Pferden mittelst einer schweren Deichsel fortgestoßen wurden.

4. Bezeichnung der Abkunft.

Um die Abkunft eines edlen Pferdes zu bezeichnen bedient man sich des Ausdrucks Blut. Ein Pferd von edler Abkunft von Vater und Mutter durch mehrere Generationen heißt ein Vollblutspferd. Die Abstuffungen sind: drei Viertel, ein halb, ein Viertel und etwas Blut.

*) Bemerkungen über die englische Pferdezucht mit Beziehung ihrer Grundsätze auf die Veredlung des Pferdegeschlechts im übrigen Europa besonders in Deutschland vom Grafen von Veltheim auf Harbke. Braunschweig. Vieweg 1820.
**) Von Knobelsdorf über die Pferdezucht in England, Berlin. Rücker 1820.

5. Aufzucht der Pferde.

Die Vorliebe der Engländer für Pferde macht, daß ein großer Theil der Landwirthe in den meisten Provinzen wenigstens jährlich ein Pferd aufzieht; als vollständiger Zweig der Landwirthschaft wird die Pferdezucht eigentlich nur in der Grafschaft York angesehen, und es ist hier die Zucht des gemischten Blutes einheimisch.

6. Verbrauch und Ausfuhr der Pferde. Preis.

So groß auch die Menge der Pferde seyn mag, die man jährlich nach dem Continente von Europa, nach den beiden Indien und nach Nordamerika ausführt; so ist die Zahl doch nur unbedeutend gegen diejenige, welche der eigene Bedarf der Nation erfordert, indem in England fast nur der Bettelnde zu Fuß geht, und unmittelbar nach dem eigenen Hemde das eigene Pferd in der Reihe der Wünsche folgt. Es ist in der That in neueren Zeiten laute Klage über die zu große Vermehrung der Pferde entstanden, welcher weder Theurung noch Taxen Grenzen setzen können, und man findet in ihr eine Quelle der Brodnoth und des Elends der untern Klassen des Volks.

Der Preis der halbveredelten Pferde ist sehr verschieden; die, welche als Handelswaare nach Teutschland kommen, sind größtentheils nur von halbem oder ein Viertel Blute und werden von den Züchtern für einen Preis verkauft, für welchen man in Teutschland kein Pferd erziehen kann. So sonderbar dieß auch scheinen mag; so ist es dennoch leicht zu erklären, einmal, weil die Pferdezucht mit größerer Sorgfalt getrieben wird, und nicht in den Händen einiger Güterbesitzer, sondern allgemein verbreitet ist, sodann aber, weil den Pferdezüchter in England oft Glücksfälle treffen, wie solche in keinem andern Lande sich zutragen können, da die besseren und besten Pferde zu den höchsten Preisen bezahlt werden und jeder Pferdezüchter die Hoffnung hat, solche zu erzielen. — Der Durchschnittspreis eines vollkommen mackellosen 3½ bis 4jährigen Pferdes dürfte 35 — 40 Guineen seyn.

7. Ursprung und Geschichte der englischen Pferdezucht.

Bekanntlich ist das Morgenland und besonders Arabien das Vaterland des edelsten Pferdegeschlechts. Man soll dessen Fortpflanzung in England schon unter der Regierung Eduard's II. (1307 — 1327) begonnen haben; es zeigte sich jedoch erst unter Karl II. (1660 — 1685.) ein entschiedener Fortgang. Der König hatte eine große Leidenschaft für Pferde, und scheint solche der Nation mitgetheilt zu haben. Er verwandte Summen, welche für jene Zeit ungeheuer waren, auf den Ankauf von Zuchtstutten im Oriente, welche man noch jetzt für den ursprünglichen Stamm der Vollblutspferde hält, auch nahm unter seiner Regierung das Pferderennen seinen Anfang.

8. Wettrenner.

Von jener Zeit sind fortgesetzt arabische und türkische Hengste eingeführt worden, und das Geschlechtsregister der edlern Pferde in England, (804 eng gedruckte Seiten) führt 21 an, welche für die vorzüglichsten gehalten wurden, und deren Nachkommenschaft die reine englische Wettrenner-Race hervorgebracht hat. Die in spätern Zeiten eingeführten arabischen Pferde haben jedoch keine so vorzügliche Nachkommenschaft erzeugt, als die früheren, daher auch gegenwärtig der Sprung der vorzüglichsten englischen Hengste in dem Racing Kalender, der jährlich erscheint, und alles, was auf das Wettrennen und auf die Zucht der Blutpferde Bezug hat, enthält zu 10 bis 25 Guineen, der von den arabischen Hengsten aber zu 5 Guineen angekündigt stehet.

Bei der Zucht der Vollblutspferde steht als Hauptgrundsatz fest, die zu nahe Verwandtschaft zu vermeiden. Die berühmtesten Hengste, von welchen alle ausgezeichneten Wettrenner abstammen, sind: Harold, Matschem und Eclipse. Von diesen soll Matschem seinem Eigenthümer 120,500 Pf. St. eingebracht haben. Eclipse, geboren 1764, wurde anfänglich für 20, dann für 1000, und zuletzt für 1750 Guineen verkauft, und bedeckte für 100 Guineen, ein Preis, der nachher nie wieder bezahlt ist; er ward nie überwunden. Er soll seinem Eigenthümer 162,000 Pf. Sterlinge eingebracht haben. Dieses Pferd legte in 4 Minuten 45 Sekunden den Raum einer teutschen Meile zurück.

Schönheit der Gestalt ist für einen Wettrenner nur die zweite Eigenschaft, erwiesene oder muthmaßliche Schnelligkeit, verbunden mit sichtbarer Kraft, die erste. Die Fohlen von der vorzüglichsten Abkunft werden entweder einjährig, oder noch vor ihrer Geburt verkauft; leicht erklärlich, wenn man erwägt, daß der Zweck dieser Thiere ein hohes Spiel ist, wo der Zufall immer mit wirkt, und bei welchem die Spieler sich seiner auf jede mögliche Weise zu bemeistern trachten. Der Preis

dieser Fohlen ist zwischen 20 bis 400 Guineen. Diejenigen Züchtler, welche von geschätzten Stutten und einem in der Mode seyenden Hengst Fohlen ziehen, kündigen ihre Zucht an, ehe sie geboren wird, und fordern für ein Hengstfohlen 130, für ein Stuttfohlen 70 bis 80 Guineen, abzuliefern um den fünften oder sechsten Monat.

Von dieser Zeit an werden die Fohlen entweder bis zum zweiten oder dritten Jahre, je nachdem sie in dem einen oder andern Jahre zum Wettlauf bestimmt sind, mit großer Sorgfalt gepflegt. Einige Monate vor dem Wettlauf werden aber sowohl alte als junge Pferde einer besondern Behandlung, welche man das Trainiren nennt, unterworfen. Diese geben besondere Kunstverständige, und in der Nähe der Orte, wo Wettrennen gehalten werden, sind besondere Trainir-Anstalten. Jedes Pferd erhält dabei seinen eigenen Stall, in welchem es in der Regel unangebunden steht. Es hat seinen eigenen Wärter, gewöhnlich wegen der beim Reiten erforderlichen Leichtigkeit, ein Bursche von 12 bis 14 Jahren, der mit dem Pferde hingesandt wird. Dieser steht buchstäblich den ganzen Tag hinter dem bei rauher Witterung mit mehreren wollenen, im Sommer mit einer leinenen Decke behangenen Pferde, putzt es zweimal sorgfältig und reitet dasselbe täglich zweimal. In gewissen Perioden erhält das Pferd täglich Medicamente, und seine Fütterung und tägliche Bewegung geschehen nach gewissen Regeln. Daß bei dem Trainiren viel Gaukeley getrieben wird, versteht sich von selbst, auch ist der Preis dafür monatlich nicht unter 20 Guineen.

Die Wettrennen wurden, wie schon erwähnt, von Karl II. angeordnet, theils um die Pferdezucht zu heben, theils um dem Volke, welches durch die kurz zuvor Statt gefundenen Unruhen und Zerrüttungen gebeugt war, öffentliche Ergötzlichkeit zu verschaffen. Anfangs fanden sie bloß für die vom Könige an jedem Orte ausgesetzten Preise Statt; dann stellten die Communen mancher Städte und reiche Einsassen Preise aus, um den Städten Nahrung zu verschaffen; endlich aber kam es dahin, daß der Gewinn öffentlicher Preise nur Nebensache, das Wetten untereinander aber Hauptsache wurde, wodurch die Leidenschaft dieser unbedenklich dem Spiele und der Gewinnsucht sehr ergebenen Nation bis auf einen Punkt gesteigert ward, welcher bei keinem andern Volke wahrgenommen wird. Denn ausgemacht ist es, daß alles Unheil, welches das Spiel in andern Ländern veranlaßt, gar nicht mit dem zu vergleichen ist, welches die tolle Wuth, auf die Schnelligkeit der Pferde ungeheure Summen zu wetten, in England herbeiführt, und nach der Versicherung einer Person, die es beurtheilen konnte, soll in Newmarket allein jährlich mehr Geld gewonnen und verloren gehen, als in allen öffentlichen Spielhäusern von Europa zusammen. Es sind aber der Plätze, an welchen Wettrennen gehalten werden, nicht weniger als 93.

Folgendes sind ungefähr die Hauptgesetze und Anordnungen, worauf das Wettrennen beruht:

Nur diejenigen Wetten sind gültig und brauchen bezahlt zu werden, die auf öffentlichen Wettrennen vor Richtern nach den Gesetzen Statt finden. Es darf bei 200 Pf. Sterl. Strafe kein Wettrennen unter der Summe von 50 Pf. St. gehalten werden. Jedes Pferd, welches läuft, bezahlt 2 Pf. 2 S. an die Krone; kein Pferd darf laufen, dessen Alter und Abkunft nicht beglaubiget ist. Kein Reiter kann gewinnen, der nicht vor dem Ablaufen und nach dem Ankommen mit seinem Sattel gewogen worden, und das vorgeschriebene Gewicht gehabt und beibehalten hat. Alle Wetten, die nicht während des Rennens Statt finden, müssen vorher in die Bücher der Vorsteher eingetragen werden. Derjenige, der eine Wette nicht bezahlt, ist unfähig, wieder zu wetten, und eben so der, der eines Betruges beim Wettrennen für schuldig erkannt worden ist. Wer die Wette vor dem Rennen verloren gibt, zahlt die Hälfte, es sey denn, daß ausdrücklich festgesetzt worden, daß kein Verlorengeben Statt finden dürfe. Niemand darf ein geborgtes Pferd zum Rennen bringen, sondern dasselbe muß sein Eigenthum seyn.

Jeder Streit wird von den Richtern sofort entschieden. Sollten zwey Pferde zugleich das Ziel erreichen, so müssen sie denselben Tag noch einmal rennen. Alle Nebenwetten hängen von der Hauptwette ab.

Besonders reizt der Umstand die Spieler, daß oft viel mehr gewonnen als verloren werden kann. Wenn z. B., wie dieß im Jahre 1817 der Fall war, ein Wettrennen unter einer großen Anzahl Pferde Statt findet, so wird natürlich von Einem der von Allen eingesetzte Preis gewonnen. Die Unsicherheit des Erfolgs der Wettrennen ist aber um so größer, als sogar auf noch nicht geborne Pferde gewettet wird. So enthält der Racing Kalender von 1818 Wetten angekündigt, die 1821, ja sogar 1822 mit dreijährigen Pferden Statt finden sollen.

Die Räume, welche durchlaufen werden, sind sich keinesweges gleich; auf dem großen Rennplatz in New-

market sind 16 verschiedene Räume von 4½ bis ½ englische Meilen, deren Wahl die Wette bestimmt. Es kommt daher vorzüglich darauf an, daß der Reiter die Kräfte des Pferdes nach dem Zeitmaße anstrenget, und oft entscheidet hierbei die letzte Sekunde, wenn der Reiter es versteht, durch irgend eine Hülfe die letzte Kraft des Pferdes zu benützen. Deßhalb ist das Wettreiten auch eine förmliche Kunst, welche erlernt wird, und diejenigen, welche sie üben, sind nicht etwa Stallknechte oder Wärter, sondern freye unabhängige Menschen, welche, wie alle Spieler, bald reich und arm sind, und ihre Gesundheit diesem Gewerbe opfern. Sie erhalten nämlich nicht nur von dem Eigenthümer für jeden Cours eine bedeutende Summe oder Tantieme, sondern nehmen auch immer selbst an der Wette Theil, und spielen das Spiel um so leidenschaftlicher, als sie es am besten zu verstehen geeignet sind.

Wie weit übrigens die Leidenschaft des Spiels und des Gewinnens gehen kann, mag folgendes Beispiel beweisen: Mr. Frampton, unter Georg I. und II., Aufseher der königl. Wettrennerpferde, und welcher zu seiner Zeit für den erfahrensten Mann in diesen Dingen gehalten wurde, besaß einen Hengst, Namens Dragon, welcher in vielen Wettrennen Sieger gewesen war, und auch einst gegen einen andern geschätzten Wettrenner, Namens Merlin, gewann. Frampton äußerte sich nach gewonnener Wette über Merlin verächtlich, daß er sich erbot einen Wallach zu stellen, welcher diesen Hengst schlagen sollte. Es wurden sogleich zu der am folgenden Tage festgesetzten Wette große Summen unterzeichnet. Frampton erschien zur bestimmten Stunde, und führte seinen Hengst, Dragon, abermals vor, den er in wenigen Minuten, während die Reiter gewogen wurden, zum Entsetzen der Anwesenden, in einen Wallach verwandeln ließ. Das edle verstümmelte Thier errang den glänzendsten Sieg, und bezahlte ihn auf der Stelle mit seinem Leben! Es ist nicht gesagt, ob die verruchte That dem Vollbringer die verdiente allgemeine Verachtung zugezogen hat.

9. Debatten zwischen Herrn Professor Schwab in München und Herrn Grafen von Veltheim.

A. Wo ist das Urbild des vollkommenen Pferdes?

Herr Prof. S. sucht es im wilden Pferde und glaubt in Hochasien in der Wüste Cobi, das Urbild des ganzen jetzt existirenden Pferdegeschlechts als Ideal der Vollkommenheit zu finden.

Gr. Veltheim bekennt seine Unbekanntschaft mit dem Pferdestamm jener Wüste, erinnert aber, daß die bekannten Schläge ihrer Nachbarschaft nichts weniger als Ideale sind, z. B. die Chinesischen, Kalmukischen, Burätischen, Tungusischen und Bulanischen.

Jene wilden, oder verwilderten Pferde würden schlecht zu unsern Zwecken, am wenigsten zur Veredlung der Zucht taugen. Nur die Pferde werden für uns die brauchbarsten und gefälligsten seyn, auf welche die meiste Pflege und Wartung verwendet worden, das beweiset vor allen das herrliche Pferd des Beduinen der Arabischen Wüste. Es wird in dessem Zelt geboren und theilt dieselbe sorgsame Pflege, wie die Glieder der Familie.

B. Degenerirt die edle Race durchs Klima?

Herr Pr. S. schreibt letzterem hierauf einen sehr gebieterischen Einfluß zu und glaubt, daß eine Arabische Reinzucht, in jedes andere Land versetzt, spätestens in der dritten Generation der Landesrace wieder vollkommen gleichen werde.

Gr. V. bemerkt dagegen, daß man in den Gypshügeln zu Tiede bei Wolfenbüttel, eine bedeutende Menge fossiler Pferdeknochen mit Resten des Elephanten und Rhinoceros (und zwar sowohl der ausgestorbenen Arten der Vor-, als auch der noch existirenden der jetzigen Welt) gefunden, welche an Größe und Gestalt den Gebeinen jetzt lebender Pferde so ähnlich sind, daß der Hofthierarzt Bieling zu Braunschweig mittelst letzterer ganze Schenkel so ergänzte, daß man kaum im Stande ist, diese von den fossilen zu unterscheiden. Also selbst das Pferd der Vorwelt war dem jetzigen (was folglich nicht ausgeartet seyn kann) genau ähnlich. Uebrigens waren jene fossilen Knochen von der Beschaffenheit eines Polnischen Husarenpferdes, also von leichterm Schlage.

Allerdings können Luft und Boden bei Versetzung aus einem Lande in das andere Einfluß nehmen. Dagegen können auch Wartung und Pflege die Ausartung verhüten — vielleicht für immer? Wenigstens liegen Beweise von geraumer Zeit, ja bis zu Jahrhunderten vor. Die Merinos aus Spanien sind so wenig in Frankreich, Sachsen, Oestreich entartet, als die morgenländischen Pferde in England; vorausgesetzt, wenn die Versetzung vollständig, d. h. mit beiden Geschlechtern geschah, die Zucht rein und ohne alle frem-

den Vermischung blieb. Es bedurfte keiner neuen Auffrischung; es erfolgte keine Entartung, vielmehr Verbesserung für die beabsichteten Zwecke. Es ist Thatsache, daß die beste sächsische, östreichische und französische Merinoswolle die beste Leoneser jetzt um ein Bedeutendes übertrifft, und daß sie nach den Londner Preis-Couranten 181; um 20 pCt. theurer bezahlt ward.

Die 1816 nach Sachsen gebrachten Merinos sind den noch in den Königl. Stamm-Schäfereien befindlichen, von dem Transporte von 1770 abstammenden, durchaus nicht gleich gekommen.

Herr Schwab aber glaubt, daß eine Ausartung der Merinos nicht nur bereits Statt gehabt; sondern er prophezeiht auch ihren gänzlichen Rückschlag, wenn man nicht wieder neue Heerden aus Spanien kommen ließe.

Dagegen führt H. v. B. die vielfältigen Erfahrungen beim Rindvieh an, daß fremde, den einheimischen ganz heterogene Rassen, wenn sie nur rein erhalten, und gut ernährt und verpflegt worden, ihren ursprünglichen Charakter ganz oder doch größtentheils beibehalten haben.

Wendet man diese Erfahrungen auf die Pferde an und vergleicht die in der alten Welt mit den jetzigen; so findet man, daß jene von der jetzt gewöhnlichen Mittelgröße sind und sich durch nichts von den unsrigen vortheilhaft auszeichnen.

Es ist eine Grille und trübe Ansicht, daß die Naturkräfte abgenommen und daraus bereits eine Verschlechterung ihrer Geschöpfe eingetreten. „Wahrlich die Natur besitzt noch Kräfte genug, auch unter unsern Hausthieren noch jetzt herrliche Geschöpfe hervorzubringen, wenn wir nur unsre Kräfte anstrengen, und dazu die sich uns darbietenden Erfahrungen benützen wollen, um sie ihr abzugewinnen."

10. Zweck der Gestüte.

Stutereien, welche vorzugsweise nur beabsichtigen, eine Anzahl brauchbarer Reit- und Wagenpferde für landesherrliche Marställe zu erziehen, sind nicht zu empfehlen, weil man diese in der Regel wohlfeiler ankaufen, als aufziehen wird. Als Nebenzweck kann darauf wohl mit Bedacht genommen werden. Immer aber muß der Hauptzweck bleiben, daß für jede wesentliche Dienstleistung den Pferden bei Kriegs- und Friedensarbeiten die tauglichste Pferdeart erhalten und fortgepflanzt werde. Dieß geschieht dann, wenn man für die Reinzucht Arabischer oder noch besser, Nubischer Pferde in Landes-Gestüten sorgt, wie in Oestreich, Preußen, Würtemberg; wenn Sprößlinge dieser Gestüte dann zur Veredlung der verschiedenen Reit- und leichten Wagenpferde verwendet werden; ferner, wenn die Vermehrung der schweren Wagenpferde dadurch befördert wird, daß auf den Landgestüten eine Anzahl schwerer Hengste aufgestellt und in Gegenden mit fettem, schwerem Boden Stuten solcher Art zum Behufe der Zucht vertheilt werden.

11. Anti-Oekonomische Tendenz der englischen Pferdezucht.

Der kaufmännische, nicht der landwirthschaftliche Gewinn ist die Triebfeder der englischen Pferdezucht. Bei jenem ist der Gegenstand gleichgültig, wenn er nur Geld einbringt und der schnellste Gewinn der beste; bei diesem hingegen kommt Alles auf den Gegenstand an, und der nachhaltigste Gewinn ist der beste. Bei jenem ist es gleichgültig, ob man das edelste, sogenannte Vollblutpferd, oder die gemeinste Schindmähre zieht, wenn nur der höchste Preis erlangt wird; bei diesem ist die Aufgabe, das brauchbarste Pferd mit den mindesten Kosten zu bekommen und fortzupflanzen.

12. Englische Pferde-Arten.

I. Das ganz edle aus reinem, südlichen Blute (d. h. Arabern, Berbern, Egyptern, Persern und asiatischen Türken) stammende Rennpferd, welches in den Gestüten reicher Gutsbesitzer so ziemlich in allen Theilen Großbritanniens fortgepflanzt wird, und welches man als Mittel betrachten muß, wodurch, (mit Ausnahme des schwarzen Karrenpferdes) alle übrigen Pferdearten Englands mehr oder weniger veredelt werden.

II. Das Jagd- und leichte Wagenpferd, welches, den Umständen nach, zu drei Viertel oder Halb aus der ersten und der alten Yorkshirer Landrace oder dem sogenannten Cleveländischen braunen Landpferde gebildet ist.

III. Das Ackerpferd, wovon es wieder drei verschiedene Arten gibt:

a) Das eben genannte Yorkshirer oder Clevelander, wahrscheinlich eine alte, nicht mit ausländischem Blute gemischte, englische Landrace.

b) Das Suffolker, meistens von Fuchsfarbe; wahrscheinlich etwas mit Normannischem Blut gemischt.

c) Das Clydosdaler oder Südschottische, stammt von flandrischen Hengsten mit Landesstuten gepaart und ist gewöhnlich von Grauschimmelfarbe.

IV. Das Englische schwere, schwarze Karrenpferd, welches zwar ursprünglich ganz von Niederländischer Abkunft, aber doch jetzt zu einem eignen, davon abweichenden Schlage gebildet ist, und vorzüglich in den sogenannten, mittelländischen Grafschaften erzogen wird. Diese Pferde-Art findet man vor den Londner Kohlen- und Bierwagen von einer solchen elephantenartigen Größe und Schwere, daß man oft versucht wird, solche für eine vom Pferde ganz verschiedene Thierart zu halten. Sie befördert sehr die langsame Fortschaffung schwerer Lasten auf Englands ebnen Wegen.

V. Die Poneys oder kleinen Pferde, welche zwar ursprünglich Wallisischen oder Hochschottischen Ursprungs seyn dürften, jetzt aber fast überall in England einzeln angetroffen werden und zu manchen Zwecken sehr nützlich sind.

47
12

125. Pomologie.

Vom Oculiren oder Aeugeln.

Oculiren oder Aeugeln heißt, von einem guten Zweig ein Auge ausheben, und dasselbe in einen wilden Zweig zwischen Holz und Rinde einschieben. Es können dadurch die erstjährigen Kernstämme veredelt werden, und die leichte Wunde, die man den Stämmchen dadurch beibringt, verwächst schon im ersten Jahre.

Bekanntlich oculirt man entweder in das treibende oder in das schlafende Auge; eine Benennung, die von der Zeit herrührt, in welcher diese Verrichtung vorgenommen wird.

Das Oculiren ins treibende Auge geschieht von Johanni bis Mitte Julius. Es heißt darum Oculiren ins treibende Auge, weil das eingesetzte Auge noch in demselben Sommer zu treiben anfängt.

Das Oculiren in das schlafende Auge geschieht von der Hälfte Julius bis Ende Augusts, und es wird darum so genannt, weil das Auge in diesem Jahre nicht mehr treibt, sondern den ganzen Winter gleichsam schläft, und erst im kommenden Frühjahr zu treiben anfängt.

Eine Hauptsache beim Oculiren ist es immer, daß man die Zeit beobachte, da die Rinde sich gut vom Holze ablöst. Daher soll man dieses, ehe man zu okuliren anfängt, allemal am Wildling zuvor probiren, weil man im Frühling leicht damit zu früh, im Sommer hingegen zu spät kommen kann.

Hier muß ich eine Bemerkung mittheilen, welche ich bisher noch in keinem unserer Gartenbücher gefunden habe, ausgenommen in Bemy's Handbuch der Obstbaumzucht, und die gewiß jedem Liebhaber der Obstbaumzucht höchst willkommen seyn wird, auch an sich selbst von nicht geringer Erheblichkeit ist.

Bemy, ein Mann der die Obstgärtnerei von Jugend auf getrieben, und Alles nach eigenen Erfahrungen geschrieben hinterlassen hat, nimmt zwar auch zwei Zeiten und Arten zum Oculiren an, nämlich in das treibende und in das schlafende Auge. Allein bei ihm ist die Zeit zum Okuliren nicht erst im Sommer und um Johanni, sondern schon im Frühjahre, nämlich im April und zu Anfang des Mays. Dieser erfahrene Gärtner verwundert sich, daß man von dieser kostbaren Okulirzeit in Teutschland wenig oder gar nichts weiß, und wünscht, daß sie allgemein bekannt und benützt werden möchte.

40
2

126. Hofwirthschaft.

Kornwürmer.

(Verglichen 1818. Juni. Beil. 8. S. 62.)

Diese sogenannten Würmer sind nichts anders als Insekten-Larven, theils vom Korn-Rüsselkäfer (Curcul. frum.) — der sogenannte schwarze Kornwurm; theils von der Korn-Motte (Phal. Tin. granella) der sogenannte weiße Kornwurm. Beiden sind, wie vielen andern Insekten, Licht und Luft zuwider. Folglich mache man die Schüttkästen so hell und lüftig als möglich; letztes durch mehrere Reihen über einander angebrachter Luftzüge, so daß immer dicht über die Kornhaufen ein scharfer Zug hinstreichen könne. Besonders wäre dies wegen des weißen Feindes im May und Junius nöthig, weil

er sich um diese Zeit in einen Schmetterling verwandelt, der dann seine Eier an die Kornhaufen zu legen sucht. Eben daher muß man um diese Zeit auch besonders fleißig sie umstechen. Die bald aus den Eiern kriechende Raupe treibt nun das eigentliche Unwesen bis zum September, wo sie zum Einspinnen und Verpuppen die Rizzen der Tränke und Dachsparren aufsucht. Diese überstreiche man dann mittelst einer scharfen Bürste mit Theer, wiederhole dies im April und allenfalls nochmals im September. Um auch theils der Schmetterlinge habhaft zu werden, theils zu beurtheilen, ob die Gefahr groß oder gering ist, stelle man im Mai und Juni einige Laternen auf die Kornhaufen und bestreiche die Gläser mit Vogelleim. Die Motten fliegen gern der Luft zu und fangen sich.

Gefährlicher als der weiße ist der schwarze Kornwurm. Das Kieferweibchen bohrt in jedes Körnlein ein Loch und legt darin sein Ei. Nach 10 Tagen schlüpft die Larve aus, verschließt die Oeffnung mit einem zähen Schleim, nährt sich vom Mehl des Kerns, verwandelt sich nach 4 Wochen in einen Käfer, verläßt die leere Hülse und begattet sich, was einigemal im Jahre wiederholet wird, bis wohin sich aber die Käfer ebenfalls in den Ritzen des Holzes aufhalten, und hier den Winter zubringen. Die Theerbestreichung wird ihn verhindern, wieder zum Korn zu kommen.

Hindert man dieß nicht, so vermehrt er sich ungeheuer, und dann ist es schwer seiner Herr zu werden. Das Beste ist, das Korn gleich weg zu schaffen, zu reinigen und so gut als möglich an Mann zu bringen. Dafür beschütte man den Boden mit Hafer, an den er nicht geht, vermuthlich weil ihm dessen Hülse zu dick ist. Deshalb soll er auch recht ausgetrocknetem Waizen und Korn weniger nachtheilig seyn, als noch feuchterem und folglich weicherem. Auch Hopfen ist ihm zuwider.

Nach der Gazette d'agriculture (1774. N. 78) vertrieb ein Genfer Landmann die Gäste durch die großen, rothen Ameisen (Formica rufa), wovon er mehrere große Haufen in Wäldern einsackte und sie auf den Boden ausschüttete. In 4 — 5 Tagen hatten sie alle Larven gefressen.

Herr Müller versichert im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen (Nr. 237. 1820.) folgende Mittel durch Erfahrungen erprobt zu haben:

1. Geschälter und geschnittener Knoblauch wird in kleine Stückchen zerschnitten, in ein leinenes Säckchen gethan und recht zerklopft; dann in ein Gefäß mit reinem Flußwasser getaucht, und so darin ausgedrückt, daß dieß stark riecht. Mit diesem Wasser besprengt man beim Wenden das Korn 3 — 4 mal. Die Schaufel bestreicht man mit Terpentin, oder Lavendel-Oel jedesmal. Holzspäne an der obern Hälfte mit einer Mischung von Bilsen- und Hirschhorn-Oel bestrichen, steckt man an die Ecken und Seiten der Haufen und frischt sie in 8 Tagen wieder auf. Am Besten geschieht dies Alles im Mai, aber auch, wenn die Wirkung nicht vollständig war, wiederholt im August und September.

2. Gleich im Frühjahre sammle man das seit dem Herbst abgefallene, dürre Haselstaudenlaub, dörre es, zerreibe es recht fein und siebe es durch, damit die Blattrippen zurück bleiben. Man bestreuet damit stark die Haufen und sticht sie dann tüchtig um. Der äußerst widrige Geruch vertreibt die Würmer.

49
1

127. Bienenzucht.

1. Methode, in Nordamerika den Honig zu nehmen, ohne die Biene zu tödten.

Wenn sich die Bienen Abends zurückgezogen haben, nehme man den Stock sanft von seinem Platze, breite ein Tischtuch auf der Erde aus, und setze den Stock darauf, indem man etwas darunter legt, um ihn 3 oder 4 Zoll von der Erde zu erhöhen; dann fasse man die Zipfel von dem Tuche auf, und binde sie rund um die Mitte des Stocks fest zusammen, indem man es unten so lose läßt, daß die Bienen zwischen ihm und dem Stocke hinlänglichen Raum haben. Dann hebe man den Deckel des Stockes ein wenig auf, und blase Tabacksrauch hinein; da dieser den Bienen sehr unangenehm ist, so werden wenige Züge hinreichen, sie herunter zu treiben: man fährt fort, den Deckel einigemal zu öffnen, indem man den Rauch rund herum bläst, und in wenig Minuten wird man finden, daß

sie alle aus dem Korbe hinaus sind. Man kann dann den Deckel wegnehmen, und so viel Honig ausschneiden, als man für gut hält. Wenn es im Anfange des Julius geschieht, so kann man beinahe Alles nehmen, da es noch Zeit genug für die Bienen seyn wird, einen hinlänglichen Vorrath zu ihrem Unterhalt für den Winter zu sammeln. Sobald man den Honig genommen hat, setzt man den Deckel wieder darauf, bindet das Tuch ab, und breitet es aus, und in einer oder zwey Stunden werden die Bienen in den Stock zurückgekehrt seyn. Er kann nun wieder an seine Stelle gesetzt werden, und den folgenden Tag werden die Bienen eben so thätig befunden werden, als vorher.

Diese Verfahrungsweise ist sehr einfach, und der andern weit vorzuziehen, nach welcher man die Bienen in einen Stock treibt; da man den ganzen Honig bekommt und noch dazu den nun einzutragenden; und die jungen Bienen, die noch nicht aus den Zellen sind, werden auch erhalten. Auch ist es gefährlich, sie in die ihnen nicht gefallende neue Wohnung zu treiben, weil sie wieder herausgehen, und ihre Nachbarn bekriegen.

Die oben beschriebene Methode ist oft von mir und Andern gebraucht, und zu jeder Zeit von Allen für gut befunden worden. (Amerika. Nr. 83. 1820.)

2. Die reisenden Bienen in Spanien.

In dem gemeinnützigen und vortrefflichen Werke, worin der Graf Lasteyrie *) durch wohlfeile Steindruck-Abbildungen, 5 — 600 Maschinen, Werkzeuge und Geräthschaften bekannt macht, die in der Landwirthschaft, im Haushalt und in Gewerben nützlich sind, welche er auf seinen Reisen durch die meisten europäischen Länder gesammelt hat, und die er hier durch kurze Beschreibungen erläutert, findet sich (im zweyten Heft) auf der ersten von den der Bienenzucht gewidmeten Tafeln, nebst der Zeichnung der in den Gegenden Spaniens, wo die Korkeiche wächst, gebräuchlichen Bienenbehälter aus der Rinde dieses Baums, welche vorzüglich geeignet sind, die Bienen vor Frost und großer Hitze zu schützen, eine Abbildung des mit Bienenkörben auf der Reise befindlichen spanischen Esels.

*) Schon Nr. 39. B. XX. empfohlen worden.

Schon im höchsten Alterthum waren Bienenreisen gewöhnlich. Die Einwohner von Oberägypten sandten Schiffsladungen mit Bienenkörben in die untern Gegenden dieser reichen Landschaft; die Spanier haben diese durch die Römer an sie übergangene Sitte bis jetzt beibehalten. Sie findet sich hin und wieder auch in einigen Gegenden von Frankreich, wo man Wägelchen dazu braucht, deren Stöße jedoch den Bienen und ihrer Arbeit schädlich sind. Der sanfte Schritt und Gang des Esels hat hingegen solchen Nachtheil nicht. Darum bedient man sich dieses Thieres zum alljährlichen Transport der Bienen aus der spanischen Provinz Mancha ins Königreich Valencia, wo sie den Winter über bleiben, und im Frühjahr nach Mancha zurückkehren. Man gebraucht dazu die obgedachten Korbbehälter, weil sie leichter sind. Ihr Boden und die Oeffnung wird mit einer Matte aus Pfriemenkraut bedeckt, die mit vier Seilen am Obertheil des Behälters befestigt ist. Die mit Stricken fest gebundene Ladung eines Esels besteht aus zehn Behältern. Ein Treiber führt gewöhnlich 2 solcher Esel. Er wandert die Nacht durch und macht mit Tagesanbruch Halt; die Bienenbehälter werden alsdann abgeladen, in zwey Reihen aufgestellt und ihre Eigangs-Löcher geöffnet, worauf die Bienen alsbald ausfliegen, des Abends aber wieder eintreffen, worauf bei einbrechender Nacht die Behälter geschlossen, die Lastträger wieder beladen und die Reise fortgesetzt wird. In 24 Stunden werden 7 Meilen zurückgelegt. (Morgenblatt Nr. 270. 1820.)

128. Gesuch.

Ein Gutsbesitzer in Preußisch-Schlesien, welcher beim Herrn Staatsrath Thaer den rationellen Landbau studirt und ihn seit 15 Jahren, mit großer Passion für dieses Fach, in Leitung bedeutender Wirthschaften praktisch ausgeübt hat, wünscht jetzt seinen Wirkungskreis, durch Annahme einer Inspektion, noch zu erweitern, und einen solchen zu erlangen, wo er durch seine Kenntnisse hoffen darf, wahrhaft nützlich zu werden. Seine Verhältnisse sind von der Art, daß pecuniäre Vortheile allein ihn nicht reizen, er vielmehr nur nach Zutrauen und Wirksamkeit strebt. Auf gütige Anfrage wird die Calve'sche Buchhandlung in Prag die Gefälligkeit haben, weitere Auskünfte zu ertheilen.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
May. ——— Nr. 36. ——— 1822.

46
14

129. **Weinbau.**

Ueber den Rheingauer Weinbau.

Wenn man die verschiedenen Veränderungen und Verbesserungen, welche die neueste Zeit für den Ackerbau und für die mit demselben in Verbindung stehenden Gewerbe gebracht hat, betrachtet, so wird wohl Keinem die Bemerkung entgehen, daß die Veränderungen und Verbesserungen im Weinbaue mit denen im Ackerbau nicht gleichen Schritt hielten.

Während man nämlich bemüht war, über verschiedene Gegenstände des Ackerbaues zahlreiche Versuche anzustellen, und das Gelingen oder Mißlingen derselben zur Nachahmung oder Warnung bekannt zu machen, war von dem teutschen Weinbaue kaum die Rede, und wir bauen unsere Weinberge beinahe eben so, wie sie unsere Voreltern gebauet haben. Diese Bemerkung gilt namentlich von dem Rheingauer Weinbaue, von dem hier nur allein die Rede seyn soll.

Mancher mag wohl glauben, daß der Rheingauer Weinbau eine solche Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, daß er eine weitere Veränderung und Verbesserung gar nicht mehr bedürfe. Allein ohne diese Meinung mit der allgemeinen Bemerkung abzuweisen, daß eine jede Arbeit immer noch einer gewissen Verbesserung fähig ist, und nur selten den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht, will ich für Sachverständige nur erinnern, daß sich doch auch in dem Weinbaue noch mancherlei findet, was von einigen als nachtheilig verworfen und von einigen als vortheilhaft empfohlen wird. So ist man durchaus nicht darüber einverstanden, ob das in manchen Gegenden übliche Ausbrechen der Stöcke Vortheil bringe oder nicht? in welchen Fällen es vortheilhaft sey, in welchen nachtheilig? ob es vor oder nach der Traubenblüthe vorgenommen werden müsse? ob die neue, seit einigen Jahren im Rheingaue versuchte, Art, die Weinberge anzulegen, der alten gewohnten vorzuziehen sey oder nicht? — in welcher Lage und in welchem Boden die eine, in welchem die andere größeren Vortheil bringe? — Diese Fälle sind wohl hinreichend, Jeden zu überzeugen, daß es auch bei dem Weinbaue noch viele Gegenstände gibt, über deren Vortheil oder Nachtheil nur durch genaue Prüfung und zahlreiche Versuche bestimmt entschieden werden kann.

Allein diese Versuche sind leider mit so großen Schwierigkeiten und oft mit so großer Gefahr verbunden, daß sich der einzelne Mann kaum derselben unterziehen kann. — Wer z. B. sich von den Vortheilen oder Nachtheilen des Ausbrechens überzeugen will, wird an einem oder einigen Weinstöcken kaum einen entscheidenden Versuch anstellen können. Er müßte zu einem vollkommen entscheidenden Versuche wenigstens ¼ Morgen bestimmen, und also einen Theil des vollen Ertrags desselben und vielleicht auch des zweiten Jahrs auf das Spiel setzen, ein Wagstück, zu welchem die wenigsten Weinbauern sich werden entschließen können, indem sie alle nur zu sehr auf den vollen Ertrag ihrer Weinberge rechnen müssen. Noch gewagter sind die Versuche über die verschiedene Art junge Weinberge anzulegen, indem von der Anlage die Dauer und der künftige Ertrag des Weinbergs größtentheils abhängt.

Wenn man diese Umstände berücksichtiget, so wird man wohl nicht behaupten können, daß allzugroße Vorliebe oder angeerbte Vorurtheile die Rheingauer an der Verbesserung ihres Weinbaues hinderten; — vielmehr muß man gestehen, daß eine richtige Einsicht in das Geschäft sie von Neuerungen abhielt und sie aufforderte, ihre gewohnten Arbeiten immer mehr zu vervollkommnen. Daß die fleißigen Rheingauer wirklich dieser Aufforderung entsprochen haben, und noch täglich ihr zu entsprechen bemüht sind, bezeugten alle die Männer, welche die Arbeiten vor 20 — 30 Jahren mit den gegenwärtigen vergleichen können, indem sie einstimmig behaupten, daß nun alle Arbeiten fleißiger und mehr zur rechten Zeit verrichtet werden. —

Wenn es früher genug war, an einem jeden Stocke ohne weitere Rücksichten Knoten und Bogreben geschnitten zu haben, so überlegt man nun wohl, ob sich mit der Beschaffenheit des Bodens und mit der besondern Beschaffenheit des Stockes viele oder weniger Bogreben vertragen. Bei keiner Arbeit kommt es so sehr auf die Zeit an, in welcher dieselbe vorgenommen wird, als gerade beim Schneiden, weil dadurch der Safttrieb des Stockes eine Veränderung erleidet. Zuträglich kann es wohl daher nicht seyn, wenn diese Arbeit erst dann vorgenommen wird, nachdem der Saft schon in die Reben eingeflossen ist. — Die fleißigern Winzer sorgen daher, daß der Schnitt zu Ende Februar und Anfang März vorgenommen wird, wenn nur immer die Witterung diese Arbeit erlaubt. Auch schon deswegen darf diese Arbeit nie zu lange verzögert werden, weil sonst die darauf folgenden Arbeiten, das Einstecken der Pfähle und das Anbinden der Bogreben, durch ihre Verzögerung ebenfalls allerlei Nachtheile mit sich bringen. Denn werden diese Arbeiten so lange verzögert, bis die Augen stark getrieben sind, so werden durch das Erschüttern der Stöcke, und durch das Beugen der Bogreben, die zarten Triebe leicht abgestoßen. —

Wenn man auch zuweilen noch die ungegründete Behauptung hören muß, daß auf dem Grund und Boden der Weinberge auch zum Theil noch der Viehstand ernährt werden müsse, so ist man doch allgemein überzeugt, daß Gras und Unkraut dem Weinstocke mehr schadet, als durch den Ertrag an Futter wieder ersetzt wird, und jeder rechtschaffene Weinbauer ist daher bemüht, durch öfteres Hacken dem Ueberhandnehmen des Unkrauts vorzubeugen. Man sieht daher nur selten noch Weinberge, in deren Reihen auch Bohnen, Kraut, Kartoffeln u. s. w. wachsen, oder wo das Unkraut den Weinstöcken gleich gewachsen ist, und wo man Heu und Wein erndten will. Gewöhnlich sind solche Weinberge nachläßigen Hofleuten anvertrauet, die unter einer eben so nachläßigen Aufsicht stehen, oder die Besitzer wissen nicht, daß man von einem Boden, der Wein trägt, nicht auch noch Kraut und Rüben verlangen kann. Auch schon in der bloßen Anlage der jungen Weinberge spricht sich eine größere Ordnungsliebe aus, indem man nun mehr darauf achtet, die Zeilen in möglichst geraden Linien anzulegen, da man sie sonst oft in einem wahren Zickzack die Berge hinaufsteigen ließ, wovon noch mehrere alte Weinberge Beispiele liefern können. —

Auch bei der Auswahl des Setzholzes wird gefehlt. Gewiß schadet das Vermischen von Rießling und Kleinberger der Güte des Weines, unsere Weine werden um so besser werden, je weniger der Rießling mit andern Trauben vermischt wird. Ich weiß es wohl, daß es manche Lagen geben mag, in welchen, wie die Rheingauer sich auszudrücken pflegen, der Boden für den Rießling zu kalt ist, und in welchem daher der Kleinberger wegen seiner frühern Reife besser gedeiht. — Allein solche Weinberge, in welchen der Rießling seine höchste Vollkommenheit erreichen kann, sollten ganz mit den Kleinbergern verschont werden. — Denn nicht allein von der Lage der Weinberge, sondern auch von der Traubengattung hängt die Güte des Weines ab, was auch jeder Rheingauer weiß. — Ich muß aber dennoch meine Landsleute hier darauf aufmerksam machen, damit sie ja bei der Auswahl des Setzholzes strenge auf die Reinheit der Traubengattung sehen.

Die neue Art, die Weinberge zu rotten und wieder anzulegen, ist bis jetzt erst in der Gemarkung von Hattenheim versucht worden. Die erste Anlage wurde vor 8 oder 10 Jahren gemacht. Der Erfolg dieser Versuche ist bis jetzt noch nicht allgemein bekannt geworden. Da die Sache manchen Tadel und Widerspruch gefunden hat, so scheint es mir zweckmäßig, das verschiedene Verfahren hier zusammen zu stellen, und zu vergleichen, um vielleicht auf diese Weise etwas zur Berichtigung der Sache beizutragen.

Nach den Grundsätzen der alten Verfahrungsweise, von welchen man nun aber gar häufig abweicht, muß der zu rottende Weinberg erst zu einer guten Wüste angelegt werden. Daher soll er in dem letzten Jahre der Bearbeitung nochmals gedüngt werden, damit sich der Boden in den 3 Jahren, während welchen er unbearbeitet liegen bleibt, mit einem recht dichten Rasen überziehen kann. Diese Regel wird aber jetzt nicht mehr allgemein befolgt, da man gewöhnlich die zu Wüste bestimmten Weinberge nicht mehr düngt, und sie nur ein, höchstens zwey Jahre unbearbeitet liegen läßt. — Da man dabei nur die Absicht hat, einen starken Rasen zu erhalten, welcher in die Rottgraben versenkt wird, so kann man, wenn die Umstände es erlauben, den Rasen von einem andern Orte her zu führen, das Rotten gleich nach dem Aushauen des Weinbergs vornehmen. Denn außer dem Rasen, mit welchem sich der Boden während des Wüstliegens überzieht, und der als Düngungsmittel in die Tiefe der Rottgraben versenkt wird, kann dem Boden durch das sogenannte Ausruhen weiter nichts gegeben werden, und wer daher diesen natürlichen Dünger auf andere Weise ersetzen kann, braucht nicht Jahre lang zu warten, und das Feld unbenutzt liegen zu lassen.

Sobald die Witterung es erlaubt, so wird schon im Herbste und Winter das Rotten vorgenommen. Es werden bekanntlich zwei Fuß tiefe und drei Fuß breite Graben ausgehoben, so daß der Rasen und fette Grund in die Tiefe der Gräben, der unterste Grund aber oben zu liegen kommt. Im März, wenn es recht trocknes Wetter ist, werden die Gräben gleich gezogen und das ganze Feld geebnet. Anfangs April oder Anfangs Mai wird gesetzt. Zuvor werden die Zeilen und die Stellen für die Weinstöcke genau und in möglichst gerader Richtung abgesteckt, erstere drei und einen halben Fuß, letztere drei Fuß von einander entfernt. Zum Setzen wird, wie bekannt, sogenanntes Blindholz genommen, welches 1½ Fuß lang geschnitten ist. — Zu jedem Satze werden vier Hölzer erfordert, welche in zwei Löcher, die man mit dem Setzeisen in der Erde macht, eingesteckt, und mit milder Erde bedeckt werden.

Im Sommer wird das Feld gewöhnlich mit Kraut und Dickwurzel besetzt und leicht behackt, wovon man sich außer dem Ertrage noch den Vortheil verspricht, daß die jungen Stöckchen durch die Krautblätter gegen die brennende Sonnenhitze geschützt werden. Dasselbe geschieht auch noch in dem zweiten Jahre, und in den folgenden Jahren wird der junge Weinberg bekanntlich gerissen, geknötet und endlich auf Bogreben geschnitten, so, daß ein Zeitraum von sechs Jahren verstreicht, ehe der Weinberg zum vollkommenen Tragen kommt.

Das andere Verfahren weicht wesentlich von diesem ab. Es ist dabei nicht erforderlich, daß der Weinberg mehrere Jahre wüst liege; sondern schon unmittelbar nach dem Aushauen desselben kann die Anlage gemacht werden, wenn das Feld nur von allem Unkraute, besonders von Quecken, Stockwinden und andern lästigeren Gewächsen rein ist.

Das Feld wird schon vor dem Rotten abgezeilt, und zwar so, daß die eine Zeile drei und die andere vier Fuß breit wird. Sobald dieses geschehen ist, werden die drei Fuß breiten Zeilen zwei Fuß tief ausgehoben, und die Erde auf die nächsten vier Fuß breiten Zeilen, welche nun noch nicht ausgehoben werden, aufgesetzt. Zum Setzen, welches sogleich beim Ausheben der Graben vorgenommen wird, wählt man einjährige Reiflinge statt des Blindholzes. Zu einem jeden Stocke werden drei Reiflinge erfordert. Diese werden so in den ausgehobenen Graben eingelegt, daß ihre Wurzelenden gegen die Mitte des Grabens stehen, die Stockenden aber gegen den Rand desselben. Die Wurzelenden dürfen aber nicht zu nahe liegen, die Stockenden dagegen werden einander möglichst nahe gerückt. Die so eingelegten Reiflinge werden dann leicht mit Erde bedeckt. —

Alle Jahre müssen die Graben mit fetter Erde oder mit gut verfaultem Miste gedüngt werden, und zugleich wird jährlich etwas von der aufgeworfenen Erde beigehauen, so daß in fünf bis sechs Jahren die Gräber wieder ausgefüllt, und der Weinberg vollkommen geebnet ist.

Um diese Zeit werden die Erdreihen, welche unbearbeitet geblieben sind, etwa 1 oder 1½ Schuh tief aufgegraben, damit die Wurzeln des Stöckchens sich leichter in die lockere Erde ausbreiten können. Der jährliche Trieb des Stöckchens muß von allen Nebentrieben gehörig gereinigt und immer der Erde gleich gehalten werden. Auch müssen die Stöckchen immer rechts und links gegen den aufgeworfenen Grund gezogen werden,

damit die Zeilen nach und nach gleiche Breite bekommen. Sobald der Boden ganz geebnet ist, und die jungen Stöcke kräftig genug sind, wird der Weinberg eben so, wie ein jeder anderer behandelt.

Durch dieses Verfahren gewinnt man besonders an Zeit, indem es nicht nothwendig ist, den Boden Jahre lang unbearbeitet und also auch schlecht benutzt liegen zu lassen. Wie dieses aber auch bei dem andern Verfahren möglich ist, habe ich oben schon berührt und in der That wird auch in diesem Falle der Rasen durch das jährliche Auftragen von kurzem Miste oder fetterer Erde ersetzt. Der Hauptvortheil dieses Verfahrens soll aber darin bestehen, daß der künftige Stock haltbarer werde, und der Weinberg daher länger ausdauere, als die, welche nach der ersten Art angelegt sind.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Stock durch das flache Einlegen der Reislinge und durch das allmählige Heraufziehen des Stöckchens eine größere Wurzel treiben kann, als wenn nach der ersten Art das Blindholz senkrecht in die Erde gesteckt wird; allein über die wirkliche Dauer solcher Weinberge muß erst die Zeit noch entscheiden. In wie fern die Dauer eines Stockes davon abhängt, daß er aus Reislingen oder Blindholz gezogen wurde, ist, so viel mir bekannt, bis jetzt noch nicht entschieden; es ist daher sehr zu wünschen, daß die Rheingauer auch darauf ihre Aufmerksamkeit richten. Würde dieser Vortheil wirklich durch dieses Verfahren erreicht, so würde der Einwand als unerheblich erscheinen, daß man in solchen Jungfeldern in den ersten zwey Jahren kein Kraut pflanzen könne, und daß sie nur mühsam von Unkraut rein zu halten seyen. Denn das Kraut würde durch die längere Dauer des Weinberges reichlich ersetzt werden, und Mühe und Arbeit scheut ohnehin kein Mann weniger als der Weingärtner, wenn er nur dadurch den Boden zum höchsten Ertrage bringt.

Bekanntlich gibt es im Rheingaue einzelne Weinbergslagen, in welchen der Weinstock oft nur 14 — 15 Jahre ausdauert. Welcher Gewinn wäre es, durch dieses Verfahren die Ausdauer dieser Weinberge auf 20 — 30 Jahre zu verlängern? —

Eine große Freude würde es für mich seyn, wenn die wackern Rheingauer durch diese Abhandlung veranlaßt würden, ihre Aufmerksamkeit auf einzelne noch unentschiedene Gegenstände des Weinbaues zu richten, und ihre Erfahrungen mitzutheilen. B. F.
(Landwirthschaftliches Wochenblatt rc. rc. von Wilhelm Albrecht. Nr. 14 und 15. von 1820.)

57/2

130. Vermischte Gegenstände.

Dachschindel aus geschnittenen Latten nebst einem dauerhaften, mehr feuerfesten Anstrich.

Nicht nur der von Jahr zu Jahr zunehmende Mangel an Schindelholze, wodurch dieser nothwendige Bauartikel bedeutend im Preise steigt, in der Qualität sich vermindert, und öfters Meilen weit bezogen werden muß, sondern auch der Umstand, daß durch Verfertigung der gewöhnlichen Dachschindel viel Holz auf Abspaltlinge, Späne rc. verschwendet wird, haben mich zu verschiedenen Versuchen verleitet, eine andere Gattung von Schindeln anzuwenden. Folgende Dachschindel, die billiger erzeugt werden, und dem Zwecke besser, als die gewöhnlichen entsprechen, habe ich verfertigen lassen, und säume nicht, dem ökonomischen Publikum hievon folgende Beschreibung aus der Absicht vorzulegen, damit diese Schindelgattung beurtheilt, und noch verbessert werden möchte.

In jedem Brennholzschlage können 6- oder gellige Klötzer aus Tram-, Wand- und selbst aus schwachen Sparrhölzern, wenn sie nur nicht zu ästig sind, im December oder Jäner ausgeschnitten, zur Brettsäge zugeführt, und auf 5 — 6 Zoll breite, und beiläufig nach den gewöhnlichen Schindeln auf ½ Zoll dicke Latten (Leisten) zerschnitten werden.

Es versteht sich von selbst, daß man nicht wie bei Brettern, dicke Schwarten absägen läßt, sondern letztere durch eine zweckmäßige Eintheilung oder Berechnung benützt, um so viel wie möglich, die Abfälle zu vermindern. Diese Latten werden von einem Zimmermanne in Wintermonaten, zu welcher Zeit diese Handwerker ohnehin weniger beschäftiget sind, und billiger arbeiten, nur auf einer Seite oberflächlich abgehobelt, ein Falz, wie bei Fußbodenbrettern, verfertiget, und auf 6 oder 9 Stück Schindel zu einer Elle zersäget. Der Falz muß jedoch beiläufig ½ Zoll tief verfertiget

werden. Die Feder braucht nur schwach zu seyn, und darf nicht ganz den dritten Theil von der Stärke der Schindel betragen. Die Nuth muß zu der Feder vollkommen passen, daher eine gute Wahl der Hobel, und Accuratesse von Seite des Arbeiters erfordert wird. Die Schindel zu Schweifungen und eckigen Dächern werden an einem Ende zugespitzt, und dann erst der vorwärtige Falz verfertiget, zumal man eine ganze Schindel nur in zwey Theile zerschneiden darf. Ein Zimmermann verfertiget aus obigen Latten täglich 3 Schock Schindel, und kann auch 4 — 5 Schock abliefern, wenn er mit guten Hobeln auch Fleiß vereiniget. Durch Berechnung dieser Kösten wird man finden, daß hier nicht nur Holz erspart wird, sondern auch die Erzeugungskösten gegen gewöhnliche Schindel geringer ausfallen, und dieß um so mehr, weil Letztere im Durchschnitte nicht so breit sind, mithin eine größere Quantität auf eine bestimmte Fläche erfordert wird. Die Dauer kann man zweifach annehmen, weil sie gleich dick sind, die gewöhnlichen aber an der schwächern Seite bald durchfaulen.

Da die beschriebenen Schindeln alle von gleicher Breite sind; so wird es möglich, daß man sie mit jener Accuratesse, wie Taschen legen und annageln kann, und dies deshalb, weil die Mitte der Schindel der obern Schaar, den Falz der untern bedeckt, und hierdurch das Eindringen der Nässe beseitiget. Bei den gewöhnlichen Schindeln kann diese Vorsicht nicht angewendet werden, weil solche eine ungleiche Breite haben. Ueberdieß muß man auch annehmen, daß vorliegende Gattung sehr genau zusammenhängt, und daß die gewöhnlichen Zwischenräume, welche besonders dem Schnee Zutritt gewähren, nicht vorkommen können; und da sie gleiche Stärke haben, das Wasser nicht wie bei den gewöhnlichen Schindeln, seitwärts in die niedriger liegende Nuth eindringen, und das Dachwerk erreichen kann.

Jede Schindel erhält in der Mitte einen Nagel, und zwar auf die Art, daß er den Falz der untern Schaar durchdringt, mithin eine Schindel durch drei Nägel befestiget wird, ohngeachtet man hiezu nur einen benöthiget. Es werden nicht nur die Schindel mehr zusammen gezogen, sondern es wird auch eine Ersparung erzielt, weil auf einer gewissen Dachfläche der gewöhnlich zwei Finger breiten Schindel mehr Nägel verschwendet werden.

Man dürfte mir einwenden, daß diese Schindeln eintrocknen, oder sich werfen können, allein dieser Fall ereignet sich auch bei den gewöhnlichen. Diesen nachtheiligen Umstand können folgende unbedeutende Kösten und eine geringe Mühe heben. Man verfertige einen Kasten, oder besser einen in der Erde angebrachten, mit Thon ausgeschlagenen, und dann mit Ziegeln ausgemauerten, wasserdichten Behälter, in welchen man das vorbeifließende Wasser nach Belieben leiten, oder gießen kann. In diesen Wasserbehälter werden Schindel gelegt, und die Zwischenräume mit Wasser angefüllt, wenn man vorher das Aufsteigen derselben durch Steine oder eine angenagelte Latte verhindert hat. Auf beiläufig 10 Kannen kaltes Wasser wird eine Kanne warmes, in welchem bis 10 Seidel Kochsalz aufgelöst werden, zugegossen. Auch kann man 1 Pfund Alaun beimischen. In diesem Salzwasser, welches nach Belieben stärker, folglich besser gegeben werden kann, bleiben die Schindeln wenigstens 4 Wochen liegen, wenn man sie nicht mit größerem Vortheile 2 Monate geweicht lassen will. Statt der ausgehobenen können andere in dieses Salzwasser gelegt werden, und man braucht blos den Abgang des Wassers und des Salzes zu ersetzen, mithin die Mühe und Kösten wirklich sehr gering ausfallen.

Vereinfachen kann man dieses Einsalzen, wenn man die Schindeln früher in einem Teiche durch zwei Monate durchweichen, nicht aber oberflächlich schwimmen läßt, weil man sie dann in einem mit Salzwasser gefüllten Kasten nur durch 8 Tage legen darf.

Wenn die Schindel in wärmeren Sommertagen vollkommen ausgetrocknet, und erst dann aufgeschlagen worden sind; so wird man wahrnehmen, daß sie eine längere Dauer gewähren, sich nicht werfen, und selbst vom Feuer weniger angegriffen werden.

Wenn man die im Eingange bemerkten Umstände erwägt, und berücksichtiget, daß der gemeine Landwirth wegen Theuerung und schlechter Qualität der gewöhnlichen Schindeln in die Nothwendigkeit versetzt wird; die Strohdächer gegen alle Feuersicherheit zu vermehren, so wird jeder Patriot beflissen seyn, ein Dachmateriale zu erfinden, welches nicht nur Dauer gewährt, und gegen Feuerschaden so viel wie möglich sichert, sondern auch wohlfeiler erzeugt werden könnte. Letzteres ist um so nothwendiger, weil der gemeine Landmann sehr schwer zu einer baaren Auslage zu vermögen ist. Obige

Schindel kann jeder Landmann aus seinem eigenen Holze verfertigen, wenn es ihm der Zimmermann nur einigemal zeigt, wie er den Hobel führen soll. Da die Brettsägen öfters so weit von einer Ortschaft entfernt sind, daß die Zufuhr — vorzüglich bei starkem Bauholze — meistens sehr beschwerlich und kostspielig ausfällt; so wäre zu wünschen, wenn Jemand eine Handsägmaschine erfinden möchte, mittelst welcher man mit ebendenselben Kösten die vom Abzimmern bezahlt werden, das Bauholz zurichten könnte. Hiedurch würde man statt der häufigen Abspaltlinge obige Schindellatten oder andere Bretter gewinnen, und besonders dem gemeinen Landmann nützen, der in müßigen Stunden diese Baumaterialien ohne baare Auslagen sich verschaffen könnte.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Ziegeldächer gegen Dauer und Feuersicherheit den Vorzug verdienen, und besonders zu empfehlen sind. Wenn man aber in Erwägung zieht, daß der gemeine Bürger und Landmann die kostspieligen gebrennten Ziegel nicht kaufen kann, daß er selten solide Maueen hat, und nur bei neuen Gebäuden ein hiezu taugliches Dachwerk besitzt; so wird die allgemeine Anwendung dieser Dächer wohl noch sehr lange ein frommer Wunsch bleiben. Die von Jahr zu Jahr zunehmenden häufigen Feuersbrünste, besonders in kleinen Landstädten, machen es nothwendig, auf einen Anstrich zu denken, wodurch wenigstens die Verbreitung des Feuers, welches meistens durch Dächer übertragen wird, beschränkt werden möchte. Ein zweckmäßiger Anstrich auf Schindeldächer soll dauerhaft, Fäulniß abhaltend, feuersicherer, und wohlfeil ausfallen. In wie weit ich durch meinen Versuch diese schwer zu vereinigenden Eigenschaften erreicht, oder mich solchen wenigstens genähert habe, müssen noch mehrere Versuche entscheiden, daher ich folgenden Anstrich nur bekannt mache, um hiedurch eine Gelegenheit zur Erfindung zu etwas Besserem zu geben.

Erster Anstrich:

1 Theil durchgesiebtes Ziegelmehl.
1 Theil durchgesiebten Kalk.
½ Theil durchgesiebter Hammerschlag.
4 Theile durchgesiebtes Ochsenblut.

Nachdem diese Materialien in einem Fasse wohl vermischt worden sind, werden sie durch eine Stunde fleißig umgestochen, unter welche stets etwas Käsewasser gegossen wird, wenn die Masse einzudicken anfängt. Nach zwölf Stunden kann man wieder Käsewasser unter fleißigem Umrühren so lange beimischen, bis das Ganze einem dicken Brei ähnlich, und in diesem Zustande zum Anstreichen tauglich ist. Aus dem Fasse wird ein Theil in das auf das Dach zu nehmende Handkörbel gegossen, und damit werden die Schindel mittelst eines großen Mahlerpinsels bestrichen. Der Anstreicher muß die Farbe gut einreiben, und darauf sehen, daß keine Holzstelle sichtbar bleibt. Sollte der Vorrath im Fasse in einigen Tagen wieder eindicken; so wird unter Zumischung des Käsewassers alles zertheilt. Es versteht sich von selbst, daß weder im Regen noch Froste angestrichen werden kann, weil der Anstrich erst in sechs Stunden trocknet.

Zweiter Anstrich:

1½ Theil Ziegelmehl.
1 Theil Kalk.
2 Theile Blut.

Hier ist beim Mischen so vorzugehen, wie beim ersten Anstriche, nur wird statt Käsewasser saure Milch zugegossen. Der zweite Anstrich wird so dick aufgetragen, als der Pinsel nur zu zertheilen vermag, weil sich eine stärkere Kruste bilden muß. Wer auf der Dachseite, die mit dem Nachbar gränzt, diesen Anstrich zwei bis dreimal wiederholt, und die Fugen gut verstreichen läßt, wird wegen Feuersgefahr viel gethan haben.

Dritter Anstrich.

2½ Theil Bolus *).
½ Theil Kalk.

Wird mit gut gesäuerter Milch angemacht, wohl vermischt, und gleich angewendet. Dieser Anstrich braucht nicht so dick, wie der zweyte aufgetragen zu werden, nur hat der Anstreicher darauf zu sehen, daß der Vorrath jedesmal im Faße gut aufgerührt wird, ehe man die Farbe ins Handkörbel gießt, weil der Bolus zu Boden fällt. Eben dieses muß während des Anstreichens mit dem Pinsel im Handkörbel geschehen,

*) Vermuthlich ist damit das rothe Caput mortuum der Vitriol- und Alaun-Siedereien, der sogenannte Coleothaer, verstanden.

Der Herausgeber.

damit das Dach gleich roth aussält, und nicht lichtere Streifen erhält.

Sollte Jemandem der Bolus zu theuer seyn, so nehme man zum dritten Anstriche

2 Theile Ziegelmehl,

½ Theil Kalk, und

½ Theil rothe Erde, welche die Zimmerleute brauchen, auch Nürnberger Roth genannt *).

Uebrigens muß ich noch folgendes bemerken:

Bevor die Masse zum Anstreichen verfertiget wird, müssen die hiezu nothwendigen Materialien vorräthig seyn, weil das beigemischte Blut nicht lange unvermengt stehen darf. Es muß eine hinlängliche Quantität auf Staub zerfallener, ungelöschter Kalk, Hammerschlag und Ziegelmehl durch ein feines Haarsieb passiren, und separirt aufbewahrt werden. Zum Ziegelmehl nehme man gut ausgebrannte, in einem eisernen Mörser zerstoßene Ziegel — noch besser Taschen — weil die wenig ausgebrannten Wasser einsaugen, und zur Beimischung untauglich sind. Das Ochsenblut kann dann, wenn es aus einer entfernten Stadt bezogen wird, so lang es noch warm ist, gut gequerlt werden, wodurch das Gerinnen in Klumpen verhindert wird. Zu jedem der vorwärtigen drei Anstriche ist ein angemessenes großes Faß nöthig, damit besonders die letzte Farbe durch Zumischung der erstern nicht verdorben werde. Eben so sind drei Handkannen, oder Körbel auf das Dach unentbehrlich, die mit Haken zu versehen sind, um sie bequem an der Leiter aufhängen zu können. Die sogenannten Tischler- oder Mahlerpinsel, müssen nicht aus langen steifen Borsten verfertiget werden, damit man diese Borsten mit Spagat zusammenziehen, und wenn sie abgenützt werden, wieder überbinden, und brauchbar erhalten kann. Der Bolus muß sehr gut zerstoßen werden, und ein noch feineres Sieb passiren, weil hiedurch die Farbe erhöht wird.

Besonders nothwendig ist es, die Milch gut säuern zu lassen, weil nur durch Milchsäure das Cement vollkommener wird. Beim dritten Anstrich läßt man die Milch so säuern, bis sie recht dicht wird. Man kann auch die Milch nach dem Buttern, Buttermilch, vortheilhaft gebrauchen, wenn sie sauer geworden ist.

Wenn sich auch beim ersten und zweiten Anstriche jeder Kalk anwenden läßt; so ist es doch nothwendig, bei der dritten Farbe den Prager Altstädter Kalk **) oder einen an Qualität gleichkommenden zu besorgen, weil die Auslage dafür sehr gering ist.

Man kann mit dieser Farbe auch ein Dach von gewöhnlichen Schindeln nach 2 bis 3 Jahren anstreichen, allein die Fugen oder Spalten lassen sich nicht so gut ausfüllen, wie bei der hier beschriebenen Schindelgattung. Es ist vortheilhafter, ein neues Dach erst nach mehreren Monaten mit dieser Farbe zu überziehen, weil das Holzwerk mehr eingetrocknet ist, die Kruste nicht gesprengt wird, und das Wasser keinen Zutritt mehr haben kann.

Daß dieser Anstrich wenig kostet, besonders, wenn man den Bolus nicht anwendet, brauche ich nicht zu bemerken. Die Dauer des Daches wird erreicht, wenn die Schindeln nach der bemerkten Vorsicht aufgelegt worden sind, und wenn der Anstrich so vollkommen gegeben wird, daß keine Spalte sichtbar bleibt, durch welche das Wasser aufs Holz dringen, und Fäulniß erzeugen könnte. Eben so wird die Verbreitung des Feuers sehr gehemmt, weil blos die nahe Flamme, die selbst Ziegeldächer durchdringt, schaden, allein eine auf diese Kruste fallende, brennende Schindel, oder glühende Kohle, keine Gefahr verursachen kann. Uebrigens dient dieses, so wie zusammengegossenes Schindeldach sammt dem Anstriche zur Zierde, besonders dann, wenn der Zimmermann die Schindel aus der Latte halbzirkelförmig absetzt, oder nur wenig abrundet.

Prag am 2. November 1820.

Anton Seibt.

Anmerkung. Dieser Vorschlag zur zweckmäßigen Verfertigung der Schindeln erinnert mich an die Schindelmaschine des Herrn Wessely bei Großen-Meseritsch. Es wäre zu wünschen, daß er uns Nachricht über ihren Fortgang, über ihre Leistungen und ihre allenfälligen Verbesserungen mittheilte. Im Wesentlichen ist Alles gegründet, was der Herr Verfasser über die bisherigen Mängel der Schindelbereitung sagt, unter welchen die Holzverwüstung oben an steht. Und wenn sein Verfahren gegen das Werfen sichert, ist gewiß durch dasselbe viel gewonnen. Wenn aber schon

*) Also Röthel.

**) Dieser Kalk sollte doch näher charakterisirt, oder überhaupt gesagt werden, auf welche Eigenschaften des Kalksteines es hier ankomme.

Der Herausgeber.

der Verfasser die Vorbereitung durch eine Lauge nöthig hält: so fragt sich, ob durch dieselbe nicht eines Theils mehr geleistet werden könnte, das Holz gegen die Wirkungen des Flugfeuers zu schützen, andern Theils durch irgend einen färbenden Zusatz den Anstrich ganz zu sparen. Das Wesentliche des Letztern ist mir schon seit 17 Jahren, wo mir ein Baier'scher Beamter gegen Remunerazion von den Partheien, die sich dieses Anstrichs bedienen würden, und gegen Versicherung, ihn Niemand andern bekannt zu machen, anvertraute, bekannt. Ich machte damals in Gegenwart des damaligen Gouverneurs von Mähren, Herrn Grafen Ugarte, und mehrere Honoratioren, in der damaligen Hopf- und Bräunlichschen Fabrik eine öffentliche, überzeugende Probe. Eine bloße hölzerne, mit diesem Anstrich geschützte Hütte ward dem stärksten Feuer ausgesetzt, ohne daß es zündete. Nur verkohlt war sie an einigen Stellen.

Nur eine Vollkommenheit wäre diesem Anstrich noch zu verschaffen: die längere Dauer und besonders Schutz gegen Regen- und Schneeauflösung. Auch werden noch mancherlei kleine Umstände genau in Acht zu nehmen seyn, wenn Alles wohl gelingen soll. So z. B. muß der lebendige Kalk frisch seyn, und nicht längere Zeit gelegen haben.

Der Herausgeber.

29/4

131. Unkräuter.

Zur Vertilgung des Hedrichs auf eine zweckmäßige Art.

(Verglichen 1819. Nummer 66.)

Ich habe zu der in einem frühern Hefte dieser Zeitschrift aufgeführten Art den Hedrich zu vertilgen, noch beizufügen, daß ich zur Probe 6 Lichen desselben unabgeköpft liegen lassen mußte, um zu sehen, welchen Unterschied solche beim Hervorkommen des Unkrautes nach 3 Jahren, wo das so behandelte Feld wieder mit Sommerfrüchten anzubauen kam, zeigen würden. Da nun das 1820ste Jahr, das den Hedrich nicht so begünstigte, einen auffallenden Unterschied zwischen abgeköpftem und unabgeköpftem Hedrich — wo sich ohngefähr jener zu diesem, wie 1 zu 3 verhielt — ergab, so mache ich solches hiemit mit dem weiteren Bemerken bekannt, daß man daher am Besten durchs Abköpfen des Hedrichs nach und nach seiner los werden kann. Trockene Jahrgänge, wie der heurige, begünstigen zwar das Wachsthum des Hedrichs nicht so, daß er viel über die Saaten empor wächst. Der Landmann aber wird deßwegen diese Vertilgungsart nicht aufgeben, sondern ihm in diesem Falle wenigstens an geilen Orten necken, oder dort, wo das Abköpfen aus andern Ursachen den Saaten nicht schädlich ist, auch mit den Blättern der Saat abköpfen und so ihm stets, selbst in ungünstigen Jahrgängen nachstellen.

Neuschloß bei Böhmischleippa, den 9. Dezember 1820.

Anton Bürgermeister,
Kastner.

132. Lanwirthschaftlicher Handel.

1. Viehmarkt zu Heilbronn.

23. Februar 1822.

An dem am 23. dieses abgehaltenen Viehmarkte sind 1,045 Käufe abgeschlossen worden, wodurch 840 Ochsen, 1 Farre, 848 Stiere, 81 Kühe, 54 Rinder, 18 Kalben, 16 Räuplinge und 12 Pferde veräußert wurden, und die Geld-Summe von 107,184 fl. 54 kr. in Umlauf gesetzt worden ist. Der höchste Kauf wurde über ein Paar Ochsen, welche 375 fl. kosteten, abgeschlossen.

2. Getreidepreise in Schwaben. 1822.

Im Preise sind gestiegen: und gelten:

		Zu	um fl.	um kr.	fl.	kr.	Den
Kernen	Scheffel	Ravensburg	—	15	11	8	9. Febr.
—	—	Augsburg	—	30	11	59	15. —
—	—	Lindau	—	11	13	43	9. —
—	Malter	Konstanz	—	29	9	38	8. —
Haber	—	Ueberlingen	—	40	7	40	6. —

Im Preise sind gefallen: und gelten:

		Zu	um fl.	um kr.	fl.	kr.	Den
Gersten	Scheffel	Ravensburg	—	11	4	46	9. Febr.
—	—	Augsburg	—	8	5	59	15. —
—	—	Lindau	—	36	6	24	9. —
—	—	Heilbronn	—	19	4	30	13. —

Mitredacteur Kl. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
May. — 37. — 1822.

38
9

133. Viehkrankheiten.

Krankheitsgeschichte und angewandtes Heilverfahren bei der in Naundorf — an der Straße von Dresden nach Freiberg — unter dem Rind- und Schafvieh und in Ruppendorf und Groß-Kunnersdorf nur unter den Rindern ausgebrochenen Maul- und Klauenseuche.

Von C. Hartmann, Pensionär-Thierarzt, und C. Elert, Scholar bei der Königlichen Thierarzneischule zu Dresden.

Als die Anzeige an eine hiesige Hochlöbl. Kreishauptmannschaft von den in den Dörfern Naundorf, Ruppendorf und Groß-Kunnersdorf grassirenden Klauen- und Maulseuche gelangte, und von dieser Behörde die Aufforderung an die hiesige Königliche Thierarzneischule erging, den Krankheitszustand genau zu untersuchen und diesem Uebel durch zweckmäßige Behandlung Gränzen zu setzen, war, leider! schon ein großer Theil der Heerden von diesen Seuchen mehr oder weniger befallen.

Wir unternahmen zuerst die Cur der Rinder und der Schafe in Naundorf und überzeugten uns vor allen Dingen, ob diese Seuche nur eine oder beide in diesem Orte sich befindenden Heerden angesteckt.

Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß die Heerde, die zum Hofe gehörte und die Landstraße nicht betreten hatte, in vollkommen gesundem Zustande sich befand, dahingegen das Rind- und Schafvieh der Mühlenbesitzerinn Steuerin, ersteres in die Maul- und Klauenseuche, letzteres, nämlich das Schafvieh, nur allein in die Klauenseuche verfallen, und bei ihren Kühen schon allgemein verbreitet war.

Um mit der Wiederherstellung quaest. kranken Thieren möglichst bald und sicher zum Zweck zu gelangen, separirten wir die gesunden von den kranken Thieren, und gestatteten unter keiner Bedingung die Austreibung des Viehes, und zwar aus dem Grunde, da die Local-Verhältnisse der Art waren, daß die Besitzerinn der Mühle, in so fern sie ihre Triften abhüten lassen wollte, ihre Heerden einige Hundert Schritte auf der Chaussée, die Straße nach Freiberg zu, treiben lassen mußte.

Die Ursachen der Entstehung der Klauen- und Maulseuche bei diesen Thieren sind wohl mit Recht darinnen zu suchen, daß unter denen von Böhmen aus dort auf der Straße getriebenen Schweinen die Klauenseuche geherrscht und von diesen Thieren zuerst auf die Rinder übertragen worden, da, wie schon vorher erwähnt wurde, die Lagen der Weideplätze der Art sind, daß man nur auf der Straße nach Freiberg zu denselben gelangen konnte. Da nun die Rinder und Schafe mehrern Schweinheerden auf der Straße begegnet; so hätten sich nach diesem Vorgange, ein Paar Tage darauf, auch schon die Folgen der Ansteckung bei einigen Individuen gezeigt; man war aber mehr geneigt, die Ursachen des beschwerlichen klammrichen Ganges in etwas Anderem zu suchen, bis das Uebel von Tage zu Tage immer mehr überhand nahm, und dem Rindvieh aus dem Maule der Geifer in langen, zähen Fäden entfloß.

Dieser letzte Umstand vermochte die Besitzerinn der Heerde, zu einem Bergmanne, der in der Gegend von Freiberg wohnt, und sich mit Curen des Rindviehes beschäftiget, zu schicken, um sich Rathes zu erholen; da jedoch das Uebel, bei der nicht beobachteten Vorsicht, der Separirung der kranken von den gesunden Thieren, ohnmöglich seine Endschaft erreichen konnte, so wurde uns die Behandlung des Rindviehes zu einer Zeit überwiesen, als schon sämmtliche Thiere davon angesteckt waren.

Die Mittel, wodurch wir die Maul- und Klauenseuche beim Rindvieh und die Klauenseuche bei den Schafen in einigen Wochen gehoben, sind sehr einfach und eben so wenig kostspielig, demohnerachtet aber zuverläßig, weßhalb wir uns schmeicheln, dem uns von mehrern geachteten Männern zu erkennen gegebenen Wunsche, unser Heilverfahren in diesen Krankheitszufällen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, um so genügender zu entsprechen.

Zuförderst berücksichtigten wir die Klauen der Rinder und ließen in dieser Absicht die Klauen mit warmem Wasser ganz rein waschen, und entfernten darauf mit scharfen Messern die verarteten, losgesplitterten und abgestorbenen Theile, sowohl von den Wänden, als auch der Sohle.

Sobald wir nun dem jauchigen Eiter Abfluß verschafft und bis auf die gesunden Theile gekommen waren, wurden die Kühe auf reiner Streu stets erhalten, und, nachdem die Klauen zuvor mit warmem Wasser abgewaschen waren, wurden sie mit folgendem Decoct:

R. Herb. Salviae Pf.j
inf. c. Aq. ebullient. Pf.Xjj
in colat. Salv.
Cuprum Sulphurii Dr.iij
M. D. S. Zum Waschen der Klauen.

täglich Morgens, Mittags und Abends gewaschen, das Maul aber mit Essig, Salz und Honig, mittelst eines Pinsels, des Tages etliche Mal ausgepinselt.

Bei diesem Verfahren hatten wir dann die Freude, daß das auf dieser Mühle unter dem Rindvieh so allgemein gewordene Leiden in einigen Wochen ganz gehoben war, und wir verordneten, nachdem zwischen den Klauen keine übelriechende Feuchtigkeit mehr ausschwitzte, die wir durch wiederholte Operation immer wieder entfernten, nun noch ein auf dem Darmkanal wirkendes, gelind abführendes Mittel, was in folgendem bestand:

R. Sulph. depurat.
Pulv. rad. rhapondic.
— rad. calami aā Dr.j
Sal mirabil. Glauber. Dr.vj
Misc. Aq. bullient. —

Dieser Einguß wurde den Kühen auf einmal gegeben; Kalben aber erhielten nur die halbe Dosis hievon. — Die Kühe laxirten und sprachen wieder kräftig zum Futter.

Mit dem Schafvieh gelang es uns jedoch, weit eher zum Zwecke zu kommen, da sie nur die Klauenseuche hatten, und auch die operative Hülfe weit leichter bei dieser Art Thiere unternommen werden konnte. — Hier wurde ebenmäßig die Entfernung der gesunden von den kranken Schafen sogleich besorgt, die Klauen mit warmem Wasser gereiniget und die vom Eiter losgetrennten Hornpartbien durchs Messer entfernt; gleich nach der Operation wurde fein gepülverter blauer Vitriol auf die wunden Stellen gestreut und es ist uns kein Mittel räthlicher, als eben dieser blaue Vitriol; er verbindet, nebst seiner ätzenden Eigenschaft, indem er die vom Messer verschont gebliebenen verarteten Stellen reiniget, zugleich auch die Austrocknung der ausschwitzenden stinkenden Feuchtigkeit.

Fanden wir nach ein Paar Tagen an den Klauen der Schafe losgetrennte Parthien, so wurden sie wiederholentlich entfernt und mit blauem Vitriol eingestreut.

Bei dem Schafvieh geschah die Ergänzung des weggeschnittenen Hornschuhes sehr schnell, und obschon bisweilen aus Nothwendigkeit die halbe Klaue weggeschnitten wurde, so war sie doch in einigen Wochen wieder ergänzt.

So wie wir das Rindvieh in Naundorf behandelt hatten, so behandelten wir auch das Rindvieh in Ruppendorf und Groß-Kunnersdorf, und wären wir sogleich beim Ausbruch der Krankheit gerufen worden, so hätten wir vor dem Gebrauch der angegebenen Mittel einen allgemeinen Aderlaß noch angewandt.

Wir können, nach unsern Erfahrungen, durchaus nicht in Abrede seyn, daß die Fortpflanzung der Klauenseuche auf Thiere in dem Fall übertragen wird, wenn die gesunden in die Fußtapfen der kranken Thiere treten, und sich schon durch die Berührung der Jauche dieselbe Krank-

heit zuziehen; wir müssen aber auch bemerken, daß Witterungseinflüsse, Localität und schlechte verdorbene Nahrung den Grad der Klauenseuche sehr bedeutend erhöhen, und dem Arzte die Heilung, wenn auch gleich nicht unmöglich machen, so doch sicher erschweren können.

Dresden am 30. Oktober 1820.

C. Hartmann, Pensionär-Thier-Arzt. Carl Elert, Scholar bei der Königl. Thierarzneischule zu Dresden.

Zu der vorhergehenden Abhandlung, die ihren Werth von selbst ausspricht, füge ich nur noch hinzu, daß sie von unserm wissenschaftlichen und geschickten Pensionär-Thierarzt Hartmann an der hiesigen Thierarzneischule und einem unserer gebildetesten und wissenschaftlichen Schüler derselben, dem angehenden Thierarzt Carl Elert herrührt, der für die Folge einer der besten praktischen Thierärzte zu werden verspricht.

S. v. Tennecker.

40
1

134. Hofwirthschaft.

Gyps-Surrogat und Eintrocknung der Mistlauge.

(Verglichen Nummer 34. Beil. XX.)

Die wohlthätige Wirkung des Gypses beym Kleebau ist unverkennbar; allein nur jene Gegenden können hievon Gebrauch machen, die solchen in einem Preise beziehen, der dem Mehrertrage des Klees wenigstens gleich kommt. Da aber bekanntlich in Böhmen der Gyps sehr theuer ist, und die Heupreise gegenwärtig herabgehen; so dürfte für die Zukunft die Anwendung des Gypses sich eher vermindern, als vermehren. Ich wandte alle mögliche Mühe an, ein Gypssurrogat ausfindig zu machen, und war auch so glücklich, die erwünschte Absicht zu erreichen. Nachfolgende Beschreibung enthält das ganze Verfahren bei Erzeugung des Gypssurrogats. Ich ließ einen Kasten von Brettern gleich jenem zum Kalklöschen verfertigen, füllte ihn über die Hälfte mit der unmittelbar aus dem Stalle fließenden, folglich mit keinem Tagwasser vermischten Mistlauge, ließ 2 Seidel in Wasser aufgelöstes Kochsalz zugießen, und dann erst eine Viertel Metze gut durchgesiebte Holzasche, und eine Viertel Metze eben so gereinigte Steinkohlenasche untermischen. Das Ganze wurde eine halbe Stunde umgerührt, und hierauf 2 N. Oestr. Metzen bloß auf feinen Staub gelöschter und durchgesiebter Kalk zugemengt. Nach einer halben Stunde, während man diese Mischung einige Mal umrührte, ließ ich 2 Seidel Vitriolöhl in eine halbe Kanne Mistlauge tropfen, in den Kasten zugießen, und das Ganze wohl vermischen. Diese Zusammensetzung wurde dem Einflusse des Wärmestoffes überlassen, und durch mehrere Tage, wenn die Masse eintrocknete, das Zugießen der Lauge und das fleißige Umrühren derselben o lange wiederholt, bis ich endlich das Eintrocknen für gut befand. Ich erhielt ein bläuliches, leicht zerreibliches feines Pulver, welches abgewogen wurde, und nach hierortigen Preisen berechnet, sich gegen Gyps wie eins zu vier verhielt. Um die Wirkung dieses Pulvers zu erproben, wählte ich im verflossenen Frühjahre ein gleich gutes Kleefeld, wovon der eine Theil mit Gyps, der andere mit Surrogat, und der dritte mit Steinkohlenasche nach dem Gewichte gleich bestreut worden ist. Im ersten Jahre zeigte sich der gegypste Klee unbedeutend besser, als der mit Surrogat bestreute, und jener nach Steinkohlenasche blieb weit zurück. Im zweiten Jahre ließ ich nicht streuen, erstaunte aber nicht wenig, daß der Klee nach dem Surrogat jenen nach Gyps weit übertraf. Um die Wirkung auf die folgende Witterung ferner beurtheilen zu können, werde ich das betreffende Kleefeld ohne Dunger bestellen lassen, und ich erwarte, daß auch dann die gegypste Area zurückstehen wird, weil dieses Surrogat nicht nur allein eine zersetzende Eigenschaft besitzt, sondern überdieß Kohlen- und andere Pflanzennahrungsstoffe enthält, die im Gypse nicht vorhanden sind. Da der Klee nach diesem Dungmittel, besonders im zweyten Jahre sich auszeichnet; so werde ich noch diesen Herbst das Bestreuen des Klees im Gerstenstoppel versuchen, weil ich hiedurch einen größeren Ertrag des einjährigen Klees zu erreichen vermuthe. Vielleicht dürfte dieses Dungmittel auch auf Erbsen, Halmenfrüchte und Wiesen die beste Wirkung äußern. Es ist ein Erfahrungssatz, daß bei der Landwirthschaft von der Oertlichkeit ungemein viel abhängt, daher ersuche ich mehrere Landwirthe, diese Versuche zu erweitern, zumal,

da die meisten Dominien Kalkbrüche haben, und mit Bräuhaus- und Deputatasche versehen sind, mithin diese Vermehrung eines Dungmittels ohne große Kosten erreichen können. Man dürfte wohl zu diesem Ende Behälter von Ziegeln errichten können, um in selbe die Mistlauge hineinzuleiten. Es versteht sich von selbst, daß der Mischungskasten mehr breit als lang, und nicht zu tief seyn darf, damit eine größere Fläche der Sonnenhitze ausgesetzt werde. Ob übrigens dies Mischungsverhältniß nicht noch besser gewählt werden könnte, müssen noch mehrere Versuche entscheiden, weil ich bei der ersten Probe besonders auf eine geringe Auslage Rücksicht nahm. Die Steinkohlenasche scheint nicht wesentlich nothwendig zu seyn, desto mehr aber die Holzasche wegen Gehalt des Kalk- und Kohlenstoffes, daher letztere da Orts, wo sie billig zu haben ist, mehr als mit dem achten Theile beigemischt werden könnte. Die Schwefelsäure ist wegen der Zersetzungsfähigkeit vorzüglich nothwendig, nur will ich nicht entscheiden, ob die Mistlauge aus dem Stalle, oder jene, welche den Dunger passirt hat, folglich mehr Kohlenstoff und weniger Salze enthält, zum Nachgießen beim Eintrocknen anwendbar ist. Alle diese Vermischungstheile wirken zwar einzeln angewendet auf die Pflanzen durch ihren Reiz, Zersetzungsfähigkeit und Gehalt der Pflanzennahrungsstoffe; daß sie aber zusammengesetzt durch vorwärtige Probe ein auffallend günstigeres Resultat gewährten, läßt sich hiedurch erklären, weil zusammengesetzte Stoffe eine eigene Verbindung eingehen, und und hiedurch andere Eigenschaften oder Wirkungen äußern, weil die einzelnen Mischungsstoffe durch diesen Proceß mehr zertheilt werden, und weil durch die Zusammensetzung die öfters zu reizbare Eigenschaft durch einen zweyten Stoff modifizirt wird.

Obiger Versuch erzeugt in mir die Idee, sämmtliche entbehrliche Mistlauge — außer obigem Surrogate zum Bestreuen des Klees — eintrocknen zu lassen, und auf diese Art als Dungmittel anzuwenden. Obschon man von der Dungstätte jedes Wasser von Dächern und Hofe entfernen, und bloß die Lauge aus dem Stalle zur Beimischung des Mistes anwenden soll, um einen kraftvollen, wohlgesetzten Dunger zu erhalten; so tritt bei der Stallfütterung im Sommer, besonders bei häufigem Regen, doch der Fall ein, daß der Mist die häufige Feuchtigkeit nicht aufnehmen kann, und der Oekonom gezwungen wird, den Ueberfluß ausführen oder abfließen zu lassen, um die Gährung durch Ueberschwemmung des Dungers nicht zu stören. Die überflüssige Lauge könnte mittelst eines Kanals in zwei Behälter so geleitet werden, daß man jeden nach Belieben sperren, folglich in dem vollen Behälter oben bemerkte Mischungstheile, allenfalls im möglichen Verhältnisse, und ohne Vitriolöl, einmengen und trocknen könnte, während man den zweiten zum Auffangen der Lauge benützt hätte. Dieß Geschäft wäre zwar im Winter nicht ausführbar, indessen könnte man die Winterlauge durch die Größe der Behälter und gänzliche Entfernung des Tagwassers dennoch für das Frühjahr aufbewahren. Dieses trockene Pulver wäre auf den Wiesen eben so, wie beim Klee, auszustreuen, und hiedurch dieser vielleicht in gutem Stande zu erhalten und zu verbessern, ohne den Aeckern Dunger entziehen zu müssen.

Wenn man erwägt, daß die Ausführung der Mistlauge wegen der großen beigemischten Quantität Wassers gegen das Eintrocknen ungleich größere Kosten fordert, und selbe dennoch ohne Beimischung obiger Stoffe nicht so guten Erfolg gewährt; so dürfte ein Versuch nicht überflüssig sein. Die Kosten beim Eintrocknen sind sehr gering, und man könnte auch nach Erforderniß der Wiese 19 Theile durchgeworfene Erde, und nur den zwanzigsten Theil von Kalk und Asche beimischen; Wenn man mir einwenden wollte, daß durch dieses Eintrocknen viele Nahrungstheile aus der Lauge sich verflüchtigen; so könnte ich auch erwiedern, daß die auf Wiesen oberflächlich gegossene Mistlauge durch den Einfluß der Atmosphäre an ihrem Gehalte noch mehr verlieren müsse, zumal, da durch die Vermischung mit Erde flüchtige Theile gebunden werden. Wer nicht im Besitze einer Wiese seyn sollte, dürfte dieß Dungmittel auch auf Aecker mit Vortheil streuen, und sammt den Körnern eineggen. Im letztern Falle würde man sich um so mehr nach der Qualität des Bodens richten müssen, und z. B. auf sandige Felder den größten Theil Thonerde beimischen können. Ich will übrigens auf keinen Fall meine Meinung behaupten, weil ich bloß von der guten Wirkung des vorwärts beschriebenen Gypssurrogats überzeugt bin, und hinsichtlich des letztern Falls erst einen Versuch zu machen gedenke.

Prag, den 6. August 1820.

Anton Seibt.

28
20

135. Knochen = Benützung.

1.

Anwendung des Knochenmehls zur Düngung.

Schon ohne chemische Kenntnisse zu besitzen, weiß man, daß die Knochen, aus Gallerte und Kalk bestehend, düngende Kräfte erhalten, und jeder Chemiker — der da weiß, daß z. B. Rindsknochen 51 Proz. Gallerte, 37 $\frac{7}{10}$ Proz. phosphorsauren Kalk, 10 Proz. kohlensauren Kalk und 1 $\frac{3}{10}$ Proz. phosphorsaure Bittererde enthalten — urtheilt leicht, wie außerordentlich viele Düngerkräfte uns bisher durch den Nichtgebrauch der Knochen entgangen sind.

Das größte Hinderniß, welches ihrem allgemeinen Gebrauch bisher in den Weg trat, war die Schwierigkeit, sie der Einwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs in kleinern Theilchen darstellen zu können. Nun aber, nachdem dieses Hinderniß durch die Erfindung einer Stampfmühle — auf welcher auch die allergrößten Knochen in grobes Mehl verwandelt werden können — gehoben ist: so theile ich hier einiges mit, welches aufmerksam auf ihre Nützlichkeit machen, und zum allgemeinen Gebrauch aufmuntern soll.

Ein verständiger Landmann im Bergischen bestimmte 2 Felder, die in jeder Hinsicht gleich waren, zu diesem Versuche, — eines zu Roggen, das andere zu Kartoffeln — theilte jedes in 4 gleiche Theile und düngte von beiden einen Theil mit Kuhmist, den andern mit Pferdemist, den dritten mit zersetzter Teicherde und den vierten mit Knochenmehl. Von diesem streute er 100 Pfund, wo auf die übrigen Theile drei starke Pferdekarren voll guten Mistes kamen, und machte die Erfahrung, daß er von dem Theile, der mit Knochenmehl gedüngt worden war, ein Drittel mehr Roggen — sowohl Stroh als Körner — und ein Drittel mehr Kartoffeln, als von jedem der andern Theile erntete, und daß das mit Knochenmehl gedüngte Stück selbst im dritten Jahre noch dem andern Theile gleich war.

Ein Freund, der Beobachtungen darüber angestellt hat, theilt mir folgendes mit:

„Aufmerksam auf die Vortrefflichkeit des Knochenmehls zur Düngung gemacht, suchte ich mir einiges zu verschaffen und wandte es auf folgende Weise an. Ich ließ auf ein nicht fettes Stück Kartoffeln pflanzen und fügte jeder Satzkartoffel einen Eßlöffel voll Knochenmehl als einzigen Dünger bei; dasselbe geschah mit Vitsbohnen, (Faseolen), wo das Knochenmehl statt der sonst gewöhnlichen Asche oder Gerberlohe — ihre Bedeckung bildete. Die zarten Bohnen litten vom Froste, allein die treibende Kraft des Knochenmehls brachte sie so wieder zum fröhlichen Wachsthum, daß ich nie bessere und mehrere Bohnen auf diesem Stücke gezogen habe."

Schreiber dieses sah beides im Monate Juli v. J. und bezeugt, daß das mit Knochenmehl Gedüngte sich durch seinen üppigen Wachsthum vor allen nebenstehenden Früchten auffallend auszeichnete. — „Neben den mit Knochenmehl gedüngten Kartoffeln standen andere mit Mist gehörig versehene, und der Unterschied des Mehrertrags von erstern war zum Erstaunen und ihre Größe so außerordentlich, daß einzelne derselben 1 Pfund und 10 Loth wogen. Eben so vortrefflich fand ich die Anwendung des Knochendüngers bei Kraut-, Kohl- und Blumenpflanzen, wo ich um die Wurzeln herum die Erde damit bedeckte, auch eignet es sich ganz vorzüglich, die Zwiebeln damit zu überdüngen." So weit mein Freund. —

Ein anderer Landmann streute 100 Pfund auf ein Stück, welches — nach seiner Aussage — er sonst mit 3 Karren Mist würde gedüngt haben und sagt: „In meinem Leben habe ich noch nicht solchen guten Roggen geerndtet, als von diesem Stücke. —" Wenn im letzten Beispiele das Verhältniß des den Mist ersetzenden Knochenmehls — von 100 Pfund zu 3 Karren — auch etwas übertrieben scheint, so haben doch die bereits häufig gemachten Versuche bestimmt genug dargethan, daß man 100 Pfund Knochenmehl als hinlänglichen Ersatz für vier Karren Mist zu einer dreijährigen Düngung annehmen kann. Nun beachte man noch, daß eine Karre Mist gewöhnlich 1 Rthlr. gem. G. kostet, und 100 Pfund Knochenmehl nur 2 Rthlr. 12 Stbr., also ein Profit von 1 Rthlr. 40 Stbr. für denjenigen, welcher seinen nöthigen Dünger erkauft; daß ein Mann die ganze Düngung, mit der man sich sonst so lange plagt — auf den Schultern trägt; also keine bösen Wege und keine steilen Anhöhen das Düngen erschweren können, keine Mistschutter und Einleger nöthig sind, und ein Mann bequem in ein Paar Stunden das ganze

Düngergeschäft besorgt. Welcher Vortheil für den Bruch- und Bergbewohner und für diejenigen, deren Ländereien eine Viertelstunde und wohl gar noch weiter von der Dungerstätte entfernt sind!

Für die Besitzer nasser Aecker eignet sich diese Düngung ganz besonders, weil durch den Kalkgehalt des Knochenmehls der kalte nasse Boden erwärmt und belebt wird. Nasser Boden wird auch deutlicher die Wirkung dieses Düngers zeigen, weil die Nässe viel zur baldigen Auflösung des Mehls beiträgt. Nur würde ich nicht rathen, ein und dasselbe Stück immer auf diese Weise zu düngen, sondern einmal mit Knochenmehl und dann wieder mit Mist und so immer wechselweise, weil sonst leicht der Boden seine Lockerheit verlieren würde.

Will man ein Stück Land damit düngen, so wird es, nachdem der Saame gesäet und eingeegget worden, über dasselbe gestreuet, oder auch dann erst, wenn die Frucht bereits aufgegangen, wiewohl ich ersteres für besser halte.

Saure, kalte und unfruchtbare Wiesen werden die Düngung reichlich vergelten, und, die Kleeäcker damit bestreut, die Kosten mit Doppelertrage lohnen.

Ein Scheffel Landes von 104 Quadratruthen würde zur dreijährigen Düngung 200 Pfund erfordern.

Was kann uns willkommner seyn, als eine neue Quelle, die Produktions-Kräfte unserer Aecker zu heben? Und was könnte sich desfalls besser zu einer öffentlichen Bekanntmachung eignen, als dies *)?

Ein bei der Sache nicht interessirter, sondern lediglich das allgem. Wohl wünschender, prakt. Landwirth.

2.

Auch etwas über die Nützlichkeit und Anwendung des Knochenmehls als Düngemittel.

Seit neun Jahren bediene ich mich des Knochenmehls auf meinem Landgute, und habe beinahe für Tausend Rthlr. desselben gekauft. Ich habe verschiedene Versuche mit dem Knochenmehl angestellt, zur Düngung von Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Klee, Gras und anderer Fruchtarten, eben sowohl auf ganz trockenem, als feuchtem und nassem Boden. Daß es ein treffliches Düngemittel ist, habe auch ich gefunden, doch gebe ich, nach meiner Erfahrung, für die Dauer dem gut zubereiteten Kuh- und Pferdemist den Vorzug.

Auf die Güte des Knochenmehls kömmt es, wie bei jeder andern Sache, hauptsächlich an. Diese hängt von der der Knochen ab. Sind die Knochen alt und verwittert, sind sie schon halb in Verwesung übergegangen: so haben sie viel von ihrer Güte verloren. Die Knochen von Ochsen, Kühen und Schweinen sind die besten, die von Kälbern und Schafen haben wenig Werth, die von Pferden taugen fast gar nicht. Die von geschlachteten fetten Ochsen und Kühen, wenn sie frisch zerstampft werden, geben das beste Mehl. Die von krepirten sind nicht so gut, durch die Krankheit und das Abmagern der Thiere ist das Fett und das Mark in den Knochen zu viel verschwunden. Die Güte des Knochenmehls hängt auch davon ab, daß es von den Verkäufern, von allen fremdartigen Beimischungen, z. B. Erde, Sand, freigehalten wird. Das Knochenmehl, welches sich fettig oder schmierig anfühlt, ist das beste. Die Güte des Mehls wird auch vom Stampfen oder Zermalmen bestimmt. Das ganz fein zerstoßene leistet gleich die beste Wirkung, das zu gröbliche hält zwar, wie man zu sagen pflegt, länger im Boden; allein bei dem Zulangehalten hat man nie etwas Rechtes und Erfreuliches.

Die Wirkung des reinen, ächten Knochenmehls ist verschieden, je nachdem es über den Boden zerstreut liegen bleibt, oder untergeegt und untergepflügt wird. Mit sehr unbedeutendem Erfolg habe ich dasselbe über völlig bereitete Saatfelder, so wie über bereits aufgegangene Früchte ausstreuen lassen; über Kleestücke, trockene Grasfelder oder Weiden und trockene Wiesen ausgestreut, lohnte es der Kosten nicht, in nassen Wiesen zeigte sich aber der Erfolg, wie leicht zu erklären ist, besser. Das Knochenmehl muß irgend auf eine Weise unter die Erde gebracht werden, wenn man Vortheil von ihm haben will; bleibt es über der Erde liegen, so wird dasselbe theils von der Sonnenhitze, theils von den Winden sehr bald verzehrt. Wenn das Kartoffelland ganz gereinigt von Unkraut, locker und wohl

*) Die Anwendbarkeit und Trefflichkeit des Knochenmehls als Düngemittel ist schon an sich selbst einleuchtend. Die Knochenmühlen sollten daher überall angelegt werden, und insbesondere sollten Regierungen und Gemeinden die Mühlenbesitzer auffordern, solche, was leicht thunlich, an ihren Mühlen anzubringen. Der Gegenstand ist von großer Wichtigkeit und wir halten es daher auch unsrer Seits für Pflicht, darauf aufmerksam zu machen.

D. H. des Rhein. Westphäl. Anzeigers Nr. 19 — 1820.

zubereitet ist, lasse ich das Knochenmehl darüber säen, dasselbe unterpflügen, und die Saatkartoffeln in die Furchen legen. Im Garten, wo man nicht pflügen kann, wird ebenfalls das Mehl über die Beete gesäet, sodann untergegraben und die Kartoffel gesetzt. Daß man jedem Saatkartoffel, oder was es für eine Fruchtart ist, ein bestimmtes Maß Knochenmehl beifügt, geht gut, man reicht alsdann mit dem Mehl auch weiter; doch halte ich es im Ganzen nicht für rathsam, weil man dadurch den Zwischenräumen den Dünger entzieht, und auf der Wiese ein Stück Landes nur theilweise gedüngt, welches für die nachfolgende Saat nachtheilig ist, wenn auch gleich das Stück vorher wieder umgearbeitet wird; das gleichmäßige Säen des Mehls ist besser, wenn auch gleich etwas mehr Mehl dazu erfordert wird.

Wenn das Roggen-, Waitzen-, Gersten- oder Haferstück so weit bereitet ist, daß der Saamen darüber gesäet werden muß, lasse ich auch das Knochenmehl darüber säen und dasselbe mit dem Saamen tüchtig untereggen.

Beim Säen des Mehls muß eine gewisse Vorsicht angewandt werden. Vorher wird es etwas mit Wasser angefeuchtet und durcheinander gemengt, damit das feine Mehl, welches das beste ist, über dem Säen nicht vom Winde weggeführt wird, doch darf es nicht so sehr angefeuchtet werden, daß es sich klumpert, weil es sonst nicht gleichmäßig auf den Boden fällt.

Der Behauptung des Herrn Nr. 1., daß man zu 104 Quadratruthen mit 200 Pfund Knochenmehl ausreiche, kann ich, nach einer 9jährigen Erfahrung durchaus nicht beistimmen. Des Mehls ist auf einen solchen Flächenraum viel zu wenig. Freilich kommt auf die Güte des Bodens sehr viel an. Allein diese mag noch so vorzüglich seyn, so ist die angegebene Quantität doch zu geringe.

Auf einen Morgen zu 150 Quadratruthen oder 10$\frac{2}{3}$ Sechszig zum Kartoffelbau brauche ich 74$\frac{2}{3}$ Viertel, gibt auf das Sechszig 7 gehäufte Viertel. Das Viertel wiegt 22 Pfund, machen auf einen Morgen von 150 Q. R. 1642$\frac{2}{3}$ Pf.; folglich auf 104 Q. R. 1138$\frac{1}{2}$ Pf. Das Viertel kostet jetzt hier, auf den Mühlen, 22 Stüber. Da ich nun auf 104 Q. R. 1138$\frac{1}{2}$ Pf. nöthig habe, so gibt es eine Auslage von 18 Rthlrn. 58$\frac{1}{2}$ Stbr. berg. Cour. Der Hr. B. braucht auf 104 Q. R. nur 200 Pf., diese kosten nach seiner Angabe 4 Rthlr. 24 Stüber, folglich habe ich auf 104 Q. R. 14 Rthlr. 34$\frac{1}{2}$ Stüber mehr Auslage, als er. Zu Roggen, Gerste, Hafer brauche ich auf ein Sechszig, nämlich auf 10$\frac{2}{3}$ Q. R., 44$\frac{2}{7}$ Viertel, dafür bezahle ich 16 Rthlr. 16$\frac{1}{2}$ Stbr., und Hr. B. will auf 104 Q. R. mit 4 Rthlr. 24 Stbr. ausreichen?

Zum Kartoffelbau machte ich Anfangs den Versuch mit 4 Viertel auf ein Sechszig, die Erndte lohnte der Kosten und Mühe nicht. Demnächst nahm ich 5 Viertel auf ein Sechszig. Die Erndte war schlecht. Nachher 6 Viertel auf ein Sechszig, die Erndte war mittelmäßig. Zuletzt 7 Viertel auf ein Sechszig, und die Erndte fiel erwünscht aus.

Gleiche Versuche machte ich bei Erzeugung des Roggens, der Gerste und des Hafers, und die Erndten fielen ebenfalls verschieden aus, wie beim Kartoffelbau.

Ob ich gleich weit mehr Knochenmehl auf gleichviel Boden haben muß, wie der Hr. B. Nr. 1., so halte ich deßungeachtet doch noch immer das Knochenmehl für eins der wohlfeilsten Düngmittel. Zum Kartoffelbau bedarf ich auf 1 Sechszig 6 Pferdekarren Kuhmist, die Karre nur zu 40 Stbr. gerechnet, sind 4 Rthlr., Knochenmehl auf 1 Sechszig 7 Viertel zu 1 Viertel 22 Stbr. machen 2 Rthlr. 34 Stbr. Folglich habe ich beim Knochenmehl auf 1 Sechszig 1 Rthlr. 26 Stbr. und auf 1 Morgen 15 Rthlr. 17$\frac{1}{2}$ Stbr. an Düngerauslage erspart. Beim Kartoffelbau mit Knochenmehl habe ich gefunden, daß, wenn das Land vom Unkraut ganz rein war und ganz rein gehalten wurde, solches ungemein viel zu einer ergiebigen Aerndte beitrug; bei 7 Viertel Knochenmehl auf 1 Sechszig gesäet und untergepflügt, erhielt ich eine recht gute Erndte. Im Herbst ließ ich auf das nämliche Stück, ohne dasselbe weiter zu düngen, Roggen säen, im Frühling Kleesaamen. Der Roggen wurde an Stroh größer, als der mit Mist bedüngte, aber der Körnerertrag war doch nicht ganz so ergiebig, als von jenem, der Klee hingegen jedoch wuchs freudiger und besser, als der mit Mist bedüngte. Nach dem Klee hatte ich mich noch einer ziemlich guten Hafererndte zu erfreuen. Die Wirkung des Knochenmehls zeigte sich also 4 Jahre. Bei der Erzeugung des Roggens, der Gerste, des Hafers mit Knochenmehl erhielt ich die 2 ersten Jahre eine gute, das 3te Jahr eine mittelmäßige Erndte.

Angenehm und nützlich würde es seyn, wenn mehrere Oekonomen, vorzüglich in den Gegenden, wo der

Gebrauch des Knochenmehls schon lange bekannt ist, ihre Erfahrungen von der Anwendung und Vortrefflichkeit desselben in diesem vaterländischen Blatte mittheilten. B.
(Rheinisch = Westphälischer Anzeiger Nr. 25 — 1820.)

3.
Benutzung des Knochenmehls.

Der Gebrauch, Knochenmehl durch Mühlen zu bereiten, ist löblich; aber es fragt sich doch noch, ob es wirthschaftlich sey, die Knoch'en zur Düngung anzuwenden.

Daß sie dazu gut, ist längst erprobt. Bei allen unsern Papiermühlen dienten lange Zeit die ausgekochten Knochen als Dünger, und es ist schon an sich klar, daß das Knochenmehl wirksamer seyn werde.

Aber nach den Versuchen der Engländer dienen ja auch die Rüböhlkuchen zerkleinert sehr wohl zur Düngung, und doch wird der Landmann solche schwerlich dazu, sondern lieber zur Fütterung bestimmen, wodurch ja auch Dünger, aber außer demselben auch Zunahme am Fleisch des Hausthieres erzeugt wird.

Knochenmehl ist mehrmal zur Speisung der Menschen empfohlen worden — auch unstreitig dazu sehr geeignet und brauchbar; aber wo die Herkunft der Knochen nicht ganz bekannt ist, wird der Eckel solches verabscheuen, und es bleibt also nur da anwendbar, wo die Knochensammlung mit der nöthigen Vorsicht geschehen kann.

Aber was hindert uns, das Knochenmehl zur Thierfütterung anzuwenden? Hier hat der Eckel nichts zu sagen; und der Erfolg würde unstreitig für die Sache reden. — Warum man dieß nicht versucht, weiß ich nicht — doch erinnere ich mich, von Knochenmühlen in der Schweiz gehört zu haben, mit deren Produkten man Federvieh füttere und fett mache.

Aber warum soll das Knochenmehl z. B. nicht zum Schweinfutter dienen können? Sollte es mit Erdäpfeln nicht Korn gegeben ersparen?

Wie das Knochenmehl zur Thierernährung am besten zu bereiten, ist in neuern Zeiten wieder in Frage gekommen; ob man's für Federvieh und vielleicht für Schweine nicht auch geradezu brauchen könne, oder ob das langsame Auskochen nach Cadet de Vaux — oder die alte Art nach Papins Topf — oder das Ausziehen mit Salzsäure vorzuziehen, wird sich wohl nur nach den verschiedenen Zwecken entscheiden lassen. Die Rückstände gehören wohl in jedem Fall auf den Düngehaufen. Sonst mag aber bei feinerem, ohne Erhitzung gemahlenem Knochenmehle Cadet's Methode die vorzüglicherem und bei gröberm Papins Topf doch nöthig seyn.

Auf jeden Fall glaube ich aber nicht, daß, außer in besondern Fällen, der Landmann wohl thue und wirthschaftlich handle, wenn er das Knochenmehl geradezu zur Düngung verwendet.

Doch freilich müssen Versuche entscheiden.

Uebrigens bemerke ich noch, daß jede Papiermühle mit einer Knochenstampfe versehen seyn sollte, weil sie dann weniger Knochen brauchte, oder auch solche zugleich zu andern Zwecken vorbereiten könnte *).

4.
Knochenmühle, Erfinder davon.

Es ist mir gelungen, auch etwas Näheres über die Erfindung der Knochenmühle zu erfahren. Im Jahr 1802 oder 3 machte Herr Friedrich Kropp, Steiger bei dem Bleibergwerk bei Solingen (jetzt Faktor auf den Kalkbrennereien bei Ratingen, dem Grafen v. Spee zugehörig) in der Schmelzhütte, an der er, zur Zerstampfung des Erzes, ein Pochwerk angebracht hatte, den ersten Versuch, die Knochen zu zerstampfen. Er ließ das Mehl auf eine Wiese streuen, und bekam im ersten Jahre schon so viel Gras, daß er für die Kosten hinlänglich entschädigt wurde, im zweiten Jahre hatte sich das Gras so verbessert und so vermehrt, daß er es einmal mehr abnehmen konnte. Dieses sahen die Nachbarn und brachten nun die Knochen, die sie für Geld in dem Pochwerk stampfen ließen. Der große Vortheil, den das Knochenmehl einem Jeden, der damit Versuche machte, gewährte, gab die Veranlassung, daß kurz nachher in Jagenberg, bei der Burg, bei Lüdimghausen, bei Kronenberg, solche Stoßmühlen gebaut wurden.

Merkwürdig ist es, daß man nicht schon lange auf diese so einfache, aber für die Landwirthschaft höchst wichtige Erfindung gefallen ist; da doch die Knochen schon längst auf das Land gefahren und in den Wiesen eingeschlagen wurden. (Rhein. Westph. Anz. Nr. 60 — 1820.)

J. A. Engels.

*) Rheinisch-Westphälischer Anzeiger 33. B. 9. Heft. 1820. S. 829.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
May. —— Nr. 38. —— 1822.

136. Viehkrankheiten.

Naturgeschichtliche Darstellung einer sehr merkwürdigen Rindviehkrankheit.

Von Ribbe, Professor der Veterinär-Wissenschaften auf der Universität Leipzig.

Beobachtungen und Erfahrungen sind in dem Gebiete einer jeden Wissenschaft die sichersten Führer; in keiner aber sind sie dem Suchenden nothwendiger, als in der Veterinärkunde. Eine jede Erscheinung, die dem praktischen Veterinär auf seinem wissenschaftlichen Wege sich darstellt, verdient seine Aufmerksamkeit — denn selbst das, was beim ersten Anblick unbedeutend ihm deucht, kann, nach einer nähern Bekanntschaft, ihm ein Talisman werden, der ihn gegen die nachtheiligsten Mißgriffe schützt. Auf meiner vieljährigen veterinärischen Laufbahn habe ich von dem hier Gesagten, nur zu oft die überzeugendsten Beweise gefunden, und zugleich auch, zu welchen großen Fehlern nicht selten Männer verleitet werden, die, indem sie das Organ der diktatorischen Macht einer Landesbehörde sind, durch Uebereilung oder auf sonst eine Weise, Verordnungen, Maßregeln u. dgl. veranlassen, welche, wenn sie vielleicht nicht ganz das Gegentheil von dem bewirken, was sie bewirken sollen, doch wenigstens dem gemeinen Besten einer ganzen Gegend, ja wohl selbst einer ganzen Provinz, mehr oder weniger nachtheilig werden. Ein sehr auffallendes Beispiel von dem allen gibt die Geschichte einer Rindviehkrankheit, welche im Jahre 1814 in den Gegenden zwischen Magdeburg und Ziesar herrschte, die in veterinärisch-pathologischem Betrachte sehr merkwürdig ist, und welche zu beobachten ich durch die Rindviehpest Gelegenheit bekam. Diese fremdartige, grausame Seuche, nämlich die Rindviehpest, die, wie ich in meinen frühern Schriften schon dargethan habe, eine gewöhnliche Vermehrerin der Kriegesdrangsale ist, hatte, nachdem sie durch russische Truppenzüge im Jahre 1813 nach Sachsen gebracht worden war, auf eben die Weise Gelegenheit gefunden, auch nach andern Ländern hin und so auch nach der Kurmark, und zwar vom rechten Elbeufer ab, sich zu verbreiten. Ganz vorzüglich war dies der Fall in den dreien Magdeburgschen Kreisen rechts der Elbe, als in welchen dreien Kreisen vier Städte und neunzehn Dörfer von der Pestseuche ergriffen, und zum größten Theile auf eine fürchterliche Weise heimgesucht wurden; und in eben diesen dreien Kreisen waren, von Seiten der Kurmärk'schen Regierung, die Geschäfte der Tilgung mir, als technischem Kommissär, anvertrauet.

Zu Folge einer ediktaliter ergangenen Bekanntmachung war allen Obrigkeiten anbefohlen, sogleich, als in den ihnen untergebenen Ortschaften etwas Verdächtiges bei einem Stück Rindvieh sich zeigte, mir davon Nachricht zu geben. Diese Verfügung, vereinigt mit der Furcht der Ortsbewohner vor der Rindviehpest, hatte denn die Folge, daß ich, besonders in der ersten Zeit, täglich Nachrichten von krank gewordenem Rindvieh erhielt; und zwar auch noch dann, als in meinem Sprengel die Rindviehpest schon überall getilgt war.

In sehr vielen dergleichen Ortschaften fand ich nun mehrere Gehöfte, und deren mitunter auch in bedeutender Anzahl, von der zuvor erwähnten merkwürdigen Rindviehkrankheit ergriffen; deren Entstehen, Charakter, Verlauf u. dgl. so viel Eigenthümliches hat, daß eine Darstellung derselben den Lesern dieses Aufsatzes, wie ich mir schmeichle, nicht mißfällig seyn wird.

Ueberall, wo ich diese Krankheit vorfand, ward sie die Lungenseuche genannt; und da viele der Gesundheitsbeamten des Preußischen Staates geneigt sind, mancherlei Krankheiten mit dem Namen Lungenseuche zu belegen, und mit dieser Benennung den Begriff von Ansteckungsfähigkeit verbinden; so waren in den ergriffenen Ortschaften mancherlei veterinärisch-polizeiliche Maßregeln angeordnet, und theils auch auf eine sehr drückende Weise ausgeführt worden. Daß das Uebel jedoch keineswegs die Lungenseuche, auch keineswegs ansteckend war, und folglich alle getroffenen Vorkehrungen nutzlose Beschwerden für die landwirthschaftliche Betriebsamkeit waren, dies wird, wie ich glaube, aus der Krankheitsgeschichte deutlich hervor gehen. Bevor ich jedoch zu dieser Geschichte übergehe, sey es mir erlaubt, den Begriff von dem Worte Lungenseuche ein wenig auseinander zu setzen.

Das Rindvieh ist unter allen Geschlechtern der Haus- und Nutzthiere den eigentlichen Lungenkrankheiten am vorzüglichsten ausgesetzt; da diese Krankheiten aber auf zwei so ganz verschiedene und, in Betreff ihres Charakters, gleichsam entgegengesetzte Arten sich zeigen; so gehet daraus hervor, daß das Wort Lungenseuche einen sehr relativen Begriff ausdrückt, und welchen großen Fehler also diejenigen Berichterstatter, und noch mehr diejenigen Schriftsteller begehen, welche die wahre Lungenseuche, und die — wiewohl sehr mit Unrecht so genannte — Lungenfäule in eine und dieselbe Kathegorie bringen.

Die wahre Lungenseuche — auch Lungensucht genannt — ist bei dem Rindvieh allemal die Folge einer, zum öftern lang vorher gegangenen, mehr oder weniger merkbar gewesenen Lungenentzündung; und eine diesem Thiergeschlecht vorzüglich eigenthümliche, sogar epizootisch erscheinende Krankheit. Sie nimmt ihren Sitz lediglich in den Lungen dieses Thiergeschlechts; greift jedoch gemeiniglich den einen Lungenflügel mehr als den andern an; erzeugt in der Substanz dieses Eingeweides kleine knotenartige Verhärtungen, welche durch irgend ein Ereigniß, am öftersten durch eine etwan eingetretene Unregelmäßigkeit der Atmosphäre, in Entzündung, und endlich in Eiterung übergehen, so, daß auf diese Weise bei dem Rindvieh dann eben das entstehet, was bei dem Menschen die Lungenschwindsucht genannt wird.

Von dem hier eben beschriebenen Uebel sehr wesentlich verschieden ist dasjenige, welches fast überall unter der Benennung Lungenfäule bekannt, und eine dem Rindvieh gänzlich eigenthümliche Krankheit ist, den ihr gegebenen Namen aber, wie schon gesagt, völlig mit Unrecht bekommen hat; denn bei dieser Krankheit zeigt sich in der Substanz der Lunge auch nicht eine Spur von einem fauligen Zustande; vielmehr findet man die ganze Masse dieses Eingeweides in einer, der Fäulniß ganz entgegengesetzten Verfassung: sie ist nämlich, im höchsten Stande des Uebels, mehr hart als weich, zwei-, drei-, ja wohl viermal größer und schwerer als im gesunden Zustande, zeigt sich dabei in einer, aus braun und roth, mitunter auch bläulich und etwas gelb gemischten Marmorirung, und gibt, besonders beim Durchschneiden, ganz das Aussehen der sogenannten Sulze. Schwellende Lungenverhärtung möchte wohl der passendste Name für dieses Uebel seyn.

Beide hier bezeichnete Krankheiten befallen selten einzelne Thiere; sondern immer deren mehrere in einer und derselben Periode, weshalb sie auch zu den Seuchen gezählt werden müssen; jedoch mit dem Unterschiede, daß die wahre Lungenseuche ein größtentheils durch atmosphärische Ereignisse entstehendes und folglich nie zu verhütendes Uebel ist; da hingegen die schwellende Lungenverhärtung, oder Lungenfäule, ihren Grund in schädlicher Fütterung hat, und also ihre Erzeugung durch menschliche Aufmerksamkeit verhütet werden kann: übrigens sind beide Krankheiten bis jetzt noch als unheilbar zu betrachten.

Daß beide hier in Rede stehende Uebel bei den ergriffenen Thieren nicht gleichförmig in ihren Wirkungen sind, ist leicht zu erachten; und aus eben diesem Grunde geben sie auch von ihrem Entstehen bis zur Tödtung des Kranken, dem aufmerksamen Beobachter mancherlei Zeiträume zu bemerken.

Den eigentlichen Anfang der einen oder der andern Krankheit bei den gefallnen Individuen zu signalisiren, ist selbst dem geübtesten Kenner unmöglich: nur wenn sie schon einen bedeutenden Grad ihres Zunehmens erreicht haben, werden ihre charakteristischen Wirkungen sichtbar; welches jedoch auch mehr bei der Lungensucht, als bei der schwellenden Lungenverhärtung der Fall ist.

Bei der Lungensucht werden durch die, in der Substanz der Lunge entstehenden, Eiterungen eine Menge Theile zerstört, auch viele, zur Aufnahme der einzuathmenden atmosphärischen Luft bestimmte, Zellen

mit Eiter angefüllt, und ihre Zugänge verstopft: die Lunge kann folglich ihre zur Erhaltung des thierischen Lebens so höchst nothwendigen Verrichtungen nicht gehörig ausüben, welches dann auf das Ganze der körperlichen Organisazion einen höchst nachtheiligen Einfluß haben, mithin ein Sinken der Kräfte im Allgemeinen, und dies ein Abmagern des Körpers zur Folge haben muß: und dieses, selbst bei der beßten Weide und sonstigen guten Fütterung entstehende Abmagern, ist denn auch das Merkzeichen, durch welches das Uebel sich dem Auge, so wie nicht minder auch dem Gehör, durch ängstliches beklommenes Athmen des Thieres bemerkbar macht.

Sehr beachtungswerth ist, daß, obwohl bei der schwellenden Lungenverhärtung die Geschäfte der Lungen ebenfalls behindert werden, und nach Maßgabe der Unordnungen, welche die Krankheit in der Substanz dieses edeln Eingeweides hervorbringt, gehindert werden müssen, die Merkzeichen des Uebels doch nicht so deutlich sich darstellen, als dieß bei der Lungensucht, zu Folge des zuvor gesagten, geschiehet; ja, man kann mit vollem Rechte sagen, daß, über die Existenz der schwellenden Lungenverhärtung mit voller Gewißheit abzusprechen, nur durch die Obdukzion möglich ist.

Sehr groß ist übrigens die Verschiedenheit der Zeiträume, in welchen die hier bezeichneten Uebel die von ihnen ergriffenen Thiere, nach dem Verhältnisse ihrer körperlichen Beschaffenheit, tödten — denn, von einer wahren Wiedergenesung eines solchen Kranken ist, wenigstens mir, noch kein Beispiel bekannt — und eben diese Verschiedenheit des Verlaufs ist denn auch hauptsächlich Ursach, daß sie von vielen Staatsbeamten und Landwirthen, ja selbst von Veterinarien, für ansteckend gehalten werden, indem es denselben nicht einleuchten will, daß diejenigen Kranken, die von dem einen oder dem andern dieser beiden Lungenübel, vielleicht mehrere Monate später getödtet werden, als dies bei andern ihres gleichen geschah, daß diese später Getödteten, sage ich, mit jenen zugleich könnten von der Krankheit befallen worden seyn, und daß also ihrer, der Zweifler, Meinung nach, die Letztern die Krankheit von den Erstern auf dem Wege der Ansteckung müßten bekommen haben.

Am vorzüglichsten herrscht dieser Glaube in Hinsicht auf die wahre Lungenseuche; und dies um so mehr, da zum öftern eine ganze Ortschaft von dieser Seuche befallen, und nicht selten der Rindviehstand eines ganzen Gehöfs von derselben nach und nach getödtet wird. Daß jedoch dieser Glaube gänzlich ungegründet ist, wird aus dem hier Folgenden hervorgehen.

1stens. Eine wahre ansteckende Viehkrankheit, sie sey nun wirklich pestartig oder nicht pestartig, greift in jedem Falle dergestalt um sich, daß, wenn nicht menschliche Aufmerksamkeit und Thätigkeit ihr Einhalt thut, von einer auch noch so großen befallenen Heerde nur äußerst selten ein Individuum verschont bleibt. Die sprechendsten Beweise hiervon geben die Rindviehpest und die Schafpocken, so wie von den nicht pestartigen die wirkliche Schafräude und gewissermaßen auch die wahren Rotzkrankheiten der Pferde: dahingegen von den Lungenkrankheiten des Rindviehes, zum öftern von einer ganzen Heerde nur einzelne Individuen, und folglich nur diejenigen befallen werden, bei welchen die Natur nicht hinlängliche Kraft besitzt, dem Entstehen dieser Krankheiten genugsam sich zu widersetzen.

2tens. Alle wirklich oder positiv ansteckende Krankheiten können durch Inokulazion fortgepflanzt werden: daß dies bei den zuvor genannten vier Seuchen der Fall ist, wird ein Sachkundiger verneinen — bei der Lungensucht und schwellenden Lungenverhärtung hingegen, zeigen die Impfungen nicht die mindeste Wirksamkeit: woraus denn also sich ergibt, daß diese beiden Uebel mit ihrem Wesentlichen und ihren Wirkungen in keinem Betrachte ein Kontagium verbinden, und folglich auch, aus sich selbst, keines Uiberganges auf gesunde Thiere fähig sind.

Angenommen nun, daß das hier Gesagte Wahrheit ist; so gehet daraus hervor, daß, wenn gut geordnete und gut ausgeführte Polizeiverordnungen und Maßregeln bei wirklich ansteckenden Thierseuchen den entschiedensten Werth haben, sie dagegen bei bloßen epizootischen nicht nur gänzlich nutzlos sind, sondern im Gegentheile dem gemeinen Besten sogar großen Nachtheil bringen können. Z. B., wenn eine Ortschaft, oder auch wohl eine ganze Gegend, ja vielleicht gar, wie die Fälle sich schon ereignet haben, eine ganze Provinz, in welcher etwan eine Epizootie herrscht, oder auch blos sich zeigte, dergestalt mit dem Banne belegt wird, daß aller Handel mit Vieh und thierischen Produkten, auch vielleicht wohl aller sonstige nachbarliche Verkehr mehr oder weniger streng verboten wird; das Abhalten der Märkte untersagt; Vieh- und Handelsstraßen verlegt, und andere dergleichen Maßregeln und Anstalten getroffen werden, die dem Gewerb treibenden Publiko zum Nachtheil gereichen: so sind dies Vorkehrungen, die zwar etwas

Gutes zur Absicht haben, anstatt des gehofften Nutzens aber ganz positiven Schaden verursachen.

Was ich von der Nichtansteckungsfähigkeit der mehr genannten beiden Lungenkrankheiten hier gesagt habe, gilt auch, jedoch mit einigen, wiewohl nur geringen Ausnahmen, von allen, bei dem Rindvieh vorkommenden Anthraxkrankheiten; als deren ich, in Bezug auf die zu beschreibende Seuche, hier einiger Erwähnung zu thun gezwungen bin.

Allerdings ist die Art und Weise, wie die Anthraxkrankheiten gewöhnlich erscheinen, von der Beschaffenheit, daß sie einen nicht vollkommenen Sachkundigen sehr leicht zu dem Glauben verleiten können, daß sie wirklich ansteckend sind, indem von einer solchen Krankheit zum öftern ein ganzer Stall voll Vieh und zwar so befallen wird, daß von dem Erkranken des Ersten bis zum Krankwerden des Letzten kaum einige Tage vergehen, wie dies hauptsächlich bei den äußerlich erscheinenden Anthraxkrankheiten, jedoch auch zuweilen bei dem Anthraxfieber oder dem sogenannten Milzbrande der Fall ist. Allein dieses schnelle Aufeinanderfolgende des Erkrankens ist denn gerade der sicherste Beweis, daß dergleichen Uebel keineswegs wirklich ansteckend sind; denn alle, sowohl die Pesten als andere ansteckende Krankheiten, welche sowohl bei den Menschen als bei den Thieren uns bekannt sind, haben in ihrem Charakter das Wesentliche, daß das von einem kranken auf einen noch gesunden Körper übergehende Krankheitsgift in keinem Falle sogleich nach dem Eingange in den ergriffenen Körper, sondern immer nur nach Verlauf eines gewissen und bei den Pesten zwar ganz bestimmten Zeitraumes sich wirksam zeigt. Bei der wahren orientalischen Menschenpest sowohl, als bei der Rindviehpest, desgleichen bei den natürlichen Menschenblattern, so wie bei den Schafpocken, sind die Ausbruchsperioden völlig bestimmt: denn, wir wissen jetzt mit mathematischer Gewißheit, daß das auf einen gesunden Körper übergegangene Pestgift, während den ersten sechs Tagen nach dem Uebergange, in demselben ganz ohne bemerkbare Thätigkeit liegen bleibt, am siebenten Tage sich zu regen anfängt, am achten zum wirklich sichtbaren Ausbruch kömmt, und am neunten und zehnten Tage in seiner völligen Kraft sich zeigt.

Die ansteckenden nicht pestartigen Gifte, als die der Krätze, der Schafräude, so wie der, auch bei andern Thieren vorkommenden, räudigen Hautausschläge, bedürfen zu ihrer Entwickelung eines längeren Zeitraumes; und noch später erscheint, in der Regel, der Ausbruch der durch Ansteckung den Thieren beigebrachten Rotz- und Wurmkrankheiten der Pferde, wie alles dieses durch die Inokulazion sich erwiesen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

137. Feinde der Pflanzen.

Erprobtes Mittel zur Vertilgung überhandgenommener Feldmäuse.

Mitgetheilt von dem Hannöverschen Landes-Oekonomie-Rathe Mayer *)

1. Bei Feldmarken der Dörfer, wo die Feldstücke unter viele Besitzer vertheilt sind, und eine sehr zerstreute Lage haben, kann das Mittel nicht von jedem einzelnen Landbesitzer mit Erfolg angewandt werden, sondern es scheint mir durchaus nothwendig, daß sämmtliche Landbesitzer sich vereinigen, auf gemeinschaftliche Kosten Arbeiter annehmen, welche das Wegfangen der Mäuse in Accord verrichten, nachher aber diese Kosten auf die ganze Morgenzahl der Feldmark vertheilen.

Wenn verständige, geduldige Männer zu dieser Arbeit ausgesucht, und ihnen allenfalls Knaben zum Nachsehen der Löcher zu Hülfe gegeben werden, so ist der Erfolg auf den Dörfern noch viel besser, weil die Besitzer einzelner Ländereyen es nicht unterlassen, auf diesen kleinen Besitzungen dasselbe Mittel neben den in Accord genommenen Arbeitern auch selbst anzuwenden, und dadurch die allgemeine Maßregel so kräftig zu unterstützen, daß solche einzelne Stücke ganz befreyet werden.

Wahrscheinlich werden sich viele Gemeinden einstimmig dazu entschließen, und gäbe es etwa unter ihnen unsachkundige einzelne Widersprecher, so dürfte doch deren Einwilligung durch die Feld-Polizey leicht zu suppliren seyn, wenn Vorsteher und Feldgeschworne der Gemeinde die Einrichtung an sich für nützlich und nothwendig erklären, auch besonders darauf Rücksicht nehmen, daß der Kostenbeitrag von jedem Morgen so unbedeutend gegen den zu hoffenden Vortheil ist.

*) Cellische Nachrichten für Landwirthe I. 1. 1820, S. 85 rc. D. H.

2. Das beim Bohren der Löcher hier beobachtete Verfahren ist folgendes:

A. Die dazu nöthigen Geräthschaften sind:

1. Ein kleiner eiserner, gehörig verstählter 3 Zoll im Durchmesser haltender Erdbohrer, anderthalb Fuß lang, an einer eisernen Stange von etwa anderthalb Fuß, durch welche oben eine hölzerne Querstange befestiget ist; je nachdem der Erdboden schwerer oder leichter ist, muß der Bohrer stärker oder schwächer von Eisen seyn. Die stärkere oder schwächere Beschaffenheit an Eisen und Stahl bestimmt den Preis eines solchen Bohrers von 20 Ggr. bis zu 2 Thlr. 12 Ggr.

2. Ein runder Stampfer von festem Holz, 3 Zoll im Durchmesser, 1 Fuß hoch, welcher gerade zur Weite des Bohrers paßt, an einem hölzernen Stiel.

B. Mit dem Bohrer werden Löcher, wo möglich anderthalb Fuß tief, in die Erde gebohrt, und diese mit dem Stampfer so nachgebessert und festgestoßen, daß die Wände der Löcher recht fest werden, damit die Versuche der Mäuse, aus den Löchern zu entkommen, nicht gelingen, und die Wände nicht sogleich losgearbeitet werden können.

C. Die Auswahl der paßlichsten Stellen zu den Fanglöchern entscheidet am meisten für den guten Erfolg der Arbeit, und beruhet ganz auf eigner Sachkenntniß und gesunder Beurtheilung des Arbeiters. Hier ist es als Hauptregel nützlich befunden, den unterirdischen Röhren der Mäuse, in welchen sie ihre Gänge und Nester haben, nachzuforschen, und alsdann das Loch, oder wenn die Gänge manigfaltige Nebengänge haben, mehrere Löcher so zu bohren, daß die ihren gewöhnlichen Gang verfolgende Maus dem Loch nicht ausweichen kann, sondern hineinstürzt.

Je besser gangbare Röhren und Löcher getroffen werden, desto besser ist der Fang, und man hat hier Fälle gehabt, wo erst 2 alte und hernach 10 bis 15 junge Mäuse, also wahrscheinlich eine ganze Brut, in einem Loche gefunden worden.

D. Die Arbeiter thun wohl, wenn sie das Visitiren der Löcher und Ausnehmen des Fangs erwachsenen Kindern übertragen, welche die mit einem Stocke oder Erde bezeichneten Löcher täglich einigemal durchsuchen und von Mäusen reinigen, damit theils die in den Löchern gefangenen lebendigen Mäuse nicht Zeit behalten sich heraus zu arbeiten, theils der den Mäusen widrige Geruch der todten Mäuse die in den Röhren befindlichen nicht im Lauf zurückhält. Je öfter daher die Nachforschungen geschehen, desto besser ist der Erfolg.

Im August dieses Jahres (1819) sind hier in in einem Tage häufig über 400, einmal aber 500 Mäuse gefangen.

E. Es ist hier der Versuch gemacht, zwischen dem Felde, welches man vorzüglich geschont wissen will, z. B. eine Klee- oder Wintersaatbreite, und dem zunächst angränzenden Felde, welches etwa umgepflügt wird, eine Gruppe, (Gräbchen) 1 Fuß tief, so breit wie der Bohrer, zu ziehen, und in solche, auf ein paar Ruthen Entfernung, Löcher zu bohren. Beim Uebergehen aus einem Felde ins andere, bei erfolgter Störung, stürzen sie erst in die Gruppen, laufen in solche hinunter, und gerathen in die Löcher. Zur Sicherstellung solcher Felder, die man vorzüglich erhalten will, ist die Umgebung mit solchen Gruppen, wie das Umpflügen aller die Felder umgebenden Grasbänke, gewiß nützlich.

F. Die abgelieferten todten Mäuse sind hier mit sehr gutem Erfolg an die Wurzeln der Obstbäume, besonders an Espaliers, auch unter Mistbeeten gegraben, und dadurch die Erdratzen, welche vorher häufig gespürt wurden, so gänzlich verscheucht, daß nicht der geringste Schaden seit jenem Eingraben durch sie geschehen ist.

3. Sollten ganze Communen dieses einfache Vertilgungsmittel anwenden wollen; so scheint es mir nöthig, daß ein Vorsteher oder Feldgeschworner die oberste Direktion des Geschäfts übernehme, auf jede 500 Morgen einen tüchtigen Arbeiter auswähle, mit ihm den Accord der Vergütung abschließe, das ihm bestimmte Revier der Feldmark anweise, und namentlich, mit Berücksichtigung der Felder, wo sich die meisten Mäuse zeigen, und der Bestimmung der Felder zur Saat, Instruktion ertheile, wo die Arbeit des Bohrens anfangen, und wie sie fortgesetzt werden soll, ohne auf Besitzer der einzelnen Stücke Rücksicht zu nehmen.

Die Ablieferung der Mäuse geschieht an diesen Vorsteher oder Geschwornen, welcher die Bezahlung besorgt, und über die sämmtlichen Landbesitzer der Feldmark liegt, und vom Schutz dieser Anstalt Vortheil haben kann.

Ich hoffe, daß diese wenigen, aus den hiesigen Erfahrungen genommenen Bemerkungen hinreichen werden, um die Anwendung dieses zur Vertilgung oder wenigstens bedeutenden Verminderung der Mäuse brauchbaren Mittels zu erleichtern, und zweifle nicht, daß der Erfolg, nach dem Zwecke dieses Aufsatzes, dem hiesigen gleich seyn werde, wenn die Arbeiter die erforderliche Aufmerksamkeit, Thätigkeit und ausdauernde Geduld bei dem mühsamen Geschäft beweisen.

Zum Schluß bemerke ich, daß bei Anwendung dieses Mittels des Bohrens die übrigen kleinen Hülfsmittel, als das wiederholte Zutreten der Mäuselöcher, besonders auf besaamten Feldern, das Nachsuchen der Mäuse und ihrer Nester beim Pflügen, durch Knaben, welche dem Pflug folgen und die Mäuse tödten, nicht dürfen versäumt werden. Auf die letzte Art sind hier hinter dem Pflügen im September d. J. 1820 in einem Tage auf einer alten Klee-Stoppel 1400 Mäuse gefunden und getödtet worden.

Es wird daher ein jeder wohl thun, diesen wichtigen Schaden drohenden Gegenstand wohl zu überlegen, und nach der Localität der Gegend diejenigen Einrichtungen zu wählen und thätig anzuwenden, welche zur Vertilgung dieses Ungeziefers den meisten Erfolg versprechen.*) Meyer.

138. Futterbau.

Kunstwiesen.

Von meinen angebauten Graswiesen erhielt ich im Sommer 1819 erweislich 23 Zentner Saamen. Es wäre mir leicht gewesen, dieses Gewicht mehr als zu verdoppeln, wenn ich weniger gutes und vieles Heu gewollt, oder wenn ich die Absicht gehabt hätte, durch Erweiterung der Kunstwiesen den im Verhältniß der Guts-Area bedeutenden Getreide- und Kartoffelbau einzuschränken.

Bei dieser Gelegenheit wünsche ich, daß, wie wir von den vielen Kleearten †) im Allgemeinen nur die Luzerne (Medicago Sativa), den gemeinen rothen Klee (trifol. prat. sativum) und den weißen kriechenden (trifolium repens) achten und bauen, die Saamenhändler von der unzähligen Menge der Gräser nur jene Arten anbieten möchten, deren Gedeihen keine ängstliche Auswahl des Bodens, nicht desselben besonders kraftvollen Zustand, nicht eine zu mühsame Pflege und Wartung erfordert, und die dennoch durch ihren frühen, schnellen, kraftvollen Wuchs, durch ihre Umstockung, durch viele Blätter, durch die all unserem Wirthschaftsvieh (nicht blos einer Viehgattung††) ausschließlich) wohlschmeckende und gedeihliche Ernährung und durch ihre Dauer im reinen Bestand sich auszeichnen, oder an denen wir doch die meisten dieser eben genannten Eigenschaften zu schätzen veranlaßt sind; denn, wenn schon vielerlei Grasarten dem Kenner die Wahl für den Wiesenbau offenbar erleichtern, habe ich doch Ursache zu fürchten, daß die Herzählung von vielen Gräsern mit der sorgsamen Bestimmung nach der Verschiedenheit der Bodensarten, (wie z. B. nach S. 193 der Beilage zu den Oekonomischen Neuigkeiten des Jahres 1819 von dem verdienstvollen Hrn. Kammerrath Plathner mit der Gräser-Saamen Anzeige

für feuchte Wiesen mit weichem Boden,
— — — — geringerem —
— — — — rohem —
— — Weiden mit 1. schwerem, 2. mit leichtem und 3. Sandboden, eben so
— Weiden in trockener Lage für 1. schweren, 2. leichten und 3. Sandboden u. s. w.

geschieht —) den unterrichteten Landwirth, (das sind wir Oekonomen ja doch in der Mehrzahl) von der aufmunternden Gewißheit des sehr Einfachen und Leichten in den Wiesenanlagen abbringen, und ihn leicht zu der dem Freunde der Beförderung des segenreichen Futterbaues widrigen, falschen Meinung verleiten könne, daß die Anlage der Kunstwiesen nothwendig botanische und chemische Kenntnisse, mit allen ihren dem beengten Gesichtskreise fürchterlichen Umständlichkeiten voraussetze.

Ohne Anmaßung, daß ich das Beste treffe, empfehle ich nach meinen 14jährigen aufmerksamen Versuchen und Beobachtungen:

1. Den hohen Hafer (Avena elatior.)
2. Das Knaulgras. (Dactylis glomerata.)
3. Das Honiggras. (Holcus lanatus.)

*) Die Unkosten betrugen nach den wirklich angestellten und mit vielem Erfolg im Großen ausgeführten Versuch 2 Groschen Hannöverisch auf jeden Morgen, wenn für 100 abgelieferte Mäuse 3 Groschen bezahlt wurden. Dagegen betrug der Gewinn, den man an besserer Erndte in Vergleich mit den Nachbarn, die das Mittel nicht angewendet, sicherte, auf jeden Morgen 2 Thaler. Der Herausgeber.

†) Anmerkung des Verfassers. Sturm beschreibt 32 einheimische Kleearten, wovon die meisten zum Futter für unsere Hausthiere dienlich sind.

††) Dergleichen Abtheilungen erschweren in den meisten Fällen den Wirthschaftsgang, den der Landwirth sich möglichst zu vereinfachen und zu erleichtern besorgt seyn muß. Es ist zu bedauern daß der Zustand der meisten unserer natürlichen Wiesen dieselben nothwendig machet.

4. Den Goldhafer (Avena flavescens.) und als Beimischung, ohne daß sie gerade nothwendig ist,

5. Die Schafgarbe (Achillea millefolium.) und

6. Den Sauerampfer (Rumex acetosa.) nach folgender dem gemeinen Landwirthe, dem dieser Aufsatz vorzüglich gemeint ist, verständlichsten, leichtesten Bodenbestimmung.

Getreideland.

Acker, der Gerste trägt, werde besäet mit Nr. 2 und mit Nr. 3, beimengen mag man Nr. 5 und 6.

Für Kornäcker empfehle ich Nro. 1, 3 und 4, ebenfalls mit einer kleinen Beimengung von Nro. 5 und 6.

Auf 1 N. Oestr. Metzen Feld rechne ich gewöhnlich 10 böhmische Pfund von Nro. 1, dazu
1 — — — — 3, und
1 — — — — 4,
wozu ich, wenn ich damit versehen bin, einige Hände voll Saamen von Nro. 5 und 6 menge.

Kann ich dem Boden Weitzen oder Gerste zutrauen, so rechne ich auf 1 Nieder-Oestreicher Metze Land 6 böhmische Pfund von Nro. 2, mit 2 böhm. Pfund. von Nro. 3, dazu einige Hände voll von Nro. 5 und 6.

Meist sammle ich die Gras-Saamen, ohne sie abzusondern, wodurch ich mir dieses Geschäft um vieles erleichtere und beschleunige, und mein Acker, dem ich nun schon jede unserer landüblichen Getreidearten vertrauen kann, gestattet mit Vortheil die Aussaat der Mischung aller eben genannten Gräser, von der ich immer mehr einer bestimmten Fläche zutheile, und auch hier auszusäen vorgeschlagen habe, als streng nothwendig wäre, wenn man eine jede Grasart für sich allein säen wollte und genau vertheilen könnte; so würde man z. B. vom Honiggras, für sich gesäet, auf eine bestimmte Fläche Land kaum den achten Theil der Saamen-Menge brauchen, welche von vielen andern Gräsern erforderlich ist. Im Säen werden Ungeübte gut thun, eher ein Pfund Grassaamen auf die Metze Land mehr, als zu wenig zu werfen, was man bei der langen Dauer solcher Anlagen wohl nicht als Kostenvermehrend zu scheuen Ursache hat.

Wiesen- und Weideland.

Trockene mit schlechten oder schädlichen Pflanzen überzogene Wiesen und Hutweiden sollten wie zur Aufnahme der Getreidesaat vorgerichtet und dann erst wie Getreideland mit Gräsern besäet werden.

Nasse Wiesen, Teichgründe und Weiden werden erst trocken gelegt, dann ebenfalls wie Getreideland für ihre neue Bestimmung zur künstlichen Wiese oder Weide behandelt. Gestatten ihre Lage oder des Landwirthes beschränkte Umstände keine Wasserableitung, oder liegen diese Gründe am austretenden Gewässer, daß des Platzes Umackerung sich von selbst verbietet, so halte ich die künstliche Besäung für unnütz, Mühe, Zeit, Kosten und Erwartung nie lohnend, wenn schon sogar berühmte ökonomische Lehrer mit mancherlei Gräser-Aussaat auch diesen Plätzen Rath wissen wollen. Leidet aber auch trockener Boden kein Umarbeiten, wie es z. B. bei steilen Lagen oder bei sehr seichtem Untergrund der gewöhnliche Fall ist, so halte ich denselben (die Bewerfung gereinigter einzelner Stellen, von denen ich gleich sprechen werde, mit etwas Grassaamen ausgenommen) zur Kultur mittelst der Gräseraussaat eben so ungeeignet, als einen Boden, der nicht zu entwässern ist. Auf dieses meist dürre Land würde ich, wenn die Umstände es gestatten, nachdem die schädlichen Pflanzen ausgerottet worden, Wasser leiten, das Strauchwerk, die Steinhaufen abräumen, die Maulwurfshaufen streuen, die Ameisenhügel abtragen, kurz, Alles veranlassen, was in der frühern Zeit versäumt worden. Endlich wäre ich besorgt, den bestehenden Pflanzen nach Zuläßigkeit der örtlichen Umstände mit Düngmitteln eine ohne Zweifel wirksame Hülfe zu geben. Man empfiehlt mit Recht für die Weiden Schonung von Zeit zu Zeit vom Viehtriebe, vorzüglich Schonung in der ersten Frühlingszeit, (leider wird diese, wegen der selten zureichenden Winterfuttervorräthe von den meisten Landwirthen mit Ungestüm erwartet) damit noch die zu zarten Gewächse in ihrer Entwickelung nicht zu früh gestört, verstümmelt und kränkelnd gemacht werden, wie man an so vielen Hutweiden, besonders an den mit einer wahren Landeskultur unverträglichen, eben so schlecht benutzten, als verwahrlosten gemeinschaftlichen Hutweiden †) wahrnehmen kann, die meist ganz nackt und kahl ihre Zwecklosigkeit und unsere Verblendung laut anklagen.

---

†) Anmerkung des Verfassers. Mit inniger Hochachtung denke ich hier des Herrn D. und Professor Burger in Klagenfurt bekannten rühmlichen Bestrebens für die Zertheilung der Gemeinhutweiden, das dieser Gelehrte mit der seiner Feder eigenen Ueberzeugung zu erkennen gibt.

Wohl werden in den meisten ökon. Lehrbüchern zur Verbesserung der Hutweiden mancherlei Grasarten angerathen, welche das Vieh nicht verschmäht, und die, ihres ärmlichen, niedrigen, kraftlosen Wuchses wegen, zum Abweiden, aber auch nur zum Abweiden dienen. Ich nenne als Beispiel das gemeine Rispengras, poa trivialis, das knollige Rispengras, poa bulbosa, das Kammgras, cynosurus cristatus, den Schafschwingel, festuca ovina — allein darum verdienen diese Gräser noch nicht auf den in Kultur zu nehmenden Weiden geflissentlich angebaut zu werden; freilich werden sie, in Kultur gebracht, vor nicht gepflegten Gräsern ihrer Art sich auszeichnen, aber auf gleichem Standorte immer auffallend jenen Gräsern nachstehen, welche im dichten, blätterreichen Wuchse mehrmal des Jahrs die Höhe für den bequemen Sensenhieb zu erreichen die Eigenschaft haben, und die darum der Landwirth nach Bedarf mähen, und für die Sommer-Stallfütterung oder für die Vermehrung des Winterfutters gebrauchen, oder nach Umständen zur reichnährenden Weide benutzen kann. Mähe-Futtergräser, wenn auch vom Zahne weidender Thiere niedrig gehalten, sind ihnen doch so angenehm und gedeihlich, als die ihres schwächlichen, dürftigen Wuchses wegen als zart und vorzüglich gedeihlich angerühmten Weidegräser; diese abgeweidet, vermögen sich nur kümmerlich, oder gar nicht zu erholen und das Vieh nothdürftig zu sättigen, welches, wenn nicht die Größe der Weiden ihre fehlende Güte ausgleicht, am Ende des Tages hungeriger dem Stalle zueilt, als es denselben am Morgen verlassen hat, während niedrig gehaltene Mähegräser im schnellen, kraftvollen Nachtriebe den Landwirth für die ihm entgehende Höhe entschädigen zu wollen scheinen, deren Erreichung die Natur den Mähegräsern bestimmt hat, darum besäe ich die zur Aufnahme der Gräsersaamen gehörig vorgerichteten Weiden mit Mähegräsern wie die Aecker, die ich zu Kunstwiesen anlege.

Im Jahre der Anlage, sie werde Wiese oder Weide, und noch im nächstfolgenden Frühlinge entferne ich von ihr sorgfältig alles Vieh, und es gehört wesentlich zur Erhaltung der Gräser und zur größern Verhütung der sich eindrängenden Unkräuter, bei anhaltendem Regenwetter und nach jedem Winter, so lange der Boden noch naß ist, das Vieh beseitiget zu halten, wodurch zugleich ein zweiter Zweck, Verhütung mancher Krankheit der Thiere, ungemein befördert wird. Die Sense aber brauche ich im ersten Jahre der Anlage, sobald und so oft sie die Gräser ergreifen kann, wodurch ihre bessere Umstockung bewirkt wird.

Kahles Abnagen der Futterländereien, wozu die Thiere am meisten im Spätherbste wegen des Landwirthes falscher, allein bei dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nur zu nothwendigen Sparsamkeit mit den Winterfuttervorräthen gezwungen ist, schadet auffallend dem Graswuchse des künftigen Jahres. — Verschiedene Grasarten haben, ungeachtet ihre große Ergiebigkeit das Gegentheil vermuthen läßt, schwache Wurzeln, wovon man sich leicht überzeugen kann, werden daher von hungerigem Vieh, das die Graspflanzen schon bis an die Wurzeln abgebissen hat, und das sich dennoch auf diesen Stellen nähren muß, gleichsam im Grund ergriffen, ausgesprengt und ausgerissen, und müssen so, wie durch das auf diese Weise offenbar sehr beförderte schädliche Eindringen der Winternässe und Kälte, nothwendig häufig ausgehen.

Noch berufe ich mich auf meine ganz einfache Weise bei den Anlagen der Wiesen, auf den Aufsatz, der im Jahre 1815 im 12. Hefte unter der Ueberschrift: Kunst-Wiesen, einen Platz fand, und vereinige zum Schlusse dieses Aufsatzes, den ich als einen kleinen Beitrag zur Beförderung des Futterbaues von Kennern beurtheilt zu sehen wünsche, meine Meinung mit der mehrerer Landwirthe, daß, wenn wir auf die Verbesserung und Vermehrung der Fütterungsmittel Zeit und Kräfte verwenden, wir sie gut verwenden.

Lhotka in Böhmen, am 1. Juli 1819.

Lohr,
k. k. Rittmeister und Mitglied der patriot. ökonomischen Gesellschaft in Böhmen und der mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde.

139. Landwirthschaftlicher Handel.

Kleesaamen.

Wenigen dürfte bekannt seyn, daß dies einer der wenigen Artikel ist, welchen die Engländer aus allen Ländern zulassen. Die Einfuhr betrug 1821 den Werth von 2,444,400 Franken; davon allein auf französischen Schiffen für 1,202,400 Franken. Die nächsten Rivalen der Franzosen in diesem Handel sind die Niederländer. (Memorial universal. 64. Livrais. 1821.)

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

May. ——— Nr. 39. ——— 1822.

140. Oekonomische Preisaufgaben.

1. Ueber die Anwendbarkeit der brenzlichten Holzsäure zum Schutz des Holzes.

Die Holzsäure, als Destillations-Neben-Produkt der Verkohlung des Holzes sowohl im Freien, als in verschlossenen Räumen, ist seit der Bekanntmachung der Thermolampen und seit den Versuchen geschlossener Köhlereien, (worunter die Gräflich-Salm'schen in Mähren die ausgezeichnetsten im Großen waren, da bis 80 Klafter auf einmal abgesperrt verkohlt wurden) ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Man machte in der Hauswirthschaft und in den technischen Künsten, besonders bei den Kattun-Fabriken, einen nützlichen Gebrauch von derselben.

Indessen sind über die einfachste, wenigst kostspieligste und zweckmäßigste Art des Verfahrens zu ihrer vortheilhaftesten Gewinnung hiebei noch manche Vorfragen zu erörtern, welche nur die Erfahrung beantworten kann, und worüber daher die Erfolge abzuwarten sind, welche die neuerlichst ins Große eingeleiteten Versuche des um die Beförderung dieser Industrie so hoch verdienten Grafen Salm zeigen werden.

Entschiedener ist die nützliche Anwendung der gewonnenen Holzsäure bei den Kattun-Druckereien, bei der Ledergerberei, zur längern Erhaltung des Fleisches u. s. w.

Ein Würtemberger, Freund und Beförderer der Wissenschaften, vermuthet, daß die brenzlichte Holzsäure auch zum Schutz des Holzes gegen so mancherlei Arten des Verderbens dienen könne, und hat, um diese Vermuthung zur Entscheidung zu bringen, den Antrag gemacht

Zwanzig Dukaten in Golde

für denjenigen zu bestimmen, welcher nach Prüfung und Entscheidung der Centralstelle, durch hinlängliche Versuche dargethan haben wird:

Welchen Einfluß die gehörig angewendete Holzsäure auf längere Dauer des Holzes, vorzüglich des tannenen, und unter welchen äußern Umständen äußere?

Diese Versuche müssen überhaupt zweckmäßig angestellt werden; also durch Verfahrungsarten, daß man in viel kürzerer Zeit, als auf gewöhnlichem Erfahrungswege (wo 10 und mehrere Jahre nicht hinreichen dürften, die Evidenz zu verschaffen) zur Ueberzeugung gelangen könne, in wie fern die Holzsäure auffallend dem Faulen und sonstigen Verderben des Holzes entgegenwirke und dasselbe aufhalte.

Sie müssen mit geflößtem und ungeflößtem oder frisch mit Saft gefällten, und mit mehreren zu eigenen, technischen Zwecken bestimmten, und dazu stark verbraucht werdenden und eingerichteten Nutzhölzern angestellt werden. Z. B. mit Pfahlholz (wo es wie bei Pfosten, Säulen, Hopfenstangen u. s. w. hauptsächlich der Erhaltung des in die Erde gesenkten Theils gilt), mit dem Wetter ausgesetzten Holze (wo die längere Erhaltung aller der Theile in Frage kommt, auf welche die Atmosphäre sowohl an sich in ihren verschiedenen Temperaturen, als auch durch ihre mannigfaltigen Niederschläge einwirkt), mit theils dem Wasser allein ausgesetzten,

theils allen diesen verschiedenen nachtheiligen Einflüssen abwechselnd unterworfenem Holze. Werden Letztere alle gehörig berücksichtigt, so führen sie ohnedem auf die ihnen untergeordneten, besondern Erscheinungen.

Doch bemerkt man, daß man ausdrücklich auch Versuche gegen den Holzwurm und den laufenden Schwamm erwarte.

Er springt von selbst in die Augen, daß der Werth dieser Versuche erst dadurch recht gewinnen müsse, wenn unter gleichen Umständen auch andere bekannte Schutzmittel (z. B. das Ankohlen) angewendet, und Verschiedenheit oder Gleichheit der Erfolge angezeigt werden.

Daß sie mit den Resultaten gehörig belegt seyn müssen, wird um so mehr einleuchten, je längere Zeit außerdem erforderlich seyn würde, durch ihre Wiederholung zu einiger Gewißheit zu gelangen.

Der längste Termin zur Einsendung der Antworten und Beweise ist der 1. September 1826.

Auch jeder einzelne Beitrag zur Lösung des Problems von solchen, welche nicht um den Preis zu concurriren gedenken, wird für das Correspondenzblatt willkommen seyn.

Stuttgart den 28. Dezember 1821.

Centralstelle des Würt. landwirthschaftl. Vereins.

---

2. Derselbe ungenannt seyn Wollende, welchem wir bereits die Preisaufgabe über die Holzsäure verdanken, hat sich entschlossen

Zwanzig Dukaten

für denjenigen zu bestimmen, welcher nach Prüfung und Entscheidung der Centralstelle des Landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg die folgende Aufgabe am besten löset:

Lehrreiche und überzeugende Darstellung der ganzen Lehre des Wurzelsaftes nach eigener und fremder Erfahrung, mit beständiger Hinsicht auf die Fragen:

1.) Ist die Saft-Ausleerung der Wurzeln als organische Funktion entschieden?

2.) Nach welchen Gesetzen, unter welchen Umständen erfolgt sie, allgemein, partiell, vorzugsweise bei dieser oder jener Art Gewächse?

3.) Von welcher Natur ist dieser Wurzelsaft?

4.) Wirkt er auf die Umänderung der Boden-Beschaffenheit ein?

5.) Wirkt er vortheilhaft oder nachtheilig auf gleiche, verwandte oder heterogene Pflanzenarten?

6.) Wenn dieß ist, und überhaupt der Einfluß der Wurzel-Ausleerungen erwiesen werden kann, welche praktische Lehren lassen sich daraus für Feld-, Wald-, und Gartenbau folgern?

In der französischen, englischen und deutschen Literatur ist über den fraglichen Gegenstand vielerley vorgearbeitet, und es kommt nur auf die verständige Zusammenstellung der zerstreuten Ansichten, Beobachtungen und Daten durch einen Sachkenner an. So z. B. will die Centralstelle nur auf Feburier Essaises phénomènes de la végétation. Paris 1812 aufmerksam machen. Er behauptet nicht nur während der gelinderen Jahrszeit eine beständige Wechselwirkung im Auf- und Absteigen der Säfte, sondern auch einen sehr verschiedenen Erfolg, je nachdem das Eine oder Andere vorherrsche. Ist das Absteigen überwiegend, so gehe der Saft in die Wurzeln und ernähre diese, ja diese sollen, da sie sich den Winter über in höherer Temperatur befinden, als die übrigen Pflanzentheile, mehr davon aufnehmen, als sie bedürfen. Die neueste Anregung aber findet man hierüber in Sturms Beyträgen zur Landwirthschaft. Bonn 1821. S. 121. rc. rc., wo mehrere zum Theil auffallende Sätze über diesen Gegenstand vorkommen. Solche und andere Behauptungen und Wahrnehmungen sind zu ordnen, zu sichten und zu prüfen, um der Lösung des hier aufgestellten Problems mit Erfolg näher zu rücken.

Der letzte Einsendungs-Termin für die deßhalb einzusendenden Arbeiten ist der 1. September 1823.

Beiträge zur Aufklärung dieses Gegenstandes sind auch für das Correspondenz-Blatt willkommen.

Stuttgart den 28. Dezember 1821.

Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins.

(Aus den 2 ersten Heften des Correspondenzblattes des Würtembergischen Landwirthschaftl. Vereins 1822.)

Ein Uebel, welches mit den Merinos in Nord-Amerika eingeführt ist.

Viele der Alten hatten die Meinung, wenn Jupiter das Menschengeschlecht mit irgend einer Wohlthat beschenkt hätte, so wäre sie auch immer mit einem Fluche begleitet gewesen; und wir finden dieß oft in unsern Tagen bestätigt. Fände dieser Abzug nicht Statt, so würden die, welche mit den Gütern dieses Lebens nicht gesegnet sind, viele Tröstungen entbehren. Der arme Mann, der den Luxus dieses Lebens nicht genießt, empfindet dagegen auch die Pein des Podagras und vieler anderer Uebel nicht, die den im Ueberfluß Lebenden treffen.

Als die Amerikaner die Merinos aus Spanien erhielten und ihr Land durch diese Requisition bereichert glaubten, (die dennoch von einer nicht leicht zu berechnenden Wichtigkeit seyn wird) ahneten sie nicht jenen in der eingeführten Wolle enthaltenen Fluch aller Flüche, der das Land nun betroffen hat. Die Merinos brachten nämlich in der Wolle den Samen von dem Zanthium spinos. mit — einer Pflanze, die der Distel mit langen gelben Stacheln gleicht, und sich nach allen Richtungen hin auf die üppigste Weise verbreitet; die jetzt das ganze Land überzieht, und die, wenn sie nicht bald ausgerottet wird, für die Nachkommen ein länger dauernder und größerer Fluch werden muß, als jedes andere bereits erfahrne Uebel; denn die Schnelligkeit, mit welcher sie sich verbreitet, übersteigt alle Vorstellung. Der Schreiber dieses, heißt es in dem Berichte aus Amerika, sah vor einigen Jahren einige Pflanzen in einer Straße von Georgtown, in der die Merinos häufig durchliefen, als sie zuerst in diesem Distrikte eingeführt wurden. Es gab in demselben keine andere Spezies dieses schädlichen Unkrauts. Jetzt hat es sich durch Georgtown und seiner Nachbarschaft verbreitet. Es hat sich durch die Stadt bis zum Kapitol fortgepflanzt und die Bürger, welche Dünger aufs Land führen, werden noch überall hin den Saamen dieser verderblichen Pflanze bringen. Ich nenne sie verderblich, weil sie den Boden so schnell überzieht, daß kein Thier da weiden kann, wo sie sich befindet, da sie mit Zoll langen Stacheln an jeder Seite und überall hin versehen ist: überdieß will oder kann sie kein Thier fressen. Die gemeine Distel überzieht auch unsere Gemeinweiden und sollte ebenfalls ausgerottet werden, weil sie den guten Grasboden einnimmt. Ob sie aber gleich nicht die carduus benedictus ist, so kann sie doch eine gesegnete Distel in Vergleichung mit diesem bösen Unkraute genannt werden; denn die gemeine Distel frißt doch noch der Esel, aber sogar ein Esel unter Eseln wird nicht dumm genug seyn, jene anzurühren. Einige schneiden die gemeine Distel ab, wenn sie blüht, trocknen und bringen sie bei Seite, um sie im Winter auf der Futterbank unter den Häckfel für Pferde zu schneiden, und diese fressen sie nicht nur gern, vermischt mit dem geschnittenen Futter, sondern man hält sie auch für sehr gesund und wirksam gegen die Würmer, so daß die gemeine Distel nicht gänzlich nutzlos ist, aber die Merino-Distel, wie ich sie nennen möchte, hat, so viel uns bis jetzt bekannt ist, auch nicht den geringsten Nutzen. Sie verdient die Aufmerksamkeit der Pharmaceutiker; denn wenn Segnungen mit Flüchen begleitet sind, so kann dieser Fluch auch seine Tugenden haben, die ihre Erhaltung dulden, wenn sie in den gehörigen Grenzen gehalten wird. Schieben wir aber ihre allgemeine Ausrottung auf, so wird sie alle übrigen vegetabilischen Produkte beschränken; denn wo diese Pflanze wächst, da kann nichts anders wachsen, und sie hat bereits ganze Distrikte in Georgien und in Süd- und Nord-Carolina überzogen.

(Amerika, dargestellt durch sich selbst. Nro. 58—1820.)

34
23

142. Kürzere Notizen über Schaf- und Ziegenzucht.

(Fortsetzung Nr. 20. B. XIX.)

1. Ertrag.

Wenn Schmalz (Erfahrungen II.) den reinen Ertrag eines gut gehaltenen, feinwolligen Schafs auf 6 fl. Conv. rechnet, thut er der Sache wohl etwas zu viel.

2. Futter-Einfluß auf Wolle. Futter-Menge.

Dieser erstreckt sich nur auf Haltbarkeit und Weichheit, schwerlich auf Feinheit. Herr Schmalz (Erf. II.) rechnet auf ein Schaf dürres Winterfutter 2½ Zentner.

3. Mittel gegen die Stall-Lähme der Lämmer.

3 Unzen Kampfer und ½ Unze venetianische Seife werden in 1 Maß Weingeist aufgelöset, und damit die Füße der kranken Lämmer gewaschen.

4. Schafzucht im südlichen Rußland.

Es gibt in den neurussischen Gouvernements vier Arten von Schafen: 1. die gemeinen mit dem Fettschwanze; 2. der Zigai oder das moldauische Schaf; 3. das krimmische; und 4. das spanische. Das gemeine hält Sommer und Winter im Freien aus, und wird blos bei starkem Schneegestöber in Hürden getrieben, damit es nicht verloren gehe. — Bei der geringen Vorsorge, welcher diese Schafe bedürfen, kostet ihre Erhaltung nur wenig, und der Gewinn ist bedeutend, so daß 1000 Stück einen reinen Gewinn von 2920 Pap. Rubeln *) geben. Das Pud (etwa 27 Pf. Wiener) Wolle solcher Schafe wird zu 5 — 10 Rubel verkauft. — Das Zigai hat bessere Wolle als das gemeine Schaf; aber das gemeine Schaf gibt neben der Wolle mehr Talg. Das krimmische Schaf ist aus Pallas Reisen bekannt. Die spanischen Schäfereien sind kostbarer anzuschaffen und zu erhalten, sie erfordern daher ein großes Kapital, gewähren aber doch großen Gewinn; sie werden im Winter in Ställen gehalten und bekommen mehr Heu. Die Schäfer, meist Schlesier, bekommen große Gehalte. Die Anzahl der veredelten Schafe soll sich im Chersonschen und Jekatarinoslawschen Gouvernement binnen den letzten 10 Jahren um 70,000 Stück vermehrt haben.

5. Stallfütterung der Schafe.

Daß sie schon vor 27 Jahren gelehrt und zur Sprache gebracht worden, findet man den Beweis in Schubarts ökonomischen kameralistischen Schriften. Leipzig. 1783. in der 2. Abhandlung. S. 51 — 84. Praktischer Erweis, daß alle Schäfereien ohne die äußerst nachtheilige Trift- und Hutung bestehen können, und diese abzuschaffen, die Fütterung der Schafe aber in Horden, im Hofe und im Stalle einzuführen sei. Kein Zweifel, daß sie auch im Großen ausführbar und nach Umständen nützlich. Aber diese Umstände treffen gewiß so selten zusammen, daß man unter 100 Fällen schwerlich 10 wird annehmen können, in denen sie es seyn würde. 90 Schäfereien würden also leiden, oder eingehen müssen.

*) 4 — 5 Rubel gleich 1 fl. 30 kr. Silber.

6. Vorsorge Marien Theresiens für Schafzucht und Bildung der Schäfer.

Schon 1775 wurde folgende Schrift in Folio gedruckt und an sämmtliche Gutsbesitzer und Gemeinden in Niederöstreich unentgeldlich ausgetheilt: Erfahrungsmäßiger Unterricht, wie die Schafe durch gute Pflege zur vollkommensten Art gebracht und bei solcher erhalten werden können. Die Kaiserinn hatte einige Jahre vorher zu Mercopail an der Karoliner Straße

eine Schäferschule

angelegt, worin junge Schäfer nach den Grundsätzen dieser Schrift Unterricht erhielten. Zugleich hatte sie dort eine Schäferei von spanischen und paduanischen Schafen als Pflanzschule errichtet, aus welcher Güterbesitzer zur Verbesserung ihrer Zucht theils unentgeldlich, theils um geringe Preise Schafe erhielten, so wie sie auch ihre Schäfer dort unterrichten lassen konnten.

Dieses Buch ward mehrmals nachgedruckt. Der größte Theil seines sehr brauchbaren Inhaltes für jene Zeit, war aus einer schon 1770 erschienenen Schrift genommen: Kurze, aber ausführliche Abhandlung der Schafzucht, auf Befehl eines großen Patrioten des F. W. z. L. geschrieben.

7. Schafzucht in Schweden.

Die Schafzucht wurde zuerst durch Jonas Alströmers Fürsorge in Schweden verbessert; zwar befolgte man seine Vorschläge und Anstalten nicht allgemein: doch gibt es noch jetzt inländische Schafe mit ganz feiner Wolle. Durch des Kronprinzen, jetzigen Königes, Veranstaltung sind erst kürzlich ächte spanische Schafe nach Schweden gekommen und in Jemtland hat man, auf Kosten der Regierung, Schäfereien von isländischer Art eingerichtet.

143. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Durchschnitts-Preise von nachstehenden zu Mainz verkauften Gegenständen während dem Monat Januar 1822.

Gegenstand	fl.	kr.
Waizen das Malter	6	7
Korn — —	3	43
Gerste — —	2	46
Hafer — —	2	=
Kartoffeln das —	1	2
Rindfleisch — Pfund	=	8
Kalbfleisch — —	=	7
Hammelfleisch das Pfund	=	7
Schweinefleisch — —	=	7½
Butter — —	=	14
Salz der Centner	6	15
Unschlittlichter der Centner	30	=
Branntwein die Ohm	20	=
Brennöhl — —	54	40
Eier das Hundert	1	52
Buchenholz ungeflößtes der Stecken	9	15
Idem geflößtes — —	9	20
Eichenholz — —	6	30
Tannenholz — —	6	5

(Mainzer Zeitung Nro. 29. März 1822.)

2. Durchschnitts-Preise des Getreides in einer Auswahl von Städten des Reiches, nach Provinzen geordnet. Monat Januar 1822.

(Der Preis ist in Bruchgroschen Silber ausgeworfen).

Der Berliner Scheffel:	Waiz.	Rogg.	Gerste	Hafer
I. In Preußen.				
In Königsberg	51	31 2/3	15 5/6	11 2/3
— Memel	—	34 1/2	18 1/3	12 5/12
— Tilsit	48 1/4	32 1/2	14 5/6	11
— Insterburg	47	29	18	10
— Rastenburg	52 5/6	27 7/12	20	17 3/4
— Neidenburg	60	30	16	10
— Danzig	49 1/2	27 5/6	17	12 1/6
— Elbing	57 1/2	32	17	13
— Koniz	60	30	14	10
— Graudenz	50	26	15	10
— Thorn	50	25	13	9 1/3
Durchschnitt	52 7/12	29 7/12	16 1/4	11 1/2
II. Posen.				
In Posen	51 5/12	28 1/2	15 3/4	11 1/12
— Bromberg	43 5/6	26 5/12	14 1/2	11 3/4
— Fraustadt	65 7/12	31 5/12	23 1/4	16 11/12
— Rowitsch	65	30	20	12 1/2
— Kempen	40	37 1/4	25	18 1/12
Durchschnitt	53 1/6	30 3/4	19 1/4	14
III. Pommern und Brandenburg.				
In Berlin	54 1/3	28 1/2	21 5/6	17 5/12
— Brandenburg	52 1/12	27 1/6	19 5/12	16 1/6
— Kotbus	70 1/2	33 3/4	27 1/2	18 3/4
— Frankfurt	56 5/6	24 1/2	21 1/4	13 3/4
— Landsberg a. d. W.	46 1/3	23 1/2	17 1/6	13 1/12
— Stettin	45 3/4	24 5/12	19 11/12	13 7/12
— Stralsund	31 1/3	17 11/12	13 3/4	12 1/2
— Kolberg	63 1/12	28 1/12	15 7/12	12 1/2
— Stolpe	52 2/3	26 5/6	15 5/12	12 1/2
Durchschnitt	52 1/2	26	19	14 1/2
IV. Schlesien.				
In Breslau	63 1/6	35 1/4	25 1/2	15 3/4
— Grünberg	66	29 1/4	27 1/2	15
— Glogau	65	32 1/2	24 1/4	14 1/12
— Liegnitz	60 3/4	34 5/6	26 1/12	17 1/2
— Görlitz	78	37 1/2	26 1/4	18 5/6
— Hirschberg	78 5/6	41 2/3	30 1/6	19 2/3
— Schweidnitz	68 3/4	37 1/2	28 1/4	17 3/4
— Glatz	65 7/12	45	32 3/4	22 7/12
— Neiße	54 5/6	41 5/12	29 1/6	16
— Leobschüz	53 11/12	43 11/12	28 2/3	19
Durchschnitt	65 1/2	37 11/12	27 5/6	17 1/2
V. Sachsen.				
In Magdeburg	47 1/2	28 3/4	23 3/4	16 1/4
— Stendal	47 2/3	25 1/3	20	15 5/6
— Halberstadt	43	31	22	18
— Nordhausen	56 1/2	39 11/12	31 1/4	23 1/3
— Erfurt	58 3/4	36 1/4	27 1/2	16 1/4
— Halle	55	33 1/4	25 2/3	20 2/3
— Torgau	53 1/4	33 1/4	27 1/2	18 3/4
Durchschnitt	51 3/4	32 2/3	25 5/12	18 5/12

Der Berliner Scheffel.	Waiz.	Rogg.	Gerste	Hafer
VI. Westphalen.				
In Münster . .	84	42	31	15
— Minden . .	64 $\frac{1}{4}$	42 $\frac{5}{6}$	27 $\frac{11}{12}$	18 $\frac{2}{3}$
— Paderborn . .	61 $\frac{1}{4}$	47 $\frac{1}{6}$	25 $\frac{2}{3}$	15 $\frac{1}{3}$
— Dortmund . .	67	38	25	17 $\frac{1}{4}$
Durchschnitt .	69 $\frac{1}{6}$	42 $\frac{7}{12}$	27 $\frac{5}{12}$	16 $\frac{7}{12}$
VII. Rhein Provinzen.				
In Köln . . .	43	33	24 $\frac{5}{6}$	14
— Elberfeld . .	66 $\frac{7}{12}$	41 $\frac{2}{3}$	32 $\frac{1}{3}$	24 $\frac{1}{4}$
— Düsseldorf . .	53 $\frac{5}{6}$	34 $\frac{2}{3}$	28 $\frac{11}{12}$	18 $\frac{1}{3}$
— Krefeld . . .	55 $\frac{1}{3}$	30 $\frac{1}{2}$	26 $\frac{1}{4}$	18 $\frac{5}{6}$
— Wesel. . .	52 $\frac{7}{12}$	29 $\frac{1}{12}$	22 $\frac{11}{12}$	14 $\frac{1}{3}$
— Cleve . . .	56 $\frac{11}{12}$	26 $\frac{11}{12}$	18 $\frac{1}{4}$	11 $\frac{11}{12}$
— Aachen . . .	54 $\frac{5}{12}$	34 $\frac{1}{3}$	25 $\frac{11}{12}$	18 $\frac{11}{12}$
— Malmedy . .	64 $\frac{11}{12}$	41 $\frac{2}{3}$	27	12 $\frac{1}{6}$
— Trier . .	41 $\frac{2}{3}$	31 $\frac{3}{4}$	25	17
— Saarbrück . .	42 $\frac{1}{12}$	36 $\frac{7}{12}$	33	9 $\frac{5}{12}$
— Kreuznach . .	45 $\frac{1}{12}$	25 $\frac{1}{3}$	19 $\frac{1}{3}$	11 $\frac{5}{12}$
— Simmern . .	—	27 $\frac{1}{12}$	20 $\frac{1}{4}$	9 $\frac{1}{4}$
— Koblenz. . .	49 $\frac{3}{4}$	30 $\frac{1}{3}$	23 $\frac{1}{6}$	12 $\frac{3}{4}$
— Wetzlar . . .	56 $\frac{3}{4}$	28 $\frac{5}{6}$	21 $\frac{1}{4}$	16 $\frac{5}{6}$
Durchschnitt .	52 $\frac{1}{3}$	32 $\frac{1}{3}$	24 $\frac{11}{12}$	14 $\frac{11}{12}$

Vergleichung.

Niedrigster Stand.

Waizen — 31 $\frac{1}{3}$ (Stralsund).
Roggen — 17 $\frac{1}{12}$ (Stralsund).
Gerste — 13 (Thorn).
Hafer — 9 $\frac{1}{4}$ (Simmern).

Höchster Stand.

Waizen — 84 (Münster).
Roggen — 47 $\frac{1}{6}$ (Paderborn).
Gerste — 33 (Saarbrück).
Hafer — 24 $\frac{1}{4}$ (Elberfeld).

(Preuß. Staatszeitung Nro. 29. v. 7. März 1822.)

3.

Marktpreise zu Prag, am 12. März 1822.

Der n. ö. Metzen Waizen 8 fl. 49 kr. Korn 5 fl. 51 kr. Gerste 4 fl. 39¼ kr. Haber 2 fl. 6¼ kr. Erbsen 5 fl. 17 kr.. Linsen 5 fl. 17 kr.

5. Jahrs-Durchschnitt

vom Waizen, Roggen, Gerste und Hafer im Preußischen Staate, nach Provinzial-Abtheilungen für 1816, Preisen aus den 60 bedeutendsten Marktstädten des Preußischen Staates. Berechnet nach

Provinzialabtheilungen.	Waizen 1816 Gr.	1817 Gr.	1818 Gr.	1819 Gr.	1820 Gr.	1821 Gr.	1816 Gr.	1817 Gr.
Beide Preußen	56 $\frac{1}{12}$	80 $\frac{1}{3}$	75 $\frac{5}{12}$	52 $\frac{1}{3}$	41 $\frac{1}{2}$	38 $\frac{11}{12}$	34 $\frac{1}{12}$	45 $\frac{1}{2}$
Posen	63 $\frac{1}{12}$	77 $\frac{1}{2}$	62 $\frac{2}{3}$	48 $\frac{1}{3}$	41 $\frac{2}{3}$	43 $\frac{1}{3}$	37 $\frac{2}{3}$	47 $\frac{1}{2}$
Brandenburg und Pommern	67 $\frac{5}{6}$	92 $\frac{1}{6}$	81 $\frac{1}{3}$	58 $\frac{1}{3}$	45 $\frac{5}{12}$	43 $\frac{2}{3}$	43 $\frac{7}{12}$	58 $\frac{1}{12}$
Durchschnitt in den nordöstlichen Provinzen .	62 $\frac{1}{3}$	83 $\frac{1}{3}$	73 $\frac{5}{6}$	53	42 $\frac{5}{6}$	42 $\frac{5}{6}$	38 $\frac{5}{12}$	50 $\frac{7}{12}$
Schlesien	75 $\frac{11}{12}$	84 $\frac{5}{6}$	64 $\frac{1}{2}$	49 $\frac{1}{2}$	44 $\frac{1}{12}$	53 $\frac{11}{12}$	54 $\frac{1}{2}$	60 $\frac{3}{4}$
Sachsen	77 $\frac{1}{2}$	98	73 $\frac{3}{4}$	49 $\frac{5}{6}$	41 $\frac{5}{6}$	38 $\frac{11}{12}$	61 $\frac{1}{2}$	77 $\frac{11}{12}$
Westphalen	88 $\frac{1}{2}$	121 $\frac{7}{12}$	82 $\frac{1}{2}$	62 $\frac{1}{4}$	47 $\frac{2}{3}$	49 $\frac{1}{3}$	71 $\frac{7}{12}$	95 $\frac{1}{12}$
Rheinprovinzen	89 $\frac{3}{4}$	132 $\frac{5}{12}$	84 $\frac{7}{12}$	54 $\frac{1}{2}$	52 $\frac{1}{12}$	45 $\frac{1}{2}$	73 $\frac{1}{2}$	105 $\frac{1}{3}$
Durchschnitt in den südwestlichen Provinzen .	82 $\frac{11}{12}$	109 $\frac{1}{6}$	76 $\frac{1}{3}$	54 $\frac{1}{3}$	46 $\frac{5}{12}$	47	65 $\frac{1}{2}$	84 $\frac{3}{4}$
Durchschnitt im ganzen Preußischen Staate .	74 $\frac{1}{12}$	98 $\frac{1}{6}$	75	53 $\frac{11}{12}$	44 $\frac{11}{12}$	44 $\frac{11}{12}$	53 $\frac{3}{4}$	70 $\frac{5}{12}$

4. Im Februar 1822 galt nach Berliner Maß und Geld

der Scheffel	Waizen. R.	Gr.	Pf.	Roggen. R.	Gr.	Pf.	Gerste. R.	Gr.	Pf.	Hafer. R.	Gr.	Pf.
In Aurich	1	19	3	1	1	5	—	19	3	—	12	10
— Bordeaux	2	11	3	1	16	2	—	—	—	—	—	—
— Emden	1	9	2	—	27	12	—	17	12	—	10	9
— Holland	1	26	—	1	3	—	—	26	—	—	14	—
— Hannover	2	14	—	1	11	—	1	8	—	—	19	—
— London	3	9	2	—	—	—	—	—	—	1	8	1
— Marseille	2	14	12	1	17	6	—	—	—	—	—	—
— Metz	1	24	—	1	1	1	—	—	—	—	—	—
— München	2	4	2	1	5	11	—	28	7	—	14	4
— Nantes	2	10	1	1	11	10	—	—	—	—	—	—
— Quimper	2	15	8	1	11	7	—	—	—	—	—	—
— Paris	2	12	7	1	4	11	1	8	10	1	1	—
— Straßburg	1	28	—	1	7	1	—	—	—	—	—	—
— Warschau	2	3	—	1	8	—	—	20	5	—	12	10

Vergleichung.

	Niedrigster Stand.		Höchster Stand.	
Waizen	1 R. 9 Gr. 2 Pf.	Emden.	3 R. 9 Gr. 2 Pf.	(London.)
Roggen	= — 27 — 12 —		1 — 17 — 6 —	(Marseille.)
Gerste	= — 17 — 12 —		1 — 8 — 10 —	(Paris).
Hafer	= — 10 — 9 —		1 — 8 — 1 —	(London.)

(Preuß. Staats-Zeitung. Beilage 28. 5. März 1822).

Marktpreise

1817, 1818, 1819, 1820 und 1821 zusammengestellt nach den monatlichen und jährlichen Durchschnitts-Preußischen Scheffeln und alten Brandenburgischen gGroschen, 24 auf den Thaler Courant.

Roggen 1818 Gr.	Roggen 1819 Gr.	Roggen 1820 Gr.	Roggen 1821 Gr.	Gerste 1816 Gr.	Gerste 1817 Gr.	Gerste 1818 gr.	Gerste 1819 gr.	Gerste 1820 gr.	Gerste 1821 gr.	Hafer 1816 gr.	Hafer 1817 gr.	Hafer 1818 gr.	Hafer 1819 gr.	Hafer 1820 gr.	Hafer 1821 gr.
42 1/4	34 1/4	24 3/8	20 3/4	21 5/12	28 1/6	31 5/12	26 7/12	17 1/6	13 1/4	16 5/6	22 1/12	23 1/3	19 1/6	13 5/6	10 2/3
39 2/3	32 5/12	24 5/6	22 1/4	25 1/12	30 1/6	30	25 1/3	20 1/6	16 1/2	20 5/6	22 7/12	27 1/4	18 2/3	16	11 11/12
54 2/3	43 1/3	30 11/12	23 1/3	31 5/6	40 2/3	40 1/4	33 11/12	24 1/3	17 11/12	23 1/4	30 1/6	29 5/6	25 7/12	19 1/2	14 5/12
45 1/3	36 2/3	26 1/2	22 1/12	26 1/12	33	33 1/4	28 2/3	20 7/12	15 11/12	20 1/3	24 1/6	25 1/6	21 1/6	16 5/12	12 2/3
41 2/3	32 5/6	28 1/4	29 5/6	30 7/12	45 1/6	31 11/12	25 1/2	21 1/3	22 1/6	28 5/12	31	33 11/12	24 5/12	18 3/4	16 11/12
55 5/6	38 1/12	30 5/6	25 11/12	40 2/3	57 3/4	44 3/4	31	23 5/6	20 1/6	26 11/12	32 1/3	33 11/12	24 5/12	18 3/4	16 2/3
66	50 1/6	34 1/3	33	50 1/12	64 1/3	47 1/4	42 5/6	28 1/3	24 1/4	30 1/4	38 1/3	31 1/6	30 1/6	20 1/4	16 3/4
63 7/12	45 3/4	37	29 1/12	48 1/2	75 1/4	47 1/6	38 5/6	29 5/6	22	27 1/4	40	26 5/6	26 11/12	21 1/4	13 1/6
56 3/4	41 5/6	32 7/12	29 2/3	44 2/3	60 2/3	42 11/12	34 1/2	25 1/6	22 1/3	28 1/6	35 5/12	29 1/12	25 6/12	19 1/3	15 7/12
51 1/6	39 2/3	30	26 5/12	36 1/6	48 5/6	39	32	24 7/12	19 2/3	24 5/6	30 11/12	27 2/3	23 7/12	18 1/12	14 1/6

(Preuß. Staats-Zeit. Beil. 28. 5. März 1822.)

6. Uebersicht

der Getreide-Ein- und Ausfuhr i. J. 1821 und der am Schlusse desselben nachgebliebenen Vorräthe in Danzig.

	Vorrath am 31. December 1820.		Im Jahr 1821 Eingekommen.		Ausgegangen und consummirt		Bleibt Vorrath Ende 1821.
	Last.	Schl.	Last.	Schl.	Last.	Schl.	Last.
Waizen	21283	34	8908	—	11070	34	19126
Roggen	2084	1	4074	50	2794	51	3364
Gerste und Malz	301	—	1366	26	1379	26	288
Hafer	51	—	1285	20	885	20	451
Erbsen	77	—	517	48	409	48	185
Grütze	14	—	41	31	40	31	15
Summe	23815	35	16193	55	16580	30	23429

(Liste der Börsenhalle Nro. 2958. Februar 1822.)

7. Wolle in England.

Die Preise standen den 8. März 1822 also:

1. Sächsische Elektoral das Pf. . . . . 7 Schill. 6 Pf. bis 9 Schill.
   — Nro. 1. — . . . . 5 — 6 Schill., bis 7 Schill. 3 Pf.
   — — 2. — . . . . 4 — 5 — 3 Pf.
   — Locken — . . . . 2 — 4 —
   — Lamm — . . . . 2 — 4 —
2. Oestreichische, Ungrische, Schlesische, Böhmische.
   — Nro. 1. . . . . . 4 Schill. 9 Pf. bis 7 Schill.
   — — 2. . . . . . 3 — 6 — — 4 — 6 Pf.
   — — 3. . . . . . 2 — 3 — — 3 —
3. Französisch gewaschene . . . . . 2 — • — — 5 — 6 —

8. Baiern. Würzburg. December 1821.

Die kühle, nasse Witterung hatte Einfluß auf den Gehalt der Früchte.

Das halbe Malter (Würzb.) Waizen mittlerer Güte wog 124, bester 127 Pf. Nürnb.; das halbe Malter Korn mittlerer Güte wog 115, bester 118 Pf. (1820 dagegen 120 und 128 Pf.) Ende December war der Mittelpreis des Waizens 9 fl. 30 kr., des Korns 6 fl. Unmittelbar nach der Erndte stiegen die niedrigen Preise um einige Gulden in die Höhe, da in mehreren Gegenden sowohl Erndten, als neue Saaten sich verspäteten. Aber die trockne Oktoberwitterung war beiden günstig, worauf die Preise wieder etwas sanken.

9. Getreidepreise in Schwaben. 1822.

Im Preise sind gestiegen: und gelten:

		Zu	um fl.	um kr.	fl.	kr.	Den
Kernen	Scheffel	Ravensburg	1	1	11	16	2. März
—	—	Lindau	—	30	13	42	15. —
—	Simri	Ulm	—	3	1	1	2. —
Gersten	—	Ulm	—	4	—	43	2. —
Haber	Malter	Ueberlingen	—	21	7	36	2. —
—	Scheffel	Eßlingen	—	11	2	49	2. —
—	—	Tübingen	—	7	2	56	2. —

Im Preise sind gefallen: und gelten:

		Zu	um fl.	um kr.	fl.	kr.	Den
Kernen	Scheffel	Augsburg	—	10	12	28	8. März
Gersten	—	Augsburg	—	8	6	11	8. —
Haber	—	Lindau	—	48	4	18	2. —
Ochsenfl.	1 Pf.	Stuttgart	—	1	—	6	2. —
Kalbfleisch	—	—	—	1	—	5	—

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

May. ——— Nr. 40. ——— 1822.

Wunsch und Bitte an verehrte Gönner und Freunde in den kaiserl. königl. österreichischen Staaten, die Oekonomischen Neuigkeiten betreffend.

Wahrscheinlich durch die Veränderung meines Aufenthaltsortes veranlaßt, hat sich das Gerücht verbreitet, daß die Oekonomischen Neuigkeiten aufhören würden, zu erscheinen, oder daß sie nicht mehr in Prag erscheinen würden.

Da nun beides unrichtig, und in Hinsicht dieses Journals alles beim alten geblieben ist, so fordere ich Sie hierdurch auf, solchem Gerücht in Ihrem Wirkungskreise nach Kräften mit der Wahrheit zu begegnen.

Ich benutze diese Gelegenheit Ihnen für die zahlreichen und schätzbaren Beiträge, womit Sie diese Zeitschrift bisher zu unterstützen die Güte hatten, meinen herzlichsten Dank abzustatten; ich wünsche und bitte zugleich, im Namen so vieler Leser, Sie möchten in diesem so rühmlichen als gemeinnützigen Wirken nicht nur ferner fortfahren, sondern auch andere Männer von Talent und Kenntnissen auffordern, ihre Erfahrungen und Ansichten in diesem Blatte mitzutheilen.

Zu dem Ende bemerke ich noch, daß die Zusendung der Manuscripte am besten directe durch den Postwagen an die J. G. Calve'sche Buchhandlung in Prag und zwar unfrankirt geschieht. Wer jedoch mit einer soliden Buchhandlung in Verbindung steht, beliebe sie unter gleicher Addresse (nämlich: „An die J. G. Calve'sche Buchhandlung in Prag") „zur Post" da zu übergeben.

Der Herausgeber.

144. Landwirthschaftliche Berichte.

Preußen. Ende Januar.

I. Ost-Preußen.

Königsberg. Die Saaten, besonders in den niedrigen Gegenden, leiden durch die fortdauernde Nässe, die in den höheren Feldern gehen bis jetzt noch gut fort.

Gumbinnen. Die gelinde Witterung dürfte der Wintersaat in den niedrigen Gegenden sehr nachtheilig werden. Auch hat sie die üble Folge, daß in der Niederung Futter-Mangel herrscht, der im bevorstehenden Frühjahre noch größer werden kann, indem die Insassen das auf den Wiesen in Haufen gesetzte Heu nicht nach Hause holen können, und überdieß die Niederung zum größten Theil so sehr überschwemmt ist, daß die Heuhaufen bis 4 Fuß tief im Wasser stehen, und der Fäulniß ausgesetzt sind.

II. Westpreußen.

Marienwerder. Der Boden fror nur sehr oberflächlich, und alle Gewässer sind offen. Es steht dahin, ob diese ungewöhnliche Witterung nicht nachtheiligen Einfluß auf die Winter-Saaten äußern, und die Fäulniß der zarten Wurzeln bewirken werden.

III. Brandenburg.

Potsdam. Saaten, Wiesen und Klee grünen, wie im Frühling, obgleich erstere etwas von ihrer lebhaften Farbe verloren haben.

Frankfurt. Die Saaten stehen im Ganzen gut, nur in den Niederungen und im fetten Boden würde ihnen, bei der Fortdauer des jetzigen Witterungs-Zustandes, Gefahr drohen.

IV. Pommern.

Köslin. Die Saat scheint noch nicht gelitten zu haben, obgleich von einigen Seiten behauptet wird, daß sie theilweise zu faulen anfange.

Stralsund. Im Allgemeinen stehen die Wintersaaten noch recht gut: hält die Nässe aber noch länger an, so steht zu befürchten, daß sie verfaulen.

V. Schlesien.

Breslau. Die Saaten stehen im Ganzen gut.

Liegnitz. Die Saaten stehen frisch und grün wie im May. Die Knospen an den Bäumen treiben und die Vegetation in den Gärten versetzt uns aus dem Januar in den Frühling. Zu den seltenen Erscheinungen der Jahrszeit in hiesiger Gegend gehört, daß in mehreren Kreisen Ende December vor und im Januar d. J. Pferde und Pflug auf dem Acker thätig gewesen.

Oppeln. Die Hütung und Saatflächen konnten mit den Schafen betrieben, desgleichen die Felder zur dießjährigen Sommersaat fortdauernd bearbeitet werden. Die Ersparnisse an Winterfutter für das Schafvieh waren dem Landmanne sehr willkommen. Von den Wintersaaten stehen besonders die frühbestellten gut, und wenn weder Spätfröste noch verderbliche Nässe die Hoffnung des Landmannes vernichten, so ist eine gesegnete Wintererndte zu erwarten.

VI. Posen.

Posen. Viele Felder stehen unter Wasser; die Wintersaaten dürften leiden.

VII. Sachsen.

Merseburg. Die Saaten haben bis jetzt noch nicht gelitten.

Erfurth. Die jungen Saaten stehen vortrefflich; von den im vorigen Jahr eingeerndteten Früchten ist Vieles, besonders Waizen und Gerste, durch die anhaltend nasse Witterung ausgewachsen.

VIII. Westphalen.

Münster. Die junge Saat ist üppig emporgeschossen, der beständige Regen hat aber in niedrigen Gründen sehr geschadet. Den Schnecken haben Frost und Schnee glücklicher Weise ein Ende gemacht.

Minden. Der Körner-Gewinn vorjähriger Erndte ist sparsam, oft wider Erwartung schlecht; die Bäume knospen, die Frühlingsblumen blühen, die Winterfrüchte wachsen üppig, die Wiesen sind neu begrünt, und an vielen Orten wird bis jetzt das Vieh täglich ausgetrieben.

Arnsberg. Die Kornfluren stehen durchgehends in der besten Hoffnung, werden aber in vielen Gegenden durch Schnecken und Mäusefraß wieder verwüstet.

IX. Jülich, Kleve und Berg.

Köln. Die Feldarbeiten haben, wo es nöthig war, fortgesetzt werden können. Den Winterfrüchten, welche zwar im Allgemeinen immer noch ziemlich gut stehen, scheint doch die anhaltende Nässe nachtheilig zu werden. Der durch Schnecken und Feldmäuse verursachte Schaden ist sehr bedeutend. Die letztern lassen sich bei der Gelindigkeit der Temperatur nicht vertilgen, und so werden viele Winterfelder im Frühjahre mit Sommerfrüchten bestellt werden müssen. Der Obstbau, welcher in einigen Kreisen des hiesigen Reg. Bez. schon ziemlich bedeutend ist, wird mit Fleiß betrieben, und vervollkommt sich immer mehr. Auch die Landschulen fangen an, daran Theil zu nehmen. Sämmtliche Landschulen im Kreise Bonn, 38 an der Zahl, sind bereits mit Baumschulen versehen, welche zusammen einen Flächenraum von ungefähr 6 Morgen einnehmen. Das Vieh kann bei der anhaltenden warmen Witterung noch immer auf die Weide getrieben werden.

X. Niederrhein.

Koblenz. Der Stand der Feldfrüchte ist gut, doch haben die Feldmäuse und Schnecken bedeutenden Schaden gemacht. Ihre Vermehrung und Ausbreitung

hat immer mehr zugenommen, und die häufigen Mäuse-Löcher dienen in kalten Tagen den Schnecken zum Schutzorte.

Aachen. Die Saaten stehen üppig, die Wiesen zeigen das heiterste Grün, am weichen Gehölz haben sich fast durchgehends Blätter entwickelt, und selbst Bäume sind in Saft und Knospen getreten. An manchen Orten haben die jungen Früchte viel von Schnecken und Mäusefraß gelitten.

Trier. Die niedrig liegenden Saatfelder sind zwar überall schön und stark bewachsen, tragen aber einzeln schon Zeichen vom Faulen der jungen Pflanzen, und der Verwüstung von Schnecken und Mäusefraß an sich. Die bergigen Aecker verlieren durch Abschwemmung des fruchtbaren Erdreichs; dagegen haben die Wiesen ein sehr gedeihliches Ansehen. Das Vieh konnte noch dann und wann auf die Weide gehen, und selbst in der Eifel, wo die Bestellung verzögert worden war, wurde noch Roggen gesät. Der Weinstock hat bis jetzt nichts gelitten. Man verspricht sich eine reiche Weinerndte.

(Beilage Nr. 27. der Allgemeinen Preuß. Staats-Zeitung. März 1822.)

145. Viehkrankheiten.

Naturgeschichtliche Darstellung einer sehr merkwürdigen Rindviehkrankheit.

Von Ribbe.

(Fortsetzung von Nro. 38.)

Das Gift der Hundswuth ist von allen Kontagien dasjenige, welches theils am frühesten, theils am spätesten zur Wirksamkeit sich entwickelt; denn man hat Beispiele genug, daß ein von einem wüthenden Thiere gebissenes menschliches oder thierisches Individuum, schon sechs und dreyßig Stunden nach dem Empfange des Wuthgiftes, dessen Wirkungen auf das deutlichste durch die Wasserscheu zeigte, dahingegen auch Fälle bekannt sind, daß das Menschen oder Thieren beigebrachte Wuthgift viele Monate, ja selbst Jahre lang in deren Körper gelegen hat, ehe es zur Entwickelung kam.

Obwohl ich hoffen darf, durch das bisher Gesagte genugsam erwiesen zu haben, daß die zuvor beschriebenen beiden Lungenkrankheiten, gar keine, und auch die sämmtlichen Anthraxseuchen eine sehr eingeschränkte Ansteckungsfähigkeit enthalten, so gehet doch noch ein, und wie ich glaube sehr einleuchtender Beweis für die Richtigkeit meiner Angaben daraus hervor, daß, wenn man unter die von einer der genannten Krankheiten befallene Rindviehherde, andere aus gänzlich seuchenfreien Gegenden herbeigeführte Individuen bringt, diese, in der Regel, gänzlich frei bleiben, da dies hingegen bei wirklich ansteckenden Krankheiten schlechterdings nicht zu erwarten ist.

Nach dieser freilich etwas weiten, jedoch wegen der Vergleichung sehr nothwendigen, Abweichung, komme ich nun auf den vorzüglichsten oder den eigentlichen Gegenstand des gegenwärtigen Aufsatzes, nämlich auf die hier darzustellende merkwürdige Rindviehkrankheit zurück.

Ueberall, wo dieses Uebel herrschte, sagte man mir, daß schon im Herbste 1812, so wie auch im darauf gefolgten Frühjahre eine ähnliche Krankheit unter dem Rindvieh grassirt habe, und die Nachrichten, die ich von dem Verlaufe der frühern Seuche erhalten konnte, stimmten größtentheils überein mit dem, was ich selbst zu beobachten Gelegenheit fand.

Daß das Uebel ganz allgemein die Lungenseuche genannt ward, habe ich bereits gesagt; jedoch die Ursache dieser Benennung auszumitteln, wollte mir auf keine Weise gelingen. In dem Zustande aller Kranken fand ich nichts, was zu Folge des oben Bemerkten die Lungenseuche charakterisirt, auch zeigten die Zufälle der ergriffenen Thiere sich zu verschieden und zu abweichend, als daß ich die Benennung für rechtmäßig hätte nehmen können; vielmehr war Alles, was ich sah und erfuhr, von der Beschaffenheit, daß ich Anthraxmaterie als das Grundprinzip dieser Krankheit annehmen mußte, und zwar drang diese Vermuthung sich mir um so mehr auf, als bei vielen der ergriffenen Thiere alle die Zufälle sich zeigten, die beim herrschenden Anthrax- oder Milzbrande, als Abweichungen von dem gewöhnlichen Gange des Anthraxfiebers, erscheinen. Indem nun die eben bemerkten Erscheinungen denjenigen, wodurch die Lungenseuche sich bemerkbar macht, zu sehr widersprachen, als daß ich mit bloß äußerlichen Beobachtungen mich hätte begnügen können, so nahm ich zu den Kadaveruntersuchungen meine Zuflucht, deren

ich denn neun an der Zahl, und zwar unter Beistand zweyer Scharfrichterknechte, veranstaltete, und bei diesen Untersuchungen im Allgemeinen betrachtet, an den innern Körpertheilen alle die Zerrüttungen fand, durch welche die Wirkungen des Anthraxgiftes auf so ganz unverkennbare Weise sich sichtbar machen, und welche zu bekannt sind, als daß es einer weitern Anzeige hier bedürfte. Nur dreyer Erscheinungen will ich gedenken, indem dieselben, nach meinem Dafürhalten, in thierärztlicher Hinsicht etwas sehr Beachtungswerthes zeigten.

In dem Kadaver einer dem Prediger in dem Städtchen Görtzke zugehörig gewesenen Kuh, fand ich die Milz in einem ganz besondern Zustande. Ihre äußere sonst sehr dünne Umgebung war gelblich weiß, gänzlich lederartig, und so zäh, daß man nur mit Mühe ein Stück von diesem Eingeweide abschneiden konnte; die innere Masse aber war dergestalt zersetzt, daß sie durch einen Druck mit dem Messer, als ein schwarzer Brei aus dem gemachten Abschnitt hervor quoll.

Bei einem in dem Dorfe Fählitz unweit Magdeburg gefallenen Ochsen war das Gehirn mit seinen Häuten im höchsten Grade entzündet; und eben diesen Zustand zeigte auch das Nervenmark durch die ganze Länge der Halswirbelsäule hindurch. Eine Magd des Besitzers versicherte mir, daß das Thier in den zwei letzten Tagen vor seinem Sterben, ungeachtet es öfters zwischen Stehen und Liegen abgewechselt hatte, den Hals nicht im mindesten habe bewegen können.

Bei der Obdukzion einer, der Predigerwittwe in dem schon genannten Görtzke gehörig gewesenen, Kuh zeigte sich etwas meines Erachtens nach sehr Bemerkenswerthes. Es waren nämlich alle Eingeweide dieses Kadavers, die dicken Därme ausgenommen, aufs äußerste schlaff und ganz wie zusammen geschrumpft. Vorzüglich war dieß der Fall bei der Lunge, als welche so wenig Masse zeigte, daß dieselbe nicht die Hälfte der gewöhnlichen Größe enthielt. In dem Pansen befand sich eine bedeutende Futtermenge, ungeachtet das Thier in den letzten zehn Tagen vor seinem Sterben nicht das mindeste von fester Nahrung zu sich genommen hatte, die übrigen drei Magenabtheilungen waren hingegen gänzlich leer; so wie sich auch in dem ganzen Darmkanal, außerdem, daß derselbe durch und durch mit Luft angefüllt war, nicht das mindeste von Unrath fand. Bloß der hintere Theil des Mastdarms war ungefähr zehn Zoll lang vom After gerechnet, mit sehr hart gewordenem Miste, und zwar bis zur möglichsten Ausdehnung angefüllt; wobei man jedoch keine Spur von Entzündung in diesem eben so wenig als in andern Theilen bemerkte, obwohl alle Gefäße der Eingeweide von schwarzem zersetzten Blute strotzten. Auch waren die dicken Gedärme wie aufgeblasen mit Luft angefüllt.

Nach meinem Dafürhalten ist hier der beschriebene Obdukzions-Befund, bei welchem der Kreisphysikus Dr. Rosenbaum gegenwärtig war, in pathologischer Hinsicht sehr merkwürdig. Denn daß der ganze Darmkanal völlig vom Unrath entledigt war, und doch eine so starke Anhäufung des letztern in dem Ausgange des Mastdarms sich zeigte, muß nothwendigerweise die Frage veranlassen: was war Ursach, daß gleichsam der letzte Rest von Ausleerung in dem genannten Raume sitzen blieb? daß dieser Rest so heftig nach dem After hingeschoben und gepreßt ward, und doch der Schließmuskel des Afters nicht zum Weichen, und zum Durchlassen des so heftig angedrängten Unrathes gezwungen wurde? und wie auffallend war dabei auch noch, daß, obwohl die Blutgefäße der Eingeweide bis zum Uebermaße angefüllt waren, doch nirgend, auch selbst nicht in dem so gewaltsam ausgedehnten Theile des Mastdarms, etwas von Entzündung sich zeigte?

Was ich auf diese Fragen zu antworten im Stande bin, bestehet in Folgendem. Ein krampfhafter Zustand bemächtigte sich des Afterschließmuskels, die Masse des Unrathes, der, wie ich durch Fragen erfuhr, zuletzt als Durchlauf und in sehr kleinen Quantitäten abging, verringerte sich, da nichts mehr hinzukam, fortwährend, und so verhältnißmäßig auch der Andrang gegen den Schließmuskel; der Rest des Unrathes sammelte sich nun vor der Mündung des Mastdarms, ward durch die Luft, mit welcher man die dicken Gedärme angefüllt fand, mehr und mehr zusammen gedrückt, dessen Feuchtigkeit dadurch ausgepreßt, von den erschlafften Gefäßen eingesogen, und so der aufs äußerste geschwächte Darm, in der angezeigten Art zwar ausgedehnt, allein wegen dem, daß die Lebensfunktionen gänzlich gesunken waren, keine Entzündung in demselben und eben so auch in andern Eingeweiden erzeugt werden konnte. Dies ist meine Ansicht von der Sache — ob sie die richtige ist, muß ich dem Urtheile der Sachkundigen überlassen.

Aus allem bisher Angezeigten wird hoffentlich zur Genüge hervorgehen, daß die hier in Rede stehende Seuche durch wirkliche Anthraxmaterie erzeugt ward, und eigentlich in einem schleichenden Anthraxfieber bestand, dessen Wirkungen nur in so fern verschieden sich zeigten, als die Organisazion der von diesem Fieber ergriffenen Thierkörper etwa mehr oder weniger verschieden war.

Ich habe schon gesagt, daß in dem der hier beschriebenen Epizootie vorhergegangenen Jahre, nämlich 1813, eine ähnliche Seuche unter dem Rindvieh geherrscht hatte. Ob nun die im Jahre 1814 ergriffenen Thiere schon vielleicht im Jahre 1813 den Urstoff des Anthrax in ihren Körper bekommen, und bloß eine gewisse Kraft der Natur, dessen Entwickelung beinahe ein ganzes Jahr lang verhindert hatte, oder ob die Letztern erst im Jahre 1814 von dem Gifte befallen wurden — hierüber kann ich zwar nicht entscheiden; allein ein Umstand, und der zugleich in veterinärisch-ökonomischer Hinsicht, wie ich glaube, sehr beachtungswerth ist, berechtigt mich das Erstere zu vermuthen.

Es waren nämlich in neun und zwanzig Ortschaften der drei magdeburgischen, rechts der Elbe belegenen Kreise an die sechs hundert Stück Rindvieh von der hier dargestellten Seuche getödtet worden — und dieses Unglück hatte lediglich nur kleine Wirthschaften betroffen — wenigstens ist mir, allem Nachforschen ungeachtet, kein einziges, auch nur mittelmäßig großes Gehöft bekannt geworden, welches etwas von dieser Seuche gelitten hatte. Das dies bloß Zufall seyn sollte, läßt sich schlechterdings nicht denken; es müssen folglich andere Ursachen dabei obgewaltet haben, und ich will deshalb dasjenige hier darlegen, was ich als die Grundursachen dieses so höchst sonderbaren Ereignisses anzunehmen berechtigt bin, und was wahrscheinlich kein denkender Veterinär oder Viehbesitzer ganz verwerflich finden wird.

Daß zur Erzeugung einer jeden Krankheitsursache, vorzüglich aber zur Erzeugung der Anthraxmaterie, allemal ein gewisses Zusammentreffen von Umständen erforderlich ist, hat schon längst die Erfahrung gelehrt, und bei der 1814 geherrschten, hier dargestellten Anthraxseuche läßt sich ein solches Zusammentreffen sehr gut finden, wie nicht weniger auch die Ursache, daß einzig und allein kleine Viehhaltungen von dem Uebel ergriffen wurden.

1. Nach der übereinstimmenden Aussage vieler großen und kleinen Landwirthe jener Gegenden, war im Sommer 1813 in und um allen Ortschaften herum, in welchen die Krankheit herrschte, ein Thau gefallen, der in mehreren Bezirken das Laub an den Bäumen, vorzüglich an den Obstbäumen zum gänzlichen Verdorren gebracht, und auch an den Feldfrüchten, so wie an den Gewächsen der Wiesen und Weiden, eine schädliche Wirkung gezeigt hatte.

2. War der Spätherbst des letztgenannten Jahres bekanntlich sehr naß und kalt, auch der darauf gefolgte Winter äußerst kalt und von sehr vielem Schnee begleitet.

3. Hielt der Winter so lange an, daß erst mit Ausgang März 1814 das Thauwetter eintrat, und auch noch dann die Witterung so rauh und übel blieb, daß erst im Monat May etwas gutes Gras auf den Wiesen und Weiden hervorsproßte.

Daß diejenigen Naturerscheinungen, welche böse Thaue genannt werden, einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit grasfressender Thiere haben können, wird zwar bestritten, allein, daß dergleichen Ereignisse wirklich und zum öftern Statt finden, dies haben nicht nur ältere Naturforscher, sondern auch neuere Beobachter und aufmerksame Oekonomen als gegründet befunden.

(Der Beschluß folgt.)

146. Kurze landwirthschaftliche geographische Notizen.

1. Das Kolonistenwesen, im südlichen Rußland.

Die meisten Kolonisten findet man in den Gouvernements Cherson, Jekatarinoslaw und Taurien. Tartaren, Klein- und Groß-Russen, Polen, Teutsche, Schweden, Moldauer, Bulgaren, Servier, Griechen, Juden, Armenier finden sich hier auf einer unermeßlichen Ebne bunt unter einander.

Alle fremden Ansiedlungen bestehen etwa aus 210,000 Desjätinen Land, oder etwa 1,333,000 Nieder-Oestreicher Metzen, oder 444,333 Joch; der größte Theil der Ansiedler sind Teutsche, aus Würtemberg,

Baden, Elsaß, Preußen und Siebenbürgen ausgewandert. Solche, die mit Kenntniß des Ackerbaues und mit Betriebskapital ihre Güter übernahmen, gelangten zu Wohlstand, die meisten andern blieben zurück, letztere meist gewesene Fabrikarbeiter und Handwerker, die von der Landwirthschaft nichts verstanden.

Sonst verschenkte die Regierung das Land unter der Bedingung, es in 10 Jahren urbar zu machen und es zu bevölkern, jede Desjätine mit einem Kopf. Neuerer Zeit haben die Verschenkungen aufgehört, und die Krone verkauft solche wüste Ländereyen, die Desjätine zu 25 Kopecken. Von Privatleuten kauft man die Desjätine in der Nähe von Odessa zu 10 — 15 Rubel in Banko-Assignationen; entfernt davon zu 4 — 5 Rubel, d. i. Papiergeld oder etwa 1 fl. 30 kr. Conv. für 5 Wiener Metzen.

Bei Ankäufen schon eingerichteter Landgüter (die bis jetzt selten sind) werden nicht die jährlichen Einkünfte als Rente des zu zahlenden Kapitals gerechnet, sondern man schätzt einzeln den Werth des Landes, der Menschen, Gebäude, des Zugviehes u. s. w., und bestimmt nach der Total-Summe den Preis. So wurde z. B. ein Gut am Bug gelegen, ausgeboten, wofür der Besitzer, nach folgender Berechnung, 60,000 Rubel B. A. forderte.

8500 Desjätinen Land, zu 4 Rubel die Desjätine	34000 Rubel
100 Bauern männlichen Geschlechts, zu 200 Rubel . .	20000 —
Gebäude, Zugvieh, Kühe, Pferde nach einer Specification .	6000 —
	60,000 Rubel.

Da der Leibeignen hier nur wenige sind, bedient man sich häufig der Taglöhner, meist Kleinrussen, die der hohe Arbeitslohn und das ungebundene Leben in beträchtlicher Anzahl hierher zieht. Immer finden sich mit ihnen auch eine Menge Mädchen ein. Jeder Besitzer eines Chuter (Landgutes ohne Bauern) sucht davon mehrere für die Zeit der Feldarbeit zu gewinnen, weil er ohne sie keine Knechte bekommen würde.

Die Preise des Taglohns sind folgende:

Das Pflügen kostet mit des Arbeiters eigenem Zugvieh täglich . . 5 — 6 Rubel.
(1 Desjätine muß in 3 Tagen gepflügt werden).
Eggen und Säen zusammen täglich . . 1 Rubel.
(1 Desjätine muß in 3 Tagen geeggt und gesäet seyn).
Der Schnitter erhält für 60 Stück Garben 1¼ Rubel.
Der Drescher für jedes Schock . . 1 Rubel.
Die Schur eines Schafes kostet 5 Kopecken.

Außerdem muß der Herr die Leute speisen. Sie erhalten zweimal wöchentlich Fleisch, zweimal Fische, dreimal Speck, überdies Zugemüse, Gurken, Arbusen u. s. w.

Wer Jahresknechte hält, dem kostet
Einer, der den Acker bestellt, 100 Rubel Gehalt, 60—70 Rbl. für Kost.
Ein Schäfer bei spanischen Schaafen 800 bis 1000 Rbl. Gehalt.
Ein Schäfer bei russischen Schafen 200 Rbl.
Ein Hirt bei anderm Vieh 120 — 150 Rbl.

2. Kartoffeln-Verbrauch in Paris.

Einem der königl. Agrikulturgesellschaft von Frankreich im verflossenen Jahre erstatteten Bericht, über den Verbrauch der Kartoffeln in Paris und über die Mehlbereitung aus denselben *), entheben wir folgende Ergebnisse. Die Pflanzer oder Landwirthe, welche für den Bedarf der Hauptstadt Kartoffeln im Großen ziehen, bedienen sich zur Aufbewahrung derselben fast alle der gewohnten Niederlage in kühlen, der äußern Luft verschlossenen Kellern, wobei sie, zu Verhütung der Gährung, in allzulange aufgeschichtet bleibenden Haufen, dieselben von Zeit zu Zeit umrühren, oder auch, wenn dazu hinlänglicher Raum vorhanden ist, ihre Lagerstätte verändern, ungefähr wie man auf dem Kornboden die Frucht von einer Seite nach der andern schaufelt. Seit 15 Jahren ungefähr ist der Markt das ganze Jahr hindurch ohne Unterbruch mit jenen Knollgewächsen besetzt, und der Uebergang vom alten zum neuen Jahresertrag geschieht unmerklich, so daß man in der letzten Woche des Brachmonats und in den drei ersten des Heumonats gesunde, feste und ungekeimte Kartoffeln vom vorigen Jahre neben den diesjährigen findet. Der Marktaufseher erkennt jene, sobald sie sich fest anfühlen lassen, für gut;

*) Mémoires publiés par la Société royale et centrale d'Agriculture. Année 1817. Paris chez Mad. Huzard. 8.

sind sie aber weich, so müssen sie alsdann genauer untersucht werden.

Die Größe der Zufuhr vermehrt und vermindert sich durch mancherlei mitwirkende Ursachen; aber zuverlässig ist, daß vom 1. Oktober 1816 bis zum 1. April 1817 im Durchschnitte täglich 1000 Setiers eingebracht wurden; also während diesen 6 Monaten 187,000 Setiers; im April 15,000, im Mai 9000, im Juni 3500, im Juli 2000, im August 3500, im September 10,000. Das ganze Jahr durch also 230,000 Setiers. Es kommen 6 verschiedene Arten der Kartoffeln auf den Markt, von denen die gelbe (la jaune) vier Zehntheile, die Vitelotte drei Zehntheile, die holländische (la hollande) einen Zehntheil, und die graue und violette (grise et violette) zusammen den letzten Zehntheil liefern *).

Die Fabriken von Satzmehl (fécule) oder Kartoffelmehl haben sich seit einem Jahre ungemein vermehrt. Die kleinen und nichts werthen Winkelanstalten, in denen die Waare oft mehr verdorben als zweckmäßig benutzt wird, ungerechnet, befanden sich zu Anfang des Jahres 1818 bei 20 Fabriken für Bereitung von Kartoffel-Mehl, die ihren Namen wirklich verdienen, in der französischen Hauptstadt. Die meisten beschränken sich auf die Verfertigung des Mehls, aber einige liefern auch Talg- oder Nudelwaare, Reis, Sago u. s. w. aus Kartoffel-Mehl. Dem aus Cerealien gewonnenen Stärkemehl wird jenes von den Haarpuderfabrikanten beigemischt.

Die Bereitung des Kartoffelmehls im Großen fängt Ende Septembers an, und ist Ende Aprils vollendet. Ohne dabei auf mathematische Gewißheit Anspruch zu machen, glaubt man aus den vorhandenen Angaben berechnen zu können, daß in den drei letzten Monaten von 1816 und in den vier ersten von 1817 alltäglich, in und um Paris, 1200 Setiers Kartoffeln zur Mehlbereitung verwandt wurden, welche, 42 Pfund trockenen Mehls auf den Setier gerechnet, 464 Zentner Mehl, oder ungefähr 140 Säcke zu 325 Pfund täglich abwarfen; von diesen 140 Säcken kann man hinwieder annehmen, daß 100 durch die Bäcker zu Brod verbacken wurden.

Es ist Thatsache, daß Bäcker, welche das weiche und schwer zu knetende Mehl aus der Picardie, um die Aernte des Jahres 1816, gekauft hatten, dasselbe wesentlich verbessert und zur Brodbereitung tüchtiger gemacht haben, durch Beimischung guten Kartoffel-Mehls, im Verhältnisse von einem Sechstheil bis zu einem Zwölftheil, je nachdem das Getreidemehl mehr oder weniger weich war. Diese Mischung lieferte ein sehr gutes und schönes Brod.

Manche Bäcker versuchten hingegen mit minder gutem Erfolge, die Kartoffelsubstanz oder ihr Mark (pulpe) zur Brodbereitung anzuwenden, dieses ist dazu theils wegen der bald eintretenden sauren Gährung, und theils wegen seines starken Wassergehalts, weniger geeignet, obgleich unstreitig, bei recht sorgfältiger Behandlung, auch die Beimischung der Kartoffelsubstanz zum Sechstheil, oder auch wohl zum Fünftheil, vortheilhaft angewandt werden kann.

3. Rindvieh und Pferde in Schweden.

Das Rindvieh ist im südlichen Schweden merklich größer, als im nördlichen; aber man ist überall nicht sorgfältig genug darauf bedacht, die schlechteren Viehracen durch bessere zu verdrängen. Von Pferden gibt es nur eine Klasse (etwas größer als das Seeländische, aber bei weitem nicht von der Größe des Holsteinischen); auch die durch des Kronprinzen Sorgfalt eingeführten und in mehrere Provinzen vertheilten ausländischen Hengste würden zur Veredlung der Art mehr beitragen, wenn man gegen ihre Vermischung mit unedleren Arten mehr auf der Hut wäre. (Suensk Statist. 1816.)

4. Das Marschland um Hamburg.

Alle Arten des Hausviehes sind hier viel größer. Ein Schaf liefert jährlich 2, 3 auch 4 Lämmer. Das Geschirr der Pferde ist hier sehr einfach, und wird von dem Bauer selbst verfertigt. Der Zaum besteht aus zwey 10 Zoll langen und ½ Zoll dicken Hölzern, die über der Nase des Pferdes miteinander verbunden sind. Mit einem Strick sind diese Hölzer an dem Kopfe des

*) Die frühesten Kartoffeln auf dem Markte von Paris zu Ende Julius sind die kleinen, runden, oder grauen sogenannten Augustkartoffeln; um den 20. Juli erscheint die violette Sommerkartoffel, welche fest ist, wie die erstere, und sich durch ihren haselnußartigen Geschmack empfiehlt; Anfangs August kommt die lange Holländerin, die aber noch etwas fad ist; am 15. August bringt man allzufrüh die gelben und violetten. Mitte Septembers sind alle da, außer die erst im Oktober eintreffende Patraque.

Pferdes befestigt, und unterhalb ist die Leine, um das Thier zu regieren, angebracht. (Neue Meklenburger Annalen. 1815).

5. Das Mergeln im Meklenburgischen.

Ein Gut von mittelmäßiger Größe hält in Meklenburg während des Winters 4 bis 5, im Sommer aber wohl 8 Pferde einzig und allein zum Mergeln. Mit diesen Pferden werden alljährlich gegen 100,000 einspännige Karren Land gefahren. Beinahe die Hälfte der gegenwärtigen größeren Landwirthe in Meklenburg mergelt. Pächter ritterherrschaftlicher Güter, die auf 14 bis 21 Jahre gepachtet haben, halten zum Mergeln das ganze Jahr hindurch 20 bis 24 Pferde in der ersten Zeit, um ganze Koppeln befahren zu können, lassen aber dabey den Dünger 2 bis 3 Jahr in den Höfen liegen, ohne ihn auf die Felder zu bringen. Ein Pächter baute bei dem Antritt seines Pachtes 200 Fuder Getreide, jetzt aber erndtet er, nachdem er gemergelt hat, 12,000 Fuder Getreide ein. (Ebendas. 1817).

6. Holländische Kühe.

Sie haben viel Aehnliches mit der Devonshirer Rasse, sind aber milchreicher.

7. Heimath der Kartoffeln.

Nach der Versicherung Pavons (Verfassers der trefflichen Flora peruviana) wachsen die Kartoffeln in der Gegend von Lima in Peru und 14 Stunden weiter nach der Küste hin, und auch in Chili wild. Die Indianer bauen sie häufig unter dem Namen Papas.

Francisco Zea fand sie wild wachsend in den Wäldern bei Santa Fe de Bogota. Der amerikanische Botaniker D. Baldwin entdeckte in den felsigten Gegenden von Montevideo und in der Gegend von Maldonado ein ähnliches Knollengewächs, aber bittrer, als die Kartoffel — vielleicht die Stammpflanze unserer durch Kultur veredelten Kartoffel. (Quarterly Journal of Science etc. Octobre 1820).

8. Heimath der Arrakatscha. (Heracleum tuberosum Molinae.)

Wächst häufig zu Santa Fe, zu Junga und Pamplona in Amerika; dann im Gebiet von Rieder-Suse auf der Südseite des Atlas und wird von den Arabern Arak Atschan, d. i. die durstige Wurzel genannt. (Ebendas.)

147. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Getreide-Preise in Preußen im Februar 1822.

(Nach Scheffeln und Groschen.)

Niedrigster Stand.				Höchster Stand.			
Waizen	34 1/12	Gr.	(Stralsund).	Waizen	80	Gr.	(Hirschberg).
Roggen	19 5/12	—	—	Roggen	46 11/12	—	(Paderborn),
Gerste	11 11/12	—	—	Gerste	32 7/12	—	(Glaz).
Hafer	9	—	(Insterburg und Thorn).	Hafer	23 1/2	—	(Elberfeld).

(Preuß. Staats-Zeit. 23. März).

2. Getreidepreise in Schwaben.

Im Preise sind gestiegen und gelten:

		In	um fl.	um kr.	fl.	kr.	Den
Kern	Malter	Pforzheim	—	30	6	—	16. März
Gerste	Scheffel	Ravensburg	—	17	4	47	16. —
Hafer	—	Heilbronn	—	6	2	31	20. —

Im Preise sind gefallen und gelten:

		In	um fl.	um kr.	fl.	kr.	Den
Kern	Scheffel	Lindau	—	7	13	5	15. März
—	Simri	Ulm	—	7	—	55	16. —
Gerste	—	Ulm	—	6	—	34	16. —
—	Scheffel	Augsburg	—	17	5	49	22. —
Kern	Malter	Konstanz	—	18	9	20	15. —
Haber	Scheffel	Lindau	—	30	4	24	16. —
—	—	Eßlingen	—	9	2	51	16. —

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
May. — 41. — 1822.

148. Landwirthschaftliche Literatur.

I.

Jahrbuch der Landwirthschaft von Plathner und Weber.

II. B. St. 2. Mit 2 Steintafeln. Breslau. Holäufer. 1820.

(Verglichen Beilage 9. B. XX. 1820.)

I. Ueber Boden-Abschätzung in Beziehung auf Gemeinheits-Auseinandersetzungen. Von St. (Wichtig, wahr, gründlich und doch einfach.)

II. Ein fortgesetzter Versuch zur Verbesserung der Wiesen vom geheimen Oberfinanzrath von Prittwitz; nebst beigefügten An- und Bemerkungen über diesen Aufsatz vom Herrn Kammerrath Plathner.

(Eben so wichtig und so praktisch und gründlich, wie man es vom Herrn Verfasser gewohnt ist. Es betrifft eine der vernachlässigtesten Parthien der Landwirthschaft. Selten findet man einen tüchtigen Wiesenwirth. Hier tritt ein solcher auf, macht nicht nur Vorschläge, sondern geht selbst zuerst mit Beispiel voran, zeigt, wie er verfahren und warum? Mit Recht bringt er S. 22

Johnstons Abhandlung über das Austrocknen der Sümpfe. Berlin. Maurer. 1799. (vom Grafen Podewils übersetzt.)

als vorzügliche Anleitung wieder ins Andenken. Ganz aus meiner Seele aber ist S. 23 die sehr gegründete Bemerkung, daß bei Wasserkesseln auf Wiesen nicht jene die Ursache des Uebels, sondern nur Folgen höher liegender Quellen sind und dasselbe am besten durch tief genug gelegte Gräben, zwischen beiden, welche dies Quellwasser ableiten, gehoben wird. — Wohl zu beachten ist, was S. 24 von der Nothwendigkeit der die Dämme begleitenden Binnengräben gesagt wird. Beherzigungswerth ist, was S. 38 über das Bedürfniß einer Gesetzgebung gesagt wird, um die Vorrechte der Müller zu beschränken, unter welchen der Ackerbau oft so leidet. Ueberhaupt muß die ganze Abhandlung gelesen und durchdacht werden, wozu die vom Verfasser selbst aufgestellten Probleme und die trefflichen Bemerkungen unsers Wiesenmusterwirths, H. Kammerraths Plathner zu Camenz — mit welchem wir die Leser schon früher bekannt gemacht haben — reichlichen Stoff geben).

III. Ueber die Wirthschaft des H. Oberamtmanns Block zu Schirau bei Haynau vom H. Professor Weber.

(Ein sehr lehrreiches Beispiel einer der Localität eigenthümlich angepaßten Wechselwirthschaft, zugleich mit Erreichung des Zwecks, aus der Dreyfelderwirthschaft so in dieselbe überzugehen, daß kein zu empfindlicher Ausfall an Getreide und besonders an Stroh entstehe. Besondere Aufmerksamkeit verdient S. 85 der Blockische Pflug, ein wesentlich verbesserter Schlesischer.

Gyps werden 1¼ Schlesische Zentner auf einen Schlesischen Morgen gerechnet. Er wird zeitig im Frühjahre aufgestreut.

Die Schafraufen, die man für sehr zweckmäßig hält, sind abgebildet.

Herr Block rechnet den Gewichtsverlust durch die Pelzwäsche in guten Schwemmen 28½ p. C., durch gänzliche Entfettung aber 58½ — 61½? p. C.)

IV. Ueber das späte Rispengras (Poa serotina) *) in botanischer und ökonomischer Hinsicht. (Mit lithographischer Abbildung.)

(Musterhaft und macht sich H. Kammerr. Plathner von neuem sehr verdient, daß er auf diese bisher verkannte, so nutzbare Grasart uns aufmerksam gemacht. Ihre Vortheile sind: 1) Hoher Ertrag auf angemessenem Standort. 2) Kann früh und spät genützt werden und treibt im ersten Fall bald wieder neue Pflanzen. 3) Ihre vielen Halmblätter ersetzen das fehlende Untergras. 4) Das Vieh frißt sie grün und getrocknet gern. 5) Als Heu ist sie in den Halmen nahrhafter, als in den Blättern, deshalb ist auch ihr zweiter und dritter Schnitt mehr Heu- als Grummetartig.)

V. Kurze landwirthschaftliche Notizen und Neuigkeiten vom H. Professor Weber.

(Für diejenigen, welche noch immer des Glaubens sind, daß es zum wesentlichen Charakter der Sächsischen Schafe gehöre, wenig zu scheeren, heben wir S. 140 heraus:

Daß die Jährlinge zu Rochsburg 1819 im Durchschnitte 3 Pfund 29 Loth Sächs. NB. 4mal auf dem Schafe gewaschener Wolle schoren; ja ein Kälberjährling sogar 5 Pfund 30 Loth.)

III. B. 1stes Stück 1820.

I. Ueber den Einfluß später Nachtfröste auf die Vegetation der Wiesen. Vom H. Kammerrath Plathner. (Er ist bedeutender als man glauben mag, schwächt die Production um ¼ — ⅓ und gibt nahrungslosere Gräser. Am meisten wirkt er auf Wiesen, 1) mit vielem Rohr- und Riedgras, 2) mit torfartigem sauerm Boden, 3) trockenem, aber sehr porösem Boden, 4) traf am meisten das Honig-, Timotheus-, Rohr-, und Hunds-Knauel-Gras. H. Plathner glaubt ihren Verheerungen durch Räucherungen und Ueberrieselungen begegnen zu können. Alle Beherzigung der Naturforscher verdient der Anhang über den Einfluß der Vegetations-Feuchtigkeit.)

II. Ueber Wiesen-Kultur und Düngung mit Mistjauche, mit Abbildung des Faß-Apparats, wodurch letztere gleichförmig vertheilt wird, von demselben und lehrreich wie Alles, was von ihm kommt.

III. Ueber ein dem Getreide, besonders der Gerste, schädl. Insekt, die Larve von Musca lineata oder Oscinis lin. Fabr. von demselb.

IV. Ueber Schafwäsche. Vom Baron v. Kl. (Auf Veranlassung der vom Baron Leykam in diesen Blättern beschriebenen, welche der Verfasser nachahmte, mit mehreren Veränderungen und so mit Benutzung der Walkerde durch 44 Personen 1400 einschürige Schafe in 16 Stunden vollkommen rein wusch.)

V. Dollonds Eirometer beschrieben und abgebildet. (Kennen die Leser auch schon aus diesen Blättern.)

VI. Ansichten über Vermehrung und Verbesserung der Pferdezucht in einem Staate, insbesondere für Preuß. Schlesien. Von H. v. Raumer. (Dem Landgestüt muß ein zahmes Normalgestüt zur Seite stehen, weil sonst der Ankauf der nöthigen Beschäller zu kostbar und unsicher seyn würde. Besonders würden die für die Provinz passenden Racen schwer zu erhalten seyn. — Man bestehe nicht auf die edelsten und theuersten Racen, so lange die Stuten noch von dem schlechten Schlage sind; lieber einstweilen tüchtige Meklenburger Hengste, von alter, nicht von der neuerlichst durch englische Hengste verpfuschten Race. Jene verschaffen gesunde, kraftvolle, gelehrige Zugpferde, Hauptbedürfniß des Landmannes.

In einer trocknen, aber doch nicht magern Gegend zieht man gesündere, behendere und dauerhaftere Pferde mit besseren Hufen, als in niedern Gegenden. Das Weitere muß man im Buche selbst nachlesen.)

VII. Gutachten wegen Natural-Antheile der Schäfer und wegen ihres Umzugs. Von demselben.

VIII. Vermischte Notizen. 1. Ueber Größe und Gewicht höchst feinwolliger Schafe.

(1 Rochsburger Zeithammel wog im Mai 1811 144 und im November 156 Pfund Sächsisch.

1 Rochsburger Jährlingsstör wog im May 1811 136 Pfund Sächsisch.

*) oder die Poa fertilis Host u. Davys in seinen Elementen der Agrikulturchemie.

1 Rochsburger altes Mutterschaf wog im May 1811 126 Pfund Sächsisch.

1 Rochsburger Stöhrlamm wog im May 1811 84 Pfund Sächsisch.

1 Schierauer Mutter wog im May 1811 120 — 125 Pfund Schlesisch.

1 Schierauer Stöhr wog im May 1811 165 — 170 Pfund Schlesisch.

1 Mutterschaf von Kaltwasser 14 Monat wog 130 Pfund Schlesisch.

1 Widder von Kaltwasser 14 Monat wog 168 Pfund Schlesisch.)

2. Die Einkinsensche sehr empfehlungswerthe Häckselmaschine (dieselbe, welche wesentlich in Blansko verbessert, in diesen Blättern früher beschrieben und abgebildet worden.) 3. Ueber Ertrag der Rindviehzucht. (Nach H. Grafen Schönburg Erfahrungen und Berechnungen in Rochsburg gäbe doch eine Kuh noch reinen Gewinn 5 Rthlr. 5 ggl.)

IX. Fromme Wünsche für unsre Wollproduktion von Elsner. (Wieder ein Beleg von dem großen Bedürfniß einer Woll-Magazinirungs-Anstalt). Zuletzt folgt der Literarisch-ökonomische Anzeiger, in welchem unter andern auch von diesen Blättern ausführlich die Rede ist.

2.

Oekonomisch-technologisches Wörterbuch, oder: Unterricht in der Oekonomie, in der Oekonomischen Technologie und in der Oekonomischen Baukunst, nach alphabetischer Ordnung. Ein Handbuch für Gutsbesitzer, Landwirthe, und Freunde der landwirthschaftlichen Kultur. Herausgegeben von J. V. Sickler, J. B. Trommsdorf und J. C. Weise. Zwei Bände. Mit Kupf. Gotha. Hennings 1817 und 1818. (A — F.)

Wir warteten immer auf die Fortsetzung, da es den Anschein hatte, daß dieselbe rasch folgen würde. Nachdem uns aber nichts weiter von diesem Werke zugekommen, als die ersten zwei Bände; so können wir über das Ganze und seinen Umfang nicht urtheilen, mußten uns daher begnügen, über die vorliegenden zwei Bände unsere Meinung zu sagen. — Sicher ist für den angehenden und praktischen Landwirth, der weder Zeit, oft auch nicht die Geldmittel und die höhere, wissenschaftliche Bildung hat, sich viele Werke anzuschaffen und sie durchzustudiren, ein vollständiges und zuverlässiges Wörterbuch ein bequemes Hülfsmittel, um sich in vorkommenden Fällen schnell zu belehren und Raths zu erholen.

Auch hat die Landwirthschaft als Wissenschaft und Gewerbe, solche Fortschritte in den letzten Zeiten gemacht, daß gar Vieles von den ältern Wörterbüchern nicht mehr zu gebrauchen ist.

In jedem Falle also ist ein neues Unternehmen dieser Art gerechtfertigt, und die Männer, welche sich zu seiner Ausführung verbunden, sind so rühmlichst bereits bekannt, daß man im Voraus berechtigt ist, etwas Gutes zu erwarten. Diese Erwartung wird denn auch nicht getäuscht.

Die Auswahl und Beschränkung auf das eigentliche Oekonomische oder zunächst in den Wirkungskreis des Oekonomen Einschlagende ist schon ein großer Vorzug, womit die endlose Weitläuftigkeit, z. B. eines Krünitz, der alles Mögliche in seine Encyklopädie einschachtelte, vermieden wird. Ob nicht vielleicht manche fehlende Artikel hätten aufgenommen, mancher etwas länger, ein anderer kürzer hätte ausfallen, andere ganz weggelassen werden sollen, z. B. Abschied, Abschlagen, ist eine andere Frage. Ganz vorzüglich finden wir die pomologischen und chemischen Artikel bearbeitet und sehr lobenswerth ist, daß oft die Quellen nachgewiesen werden, wo man sich umständlicher Raths erholen kann. Unverhältnißmäßig ausführlich scheinen uns die technologischen gegen die ökonomischen. Man vergleiche Abschweflung der Steinkohlen (wo nothwendig des Unterschiedes der Braun- und Schwarzkohlen hätte erwähnt werden sollen) und Absetzen der Kälber. Zu vielen Artikeln könnten schon itzt wieder bedeutende Nachträge gemacht werden z. B. bei Abtritt. Andre sind unvollständig und stehen nicht da, wo man sie suchen würde, z. B. Academie des Ackerbaues. Bei Acker und Acre hätten nothwendig die verschiedenen Maße und ein Normalmaß reducirt angegeben werden sollen. Dies hätte überhaupt beim ganzen Werke zum Grunde gelegt werden müssen. Ganz unverhältnißmäßig stark, obwohl gründlich und gut gearbeitet, ist der Artikel Agrikulturchemie

gerathen. Er nimmt 7 volle Bogen ein und ist eigentlich ein Compendium derselben. Dagegen ist der Artikel Barometer viel zu kurz. Manche häßliche Druckfehler kommen vor z. B. Quintinge, Dükamel.

Baumschnitt ist viel zu kurz nach seiner Wichtigkeit abgethan. Die Grundsätze hätten gelehrt und nothwendig dabei entweder auf den Artikel Beschneiden verwiesen oder noch besser beide vereinigt werden sollen. Ausführlich über das Beschlagen der Pferde. Den Artikel Bewegliche Scheunen, Dreschtennen wird wohl Niemand unter B suchen.

Die Bienenzucht hat ein ganzes kleines Lehrbuch von 10 Bogen erhalten. Hier hätte können manches zweckmäßiger geordnet werden. Ueberhaupt wäre zu empfehlen gewesen, unter dem Hauptwort auch die Hauptlehren zusammenzustellen und bei andern hierauf zu verweisen. Vorzüglich hätte man den mit Ab und Aus zusammengesetzten Wörtern nicht so viel Raum widmen sollen. Man sucht diese hier doch selten. Der ganze Bier-Artikel ist verhältnißmäßiger wie der von der Bienenzucht und doch angemessen behandelt. Blätterkohle viel zu viel für den Zweck. Der Landwirth kümmert sich wenig um mineralogische Seltenheiten; desto zweckmäßiger S. 747, der Artikel Blatt. Nur muß auffallen, nachdem hier ausdrücklich das Baumblatt zergliedert wird, daß S. 752 wieder das Obstbaumblatt einen besonders ausgezeichneten Artikel erhält. Beide mußten vereinigt werden. Ueberhaupt scheint es an einer kritisch-revidirenden Oberleitung zu fehlen, welche auf Vollständigkeit, Anordnung und Ebenmaß sieht. Bei Blattern der Schafe nicht ein Wort von dem so wichtigen Impfen. Bleichen ist zu kurz behandelt. Wenigstens hätten am Schluß die einzelnen Artikel angeführt werden sollen, worin mehr vorkommen wird. Auf ähnliche Art hätten Abwägen und Bleiwaage gegenseitig verbunden werden sollen. Auffallend ist, daß S. 770 auf derselben Seite dieselben Artikel zweimal behandelt werden, einmal als Blüthe oder Blume, dann als Blume oder Blüthe. Gut und angemessen ist der Artikel Boden, Erdboden bearbeitet. Nur hätten Seite 805 und 809 nicht durch den eingeschobnen Baukunst-Artikel getrennt und auch der Artikel Bonitiren damit verbunden werden sollen. Wer wird den Artikel Bösewetter unter Böse suchen? Warum wird Jars der Verfasser der Metallurgischen Reisen immer Jahrs genannt? Im Allgemeinen bemerken wir noch, daß bei weitem nicht immer die neusten und besten Quellen benützt werden, daher bei einer neuern Auflage viel umzuarbeiten seyn wird. Man sehe nur den Art. Brand im Waizen. So auch die sonst gut gearbeiteten Art. Brandtewein, Brandteweinblase u. s. w. Der Art. Brauhaus so ausführlich, als lehrreich. Nur hätte auf Bier gegenseitig verwiesen werden sollen. Der Art. Braunkohle hätte besser ausfallen können. Er ist zu lokal genommen und sind dabei andere, wichtige Erscheinungen ganz übersehen. Dieses Wörterbuch ist ja nicht blos für Sachsen geschrieben. Auch bei dem Art. Mohrkohle (der unter M stehen sollte) wäre Manches zu erinnern.

(Fortsetzung folgt.)

149. Viehkrankheiten.

Naturgeschichtliche Darstellung einer sehr merkwürdigen Rindviehkrankheit.

Von Ribbe.

(Beschluß von Nro. 39.)

Vorausgesetzt nun, daß der oben angezeigte und der Beschreibung nach wirklich sehr bösartig gewesene Thau der Natur des Rindviehes nachtheilig war, so kann man denselben auch mit allem Rechte, als die Grundursache der mehr erwähnten Epizootie betrachten, und zwar in so fern, daß er in die Organisation der Thiere eine Materie brachte, welche, nach Beschaffenheit der erstern, ein Verderbniß der Körpersäfte zu bewirken, und so das Grundprinzip des Anthrax in die Organisation zu bringen fähig war.

„Aber — höre ich hier sagen — wenn diese schädliche Wirkung des Thaues Statt fand, so mußte sie ja doch nothwendigerweise auch auf das Vieh der großen Gehöfte gleichen Einfluß haben!" — Diese Einwendung ist allerdings sehr richtig — allein eben hier ist der Punkt, von welchem ich bei meinen Nachforschungen und Beobachtungen ausging.

Wenn zu Folge des eben Gesagten, der böse Thau ein gewisses Verderbniß in den Säften der Thiere veranlaßte, so folgt daraus doch keineswegs, daß die Wirkungen des Giftes bei allen Individuen von gleicher

Schädlichkeit seyn mußten; vielmehr kann man, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, mit vollem Rechte annehmen, daß das, was der Thau Böses enthielt, das Grundprincip der Krankheit nur bei Thieren war, in deren Körper es andere Materien fand, mit welchen es sich zu jenem Verderbniß der Säfte vereinigen konnte — und daß dies lediglich bei dem Vieh kleiner Wirthschaften und nur bei diesem geschehen konnte, wird, wie ich glaube, das hier Folgende darthun.

Ein genugsam bekanntes, und dem Vieh gewiß höchst nachtheiliges Uebel kleiner Wirthschaften, veranlassen sowohl die, gemeinlich sehr engen, niedrigen, luft- und lichtlosen Viehställe, als auch die eben so schädliche Gewohnheit, den Mist sehr lange in den Rindviehställen liegen, dergestalt unter dem Viehe anhäufen zu lassen, daß dasselbe zum öftern mit dem hintern Theile des Körpers um mehr als einen Werkschuh höher als mit dem Vordertheile stehet, und folglich auch dann, wenn es zum Schlafen oder Wiederkauen sich niederlegt, seine Lage eben so peinlich ist, als sein Stehen war.

Daß in beiden Fällen, sowohl das Geschäft der Verdauung, als auch das Athmen, und folglich auch der Umlauf des Blutes nichts weniger als regelmäßig seyn kann, ist leicht zu begreifen — noch weit mehr leidet jedoch die thierische Natur von der genannten übeln Gewohnheit dadurch, daß die beständige Ausdünstung des so sehr angehäuften Mistes die in dem engen und niedrigen Stalle befindliche Luft aufs äußerste verdirbt, und zwar, indem sie dieselbe nicht nur mit einem, die Lunge beim Einathmen auf eine sehr nachtheilige Weise reizenden Gase schwängert, sondern auch, und was das Uebelste ist, indem dieses Gas die Masse der zur Erhaltung des thierischen Lebens so absolut nothwendigen Lebensluft, oder den genugsam bekannten Sauerstoff, in der einzuathmenden Luft verringert, auch zugleich auf mancherlei Wegen in die Säfte des Körpers sich mit einschleicht, welches, alles zusammen gerechnet, dann nothwendigerweise einen höchst verderblichen Einfluß auf die ganze Organisation, mithin auch auf die Lebensverrichtungen haben muß, und deshalb als das Erzeugungsprinzip des Anthrax oder derjenigen Materie zu betrachten ist, durch welche die tödtenden Unordnungen, die in den Kadavern in so mannigfacher Art sich zeigten, veranlaßt wurden.

Noch deutlicher zeigt sich die Richtigkeit der hier gemachten Angaben, wenn man erwägt, daß mit der nahmhaft gemachten übeln Gewohnheit der kleinern Viehbesitzer, auch gewöhnlich die Ernährung des Viehes in gleichem Verhältnisse stehet. Das Vieh wird auf die Weide gejagt, so lange als nur ein kleiner Rest von da gewesenem genießbaren Futter noch bemerkbar ist. Vom Hunger getrieben frißt das Thier dann alles, was es nur ergreifen und von dem Boden noch abnagen kann. Indem nun das Vieh auf solchen Weiden keine andere als kraftlose und schädliche Nahrung bekömmt, so ist leicht zu erachten, daß es auch mit einem Keime zur Ungesundheit in den zur Entwickelung dieses Keims völlig geeigneten Winteraufenthalt eingehet.

Wenn ihm nun endlich dieser Winteraufenthalt in seinem Stallkerker angewiesen ist, so bekömmt es allenfalls wohl sein Futter so, daß es dabei bestehen kann; allein der Vorrath desselben ist gewöhnlich von der Beschaffenheit, daß, wenn er ausreichen soll, der Winter nicht lang seyn darf; ereignet sich aber das Gegentheil, so zwingt der von Tage zu Tage zunehmende Mangel den Besitzer, seinem Vieh nicht nur immer weniger, sondern auch zuletzt solche Nahrungsmittel zu reichen, die in dem Körper wenig gute, wohl aber viel schlechte Säfte zu erzeugen geeignet sind.

Kaum haben sich dann die ersten Spuren der neuen Vegetation gezeigt, so wird auch nun das halbverhungerte Vieh wieder auf die Weide getrieben, wo es denn, und vielleicht bei nasser und kalter Witterung, auch wohl gar im Wasser und Schlamm herum wandelnd, wiederum alles verschluckt, was es mit dem Maule fassen und mit den Zähnen verkleinern kann; folglich auch hier eher eine Verschlimmerung seines Zustandes, als eine Verbesserung desselben findet.

Daß alles das, was ich von den kleinern Viehbesitzern, in Betreff ihres Viehhaltens, gesagt habe, keineswegs im Allgemeinen angenommen werden kann, bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung; allein, daß bei allen den Wirthen, bei deren Vieh die hier beschriebene Epizootie sich einfand, auch alles mehr oder weniger von der nahmhaft gemachten Beschaffenheit war, kann ich nicht nur auf das Heiligste versichern; sondern es wird auch ein jeder, der mit den Orts- und Wirthschaftsverhältnissen jener Gegenden bekannt ist, diesen meinen Angaben gewiß gern beipflichten.

Von Allem, was ich bei kleinen Viehhaltungen als Nachtheil bringende Fehler eben angeführt habe, von dem allen ist in der Regel auf großen Gehöften nichts zu finden. Hier haben die Ställe hinlänglichen Raum, eine dem Raume angemessene Höhe, gehöriges Licht u. dgl. Die Reinigung derselben geschiehet oft genug, damit den Thieren kein Nachtheil durch die

Ausdünstung des Mistes zugefügt werden kann. Der Gewinn des Futters ist hinlänglich, daß das Vieh zur gehörigen Zeit aufgestallt, auch während der Winterszeit genugsam mit Nahrung versorgt werden kann, und daß man auch selbst dann, wenn ungewöhnliches langes Anhalten der rauhen Jahreszeit und Witterung, ein längeres Füttern im Stalle nothwendig macht, das Vieh Mangel leiden zu lassen nicht gezwungen ist.

Wenn man alles hier Gesagte wohl erwägt, so ist leicht zu begreifen, wie es zuging, daß das Vieh größerer Wirthschaften gänzlich frei von einer Seuche bleiben konnte, die in ihrer Umgebung so vielen kleinen Viehbesitzern ihre liebste Habe mehr oder weniger raubte. — Denn wenn jener schädliche Thau den Saamen der Krankheit in die Organisation der Thiere legte, so waren die Schädlichkeiten, welche der nasse und kalte Spätherbst des Jahres 1813, der darauf gefolgte hatte, und der lange angehaltene Winter, der so sehr verspätete, und überdem der noch rauhe und nasse Frühling des Jahres 1814, den Thieren beibrachte, vergesellschaftet mit dem aus der ungesunden Stalluft und zu weniger und schlechter Nahrung entstandenen Nachtheil, die Mittel, welche das Aufkeimen und Wachsen jenes, von dem bösen Thau eingeworfenen Saamens begünstigten, und so die Krankheit zur Reife brachten, dahingegen in den größern Wirthschaften, aus den zuvor angegebenen Gründen, dies gar nicht geschehen konnte.

Aus den hier angezeigten Thatsachen geht übrigens auch ebenfalls ein sehr kräftiger Beweis hervor, daß die hier beschriebene Epizootie, welche, wie ich oben gesagt habe, überall, und zwar bloß nach dem Ausspruche der Gesundheitsbeamten, die Lungenseuche genannt ward, daß diese Krankheit, sage ich, nicht ansteckend war; denn wenn sie ansteckend gewesen wäre, welches sie nach dem eben genannten Ausspruche doch schlechterdings seyn sollte: wie würden dann wohl die großen Viehhaltungen sämmtlich von den Angriffen der Seuche frei geblieben seyn? da bekanntlich alle kontagiösen Viehkrankheiten die Heerden der Herren eben so wenig, als die der Unterthanen, mit ihren Anfällen verschonen; wobei ich übrigens noch bemerken muß, daß in den befallenen Ortschaften immer nur die wenigsten Gehöfte ergriffen, auch auf den ergriffenen nicht alle Individuen krank wurden; folglich nur diejenigen als ein Raub der Seuche fielen, deren Organisation jenen schädlichen Einwirkungen nicht widerstehen konnte, und welches, wie ich glaubte, wohl den unumstößlichen Beweis gibt, daß das Uebel keine Ansteckungsfähigkeit enthielt, ungeachtet dasselbe erwiesenermaßen ein Anthraxfieber oder der schleichende Milzbrand, und also eine derjenigen Krankheiten war, die doch nach den Meinungen so vieler vornehmer und anderer Veterinärs ansteckend seyn sollen.

Um bei meinen auf die Beobachtungen und Untersuchungen der Seuche verwendeten Bemühungen, auch dem Verlangen der praktischen Thierheilkunde, so viel als die Umstände gestatten, zu genügen, habe ich diejenigen Mittel angerathen und auch selbst in Anwendung gebracht, welche bei den innern Anthraxkrankheiten als wirksam bekannt sind, und zwar in Verbindung mit beträchtlichen Blutlassungen, und wenn ich nicht vom Zufalle und meiner Einbildung getäuscht worden bin, so darf ich glauben, daß meine Absicht bei diesen Unternehmungen nicht ganz unerfüllt geblieben ist, besonders bei solchen Kranken, deren Lebensfunktionen noch thätig genug waren, daß sie innerhalb vier und zwanzig Stunden sechszehn Pfund Wasser mit Mehl und vier Loth verdichteter Schwefelsäure gemischt, auf gewöhnliche Weise trinken, und eine Blutlassung nach Verhältniß ihrer Körpergröße von zwei bis fünf Pfund erleiden konnten.

Vorbauungsmittel, als welche sonst bei Epizootien häufig angerathen, und zuweilen auch wohl wirklich gebraucht werden, zu empfehlen, konnte ich, so vielfältig ich auch deshalb befragt und ersucht ward, mich nicht deshalb entschließen, indem mein ärztlicher Glaube an die Nützlichkeit solcher Mittel zu schwach ist, als daß ich nicht Alles, was man von demselben Gutes und Schönes sagt, ohne Ausnahme, für bloße Einbildung halten sollte.

Wenn Sie, geehrte Leser, den hier geendeten Aufsatz für die auf denselben verwendete Zeit vielleicht nicht genug werthvoll finden sollten, so bitte ich um Ihre Nachsicht, und hoffe dieselbe, wenn ich die Versicherung gebe, daß bloß das Verlangen dem Gemeinbesten nützlich zu seyn, zu Arbeiten dieser Art mich antreibt. Im Allgemeinen betrachtet, stehet der wahre wissenschaftliche Veterinär auf dem Theater der großen Welt so sehr im Hintergrunde, daß man seine Handlungen, und wenn sie auch noch so beachtungswerth sind, doch kaum bemerkt. Physische Belohnungen hat er demnach in der Regel nicht zu hoffen, und kann folglich für sein Bemühen, für seinen Zeit- und wohl auch gar Kostenaufwand, durch nichts entschädigt

werden, als durch **sich selbst**, und durch das Bewußtseyn, seinem Mitmenschen Gutes geleistet zu haben. Erzeigen Sie mir die Güte, in die Kategorie solcher Veterinäre auch mich zu setzen, und dann darf ich mir schmeicheln, daß Sie dieser kleinen Schrift auch einigen Beifall schenken werden.

Geschrieben in Leipzig, im Monat April 1820.

Ribbe.

150. Viehzucht überhaupt.

Ueber den Gebrauch des Salzes bei den Hausthieren.

Dient das Salz als Nahrungsmittel oder als Medizin unsern Hausthieren? Und ist der eine oder der andere Fall bestimmt, welches Maß, und welche Art des Gebrauchs kann dabey als Normalsatz angenommen werden?

Das Kochsalz ist nach der neuern Chemie ein Mittelsalz aus dem salzsauren Geschlechte kochsalzgesäuerter Soda. In der Arzneimittellehre werden die Mittelsalze, deren Mischung aus der Verbindung der Säuern mit dem Kali oder Natron hervorgeht, zu den gelindschwächenden Mitteln gerechnet. Unsere grasfressenden Hausthiere aber bezeigen zu gewissen Zeiten eine große Begierde darnach und suchen es auf, wie wir dieses am Lecken gewißer Erdstellen bemerken. Dieß muß seinen Grund in der Organisation haben, worüber die nächsten Bestandtheile der animalischen Körper einen Aufschluß geben müssen.

Wenn wir die natürlichen Absonderungen, welche durch den Aktus des Lebens und der Organisation in den Haussäugethieren bei ihrer vollkommenen Beschaffenheit erzeugt werden, näher betrachten, so finden wir, daß das Blut sowohl im Blutkuchen, als im Blutwasser salzige Theile enthalte, daß der Speichel, welcher während des Kauens aus den Speicheldrüsen des Mundes abgesondert wird, ein Produkt der Verbintung von Lymphe, von wenig Gallerte, von Kochsalz und von Wasser sey, daß in den nähern Bestandtheilen der Galle sich Wasser, Natron, eine eigene seifenartige Substanz und wenig Lymphe befinden, daß der Magensaft aus Wasser, Küchensalz und thierischer Substanz bestehe, und daß auch der Harn in seiner Zergliederung das Küchensalz zeige. Aus diesem folgt, daß die Oekonomie der Thiere das Kochsalz zur Ernährung jener Flüssigkeiten, und diese zur Verrichtung des Verdauungsgeschäftes verwende, den Ueberfluß aber durch den Harn, vieleicht auch durch den festen Auswurf wegschaffe. Also dient das Kochsalz unsern Hausthieren zu ihrem gesunden Zustande sowohl, als zu einem Nahrungsmittel für sie.

Wenn aber in **Island** Menschen und Thiere gar kein Kochsalz genießen, und die Bestandtheile der Flüssigkeiten in den animalischen Körpern dort und hier gleich sind, so muß daselbst die Natur aus den genossenen Nahrungsmitteln durch die Lebensthätigkeit verstehen, das Kochsalz hervorzubringen, um es nach seiner Bestimmung zu verwenden, ein Fall, der auch wohl beim Mangel des Salzes bei uns gelten kann. Daraus würde aber folgen, daß man des Salzgebens bei unsern Hausthieren überhoben seyn kann. Ich denke Thieren, die an Salz gewöhnt sind, dasselbe ganz abzubrechen, würde man, ohne in Gefahr zu kommen, daß diese Thiere erkranken, kaum wagen können.

In verschiedenen landwirthschaftlichen Büchern findet man eine ordentliche Vorschrift, welche Quantität Salzes man jährlich für Rind und Schafe verbrauchen kann. Im Allgemeinen ohne Rücksicht einzelner Individuen läßt sich wohl so etwas nicht bestimmen. Das natürliche Maß dabei ist das beste, und zum Glück wissen das unsere Hausthiere besser zu befolgen, als wir es ihnen vorzuschreiben verstehen, wir dürfen ihnen nur Gelegenheit zum Salzlecken geben. Wer aber diesen Trieb, vorzüglich bei Schafen, dazu benützet, um bei gewissen Verhältnissen für die Gesundheit der Hausthiere vorbauend zu sorgen, der handelt sehr umsichtig. So kann man den Schafen bei naßkalter Witterung, wenn sie husten, Schwefelblüthe unter das Salz mengen, bei grüner Weide, vorzüglich bei jungem Grase im Frühling, mengt man gepülverte Enzian-Wurzel mit Vortheil. Ist man besorgt, daß die Schafe verweidet wurden, und dadurch anbrüchig werden könnten, so wird eine Mischung von Salz, Wachholderbeeren und Eicheln, oder Löwenzahnwurzeln und aromatischen Kräutern gewiß wohlthätig wirken u. s. w.

Wer aber glaubt, daß das Salz auf den Wollertrag bei Schafen wirke, dieser hat in so fern Recht, als dasselbe den gesunden Zustand dieser Thiere zu erhalten vermag; aber unbedingt daran zu glauben, ohne Rücksicht auf Fütterung und Weide, der ist in einem offenbaren Irrthum. Daß das Salz trächtigen Thieren schädlich sey, und das Verwerfen verursache, konnte ich mir nie versinnlichen. Wohl aber ist es schädlich, das Salz unordentlich den Thieren zu reichen, und nicht dabei eine gewisse Zeit, z. B. alle Samstag, oder sonst einen bestimmten Wochentag zu beobachten, denn dann können die hochtragenden Thiere durch Drängen und Stoßen dabei Schaden leiden, und dann ist nicht das Salz, aber die Unordnung die Schuld an dem Verwerfen der Thiere.

151. Bienenzucht.

Aktenmäßiger Beweis vom Gewinn, welchen eine verständig betriebene Bienenzucht abwirft.

Um die in seinem kleinen Werke*) aufgestellten Grundsätze der Bienenzucht in ihren wohlthätigen Folgen aus Thatsachen darzustellen, erbat sich Herr Marton von der löblichen Szabader Gespannschaft einen Ausschuß von Mitgliedern aus, der seine Behandlung der Bienen prüfen, und bey der Aufnahme des Honigs gegenwärtig seyn sollte.

Es fanden sich daher folgende Mitglieder der Gespannschafts-Verwaltung ein: Herr Caspar v. Novak, Oberstuhlrichter, Herr Johann v. Asboth, Tafelbeisitzer, Herr Ladislaus v. Sarey, Unterstuhlrichter. Das Resultat, welches im Nachfolgenden bestand, wurde in der Gespannschaftsversammlung vorgelesen durch Herrn Franz v. Vida, Notar.

Im Jahre 1810 hatte Herr Marton, als er nach Köveskál kam, keinen einzigen Bienenkorb, sondern kaufte einen von einem dortigen Bienenwirthe, um 20 fl.; da dieser Stock zweymal schwärmte, so hatte er nun 3 Körbe.

1811 vermehrten sich diese 3 Bienenkörbe auf 8. Er tödtete davon 2 und erhielt 50 Pfund Honig. Das Pfund zu 15 kr. gerechnet, gab 7 fl. 30 kr. Sechs Ausständer waren geblieben, welche im

Jahre 1812 sich auf 16 vermehrten.

Im Jahre 1813 gaben diese 28 Stöcke. Er ließ für das kommende Jahr 19 Körbe. Einen hatte er weggeschenkt, der 8 fl. werth war; der Honig und das Wachs aus den Uebrigen brachte 64 fl. ein.

Im 1814ten Jahre vermehrten sich die 19 Körbe auf 40. Es wurden 27 Ausständer gelassen, aus den Uebrigen betrug der Honig und das Wachs 288 fl.

1815 gaben die 27 Körbe 44. Gelassen wurden 14, und von 11 dreifachen Körben wurden die obersten Abtheilungen in Gegenwart des Ausschusses abgenommen und gewogen, sie enthielten zusammen 631 Pfund Honig, à 60 fl. der Zentner, beträgt 380 fl.

30 gelassene Ausständer zu 20 fl. geben 600 fl.

So stieg die Summe der Einnahme durch 6 Jahre auf 1347 fl. 30 kr.

Die Ausgaben auf die Hütte, Körbe und andere nöthige Auslagen beliefen sich im Ausweis auf 91 fl.

Daher blieb reiner Gewinnst 1266 fl. 30 kr.

Folgen die Unterschriften wie oben.

Köveskál, den 9. Oktober 1815.

*) Gabriel Martons, reform. Pred. wirthschaftliche Bienenzucht. Aus dem Ungrischen frey übersetzt von Jos. Leibitzer. Pesth. Hartleben. 1818. (Erfahrungen und Bemerkungen für und gegen die Lehren dieser Schrift werden mit Vergnügen in den Oekonomischen Neuigkeiten aufgenommen.) D. H.

Druckfehler.

XXII. Band. Nr. 50. S. 398. Sp. 2. Z. 20 v. o. lies Windhund statt Windhaus.
Jahrgang 1822. Nr. 3. — 17. — 1. — 8. — u. — jenen statt diesen.
— — — — 18. — 2. — 12. — — — Teltower statt Teltowers
ebend. Z. 25 v. u. und S. 19. Sp. 1. Z. 7 v. u. lies Erdäpfel statt Erdäpfeln.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Juni. — Nr. 42. — 1822.

152. Landwirthschaftliche Literatur.

Uebersicht der neuesten teutschen ökonomischen Literatur.

(Fortsetzung von Nummero 41.)

Im vergangenen Jahre ist in München bei Fleischmann erschienen:

Ueber den Dünger, zugleich aber auch über das Unwesen dabei in Teutschland rc., vom Staatsrath v. Hazzi rc. Mit einer Beilage über die Hornviehstallungen der k. würtemberg'schen Versuchs-Lehranstalt zu Hohenheim, nebst einigen Notizen über die Düngerbereitungsart daselbst vom Herrn Director Schwerz. (Sammt einer Steinzeichnung).

Diese Abhandlung wurde in der öffentlichen Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins in München von dem Herrn Staatsrath v. Hazzi vorgetragen. Die Namen beider, um die Landwirthschaft hochverdienten Herrn Verfasser bürgen schon hinlänglich für den Werth dieser Schrift. Da diese zunächst zu einem gesellschaftlichen Vortrage bestimmt war, so versteht es sich von selbst, daß man kein erschöpfendes, weitläufiges Werk erwarten darf, allein eben darin liegt ein großer Vorzug dieser Abhandlung, daß sie kurz und bündig, aber deutlich und gehaltvoll — alles Wesentliche über den behandelten Gegenstand enthält. Sie hat aber noch einen eigenthümlichen Werth: sie beschränkt sich nicht darauf, den Dünger an sich zu untersuchen, seine Behandlung und Verwendung zu lehren, — der Herr Verfasser spricht auch mit eben so viel Wahrheit als Wärme über die so häufige außerordentliche Unwirthschaft mit demselben und über die fast gänzliche Nichtbeachtung so unendlich vieler Dungmaterialien, die theils ungenutzt vergehen, theils, besonders in großen und kleinen Ortschaften, überdieß noch die scandalöseste Unreinlichkeit, Verpestung der Luft und des Wassers u. s. w. nach sich ziehen. Dabei ist nun im Grunde nichts sonderbarer, als die so allgemeine Klage über Mangel an Dünger!

Um über Dünger und Düngung richtig für seine Verhältnisse urtheilen zu können, muß der Landwirth sich den Zweck dabei vor allem klar machen. Dieß kann aber richtig nur dann geschehen, wenn er mit sich über den Zweck seiner ganzen Wirthschaftsführung und die Mittel, ihn zu erreichen, im Reinen ist. Dieser kann seyn bloß Production im Verhältniß der natürlichen Bodenkraft und Erhaltung derselben, — er kann aber auch und sollte bei unsern meisten Landwirthen seyn: nicht nur möglichste Production im Verhältniß der alljährlichen Kraft des Bodens, sondern zugleich auch Verbesserung des Bodens, steigende Bereicherung desselben über seine bisherige natürliche Fruchtbarkeit, — also allmähliche Werthserhöhung des Grundkapitals. So wie es z. B. leider wahr ist, daß man hier und da sonst sehr einträgliche Wirhschaften in der Production auffallend zurückgehen sieht, so sehen wir doch auch wieder viele, die dagegen schnell sich vervollkommen; wir sehen da Handelsgewächse, Waizen, den schönsten Klee bauen, wo sonst nur Korn, Haber, Erbsen und Gerste nur mittelmäßig zu gedeihen pflegten. Zu solchen glücklichen Veränderungen ist nun der Dünger, unter verschiedenen Gestalten, mit der Haupthebel. Die verschiedenen Zwecke bestimmen die Art seiner Anwendung.

Wo es sich um Verbesserung des Bodens mit handelt, um Vertiefung der Ackerkrume und Fruchtbarmachung derselben, da muß Dünger in Massen aufgeführt werden; hier findet nun der sogenannte feste Mist, oder die mit Streu vermengten festen Excremente der Hausthiere, seine Anwendung, im speckigen Zustand gewöhnlich am zweckmäßigsten. Nur durch fortgesetzte reichliche Beymengung desselben können die fruchtbaren Bestandtheile des Bodens bedeutend vermehrt, dieser selbst erhöht und ein günstigeres Verhältniß in seine Mischung gebracht werden. Denselben Zweck erreicht man zwar auch und meistens schneller durch den sogenannten Compostdung, wenn man ihn in der gehörigen Menge haben kann; er besteht gewöhnlich aus schichtenweis aufgehäufter guter Erde, lagenweis mit animalischen und vegetabilischen Substanzen und etwas ungelöschtem Kalk vermengt und fleißig mit Jauche getränkt; so wie die Zersetzung der beigemengten Substanzen erfolgt ist, sticht man den Haufen um, mengt alles dabei wohl untereinander und führt ihn dann, wenn er noch einige Zeit gestanden, auf Felder oder Wiesen. Teichschlamm ist dazu vortrefflich zu gebrauchen, sehr oft ist er schon, seinen Bestandtheilen zufolge, fertiger Compost, der nur an der Luft abzuliegen braucht. Compostdung kann aber gewöhnlich nur in kleinern Quantitäten bei den meisten Wirthschaften bereitet werden, man sucht ihn daher so schnell und gut als möglich zu benutzen. Dieß geschieht, indem man ihn zur Düngung oben auf verwendet. Man überstreut damit alle Arten von Saaten, Kleefelder und andere perennirende Futterschläge und besonders auch die Wiesen, und diese zwar weit zweckmäßiger als mit bloßem Rindviehdung, der im Frühjahr wieder abgerecht werden muß und dem Grase einen dem Vieh unangenehmen Geruch und Geschmack mittheilt. Seifensieder- und Potaschen-Auswurf, ebenfalls schon fertiger Compost, dient zu gleichen Zwecken, man verführt ihn bei uns viele Meilen weit, gewiß könnten die Meisten sich aber bei Hause einen eben so wirksamen Compostdung weit wohlfeiler bereiten, wenn sie Kenntniß von dessen Bereitung und Wirkung hätten. Die Jauche, die Gülle, dann die mineralischen Reiz- und Zersetzungsmittel (Gyps, Kalk ꝛc.) werden ebenfalls oben auf verwendet, sie unterstützen die Wirkungen des untergebrachten Stall-Düngers im Acker auf dessen Oberfläche, durch die Belebung der jungen Pflanzen und die Energie, mit der diese dann sich zu entwickeln streben. Also beide Düngungsarten vereint anzuwenden, jede zu ihrer Zeit, darauf sollte der Landwirth weit mehr bedacht seyn, besonders bei uns, wo durchaus kein Zwang ihn in der freyen und besten Benützung seiner Grundstücke hindert.

Einführung eines vernünftigen Fruchtwechsels, Futterbau, möglichste Dungproduction, Bildung des Gesindes — das sind die Fundamente unserer Landwirthschaften, Gegenstände, über die man nicht genug denken, sprechen und schreiben kann, die unzähligemal wiederholt werden müssen, damit ihr Wesen allgemein richtiger erkannt werde, damit größere Landwirthschaften, unsere Herrschaften und Güter, mit überzeugenden Beispielen einer geläuterten Wirthschaftsführung allgemeines vorangehen und so auf den Bauer einwirken möchten, der heute nicht mehr so unendlich langsam im Nachahmen einer wirklich guten und vortheilhaften Sache ist, als in früheren Zeiten, wenigstens bei uns in vielen Gegenden. Aber eben jetzt hört man wieder von vielen Seiten in unserer Monarchie Klagen über die eingerissene große Sterblichkeit unter dem Schafvieh. Folge der nassen Jahre! — sagt man entschuldigend; Folge des Futtermangels! oder des Futtergeizes! ruft, und Ihr tretet doch der Wahrheit nicht zu nahe! Verlaßt Euch nicht allein auf Eure, der Ueberschwemmung ausgesetzte Wiesen, baut Futter auf Euern unermeßlichen Brachschlägen, errichtet nach und nach verhältnißmäßige Futtervorräthe, bildet Eure Schäfer, daß sie sich entwöhnen, in der Weide allein das Heil und Gedeihen der Heerden zu suchen, es bangt ihnen, wenn sie nicht mit der Peitsche knallen können, und bringt ihnen richtigere Begriffe bey! Laßt dann immer dann und wann ein nasses Jahr kommen, der Himmel gab uns ja Verstand, wir lernen uns auch nach und nach gegen Elementarzufälle sichern.

Aus Mangel an Dünger muß gebracht werden; baut also Futter in die Brache, so gibt es Dünger und Futter obendrein. Ich sah vergangenes Jahr auf einer Reise ein recht augenscheinliches Uebel der Brache. Ein großes Brachfeld, an einer sanften Berglehne gelegen, war unlängst geackert, der Tags vorher gefallene heftige Platzregen hatte die feinsten fruchtbarsten Theile der ohne Schutz daliegenden Ackerkrume abgewaschen, hinunter über Weg und Felder geführt und auf dem Brachacker Wasserrisse tiefer ausgespühlt und andere zu bilden angefangen, auf flächeren Feldern war aber der geackerte Boden so zusammengeschlagen, daß er frisch gelockert werden mußte. Das wäre nun, glaube ich, allein schon hinreichend, die

Brache zu verbannen, das Ueble dabei ist aber das, daß dergleichen Dinge gewöhnlich nur dem auffallen, der von der Brache nichts weiß, — daß der Brachwirth aber an solche Erscheinungen schon so gewöhnt ist, daß er sie für unvermeidlich und in der Ordnung hält.

Ungemein zweckmäßig ist der Anhang im vorliegenden Werkchen zu des Herrn Staatsraths v. Hazzi gehaltvoller Abhandlung, über die Hornviehstallungen und Düngerbereitung zu Hohenheim, von dem allgemein hochgeehrten Herrn Direktor Schwerz; wir sehen in Hohenheim das Wichtigste dessen, was Hr. v. H. vorgetragen, praktisch ausgeführt, von einem unserer einsichtsvollsten Oekonomen. Die Stallungen sind zur Bereitung des kräftigsten Rinderdungs nach schweizerischer und belgischer Art eingerichtet und ein eigenes Feld zu comparativen Düngungsversuchen bestimmt worden. Wir finden auch Nachrichten über Bereitung, Anwendung und Wirkung der Gülle, so heißt man nämlich ein äußerst kräftiges Düngungsmittel, welches aus den reinen Excrementen des Rindviehs (ohne beigemengte Streu) mit Zumischung der Jauche und reinen Wassers gemacht und nach vollendeter Gährung auf Saaten und Wiesen geführt wird.

Möge dieß höchst nützliche Werkchen recht viel gelesen und benützt werden!

Raiz 1822. Rudolf André, Director.

---

153. Viehkrankheiten.

Einige Fragmente über die Maul- und Klauenseuche, welche unter den Rindern, Ziegen, Schafen und Schweinen im Jahre 1820 in Sachsen geherrscht hat.

Von Brickner, Schüler der Thierarzneikunst. *)

(Verglichen Nr. 12, 29 und 31 d. Z.)

Symptome.

Mehrere Tage, gewöhnlich 3 Tage zuvor, ehe man das Geringste von Krankheit an den Thieren bemerkt, bekommen sie Fieberschauer und darauf Hitze, dessen Grad die Constitution, Geschlecht, Alter, Gattung und Race der Thiere bestimmt. Diese Erscheinungen kommen den Tag darauf wieder und heftiger. Den dritten Tag stehen sie traurig, matt, mit gesenktem Kopfe, liegen lieber und zwingt man sie zum Aufstehen, so stehen sie mit dem größten Zwange und durch strenge Maasregeln erst auf. Zwingt man sie zum Gehen, so gehen sie steif, klammrich und stauchend, ja es kommt einem so vor, als wenn die Klauen zusammengewachsen wären und das Fesselgelenke seine Biegsamkeit verloren hätte. Bei manchen Thieren wird die äußere Bedeckung trocken, und das Haar an manchen Stellen, die nicht zu bestimmen sind, struppig. Bei allen Thieren aber röthen sich die Augen und läuft eine Feuchtigkeit in großer Menge heraus. Die Körperwärme ist bei manchen etwas, bei manchen sehr erhöhet, ausgezeichnet vorherrschend ist aber die Wärme an den Ohren, an dem Grund oder Wurzeln der Hörner, desgleichen an den Klauen und auch an den falschen Klauen oder Zehen. Zu gleicher Zeit tritt auch die Hitze in der Maul- und Rachenhöhle und an den Lippen ein. Auf der Zunge und der Schleimhaut der Maulhöhle zeigen sich Blasen, welche nach 24 bis 36 Stunden aufspringen, so daß die Haut sich gänzlich abschält.

Die Schleimhäute der Nasenhöhlen sind ebenfalls geröthet. In diesem Momente fließt viel Schleim und Geifer zur Maulhöhle heraus, die Thiere schmatzen und der Geifer spinnt lange Fäden. Hält man die Hand vor das Maul, so fühlt man die erhöhte Wärme desselben.

Jetzt sind die Thiere, wegen der wunden Stellen in der Maulhöhle, nicht im Stande, das geringste Rauch- oder andere Futterarten aufzunehmen; das Saufen geschieht mit Schmerzen, daher die Freßlust und das Wiederkauen ganz unterbrochen ist und die Thiere sehr abmagern.

Bei den Zugochsen, besonders bei den Saamenochsen, von welchen mir vier Stück in Behandlung übergeben worden waren, schwollen auch die Köpfe an. Ueberhaupt wurden die Ochsen und alle andere männliche Thiere, sowohl von dem Fieber als auch andern Zufällen, mehr angegriffen als die weiblichen Thiere, daher man auch bei diesen vorzüglich innerliche hitze- und krampfstillende Mittel anwenden muß. Die Darmentleerungen sind sehr vermindert, fest und trocken, der Harn durchsichtig klar und dunkler gefärbt, als im nor-

*) Herr Brickner war ebenfalls zu der Untersuchung und Behandlung dieser Krankheit in einige Gegenden Sachsens von der Direction der Thierarzneischule beordert. Tennecker.

malen Zustande. Der Pulsschlag ist sehr erhöhet und in verschiedener Zahl, nach dem verschiedenen Alter der Thiere, und steht in keinem Verhältnisse mit dem Herzschlage. Das Athemholen ist außerordentlich beschleuniget. Manche Thiere bekamen auch an der Nase kleine Blätterchen in der Größe einer Linse, jedoch nicht alle.

Die Milch aber blieb bei allen Kühen und Ziegen weg, die Euter schrumpften zusammen und mehrere bekamen kranke Euter und Strichel, an welchen sich Blattern ansetzten. Diese angegebene Entzündung der Klauen und falschen Zehen steigt fort, bis endlich gewöhnlich am Ballen die Sohle sich lostrennt und der Eiter mit jedem Tritte hervorquillt. Von den Ballen an senkt sich nun der Eiter unter der Hornsohle bis zur Zehe vor und trennt auf diese Art die ganze Hornschachtel los, wenn nicht Hülfe angewendet wird. Desgleichen bilden sich kleine Geschwüre zwischen den Zehen, welche aufbrechen und eine darinnen hängende Blase mit Eiter darstellen.

Gewöhnlich sind die hintern Füße schlimmer als die vordern, welches wohl darauf beruhet, daß die vordern trockener als die hintern stehen, weil die Absetzung des Mistes und des Urins da eine immerwährende Nässe bewerkstelliget. Oefters wird auch gefunden, daß der Eiter oben an dem Saume der Klauen hervortritt und sich von da zur Zehe herabsenkt. Nicht minder wird öfters gefunden, daß die Wurzel der Hörner und falschen Zehen aufbrechen, in Eiterung übergehen und die äußere Bedeckung sich lostrennt. Die Haare fallen aus, und wenn nicht Hülfe geschieht, so wird durch die sich hineinlegenden Haare die Entzündung unterhalten und die Eiterung befördert.

Der Eiter war gewöhnlich weiß und hatte einen bösartigen Geruch, durch Vernachlässigung ward er bräunlicher und ätzender. In den Sommermonaten erzeugten sich auch öfters Maden. Hier muß man noch erinnern, daß bei den Schafen der Eiter einen viel mehr fauligen, bösartig stinkenden Geruch hat, als bei dem Rindvieh.

Vollkommene oder gänzliche Ausschuhungen sind nicht vorgekommen. Blos wo Vernachlässigung, oder ein ungeschickter Gebrauch des Scheidewassers (Aqua fortis) statt fand, da mußte öfters die Hornschachtel bis zur Zehe losgeschnitten werden.

Wo solche Umstände vorkamen, da fanden sich auch bei einigen Anfressungen der Fleischsohle, sonst bei keinen.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß in den Sommermonaten Juli, August und September die Krankheit viel wüthender um sich griff, einen höhern Grad der Entzündung erlangte, daher auch bösartiger und von länger aushaltender Dauer war, als in den Herbstmonaten Oktober und November, in welchen die Krankheit schneller und gutartiger verlief. In diesen letztgenannten Herbstmonaten brachte die Kälte und mit dieser der auf den Gärten sich erzeugende Reif einen sehr guten und heilenden Effect hervor, indem, daß man die Thiere auf den weichen bereiften Rasen trieb, jeder Tritt in dieser kühlenden und wohlthätigen Nässe Cataplasmata bildete.

Hier könnte man zwar dem Aufzeichner dieses Satzes entgegenstellen, daß wohl im Sommer das Flußwasser gleiche Dienste erwiese; jedoch hierbei muß erinnert werden, daß das Flußwasser wohl sehr heilend oder beschützend sich erweiset, ehe die Klauen aufbrechen, oder so lang die Hornschachtel noch fest an der Fleischsohle anliegt; schält sich aber die Sohle an dem einen oder dem andern Orte los und treibt man die Thiere in das Wasser, so schwemmt sich nicht allein Sand in die offen stehende Hornsohle, sondern auch kleine Steinchen, welche alsdann nicht allein als fremdartige Körper wirken, sondern auch öfters die Fleischsohle verwunden.

Dieß ist durch mehrere Fälle praktisch erwiesen. Alle Beachtung verdient aber das Flußwasser, erst als Präservativ- und zweitens als Curativmittel, wenn die Hornsohle wieder ersetzt ist, da es die vollkommen harte Ausbildung derselben bewerkstelliget.

Auch verdient in Erwägung hier gebracht zu werden, daß die Seuche auf den höchsten Gegenden im Sommer einen bösartigen Charakter annahm und länger dauerte, als in niedrig liegenden Gegenden; in den Herbstmonaten aber sich der entgegen gesetzte Fall deutlich an den Tag legte.

Bei den Ziegen ist noch zu bemerken, daß sich, wo die Sohle bei selbigen losgehet, am öftersten wilde Fleischgewächse bilden, indem der hornigte Schuh dieser Thiere überdies die meiste Geneigtheit hat, sich zu verengen und daher eine beständige kranke Reizbarkeit in den Fleischtheilen erhält.

Zuletzt noch ist Einiges über die Borstenthiere zu erinnern, wiewohl nur Weniges. Genannte Thiere bleiben liegen und fressen nicht; waren sie operirt, so war der Ersatz binnen wenigen Tagen wieder da; bloß wo die Thiere an Verstopfung litten, mußte auf den Darmkanal gewirkt werden. Bei einigen fanden sich auch Drüsengeschwülste, daher auch auf selbiges System hier gewirkt werden mußte. Im Ganzen genommen

verlief die Krankheit bei keinem Thiere so schnell, als bei den Borstenthieren.

Eingegangen oder gefallen ist kein Thier.

Verlauf der Krankheit.

Den Verlauf der Klauen- und Maulseuche mit Gewißheit zu bestimmen, ist schwer, da selbiger zu verschieden war; indessen dieses ist bestimmt, daß bei allen weiblichen Thieren die Krankheit schneller verlief, als bei den männlichen Thieren, besonders bei denen, die ihre vollkommene Männlichkeit hatten.

Ohngefähr kann man annehmen, daß die wahre Entzündung 4 bis 6 Tage, die übrige Krankheit in den Sommermonaten einige 20 Tage und in den Herbstmonaten höchstens 12 Tage gedauert hat.

Ursachen der Krankheit.

Nichts ist bei der ganzen Krankheit so schwer zu bestimmen, als die Ursachen; indessen das ist gewiß, daß wohl der erste Stoff durch fremde Thiere hergebracht worden ist, da, nach eingezogenen wahrhafteren Erkundigungen, die Seuche schon in Pohlen und Mähren im Monat December 1819 geherrscht hat. Nur kam im Frühjahr dieses Jahres erst die große Nässe, dann im Sommer die heftige und große Dürre und zuletzt noch der so häufig gefallene Mehl- und Honigthau, welcher, besonders auf den Krautblättern, wie eine Leimkruste lag und dadurch die Krankheit nicht allein unterstützte, sondern auch ausbildete.

Heil-Methode nebst den Mitteln.

Der erste Schritt, der zur Heilung führt, ist genaue und sehr sorgfältige Trennung der gesunden von den kranken Thieren, dann Reinigung und Entfernung des Düngers aus den Ställen, der mit anderm Dünger zugedeckt werden muß; ferner genaue Reinigung der Krippen, Raufen, Ketten und übrigen Gefäße des Futtergeschirres und dergleichen. Der Stall muß ausgeräuchert und der Fußboden mit ungelöschtem Kalk bestreut werden, worauf alsdann weiche Streu verbreitet wird. Dann ist es gut, wenn der Stall, so hoch als die Thiere mit ihrer Körperhöhe langen, beworfen und die Krippen oder Futterkessel mit Kalk ausgegossen werden.

Die erkrankten Thiere dürfen nicht aus ihrem trokkenen und mit reiner Luft angefüllten Stalle auf die Weide kommen, sondern müssen, wenn sie noch Nahrung aufnehmen, gutes, reines und nahrhaftes Futter bekommen.

Sehr heilsam hat sich auch bewiesen, wenn man folgende Species in ein Säckchen that, und in das Aufbrühefaß hineinhieng und mit dem übrigen Inhalte des Fasses aufbrühte. Kochen darf man aber die Ingredienzien nicht, da sonst die Thiere Laxiren davon bekommen; desgleichen darf man auch keine Zwiebeln oder Knoblauch dazu nehmen, wenn man trächtige Thiere dabei hat, da diese sehr leicht verwerfen können, indem die Zwiebel und der Knoblauch sehr auf die Urinwerkzeuge und den Fruchthalter wirken; sonst aber dienen beide als vorzügliches Präservativmittel. Sellerickraut, Petersilienkraut, Pastinakraut müssen aber ganz und gar vermieden werden.

R. Summita Juniperi,
Radicis Angelicae,
— Petasitidis,
Herbae Absinthi,
— Pinthae,
— Serpilli cum floribus,
anaes partaquales Consciss.

D. S. Nach obigem Bericht.

Durch diese Behandlung sind in mehreren bedeutenden Thierställen, wo schon einige erkrankt waren, die Uebrigen gesund erhalten worden.

Ferner wurden die Mäuler mit folgender Schlecke, mittelst eines Leinwandpinsels täglich viermal gehörig ausgepinselt.

R. Aceti commun Libras duas,
Mell. commun. Libram dimidiam,
Salis culinaris, Uncias octo.
Misce exacte.

Wo nicht Honig zu bekommen ist, kann man auch Leinöhl oder Syrup nehmen. Nur ist Leinöhl dem Syrup vorzuziehen, da erstlich die Wiederkauer das Leinöhl lieben, es sich vermög des Salzes bloß mit dem Essig verbindet, aber nicht auflöset, daher, wie der Honig, das Anhängen im Maule befördert; der Syrup hingegen sich nicht allein mit dem Essig verbindet, sondern auch auflöset, daher die Masse zu dünne wird, sich nicht im Maule verweilen kann, sondern gleich bei dem Niederlassen des Kopfes wieder zum Maul herausläuft.

Ehe man die Klauen untersucht, so wäscht man selbige mittelst eines Läppchens mit warmem Wasser rein ab. Das Lostrennen der Sohle bemerkt man am meisten und ersten am Ballen, wo man alsdann selbige, nebst der sich gebildeten Blase zwischen den Klauen, so weit sie sich losgetrennt hat, ganz genau wegschneidet, bis auf den Punkt, wo die Hornsohle mit der Fleisch-

sohle noch in Verbindung steht; denn geschieht dieses nicht ganz genau, so frißt und senkt sich der Eiter weiter herunter zur Zehe und zieht unter die ganze Hornschachtel hin. Die Einstreuung des blauen Vitriols (Cuprum sulphuricum) ist nicht mit Vortheil anzuwenden, weil er eine Kruste bildet, unter welcher man bei dem zweyten Verbinden nicht allein Eiter wiederfindet, sondern deutlich sieht, daß die Kruste als harter fremdartiger Körper wirkt, daher es besser ist, man bedient sich folgenden Wundwassers oder Auflösung.

In 1 Kanne Essig und 1 Kanne Wasser werden 8 Loth Salbeykraut (Hb. Salviae off.) stark gekocht, dann zu dem abgeseigten Decoct 8 Loth Salzsäure (Acidum muriaticum concentratum) nach und nach, unter immerwährendem Umrühren, zugesetzt und zuletzt in dieser Mischung noch 16 Loth blauer Vitriol (Cuprum sulphuricum) aufgelöset.

Mit diesem Wundwasser werden die Klauen, mittelst eines weichen Haarpinsels, befeuchtet, dann ein Wergbäuschel mit selbigem angefeuchtet, und auf die von der Sohle entblößten Stellen, wie auch zwischen die Klauen gelegt. Hierauf werden die Klauen mit folgendem Umschlag verbunden, welcher aus Lehm, Essig und Kochsalz besteht; der Lehm muß aber gesiebt seyn, damit die Steinchen nicht drücken.

Dieser Umschlag muß öfters befeuchtet werden; denn wird er trocken, so drückt er nicht allein, sondern brennt und vermehrt die Hitze, anstatt daß er sie vermindern und kühlen soll.

Mit dieser Behandlung wird 8, 12 bis 14 Tage fortgefahren, wo alsdann Heilung und Ersatz eintritt.

Findet sich aber binnen dieser Zeit noch keine Heilung, so wird das Wundwasser ausgesetzt und mit folgender Salbe auf gleiche Art verbunden, worauf binnen 24 Stunden Heilung sich zeigt.

Man nehme 4 Eierdotter, welche von allem Eiweis befreyt sind, rühre sie entzwei, und setze, unter immerwährendem Rühren 6 Loth Terpenthinöhl (Ol. therebinthinae) hinzu, bis es eine Salbe bildet. Gesellen sich böse Euter hinzu, so kann man selbige mit Lehmbrei anstreichen; noch wirksamer beweiset sich folgender Anstrich, der aber ebenfalls nicht trocken werden darf.

Man nehme von 4 Eiern das Weiße, löse in selbigem 1 Loth Alaunpulver auf, und streiche damit das Euter an, worauf sich die Hitze binnen einigen Stunden verlieren wird. Finden sich nach dieser Behandlung noch Laschen an dem Euter, so kann folgende Salbe angewendet werden, worauf selbige abfallen. Man nehme 4 Loth ungesalzene Butter, welche mit 3 Eierdottern zu einer Salbe gemacht werden.

Wo aufgebrochene Hörner und falsche Zehen sich einfinden, können selbige wie die Klauen behandelt werden.

Zuletzt ist noch zu erinnern, daß der Lehmumschlag an den Klauen nicht zu feste am Fesselgelenk gebunden werden darf, da sonst nicht allein das Fesselgelenk anschwillt, sondern auch die Geschwulst leicht in Eiterung übergeht.

Dieses ist das Heilverfahren bei den Wiederkäuern als Ochsen, Kühen und Ziegen.

Einiges über die Maul- und Klauenseuche der Schafe.

A. Die jetzt geherrschte } Klauen- und Maulseuche.
B. Die spanische }

A.

Die jetzt geherrschte Maul- und Klauenseuche.

Wiewohl die Maul- und Klauenseuche sowohl bei den Wiederkäuern, nämlich Rindern, als auch Schafen, beinahe gleichen Charakter haben, so kommen sie doch in verschiedenen Formen vor, welches wohl theils von den verschiedenen Gattungen, theils aber auch von den Graden der Veredlung der Schafe abhängt.

Ehe man das Geringste von erhöhter Körperwärme, oder Ausfluß von Eiter an den Klauen der Schafe bemerkt, so siehet man sie bei dem Gehen mit den Köpfen wackeln. Desgleichen schonen sie öfters den kranken Fuß, und wenn die Blasen sich im Maule zeigen, wo sie gewöhnlich am ersten am Zahnfleische des vordern Kiefers hervortreten, so setzen sie mit der Aufnahme des Futters aus.

Gleich hierauf tritt die erhöhete Klauenwärme ein, welche sich besonders deutlich an der Krone und den Ballen zeigt, worauf sie steif, stauchend und klammig gehen. Nun fängt sich an zwischen den Klauen eine Feuchtigkeit zu zeigen, die einen stinkenden bösartigen Geruch besitzt.

Im Fortschreiten des Uebels nimmt die Entzündung zu, wo bald an der einen oder andern Stelle Eiter hervorbricht, nämlich da, wo die Hornwand wie schiefrig erscheint. Dieser Eiter besitzt bei den Schafen einen weit stinkendern Geruch, als bei den Rindern. In diesem Moment der Krankheit liegen die Schafe gewöhnlich, oder rutschen auf den vordern Knieen, versagen

meistens das Futter und haben Fieberschauer und Hitze dabei, durch welches die Verdauungsorgane mit leiden mögen, weil die Schafe hierbei gleich sehr abmagern und von Kräften kommen.

Wird die Behandlung vernachlässigt, so, daß die Krankheit noch weiter gehen kann, so frißt der Eiter die Fleischsohle an, und im Sommer entstehen öfters ebenfalls Maden, wie bei den Rindern.

Bei dieser Klauenseuche kommen keine Knochen- oder Gelenkbänder-Verletzungen oder Anfressungen vor. Vollkommene Ausschuhungen sind ebenfalls nicht vorgekommen. Der Verlauf, Ursachen und Heilart ist dieselbe, wie bei den Rindern; bloß Letztere unterliegt der Modification der Thiergattungen.

B.

Die spanische Klauenseuche.

Diese verhält sich ganz anders, als jene, denn diese ist nicht allein so schnell und gutartig verlaufend, sondern bösartig und langwieriger dauernd, auch von andern Krankheitsumständen begleitet. Der Unterschied der gutartigen von der bösartigen, oder besser gesagt, von der spanischen Klauenseuche, scheint noch darin zu liegen, daß sich die letztere wie ein reines, ächtes Contagium verhält, nämlich daß sie von außen in unsere Länder gebracht worden ist, nur den Schafen, und zwar den veredelten eigen bleibt, daher nicht auf andere Thiergattungen übertragen werden kann, endlich bloß durch Ansteckungen fortgepflanzt wird, sich nicht ursprünglich bei uns durch epizootische Einflüsse entwickeln kann, wie dieses bei der gutartigen der Fall ist.

Die Entstehung ist dem Verfasser unbekannt geblieben; doch kann er bezeugen, daß er nicht allein mehrere hat ausschuhen, sondern auch die Klauen mit den Kronenbeinen verlieren sehen. Nicht minder hat selbiger auch bemerkt, daß die Schafe nicht so abmagern, als bei jener Seuche, sondern wohlbeleibt sind. Bei mehreren bildeten sich an verschiedenen Theilen Abscesse, die auf eine cachektische Leibesbeschaffenheit schließen lassen.

Die erkrankten Thiere hinken nicht allein, sondern hutschen auch auf den Knieen, oder bleiben ganz liegen. Die Futteraufnahme versagt keines, die Wolle aber bleibt in ihrem Wachsthum und Feinheit zurück.

Heil-Methode.

Bei dieser Art Klauenseuche ist ebenfalls der erste Schritt Separation der gesunden von den kranken Thieren, Reinigung der Ställe, Krippen, Raufen u. s. w. Wenn dies geschehen ist, so schreitet man ebenfalls, wie bei der vorigen Klauenseuche, zur Operation der Klauen, welche jedoch genau geschehen muß, wenn man einen Effekt sehen will; eben so muß auch die Verbindung geschehen. Hierbei muß aber bemerkt werden, daß das angegebene Wundwasser keine Dienste erwies, noch zur Heilung führte, sondern folgendes den Wünschen entsprach.

R. Cupri sulphurici,
Ferri sulphurici,
Alum. crud.
Sal amoniaci aa Dr. jV.
Lapidis Devini Dr. jjj.
Aeruginis Dr. j.
Misce exacte Pulv.

Dieses Pulver wird mit 1 Kanne kochendem Wasser und 1 Kanne kochendem Essig übergossen, das Gefäß zugedeckt und zur Auflösung und Abkühlung hingestellt.

Der Gebrauch ist derselbe, wie bei dem vorigen Wundwasser.

Späterhin, da die Heilung eintrat, wurde den Schafen folgende Labbe gereicht.

Auf 100 Stück erwachsene Schafe wurden genommen:

Weißgebrannte Knochen 1 Pf. 18 Loth.
Gelber Schwefel 25 Loth.
Salpeter 13 Loth.
Malzschrodt 25 Dresdner Kannen.

Dieses wird alles zu einem gut gemengten Pulver, mit etwas Kochsalz schmackhaft gemacht und alle Monate einmal gereicht.

Da im Monat Oktober die Stöhrzeit herannahete, sich noch ein Stöhr und einige Mutterschafe unter den Reconvalescenten befanden, so wurden selbige von der Begattung ausgeschlossen.

Bis jetzt hat sich nach dieser Behandlung nichts mehr in der Schafheerde von Krankheit gezeigt, wiewohl sie 4½ Jahr daran gelitten hatte, daher zu hoffen ist, daß die Heerde radical curirt seyn wird.

Zusatz. Der Verfasser dieser Abhandlungen verdient alle Aufmunterung und ich bin überzeugt, daß bei mehrerer gereiften Erfahrung, seine schriftlichen Ausarbeitungen sowohl, wie seine praktische Behandlung, an Gediegenheit, Einfachheit, schnellem Ueberblick und richtiger Beurtheilung sehr gewinnen werden. Hier

und da sieht man es ihm freilich an, daß er die Schule nicht längst verlassen und das Compendium der Pathologie und Therapie noch nicht nach der Erfahrung modifizirt hat. Indessen die Abhandlung enthält auch so Manches, was aller Beachtung werth ist, und verdient, als ein über diesen Krankheitszustand gesammeltes Actenstück, hier einen Platz, wenn es auch schon mehr Schulgelehrsamkeit als eigene Beobachtung enthält.

Uebrigens geht aus den vorhergehenden Abhandlungen die Würdigung und Beurtheilung von dieser von selbst hervor.

S. v. Tennecker.

154. Pflanzen-Chemie.

Ideen des Herrn Professors Gazzeri in Italien über die Wirkung des Düngers. 1821.

Alle organischen Körper haben, als Hauptbestandtheile Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff. Letzterer herrscht aber mehr in dem Thier-, als in dem Pflanzenreiche vor. Unendlich sind die Bildungen der Lebenskraft im Thier und in der Pflanze. Hört diese Lebenskraft auf, so wirkt die Chemie Zerlegung der todten Körper und liefert durch diese dem Leben neue Nahrung. Die Wurzeln geben den Pflanzen die wenigste, die meiste die Atmosphäre, die an Kohlensäure so reich ist, durch die Blätter, unter Mitwirkung des Lichts. Daher gedeiht in langen Tagen alle Vegetation weit stärker, weit schwächer in kurzen Tagen. Nur in Wasserform saugen die Wurzeln Nahrung an sich. Im Dunkeln saugen die Pflanzen Sauerstoff an sich, verbinden ihn mit Kohlenstoff; und hauchen Kohlensäure aus. Am Tage saugen sie durch die Blätter Kohlensäure ein, eignen sich den Kohlenstoff an und hauchen Sauerstoff aus. Der Dünger verbessert auch mechanisch den Boden für Pflanzenernährung. Zur üppigen Pflanzenvegetation ist ein bisher unbestimmtes Gleichgewicht zwischen der Kohlensäure in der Luft und jener im Humus der Erde nöthig. Bei der Auflösung der Pflanzen und Thiere geht der bei weitem größere Theil derselben in unorganische Körper, z. B. in die Luft über, daher ist diese befähigt, so vieles der Pflanzennahrung wieder zu geben. —

Viele Experimente haben Herrn Gazzeri bewiesen, daß man jeden Dünger so frisch als möglich benützen muß, ehe noch die Gährung ihm diejenigen Theile entzieht, welche am schnellsten auflöslich sind. Die Pflanzenwurzeln wirken auf die todte organische Materie dadurch, daß sie solche zur Auflösung und zum Uebergang in andere Bildungen vorbereiten. Die treffliche Theorie des Verfassers, die bisher weder in England, noch Frankreich, noch Deutschland die sehr verdiente Aufmerksamkeit erregt hat, stürzt das System der Brache und der bloßen Frühjahrs- und Herbstsaaten in den Staub. Es wird, wenn die Theorie des gelehrten italienischen Oekonomen Beifall erlangen sollte, durch deren Anwendung mehr Mannigfaltigkeit in die Cultur der Pflanzen gebracht, diesen reichlichere Nahrung zugeführt, und die Wechselwirthschaft weit mehr unterstützt werden können.

Freilich aber wird des Verfassers Theorie sich unter der wärmeren Sonne Italiens fruchtbringender als in nördlicheren Klimaten zeigen.

Des Verfassers ausführlicher Aufsatz in der Bibliotheque universelle, 1821, wo er durch mehrere Hefte fortgeht, verdient die gründlichste Prüfung und eine Reihe lang genug fortgesetzter Versuche.

D. H.

155. Gesuch.

Ein Gutsbesitzer in Preußisch-Schlesien, welcher beim Herrn Staatsrath Thaer den rationellen Landbau studirt und ihn seit 15 Jahren, mit großer Passion für dieses Fach, in Leitung bedeutender Wirthschaften praktisch ausgeübt hat, wünscht jetzt seinen Wirkungskreis, durch Annahme einer Inspektion, noch zu erweitern, und einen solchen zu erlangen, wo er durch seine Kenntnisse hoffen darf, wahrhaft nützlich zu werden. Seine Verhältnisse sind von der Art, daß pecuniäre Vortheile allein ihn nicht reizen, er vielmehr nur nach Zutrauen und Wirksamkeit strebt. Auf gütige Anfrage wird die Calve'sche Buchhandlung in Prag die Gefälligkeit haben, weitere Auskünfte zu ertheilen.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Juni. — Nr. 43. — 1822.

156. Landwirthschaftliche Berichte. *)

I. Preußen. Ende Februar.

1. Ost- und Westpreußen.

Die Saaten stehen gut; in niedrigen Gegenden dürften sie indessen etwas gelitten haben.

2. Brandenburg.

Wenn die Wintersaaten gleich hin und wieder an Farbe verloren haben, doch sind ihre Wurzeln unbeschädigt geblieben. Die Landwirthe haben an Winterfutter gespart, da das Wetter das Austreiben der Schafheerden unausgesetzt gestattete.

3. Pommern.

Stralsund. Die Wintersaat hat bis jetzt durch die gelinde und nasse Witterung im Ganzen noch keinen Nachtheil gelitten, nur fängt hin und wieder der Roggen an zu faulen.

4. Schlesien.

Breslau. Im Allgemeinen zeigten sich die Saaten in gutem Zustande, im Nimptscher Kreise schienen sie jedoch gelitten zu haben, und im Habelschwerdter befürchtete man, daß vieles werde umgeackert werden müssen. Auch vermuthen Landwirthe im Gebirge, der Mangel an Schnee werde einen geringen Heuschlag zur Folge haben. Uebrigens sind die Aecker fast durchgehends schon jetzt in dem Zustande, daß sie haben zur Sommersaat gepflügt und zubereitet werden können.

Liegnitz. Die Saaten stehen vortrefflich, und bei der Feld- und Gartenbestellung herrscht Thätigkeit.

Oppeln. In denjenigen Gegenden, wo die Grundeigenthümer den ganzen Ertrag der schlecht ausgefallenen vorjährigen Erndte zur Wintersaat haben verwenden müssen, steht die Saat entweder dürftig, oder ist gar nicht aufgegangen, theils weil das Getreide im vorigen Jahre nicht seine völlige Reife erlangt hat, theils weil viele Pflanzen durch die Nässe ausgefault sind.

5. Posen.

Die Saaten haben ein frisches, kräftiges Ansehen.

6. Sachsen.

Magdeburg. Die Felder gewähren überall einen vielversprechenden Anblick.

Merseburg. Im Zeitzer Kreis klagt man über Schnecken und Mäusefraß. — In der letzten Hälfte des Monats ist in mehreren Weinbergen bei Naumburg mit dem Räumen und Beschneiden der Weinstöcke der Anfang gemacht worden. Dies soll, nach der Versicherung der ältesten Leute, seit hundert Jahren im Monat Februar nicht der Fall gewesen seyn.

7. Westphalen.

Münster. Schon am 9. bemerkte man wachstragende Bienen; viel früher als gewöhnlich zeigten sich die Kiebitze schon um die Mitte des Monats; die Wald- und Wasserschnepfen haben hier überwintert. Dem Gedeihen der Saaten war die Witterung im Ganzen förderlich; nachtheilig nur durch einige Nachtfröste in niedrigen, sehr nassen Aeckern. An manchen Stellen hat der Roggen schon angefangen zu sprossen; der Waizen ist an vielen Orten, vornehmlich wohl durch Schneckenfraß, ganz vom Lande verschwunden, und

*) Möchten doch auch Landwirthe aus andern Staaten, besonders aber aus dem Oestreichischen, ähnliche kurze Uebersichten Ende jeden Monats, zur Vervollständigung des Ganzen, einschicken an die Calve'sche Buchhandlung in Prag!

wird durch eine andere Besaamung ersetzt werden müssen. In Folge des gelinden Wetters zeigt sich auf den Aeckern Unkraut in Menge.

8. Jülich, Cleve, Berg.

Düsseldorf. Die Früchte jeder Art stehen üppig in den Feldern; der Winter-Rapssaamen beginnt schon, sich in Blüthe zu setzen. In den Feldern bei Dülken hat man (vor dem 24. Februar) bereits Gerstenähren, und bei Kempen beinahe reife Sommer-Rapsstauden gesehen.

Köln. Die Winterfrüchte stehen im Ganzen gut, hin und wieder zeigt sich schon Blüthe am Rübsaamen, man steckt bereits Feldbohnen.

9. Nieder-Rhein.

Aachen. Die Wintersaat ist ungewöhnlich empor gekommen, und verspricht gute Aussichten; der Rübsaamen steht hin und wieder in voller Blüthe.

Trier. Fast überall stehen die Wintersaaten gut. (Allgem. Preuß. Staatszeit. Nr. 39. März 1822.)

2. Mähren.

Den 11. März tobte bei Ollmütz ein fürchterliches Gewitter. Außerdem herrschten bisher durchaus sehr warme, angenehme Tage. Zwar ward nach jenem Gewitter auch die Temperatur etwas kühler, hielt aber nicht lange an. Es folgten bald wieder sehr warme Tage. Die Wintersaaten stehen vortrefflich.

157. Landwirthschaftliche Literatur.

1.

Nouveau Cours complet d'Agriculture théorique et pratique, contenant la grande et la petite culture, l'économie rurale et domestique, la médecine véterinaire, ou Dictionnaire raisonné et universel d'Agriculture; ouvrage redigé sur le plan de celui de Rozier, duquel on a conservé les articles, dont la bonté a été éprouvée par l'expérience, par les membres de la section d'agriculture de l'institut royal de France, M. M. Rouin, Tessier, Huzard, Silvestre, Bosc, Yvart, Parmentier, Chassiron, Chaptal, de Lacroix, de Perthuis, Decandolle, du Tour, Duchesne, Feburier, Brèbisson, etc. la plûpart membres de l'institut, du conseil d'agriculture établi près du ministère de l'intérieur, de la societé d'agriculture de Paris et propriétaires-cultivateurs. Nouvelle Edition corrigée et augmentée, formant 16 Vol. in 8. de 5 — à 600 pages, avec planches en taille-douce, publiée par livraison de 3 Vol. tous les trois mois. La 3me livraison, formant les tomes 7. 8. 9. est en vente. Le prix est de 22 Fr. 50 Cent. ou 7 Fr. 50 C. le Vol pour les sousscripteurs et de 10 Fr. le Vol. pour les autres. Paris. 1822.

Auch die dritte so eben erschienene Lieferung dieses großen Werks, für dessen Werth schon die Namen der ausgezeichneten Männer verbürgen, die sich zu dessen Zustandbringung verbunden haben, steht der vorigen nicht nach. Besonders ragen hervor die Artikel greffe von Thouin (der auch die Veredlungsweise der krautartigen Pflanzen, z. B. der gemeinen Distel durch Artischocken, des Kürbis durch Melonen, lehrt) und médecine véterinaire von Hüzard. Letzterer ist eher eine selbstständige Abhandlung, als ein Wörterbuchsartikel zu nennen.

2.

Schnee landwirthschaftliche Zeitung.

Jäner. Februar. 1822.

Vor einiger Zeit schon erwähnten wir dieser, einer der ältesten ökonomischen Zeitschriften, mit dem Beifall, den sie sich, nachdem sie durch ungünstige Zeitumstände etwas zurückgesetzt war, wieder zu erringen gewußt hat, und die neuesten Hefte bestätigen ihren vollen Werth, zu welchem der noch wohlfeile Preis (3 Rthlr. 8 gl.) kommt.

Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient der Aufsatz eines Ungenannten: Die Wirkungen des Mergels, und Herrn Schwerz Versuche über Brand, über Maschinen- und Fabrikwesen von einem Ungenannten, Putsche Versuch mit einer neuen Kartoffelsorte von vorzüglicher Güte, der Lankmannschen, wodurch nun das Putschesche Kartoffel-Sortiment noch um eine Nummer vermehrt worden.

158. Viehkrankheiten.

1. Schreiben des Thierarztes Wilsdorf in Döbeln an den Major und Oberpferdarzt v. Tenneker in Dresden, die Maul- und Klauenseuche der Rinder und Schafe betreffend, vom 2. August 1820.

(Fortsetzung von Nr. 33.)

Was die Heilung der Klauenseuche anbetrifft, so leistet hier das Messer die vorzüglichste Hülfe und in den schlimmsten Fällen, wo von dem Eiter Knorpel und Knochen angegangen sind, der Gebrauch des Glüheisens. Wenigstens muß diese chirurgische Hülfleistung allen andern Mitteln vorangehen, und es ist besser, daß man sie zu zeitig und zu viel, als zu spät oder zu wenig anwendet.

Sind alle Geschwüre in dem Spalt der Klauen geöffnet, oder vielmehr bis auf die gesunden Theile ausgeschnitten, die aus ihnen schwitzende Jauche sorgfältig ausgedrückt und der ganze Fuß davon gereiniget, zu welchem sich Salzwasser, oder ein Gemisch von Wasser und Essig am besten schickt; ist die losgetrennte Sohle entfernt und die darunter liegenden Fleischtheile mit dem Messer bis auf das Gesunde abgeschabt, so, daß durchaus nichts Krankhaftes oder angehender Eiter an ihnen befindlich ist, — **was zu der Heilung dieser Krankheit das Hauptsächlichste mit ausmacht** — so erweiset sich folgendes Wundwasser zu der Reinigung und Heilung der Geschwüre ganz vorzüglich heilsam.

Man nehme:

Kupfervitriol und
Alaun, von jedem 2 Unzen, und
löse es in 3 Pfund Wasser auf;

mit welchem man die wunden Füße verbindet, und zwar in so fern, als man Wergbäuschchen damit befeuchtet und auf die wunde Fleischsohle und zwischen dem Spalt der Klauen legt, und alle Tage den Verband erneuert.

Da, wo die Fleischtheile schon sehr verartet und in eine faule Eiterung übergegangen waren, hat mir auch folgendes balsamische Wundmittel gute Dienste gethan.

Man nehme:

Venetianischen Terpenthin ½ Pfund,
löse ihn in
4 Eierdottern auf, und setze hinzu
Goldweidenrindendecoct 1 Pfund und
Balsam de Commendeur;

mit welchem man, nach der schon angegebenen Art, die wunden Füße verbindet.

Da, wo die Bänder, Flechsen, Knorpel und Knochen von dem Eiter angegriffen und cariös sind, müssen alle kranken und abgestorbenen Theile von ihnen durchs das Messer abgeschabt und entfernt, oder bis auf die gesunden Theile mit dem glühenden Eisen cauterisirt werden, zu deren weitern Verband, bis zur völligen Heilung, das angegebene balsamische Wundwasser, oder ein Gemisch aus gleichen Theilen Terpenthinöhl und Myrhen- oder Aloe-Essenz, am schicklichsten ist.

Mit diesem Verfahren bin ich immer so glücklich gewesen, die Maul- und Klauenseuche zu heilen, die letztere auch in jenem allerdings schwer zu heilenden Zustande, wo sie sehr veraltet und in der Heerde einheimisch geworden war, nur daß in diesem Falle eine längere Zeit erfordert wurde.

Bei meinem Aufenthalte in Frankreich sahe ich die Klauenseuche von französischen Thierärzten mit dem bekannten Unguentum album camphoratum behandeln; da sie aber zuvor den Gebrauch des Messers nicht gehörig kannten, oder nicht gehörig und gründlich anwandten, auch auf die Reinigung der Geschwüre und der Entfernung des sich anklebenden Eiters so wenig hielten, die kranken Thiere nicht von den gesunden trennten, und eben so wenig Reinigung der Ställe anordneten, so konnte auch die Cur mit diesem Mittel nicht gründlich seyn, und die Seuche dauerte bei dieser Behandlung in den Heerden fort.

Uebrigens muß ich noch erinnern, daß ich weder den Genuß des Fleisches, noch der Milch bei der Maulseuche, und noch weniger bei der Klauenseuche schädlich gefunden habe.

Zusatz. Was die Erfahrungen der vorhergehenden Abhandlungen aussprechen, wird auch in diesem Schreiben bestätiget, nämlich:

1) Die Maulseuche ist ein gutartiges, schnell verlaufendes Uebel, daß größtentheil von Mehlthau und Insekten, die sich über die Gräser verbreiten, entsteht, und bei dem es noch nicht ausgemacht ist, ob es nicht vielmehr nur ein örtliches Leiden des Rachens, erzeugt durch die örtliche Berührung des ungesunden Futters dieses Theils, als ein allgemeines Fieber sey, das sich durch eine Ablagerung des Krankheitsstoffes in dem Rachen entscheide. Wenigstens erfolgt die Heilung dieses Uebels durch die bloße Anwendung äußerlicher Mittel, und der Genuß des Fleisches, wie der Milch ist

der Gesundheit des Menschen nicht nachtheilig. Die Ansteckung erfolgt nur bei der unmittelbaren Berührung der kranken Theile.

2) Die Klauenseuche ist ebenfalls nur ein örtliches, durch äußerliche Einflüsse erzeugtes Leiden der Klauen, kann aber den Theilen gleichsam zur Gewohnheit werden, veralten, und durch Ansteckung, die ebenfalls auch nur durch unmittelbare Ueberlretungen des Eiters in eine gesunde Klaue erfolgt, sich der ganzen Heerde mittheilen und so im Einzelnen, wie im Ganzen die nachtheiligsten Folgen herbeiführen.

Die Heilung dieser Krankheit besteht vorzüglich in der Entfernung aller abgestorbenen, losgetrennten, verarteten und angegangenen Theile durch das Messer, also in der operativen Hülfe, die mit gehöriger Sachkenntniß und Gründlichkeit ausgeführt werden muß, und wobei man darauf zu sehen hat, daß mehr zu viel — also auch von den gesunden Theilen noch Etwas — hinweggenommen werde, als daß — und wäre es nur der geringste Theil und selbst nur angehangener Eiter, Jauche und ausgeschwitzter kranker Schleim — zurückbleibt. Der Verband muß dann aus reinigenden, heilenden und austrocknenden Mitteln bestehen, zu welchen sich der Essig, das Goulardische Wasser, das Seifenwasser, das blaue Wasser, das Thedensche Wundwasser, eine Auflösung des Schwell- oder Wundersteins, das ätzende Sublimatwasser, so wie zum Einstreupulver der blaue Vitriol, der Grünspan, der Alaun, der rothe Präcipitat rc. am meisten empfehlen.

Zu der Heilung gehören keine innerlichen Mittel, wohl aber eine sorgsame Pflege, gesunde und reichliche Nahrung, Trennung der Kranken von den Gesunden und die sorgfältigste Reinigung der Ställe; übrigens ist der Genuß des Fleisches und der Milch nicht schädlich. G. v. Tenneker.

2. Ueber das Maul- und Klauenweh der Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine.

Ein Fragment aus dem Krankenjournal des Thierarztes Meister in Bautzen *).

Ueber das Maulweh.

Dieses, das Rind vorzüglich ergreifende Leiden, bestehet in einem blasigen Ausschlag, welcher sich an der Zunge, dem Gaumen und Zahnfleische zu erkennen gibt, und sich sofort durch Ansteckung verbreitet. Der ausfließende Geifer, damit besudeltes Futter, und andere bei Kranken gebrauchte Geschirre, können, in die Nähe oder in Berührung mit den Gesunden gebracht, diese Krankheit erzeugen. Weiter fort schreitet sie nur immer durch die Zunächststehenden.

Ursachen.

Unbestimmt sind bis jetzt noch die Ursachen, sowohl des Maulwehes als der Klauenseuche; nach meiner Ansicht haben Witterungseinflüsse das meiste gethan. Dieses sind ein feuchtes kaltes Frühlings- und Sommer-Wetter, wodurch die Gräser fett und sauer geworden sind. Noch mehr aber verdorben worden sind sie durch den unendlichen Mehlthau (Insectenbrut), den man auf allen Früchten häufig antrift.

Zufälle.

Dieses Leiden vom Anfange zu betrachten, hatte ich nie Gelegenheit, meistens waren schon etliche Tage verflossen, ich fand daher die Krankheit entweder schon auf der Höhe, oder im Zunehmen. Die Symptome waren folgende: trauriger Stand, gesenkter Kopf, geröthete Augen, die Wärme am ganzen Kopf erhöhet, beschwerliches Aufnehmen und Kauen des Futters, besonders des Rauchfutters, großer Durst, trockene Haut, borstiges Haar, das Flozmaul trocken und heiß, Hitze im Maule und beim Eröffnen steigt ein Dunst aus demselben. So wie das Uebel zunimmt, wird das Maul von zähem, schäumendem Geifer angefüllt, welcher aus dem Munde in langen Fäden ausfließt und nun bemerkt man, bei genauer Untersuchung, an dem Gaumen, dem Zahnfleische, der Zunge, gelbliche mehr oder weniger große Blasen, die mit einer gelblichen brennenden Flüssigkeit angefüllt sind, die beim Zerplatzen ausfließt. Es bilden sich Schorfe, unter denen die Jauche weiter frißt, so, daß ganze Stücken der Haut sich abschälen; sie versagen das Futter nun ganz, die Milchabsonderung vermindert sich, oder hört ganz auf, sichtbar fallen sie ab, und öfters können sie auch das vorgesetzte Getränk nicht mehr aufnehmen.

Verlauf.

Der Verlauf ist von 4 — 8 Tagen; bisweilen sehen sie 2 — 4 Tage ganz mit dem Fressen aus, andere nehmen schon den andern Tag wieder Nahrung auf.

*) Der Verfasser, ebenfalls auch ein Schüler der Dresdner Thierarzneischule, war im vergangenen Sommer (1820) auch zu der Untersuchung und Behandlung dieser Krankheiten in einige Gegenden des Königreichs Sachsens beordert.
von Tenneker.

Vorhersagung.

Die Vorhersagung ist fast immer günstig zu stellen, und nur bei außerordentlichen Zufällen oder großer Vernachlässigung ließe sich ein übler Ausgang erwarten; längstens sind die Thiere mit 8 bis 12 Tagen im Maule wieder gesund.

Heilung.

Sehr einfach ist die Heilung des Maulwehes und nur örtliche Mittel anzuwenden nothwendig. Man reiniget dem Thiere den Mund mit Salz und Essig, löset damit die Schorfe los und reibt so lange fort, bis die kranken Theile ein belebteres Ansehen bekommen, sodann werden sie mit Honig, Holzasche, Mehl und Wasser, welches zur Schlecke gemacht wird, ausgepinselt, oft aber ist Leinöhl, Baumöhl, selbst Stänker, schon hinreichend. Gut ist es, den Thieren öfters Wasser vorzuhalten, um sich nur den Mund ausspühlen zu können. Nehmen sie wieder Etwas auf, so ist mit einer guten Nahrung die Krankheit beendet.

Polizeiliche Masregeln.

In polizeilicher Hinsicht ist es, der Vorsicht wegen nothwendig, das Austreiben des kranken Viehes zu verbieten, die Gesunden recht bald von den Kranken zu entfernen und die Gefäße der Kranken nicht zu den Gesunden zu bringen.

Ueber die Klauenseuche.

Gleichen Ursprungs und mit dem Maulweh verbunden herrscht jetzt die Klauenseuche unter den Schafen, Schweinen und Rindern. Ihr Wesen besteht in einer Reizung der Klauen, wodurch Entzündung derselben und ihre Folgen entstehen.

Ursachen.

Als Ursachen gelten alle jene des Maulwehes; noch kommen hierzu: Unreinlichkeit, starkes Treiben und Jagen auf hartem Boden, steinigten Wegen u. s. w.

Zufälle.

Die Thiere werden unruhig, legen sich und stehen wieder auf, dauern nicht lange auf den Füßen, weßhalb sie sich neuerdings niederlegen; stehen sie, so heben sie die Füße einzeln in die Höhe, schmeißen mit den hintern unter den Bauch und können nicht auf hartem Boden stehen; im Gehen lahmen sie, und sind nur mit Mühe aus dem Stalle zu bringen; im Liegen ziehen sie die Füße unter den Bauch; sie ruhen nur gleichsam mit in die Höhe gerichtetem Kopf, die Klauen werden heiß, oberhalb der Krone schwellen sie und die Haut an diesen Stellen bis nach dem Fessel ist trocken und stark geröthet; beim Befühlen zeigen sie starke Schmerzen; im Verlauf bilden sich Bläschen, welche eine Feuchtigkeit, dem Strahlgeschwür beim Pferde ähnlich, aussickern. Diese Feuchtigkeit senkt sich zwischen die hornigten Theile, trennt diese los und verursacht bedeutende Geschwüre; nach rückwärts an dem Ballen und zwischen dem Klauenspalt trennen sich ganze Theile los, unter denen die Jauche gestockt hat und bei welchen, wenn sie abgenommen werden, die Jauche ausfließt. Je weniger auf diese Theile Rücksicht genommen wird, desto schlimmer und gefährlicher wird das Uebel, so, daß oft der ganze Hornschuh abgenommen werden muß, oder mit der Zeit selbst abfällt.

In diesem Zustande können die Thiere sich gar nicht auf den Beinen erhalten, liegen beständig, und nur mit Gewalt und großer Anstrengung können sie sich Augenblicke lang stehend erhalten.

Verlauf.

Der Verlauf dauert, je nachdem das Uebel im Beginnen erkannt und behandelt, oder vernachlässiget wird, von 6 Tagen bis 3 und 4 Wochen.

Vorhersagung.

Die Vorhersagung richtet sich nach dem Grade und ist deshalb nicht immer günstig zu stellen. Sich selbst überlassen, kann sie die traurigsten Ausgänge nehmen; bei guter Wartung und Pflege und einer guten Behandlung erfolgt oft schon den 5ten bis 8ten und 9ten Tag die Genesung.

Heilung.

So wie der Verlauf und die Vorhersagung, so richtet sich auch die Heilung nach dem Grade des Uebels. Im Anfange, wo noch keine Zerstörung vorhanden ist, sind Lehmeinschläge, mit Essig vermischt, oder das Stellen der Thiere ins kalte Wasser, schon hinreichend; wo aber schon Bläschen und mit ihnen fauligte Flüssigkeit vorhanden ist, müssen, nebst öfterm Reinigen, austrocknende Mittel angewendet werden. Häufig ist von den Landleuten deshalb Stänker eingeschmiert worden, ist dies nicht hinreichend gewesen, so ist von einigen das Hirschhornöhl angewandt worden.

Nach vorgeschriebener Anordnung soll in diesen Fällen die Salzsäure, mit Wasser verdünnt, angewandt werden, wo aber große Theile sich loslösen, müssen dieselben entfernt, die wunden Stellen mit blauem Vitriol bestreut und verbunden werden. Dieser Verband wird nach 3 Tagen erneuert und nach Umständen die verdünnte Salzsäure angewandt, oder, wo noch Theile

abgetrennt sind, dieselben abgenommen und mit blauem Vitriol verbunden.

Innerlich hat man nicht nöthig etwas zu reichen; gute und hinlängliche Nahrung, trockene Streu und öfteres Reinigen der Klauen tragen das Meiste zur Heilung bei.

Polizeiliche Maßregeln.

Da die Thiere hier vorzüglich durch den Weidegang am meisten der Ansteckung ausgesetzt sind, so ist, in polizeilicher Hinsicht, alles das anzuwenden, was bei dem Maulweh gesagt wurde.

Zusatz. Am Schlusse dieser Sammlungen von Beobachtungen und Erfahrungen über die Erkenntniß und Heilung der Maul- und Klauenseuche, lassen sich auch bloße Fragmente als Actenstücke über diese Krankheiten aufnehmen, da durch die vorhergehenden Abhandlungen das Wesen und die Behandlung dieser Uebel schon deutlich genug gemacht worden ist, daß selbst auch Bruchstücke darüber verständlich werden und auch als solche einen Nutzen — und wäre es nur zur Bestätigung des Gesagten, gleichsam als aufgenommenes Zeugenverhör — nützlich werden können.

Uebrigens muß man es einem jungen Mann, der als angehender Thierarzt so eben die Schule verläßt, nicht als Fehler anrechnen, wenn er auf seine Lehrbücher noch mehr, als auf die Natur, hört, und in der Darstellung der praktischen Erkenntniß und Behandlung noch so fremd ist, als wie der angehende Zeichner, der bis jetzt nur nach Copien, aber noch nicht nach der Natur selbst zeichnete.

E. v. Tenneker.

159. Debatten. Feldbau.

Ueber frühere und spätere Reife des Getreides.

In der Wiener Zeitung vom 18. August 1820 kommt folgender Artikel vor, der Manchen irre führen kann, und daher berichtiget zu werden verdient. Es heißt darinnen:

„Herr Cadet de Vaux macht eine Entdeckung des Herrn Salles bekannt, daß es ein besonderer Vortheil sey, das Getreide zu schneiden, ehe es ganz reif ist. Wenn man es 8 Tage vor der gewöhnlichen Zeit schneide, so sey es der gewöhnlichen Gefahr nicht ausgesetzt; werde voller, größer, und bekomme den Wurm nicht."

„Der Augenblick zu erndten sey am besten, wenn das zwischen den Fingern gedrückte Korn wie Taig aussehe, oder wie das Weiche des aus dem Ofen gekommenen Brodes, wenn man es zerdrückt."

„Es gebe nämlich zwey Zeiten der Reife: die Reife, die das Wachsthum, und die Reife, welche die Zeit bewirkt."

„Herr Salles behauptet, daß das auf seine Art gewonnene Mehl substanziöser und gesünder sey, als das vom Getreide, welches man zu lange auf dem Halm läßt!! Er beruft sich auf den berühmten englischen Landwirth Cooke, welcher schon lange diese Grundsätze befolge." —

Nach meinen Erfahrungen sind diese vorgegebenen Vortheile alle nur täuschend und ungegründet.

Die erste Behauptung, daß ein unreifes Korn voller, auch größer werde, und den Wurm nicht bekäme, ist so falsch, daß sie keiner Widerlegung würdig ist; indem sie in offenbarem Widerspruche mit der gewöhnlichen Ordnung der Natur stehet. Wenn man das Getreide in unreifem Zustande erndtet, nämlich, wenn sich das Getreide nach Herrn Salles Vorschlag zwischen den Fingern so leicht zerdrückt, wie das Weiche des aus dem Ofen gekommenen Brodes, und das zwischen den Fingern zerdrückte Korn wie Taig aussieht; so haben sich in diesem Falle die verschiedenen Bestandstoffe der Mehlarten noch nicht gehörig consolidirt, die durch das verschiedene Verhältniß des Stärkemehls, des Schleimzuckers und des Klebers begründet werden müssen.

Jedem erfahrenen Landwirth, jedem Müller und Bäcker ist bekannt, daß ein so zu verarbeitendes Mehl in der Anwendung wegen Mangel des Kleber unhaltbar ist und zerrinnt; weil die Bestandstoffe des Klebers, nämlich der Kohlen-, Wasser-, Sauer-, Phosphor- und Stickstoff nicht gehörig in Kleber übergehen könnten; und da Letzterer den vorzüglichst nährenden Theil der Cerealien ausmacht: so schadet sich der Landwirth, von dieser Seite beleuchtet, durch dieses Verfahren in demselben Verhältniß an der Qualität seiner Produkte, als er die nöthige Ausbildung des Klebers dadurch verhindert. Was aber die größere Menge der gewonnen werden sollenden Körner anbelanget, wovon das Aus-

fallen durch die frühere Erndte verhindert wird, so dürfte sich solche wohl bloß bis auf die Zahl der zusammengeschrumpften, aber keineswegs auf das Maß und Gewicht der Körner erstrecken, welche in gehöriger Reife von eben demselben Felde gewonnen werden können.

Endlich heißt es, es gebe zwey Zeiten der Reife: diejenige, welche das Wachsthum, und diejenige, welche die Zeit bewirkt.

Vermuthlich versteht Herr Salles doch unter der erstern die Wachsthumsstillstandsperiode der Fruchtkörner, bis sie ihre äußere Vollendung erreicht, und unter der andern, welche durch die Zeit bis zur völligen Reife derselben bewirket wird, die innere Vollendung derselben?

Die Erndte nach des Herrn Salles Vorschlag nach der erstern zu bestimmen, ist nach meinen Ansichten und angeführten Gründen verwerflich; sie aber bis zur vollständigen Reife verschieben zu wollen, wegen dem Ausfallen der überreifen Körner im Großen zu gefährlich.

Man beobachte daher nach meinen Erfahrungen jenen Zeitpunkt genau, wann durch die Zeitigung des Strohes, welches sich durch seine gelbe Farbe zu erkennen gibt, die Cirkulazion der Säfte zwischen den Aehren und den Wurzeln gehemmt und unterbrochen wird, und die Körner zugleich einen mehr festen als weichen Charakter angenommen haben. Ist dieser Zeitpunkt vorhanden, und weiß man ihn — was nicht schwer ist — glücklich zu beobachten und zu benützen: so kann man versichert seyn, keinen Mißgriff zu machen; indem die Natur nun die Vollendung ihrer Reife vollbracht hat, und jetzt nur aus einem längern Verzug der Erndte Schaden entspringen kann.

Theresienfeld bei W. Neustadt im November 1820.

Petri.

160. Futterwirthschaft.

Verhältniß verschiedener Fütterungsmittel zum Heu, in Absicht auf Nahrhaftigkeit bei Schafen.

Nach Herrn v. Raumers Versuch, welcher sie (noch neben 272 Pfund Breslauer Heu) 4 Monate lang bei 2 Hammeln anwendete. Er gab Kartoffeln mit Salz 944 Pfund, ohne Salz 939, Runkelrüben 946, Erbsen 435, Waizen 428, Roggen mit Salz 422, Roggen ohne Salz 419, Roggenschrot naß 418, Gerste 441, Hafer 441, Buchwaizen 455; Heu gutes 688 (in Allem aber mit jenen 273 Pf., die sich noch als Zugabe bei allen diesen Fütterungsarten verstehen, 960) Heu (bloß mit Stroh) 272, Branntweinspühlicht mit 757 Pf. Stroh, 530 Bresl. Quart.

Diese Futter-Quanta auf gleiche Quantität von 1000 Pf. reducirt, gaben nach der 4monatlichen Erfahrung folgende Unterschiede im

	Zuwachs und Erzeugung: an lebendem Gewicht	Wolle		Talg	
	Pf.	Pf.	Loth.	Pf.	Loth.
1000 Pfund Kartoffeln mit Salz	46,61	6	17,74	12	11,12
— — — ohne Salz	44,19	6	16,73	10	29,30
— — Runkelrüben	38,58	5	7,54	6	10,95
— — Erbsen	134,48	14	22,31	41	12,13
— — Waizen	155,37	13	27,92	59	18,54
— — Roggen mit Salz	90,04	13	29,49	35	22,18
— — Roggen ohne Salz	133,65	12	21,72	43	17,79
— — Roggenschrot naß	129,18	13	2,66	17	15,80
— — Gerste	136,05	11	13,07	60	2,90
— — Hafer	146,25	9	24,81	42	16,54
— — Buchwaizen	120,87	10	9,67	33	16,52
— — Heu, gutes mehr	58,86	7	21,63	12	28,79
— — — mit viel Stroh ohne anderes Futter	31, 2	15	16	6	22
— Quart Branntwein-Spühlicht mit 1428 Pf. Stroh	35,84	6	2,33	4	

Nichts stellt sich in diesen Versuchen entschieden vortheilhafter dar, als die **Kartoffeln**, wenn man auf ihren Produktions- und Markt-Preis Rücksicht nimmt. Doch besonders auffallend ist ihr Einfluß auf die Wollerzeugung. Es erzeugen z. B.

116 Pf. Kartoffeln, so viel Wolle als 100 Pf. Heu,
149 — — — — — — — — Hafer,
224 — — — — — — — — Erbs.,
u. s. w.

Ihre Wirkung auf Fleisch und Talg ist nicht geringer und ihr Werth in der Mastung stellt sich auf eine überschwengliche Weise dar. Wenn (beide Versuche mit und ohne Salz zusammen genommen) 1000 Pf. Kartoffl. gaben 6½ Pf. Wolle, à 1 Rthl. 6 Rthl. 12 Gr.—Pf.
Talg 11½ Pf. à 3 Gr. . . . 1 — 10 — 6 —
Fleisch nach Abzug der Wolle und des Talgs, in Verhältniß des lebenden Gewichts à 2 Gr. . 2 — — —
so wurden 100 Pf. oder 10 berlin. Scheffel benutzt zu . . . 9 — 22 — 6 —
wovon für 272 breslauer Pfund Heu oder 2 berliner Zentner höchstens abzuziehen, 1 Rthl. 8 Gr., so daß der Scheffel Kartoffeln auf 23 Gr. benutzt wurde; wenn wir das Roggenstroh, was sie in bedeutender Menge consummirten, für den Mist rechnen.

Wenn wir alle die anderen Fütterungsmittel, die Runkelrüben ausgenommen, auf ihren Produktions- und Marktpreis reduciren, so zeigt sich keins, welches den **Kartoffeln** in ökonomischer Rücksicht irgend gleich zu setzen wäre.

Das Heu bewährt sich, als Mastfutter über das gewöhnliche Quantum gegeben, nicht sonderlich. Wenn aber das Heu in seiner gewöhnlichen Ration zu 1 berliner Pfund neben reichlichem Strohe gegeben ward, so bezahlte es sich im Wollertrage gut; falls man die stärkere Stroh-Consumtion im Durchschnitt 1 Pfund täglich mehr als bey der Kartoffel-Fütterung gegen den Dünger hiervon aufrechnen will.

Das **Branntweinspülicht** erforderte eine sehr starke Stroh-Consumtion. Es kommt darauf an, wie man dieß berechnen will, um die Benutzung des Spülichts selbst auszumitteln.

Wenn man bei einer nicht auf Mastung, sondern auf gute Durchwinterung abzweckenden Fütterung die Hälfte, allenfalls auch ⅓ des Heues mit anderem nahrhaften Futter mischt, so wird wahrscheinlich der Erfolg am besten seyn.

Nach den Resultaten der **Raumer**'schen Versuche werden 1000 Pfund Heu (= 9 Ctr.), wenn wir die Wirkung des Heues nach seinem Versuche Nr. 13 annehmen, hinsichtlich der Körperzunahme, ersetzt durch

1270 Pfund Kartoffeln,
1525 — Runkelrüben,
437 — Erbsen,
378 — Waizen,
653 — Roggen mit Salz,
440 — Roggen ohne Salz,

(dagegen wirkte der Roggen mit Salz stärker auf das Wollgewicht. Der Versuch ist aber aus den vom Herrn v. R. selbst angegebenen Gründen wohl nicht entscheidend).

243 Pfund Gerste,
402 — Hafer.

(auf Wolle wirkte aber die Gerste stärker, desgleichen auf Talg).

486 Pfund Buchwaizen,
(mit Weglassung der Brüche).

Dieses kommt ziemlich den nach dem Gros der Beobachtungen von uns angenommenen Sätzen gleich. Nur fällt, wie gesagt, der Versuch für die Kartoffeln noch vortheilhafter aus, als wir es früher, in der That, um den Schein einer Vorliebe für selbige zu vermeiden, annahmen.

Je verschiedenartiger das Surrogat ist, womit ein Theil des Heues ersetzt wird, desto vortheilhafter wird wahrscheinlich der Erfolg seyn; jedoch unter der Bedingung, daß ordentlich dabei verfahren, und der Uebergang von einem zum andern allmählig gemacht werde. *)

Urtheil des Herrn Staatsrath **Thaer**.

*) Möglinsche Annalen VII. 1. 1821. S. 78 — 83.

161. Anfrage.

Wirkung des Mergels.

Kann die Agrikulturchemie nach Theorie und Erfahrungen mit folgenden Sätzen zufrieden seyn, die in der **Landwirthschaftlichen Zeitung** Nro. 2. 1822 vorkommen? 1. Es gibt nur eine Mergelart. 2. Er wirkt vornemlich dadurch, daß er die durch den Sauerstoff der Atmosphäre übersäuerte Ackererde wieder entsäuert und dadurch ihre bisherige Unfruchtbarkeit aufhebt. 3. Verminderung des Sauerstoffs ist die wahre Ursache von der vermehrten Fruchtbarkeit des Bodens.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Juni. —— Nr. 44. —— 1822.

162. Schafzucht.

1.

Sterblichkeit unter den Schafen Ende 1819 und Anfangs 1820 in Frankreich.

(Aus einem Berichte des Baron von Thosse an den Minister des Innern).

Die Sterblichkeit war groß und das Vorurtheil allgemein, die Ursache darinnen zu suchen, daß man zu ängstlich für steten Luftzug gesorgt, was Baron von Thosse mit Recht bestreitet.

Zugluft taugt niemals, weder für Schafe noch andere Hausthiere, weder im Winter, noch Sommer. Catharrhe und Brustkrankheiten entstehen davon. Aber frische Luft ist nöthig. Daher muß für öftern Wechsel gesorgt werden, aber nicht durch Zug, sondern durch hinlängliche breite Oeffnungen, damit sich mittelst derselben die äußere und innere Luft möglichst ins Gleichgewicht setzen könne, was man besonders dann zu befördern suchen muß, wenn die Thiere nicht im Stall sind. Daher sind breite Thore und Fensteröffnungen zu empfehlen.

Schwachen, schlecht gefütterten und gepflegten Thieren wird die Winterkälte nachtheilig, welche starke, kräftige, gutgenährte Thiere hingegen recht gut aushalten.

Die wahre Ursache der oben erwähnten Sterblichkeit ist in der schlechten Pflege, Nahrung, oder eigentlich im Mangel an Futter zu suchen.

Baron von Thosse beschreibt sein Verfahren, wodurch er seine Thiere rettete, während die Sterblichkeit um ihn herum allgemein war, folgendermaßen:

„Ich bringe in meine Schäfereien, durch correspondirende Fensteröffnungen von beiden gegenüber stehenden Mauern, möglichst viel Licht. Sie sind durch eiserne Gitter verwahrt, deren Stäbe so eng beisammen stehen, daß der Wolf nicht eindringen kann. Brennt die Sonne zu heftig, oder geht der Wind zu stark; so schützen einige Bund Stroh vor Beiden, das nur weggenommen werden darf, um frischen Luftwechsel zu schaffen und die Streu auszutrocknen."

„Die Mütter und Lämmer waren bei der einen Heerde, die Widder und Hammel bei der andern. Beide waren bis Anfangs Winters im besten Zustande. Sie wurden alle Tage ausgetrieben, mehr der Bewegung, als der Weide wegen, da die Reife schon Alles zerstört hatten. So gut beide gefüttert wurden, so ersetzt doch Hausfutter nie das Weidefutter. Nah und fern starben die Schafe um mich her. Bei mir war noch kein Stück gefallen, aber ich bemerkte, daß die ältesten, trächtigen Mütter, die bald lammen wollten, traurig wurden, und die übrigen nicht so munter waren, wie sonst. Jetzt war ich im Ernst besorgt, und beschloß das Futter zu ändern und so einrichten zu müssen, daß es magenstärkend, säuerlich und doch zugleich nahrhaft wäre. Ich ließ aus Gersten- und Hafer-Schrot einen Absud machen, mischte ihn mit einigen Flaschen gekochtem Wein, that etwas Salz hinzu und gab es den Schafen warm in kleinen Trögen einmal des Tages."

„Sie drängten sich zu dieser Nahrung mit solcher Begierde, daß man sie in mehrere Haufen absondern mußte, damit sie die Tröge nicht umwarfen."

„Auf 200 Stück verlor ich nur 8—10 Stück alte Mütter. Die Unkosten für Gerste und Hafer waren 40 Franken, für 130 Flaschen Wein 15 Fr. Nach eini-

gen Tagen waren meine Schafe wieder munter wie zuvor."

Zuverlässig ist schlechtes Futter von zu nassem Boden und allzuwäßrigem Grase, oder Mangel an Futter, oder zu schlechtes Stroh die Hauptursache, wenn das Sterben unter den Schafen einreißt.

(Annales de l'agriculture franç. par Tessier et du Bosc. 31. Juillet 1821)

2.

Debatten. Aus Oesterreich.

Februar 1822.

Nicht leicht konnte sich, meinem geringen Ermessen zufolge, für die wesentliche Aufnahme und Verbreitung der constanten Wollveredlung in der Oesterreichischen Monarchie etwas mehr Vortheilendes ergeben, als der Entschluß, welchen Freyherr v. Ehrenfels in der kurzen Druckschrift unter dem Titel: Ueber das Elektoral-Schaf und die Elektoral-Wolle, dem Schafzüchter-Publikum bekannt machte.

Nicht nur jeder, der Elektoral-Wolle zum Zweck seiner Bemühungen wählte, will wissen, wo er auf kürzestem, aber auch bequemstem Wege solche Veredler antreffen wird; sondern die Nähe des Locals, nebst dem großherzigen Antrage, Wartung, Futter, Stallung auch denen anzubieten, welche allenfalls veredlungsfähige Widder zu der jedes Jahr am 1. May*) abzuhaltenden Lizitation aufstellen, sind um so ersprießlicher, als hiedurch der erste Schritt gethan ist, um die edle Absicht der k. k. Landwirthschaft-Gesellschaft in Wien, in Betreff der Aufstellung verschiedener in Oesterreich gezogenen Nutzthiere, zu realisiren.

Von einem so aufgeklärten, immer mit gleichem regen Eifer fortwirkenden Manne, der nicht selten als Stifter der höhern Schafzucht benannt, ein immer verehrtes Mitglied mehrerer ökonomischen Gesellschaften gepriesen wird, konnte man erwarten, daß er diesem gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, seine vortheilhafte Localität benutzend, um so mehr die Hände bieten würde, da er zugleich seinen, in seinem prächtigen Schafstamm befindlichen, Schatz Jedem, der in diesem Fach ernstlich und eifrig fortarbeitet, in offenbarer Gelegenheit darbietet.

Bei dieser meiner gegründeten Hochachtung und gebührenden Würdigung seines neuen Verdienstes um die Wollveredlung, möge es mir doch auch gegönnt seyn, in den Oekonomischen Neuigkeiten, in welche diese Schrift in extenso eingerückt ist, und in welchen, wie bevor, noch ein Platz für Debatten offen seyn dürfte, einige in mir entstandene Bemerkungen niederzulegen, besonders da selbe weder Mann, noch Waare, sondern einzelne Grundsätze, oder naturhistorische Axiome, welche aufgestellt sind, nach mehrseitiger Ansicht beleuchten sollen.

Der edle Freyherr sagt S. 12: Familien-Verhältnisse hätten aus der Rochsburger Heerde das Originellste, das Beste, und zur vorgreifenden Auswahl in großen Massen die Gelegenheit verschafft. S. 17 sagt er: Schon in den unmittelbaren Viehtransporten Rochsburg bemerkte ich dreyerlei Arten Wolle, eine gezwirnte, eine ganz glatte, und eine gewässerte, das Mittelding zwischen glatt und gezwirnt.

Das Schafzüchter-Publikum, welches durch die herrlichen Oekonomischen Neuigkeiten zu einer schwer zu befriedigenden Tendenz des Nach- und Reindenkens gewöhnt worden, ja über manche Erfahrungen schon mit Gewißheit abgesprochen hat, wünscht, daß der edle Freyherr mit seiner Offenheit folgende Erkundigungen beantworten möge.

a) Hat der Freyherr diese dreierlei Wollgattungen geflissentlich gewählt? Ob in der Absicht, sie einzeln in eigenen Stämmen als vollkommene Wollthiere fortzupflanzen? Oder schon in der Absicht, sie zu kreuzen?

b) Sind diese Verschiedenheiten dem edlen Besitzer Rochsburgs entgangen? Hat er, da ihn die lebendige Ueberzeugung von dem Werthe reiner geregelten Innzucht belebte, diese drey Arten in

*) Da der Brünner Verein schon mehrere Jahre den 1. Montag des Monats May zu seinen vielfältigen Arbeiten und dem zahlreichen Besuch fremder Wißbegierigen bestimmt hat, so würde für die Sache selbst, wie für Jene, welche an der Sache Interesse nehmen, angenehmer und gedeihlicher seyn, wenn die Aufstellung in Maidling eine Woche früher oder später abgehalten würde.

Stämmen rein erhalten? Oder sind es unwillkürlich eingetretene Varietäten, welche in der Folge sich constant auszubilden strebten?

c) Da zu Ende S. 18 und Anfang S. 19 klar gesagt wird, daß aus der nicht individuellen Paarung, sondern wo bei wirklichen Paaren das gezwirnte und das glatte zusammen traf, (also durch Ungefähr oder Instinkt) das goldene Mittelding entstand; so frägt sich es natürlich und nothwendig, ob sowohl in Rochsburg, als bei dem edlen Freyherrn binnen dem halben Jahrhundert seit Anno 1765 keine Probe gemacht worden ist, um Thiere mit der gewässerten Wolle unter sich zu paaren, und auf diese Weise dieß goldene Mittelding constant zu machen? Wenn es geschehen, welche Vortheile, oder welche Nachtheile bemerkte man bei dieser Reinhaltung des schon gemischten Blutes?

Man wird einsehen, daß, indem diese Fragen gestellt werden, es um jene Grundsätze zu thun ist, welche ein jeder Verein bis zur Evidenz bringen muß, wenn man eine Theorie, eine Wissenschaft ausbilden will.

Auch ist es nicht außer dem Bezirke dieser Fragen, sich zu erkundigen, welche Grundsätze in der Auswahl der Stammwidder befolgt wurden? Da der edle Freyherr von der Ueberbildung und Herabbildung so manche Erfahrungen gemacht hat, dürfte er wohl in Hinsicht einer richtigen Auswahl des Stammwidders, als ein scharfer Beobachter aller Gesetze, welche die Natur befolgt, manche Grundsätze angeben, wenigstens doch von den leicht zu betretenden Irrwegen abrathen können. Thaer sagt zwar, daß, wenn man bei der Auswahl der Widder bloß auf Feinheit der Wolle, mit Hintansetzung aller übrigen guten und nothwendigen Eigenschaften längere Zeit fortarbeitet, man nothwendig eine fladrige, gezwirnte, sich schraubenförmig zusammensetzende Wolle erhalte (also — daß man die Wolle überbilde). Auch die dem scharfen Beobachter sich oft verrathende Natur spricht sich deutlich aus, indem bei den Zwillingen allgemein, welche in den besten Race-Stämmen fallen, das männliche Lamm vor dem weiblichen in der Wolle eine entschiedene Männlichkeit, (um mit des Gr. Em. Festetits Worten mich ferners auszudrücken) vor hat, daß also gleichsam ein Fingerzeig gegeben ist, wie die Eigenschaften erhalten, hinauf oder herabgebildet werden können.

Nicht minder wichtig ist der Satz, ob itzt in Sachsen durch Wollvielheit oder Wollwenigkeit die Orginalität zu beurkunden sey? Wenn es bewiesen werden könnte, daß in den berühmtesten spanischen Cavagnen die Stammhalter nach ihrer Wollwenigkeit gewählt wurden, und deßwegen die Majorals, in der treuen Absicht, das Beste 1765 nach Sachsen zu schicken, nur Thiere mit großer Wollwenigkeit aussuchten, und diese nämlichen in Sachsen nur 1 bis 1½ Pfund rein gewaschene Wolle schoren, so möchte aber nur unter diesen Prämissen, die Behauptung gelten. Wie anders wäre es aber, wenn es so manchem Sachsen ergangen wäre, wie den Oesterreichischen Schafzüchtlern unter Marie Theresiens glorreicher Regierung, die durch die Wahl der nackt gebohrenen Widder die Wollwenigkeit, glatte, kahle Bäuche, und fladrige, weich anzufühlende Wolle an den Tag förderten, und der (gleichviel — gegründeten, oder nicht) Meinung mehr Gewicht verschafften, daß nämlich die Race-Thiere in anderem Klima ausarten müßten. Wenn nun diese nämlichen Sachsen, durch die öffentlichen Debatten des Brünner Schafzüchtlervereins aufmerksam gemacht, obwohl in ihrem eigenen Stamm bei der Auswahl der Widder die besseren, wenigstens die nützlicheren Regeln befolgten: sollte doch irgend woher neuerdings behauptet werden, daß mit der Verdichtung des Wollbestandes die Wolle ihre schätzbarsten Eigenschaften verlieren müsse, so müßten auch Thatsachen, welche noch täglich physisch und mathematisch bewiesen werden können, in Abrede gestellt werden. Ein gewiß schweres Thema.

Ich wünsche und hoffe, daß der edle Freyherr diese meine Zweifel bald lösen werde, welches bei seinem Eifer für die gute Sache der höheren Schafzucht sicher vermuthet werden kann, da bei der Pränumeration der in Meidling zu erzeugenden Lämmer den Pränumeranten die Wahl der Mütter und des Vaters gestattet wird; also zu wissen nothwendig wäre, ob nur glatte und zwirnartige Thiere vorhanden sind, deren Mischung dann der Lämmer Vollkommenheit bewirken wird. Oder aber auch Thiere mit dem beliebten gewässerten Wollcharakter vorhanden sind.

Was die Käufer der Widder anbelangt, welche S. 12 genannt werden, getraue ich mir, zu behaupten,

daß wohl manche schon dazumal fest glauben mochten, jedesmal, als sie hier oder dort kauften, das Edelste zu erhalten, aber ich glaube Niemanden zu beleidigen, wenn ich behaupte, daß dazumal vielleicht nicht einer den klaren Begriff des Edelsten, oder des Nützlichsten hatte, sondern sammt und sonders alle in jenen Fehler verfielen, welcher S. 15 zu Ende berührt ist, daß nämlich jene, die heute hier und morgen dort, wenn auch aus den edelsten Schäfereien Zuchtthiere kauften, jedes Jahr andere Wolle, andere Körper, keinen festen Stamm, keine Orginalität (und ich sage noch, keinen ausgeglichenen Charakter der Wolle, folglich eine minder werthe Waare) hatten. Dieß wird am stärksten durch den Brünner Schafzüchtlerverein und dessen Beschau-Kommission bewiesen. Es sind schon Jahre, daß die beflissensten Schafzüchtler ihre besten Thiere hin bringen, daß Männer, deren Intelligenz allgemein anerkannt ist, aus den Schafzüchtlern, Wollhändlern und Wollverarbeitenden gewählt sind, welche diese Musterthiere im nämlichen Locale und comparativ untersuchen, vergleichen, beurtheilen, ihre Bemerkungen austauschen, und demnach ihre Begriffe, wie ihre Sinne zur richtigen Aburtheilung geschickt machen konnten, und doch konnte dieser Verein es sich nicht erlauben, für einen Stamm das Wort — Edelste — auszusprechen.

A. S. B.

163. Viehkrankheiten.

Thierärztliche Krankengeschichten, oder: Beiträge für die specielle Therapie und Chirurgie der Thierarzneikunst.

Von S. v. Tenneker, königl. sächs. Major der Cavallerie, Commandant des Train-Bataillons, Oberpferdearzt und Lehrer an der königl. Thierarzneischule in Dresden, des königl. Sächsischen Civil-Verdienstes-Ordens-Ritter.

Bei gehörigen Vorkenntnissen ist gewiß nichts belehrender und unterrichtender für den angehenden und selbst auch für den schon gereiftern Thierarzt, als die Mittheilungen praktischer Fälle, denn, indem man sich die Erfahrungen Anderer aneignet, bereichert und vermehrt man seine eigenen Erfahrungen und schafft sich so aus den praktischen Kenntnissen Anderer einen eigenen Schatz von praktischer Wissenschaft und Geschicklichkeit, die immer das Haupterforderniß eines Thierarztes bleiben.

Daher das Klinikum, die Beobachtung und Behandlung der Kranken im Stalle selbst, gewiß den vorzüglichsten Unterricht junger Thierärzte mit ausmacht, auf welchen nicht genug gesehen werden kann. Denn Vieles läßt sich nicht auf den Kompendien, nicht auf den Hörsälen, nicht von den Professoren, sondern von und an den Thieren selbst lernen; daher eine zahlreiche Praxis, ein volles Krankenspital, mit zu den wichtigsten Erfordernissen einer Thierarzneischule gehört, vorzüglich für solche Schüler, die mehr durch Anschauung und Handanlegung, genug durch das Praktische der Thierarzneikunst selbst, als durch Theorien und gelehrte Demonstrationen, zu empirischen Thierärzten gebildet seyn wollen. Und so kann denn auch, wenigstens nach meiner Uiberzeugung, zu der fernern Ausbildung eines Thierarztes nichts mehr beitragen, als das Lesen und sich Aneignen von rein praktisch aufgezeichneten Krankheitsfällen, wodurch die Erfahrungen Anderer zu unserm Eigenthum werden.

Solch eine Sammlung von rein praktischen Erfahrungen in der Thierarzneikunst werden denn die folgenden Beiträge für die specielle Therapie und Chirurgie der Veterinär-Wissenschaft enthalten, die theils aus meiner eigenen vieljährigen Praxis, theils aus den Erfahrungen meiner thierärztlichen Freunde und Schüler gehoben sind, und die ich hier mit dem innigsten Wunsche, auch noch in meinen ältern Tagen der Thierarzneiwissenschaft nach allen meinen Kräften zu nutzen, dem sachkundigen Publiko zur nachsichtigen Beurtheilung vorlege.

Heilung einer Mastdarmzerreißung.

Von Böhme, Thierarzt in Dahlen bei Oschatz *).

Im Monate Mai dieses Jahres wurde ich in das Dorf Medewitz zu einer Kalbe gerufen, welche, nach der Aussage des Besitzers, einen geschwollenen After hatte.

*) Es gereicht mir zur Freude, den Verfasser dieser Abhandlung als einen meiner fleißigsten Schüler nennen zu können.
S. v. Tenneker.

Bei meinem Eintritt in den Stall fand ich das Thier liegend, den Hinterleib sehr aufgedunsen und sowohl die äußere Schaam, als die Oeffnung des Mastdarms und die ganze Umgegend bedeutend geschwollen. Auch war, nach Aussage des Besitzers, seit dem Eintritt dieses örtlichen Leidens, aller Appetit verschwunden und der Abgang der Excremente unterdrückt.

Auf Erkundigung nach der Ursache erfuhr ich von dem Besitzer, die Kalbe sey den Tag zuvor von dem Bullen auf der Weide besprungen worden und bei dem Act der Begattung, aus Mißverhältniß zu der Größe und Stärke des Saamenochsens, von diesem zu Boden gedrückt worden, so, daß sie auch nicht wieder habe aufstehen und nur auf einer Schleife von der Weide in den Stall gebracht werden können.

Ich untersuchte nun den Mastdarm und die Mutterscheide und fand in dem erstern auf der untern Fläche einen 4 bis 5 Zoll langen Einriß, so, daß man bequem mit der Hand durchgreifen konnte, in der letztern aber, in der Gebärmutter, fand ich weiter nichts als eine etwas vermehrte Wärme.

Aus dem Hergang der Sache ließ sich mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sich der Bullen, bei der völligen Erection des männlichen Gliedes, in der Begattungshitze verfahren, und da die schwache Kalbe während dem unter der Last des Saamenochsens zu Boden sank, anstatt in die Mutterscheide in den Mastdarm, und dieß noch dazu in einer schiefen Richtung, gekommen war und so die Zerreißung desselben bewirkt hatte.

Da es unmöglich war, hier eine Nath anzubringen, so blieb mir weiter nichts übrig, als die Entzündung durch Einspritzung eines lauwarmen Decocts von erweichenden und zertheilenden Kräutern zu mindern und die Wunde zu reinigen, alles Uebrige aber der Natur allein zu überlassen.

Außerdem machte ich einen Aderlaß von 2 Pfund Blut, und gab innerlich 3 Tage hintereinander jedesmal Früh, Mittags und Abends 2 Unzen Pulvis temperans *) mit Mehl und Wasser, so viel als genug ist, zu Bissen gemacht, nach welcher Behandlung sich das allgemeine Fieber verlor, der Mist locker abgesetzt wurde, und der Appetit, so wie das Wiederkäuen sich wieder einstellte.

Zu gleicher Zeit gab ich von Zeit zu Zeit Klystiere von einem Decoct der Althe und Königskerzen, mit Leinöhl geschwängert, um den Abgang des Mistes zu befördern, wobei ich jedoch sehr behutsam und vorsichtig zu Werke ging, damit ich mit der Canille nicht die wunde Stelle des Darmes berührte.

Auch setzte ich nach dem Verlauf des allgemeinen Fiebers den innerlichen Gebrauch von täglich 2 bis 4 Unzen Glaubersalz noch einige Zeit fort, ließ dem Thiere nur weiche Nahrung, vorzüglich Mehl- und Leinkuchengetränke reichen, um alle Anhäufungen von Excrementen zu verhindern, und hatte die Freude, daß bei dieser wenigen Hülfe der Kunst die Natur in 14 Tagen bis 3 Wochen die Verletzung vollkommen geheilt hatte.

Die Schwäche und Ausdehnung der Gelenkbänder, des Kreutzes und des ganzen Hintertheils von der schweren Last des Bullens beseitigte ich durch Bähungen von einem Decoct aromatischer Kräuter und durch Einreibung von lauwarmem Branntweinspühlicht.

---

*) Das Pulvis temperans ist ein officineller Artikel unserer mit der Thierarzneischule verbundenen Roßapotheke, dessen Zusammensetzung folgende ist:

Man nehme:

Pulverisirten Anis,
— Fenchel, von jedem 4 Unzen,
— Süßholzwurzel,
— florentinische Veilchenwurzel, von jedem 8 Unzen,
— gereinigten Salpeter,
— Schwefelblumen, von jedem 1 Pfund,
— Glaubersalz und
— Weinsteinrahm, von jedem 2 Pfund, gemischt.

In allen den Fällen, wo ein rein antiphlogistisches (entzündungwiderstehendes) Verfahren angezeigt ist, schafft eine stärkere oder geringere Gabe dieses Mittels, das nach der Art, Gattung, Alter und Leibeskonstitution des Thieres und

Operation eines Nabelbruchs bei einem Stiere von 1½ Jahren.

Von Ebendemselben.

Im vorigen Jahre 1819, im Monat August, wurde ich zu einem 1½ jährigen Stiere gerufen, welcher, nach Aussage des Besitzers, eine bedeutende Geschwulst unter dem Bauche haben sollte. Bei der Untersuchung dieses Thieres fand ich aber, daß die vermeinte Geschwulst ein Nabelbruch war, und entschloß mich zu der Operation desselben, nach der von meinem Lehrer, dem Major v. Tenneker angegebenen Methode**). Nämlich in folgendem Verfahren:

Ich legte das Thier, nachdem es zuvor nichts gefressen hatte, auf eine Miststätte, die mit trockenem Stroh bedeckt war, auf den Rücken und zwar so, daß das Hintertheil tiefer, als das Vordertheil lag, manipulirte mit den Händen so lange, bis ich die in dem Bruchsacke befindlichen Därmer zurückgebracht und in die Hinterleibshöhle gedrängt hatte, sodann zog ich die darüber weggehende Haut scharf an und legte sie in eine länglichte Falte, die ich mit einer Klammer festhielt und nun an der Basis des Bruchsackes mit der Schusternath zusammennähete. Nachdem dieses geschehen war, ließ ich das Thier wieder aufspringen und hätte zu der Unterstützung dieser Nath gern noch eine Bandage angebracht, allein die Unruhe des Thieres ließ mich nicht daran denken. Ich konnte daher weiter nichts thun, als die Stelle sehr oft mit einem concentrirten Eichenrindendecoct, der mit etwas Weinessig und Alaun geschwängert war, befeuchten, verordnete weiches Futter, um die Därme nicht mit harter und noch weniger blähender Futtermasse anzuhäufen, und nach 3 Wochen fiel die abgestorbene Haut unter der Nath von selbst ab und der Bruch war geheilt.

Harnröhreneinschnitt bei einem Ochsen.

Von Ebendemselben.

Ohnlängst wurde ich zu einem Ochsen in das nicht weit von hier entfernte Dorf Karentitz gerufen, welcher, nach den mir gemachten Berichten, an Harnverhaltung leiden sollte.

Meine Behandlung bezog sich nun auf alle die allgemeinen und örtlichen Mittel, durch welche in den gewöhnlichen Fällen die Harnstrenge gehoben wird; allein mein ganzes Heilverfahren dieser Art blieb fruchtlos und ich mußte nun auf eine seltenere und schwerer zu hebende Ursache von der Verhaltung des Harns schließen, nämlich auf einen Blasen- oder Harnröhrenstein, und fand mich, bei einer genauern Untersuchung, in meiner Vermuthung nicht getäuscht, denn ich fand die Harnblase von dem angehäuften Urin ganz außerordentlich ausgedehnt und nachdem ich mit einem Katheter ohngefähr 6 Zoll in der Harnröhre voregdrungen war, fühlte ich einen Widerstand, der das weitere Vordringen des Katheters verhinderte und den ich mit Recht für einen Harnstein hielt. Auch zeigte sich äußerlich auf dieser Stelle eine Geschwulst, die unnachgebend war, sich hart anfühlte und meine Vermuthung immer mehr bestätigte.

Nach dieser Ueberzeugung blieb kein anderes Mittel zu der Rettung des Thieres übrig, als die Operation, nämlich der Harnstein-Schnitt, den ich auf folgende Weise und unter folgenden Vorsichtsmaßregeln ausführte.

Ich ließ nämlich den Ochsen an allen vier Schenkeln spannen und fiedeln, da ich ihn, aus Furcht die Urinblase möchte bei dem Niederwerfen springen, nicht niederlegen konnte, sondern die Operation während dem

---

nach der Beschaffenheit von dem Absatz des Mistes mit mehr oder weniger Glaubersalz vermischt seyn muß, großen Nutzen, und ich habe es in den angezeigten Fällen, während meiner vieljährigen und zahlreichen Praxis, sowohl im Felde, als im Lande mit vielem Glücke gebraucht, und gebrauche es, da die Krankheiten der Thiere, vorzüglich die der Pferde, so rein entzündlich sind, fast täglich noch, so, daß ich dieses Gemisch, aus vieler Erfahrung, allen angehenden Thierärzten als einen stehenden Artikel in ihrer Haus- und Feldapotheke nicht genug anempfehlen kann. G. v. Tenneker.

**) Dieselbe besteht, wie sie hier mein fleißiger und aufmerksamer Schüler beschreibt, nach der Lagerung des Thieres auf dem Rücken, und indem das Hintertheil tiefer, wie das Vordertheil liegt und die Gedärme mit Streichen der Hand aus dem Bruchsack zurückgebracht worden sind, in Faltung und Durchnähung der allgemeinen Bedeckung vermittelst der Schusternath, wodurch die Wundränder des gerissenen Bauchfelles und der Muskeln einander genähert und die Wiedervereinigung und Verwachsung bewirkt wird.

Stehen des Thieres verrichten mußte. Nun kniete ich unter dasselbe, durchschnitt oberhalb der Geschwulst erstlich die Haut, dann das darunterliegende Zellgewebe mit einem convexen Skalpell und endlich öfnete ich mit einem Längenschnitt auch die Harnröhre und kam glücklich auf den Stein, welchen ich hier zu finden vermuthete. Nun zog ich den Stein, welcher in einer Kapsel eingeschlossen war, mit einer Pincette heraus, brachte dann den Katheter wieder in die Harnröhre ein und drückte die Kapsel des Harnröhrensteins nach der gemachten Oeffnung zu, faßte dieselbe ebenfalls mit der Pincette, zog sie an mich und schnitt sie mit einem geraden Pisturix heraus. Nachdem auch nun die Kapsel des Harnröhrensteins entfernt war, gieng ich mit dem Katheter über die gemachte Wunde hinauf, so, daß dessen Ende sich ohngefähr 2 Zoll über der Wunde befand, und hatte dabei folgende Absichten: Einmal wollte ich dadurch zur Gewißheit kommen, ob ich die Kapsel des Steins ganz entfernt hätte und dem Abgang des Harns weiter kein Hinderniß entgegen stände, und zweitens sollte mir der Katheter bei dem Heften der Wunde zur Unterlage und Richtschnur dienen, damit ich nur die Häute, nicht aber die Harnröhre selbst, damit vereinigte.

Der Sitz des Steines war in dem Ruthenstück der Harnröhre, ohngefähr 6 bis 7 Zoll von der Eichel entfernt.

Die weitere Behandlung der Wunde bestand in folgendem sehr einfachen Verfahren:

Gleich nach der Operation und den ganzen ersten Tag über ließ ich die Wunde öfters mit Thedenschen Wundwasser befeuchten; dann wurde diese, so wie der ganze Umkreis öfters mit einen Decoct von resolvirenden Kräutern, mit Essig geschwängert, fomentirt, auf welche Weise ich denn die Freude hatte, schon nach 14 Tagen das Thier vollkommen geheilt zu sehen.

Noch muß ich bemerken, daß mir schon bei der Operation gleich nach der Entfernung des Steins ein dunkelbrauner Urin entgegen kam und daß der Ochse von dieser Zeit an, wiewohl im Anfange und bis nach der Heilung der Wunde mit Schmerz, den Harn ungehindert absetzte.

Dieses pathologische Präparat ist der Thierarzneischule in Dresden überschickt worden. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Die hier beschriebene Operation ist eine der seltensten, die an Thieren vorkommen, und es gereicht daher dem Thierarzt Böhme um so mehr zur Ehre, sie mit eben so vieler Geschicklichkeit als Muth ausgeführt zu haben.

S. v. Tenneker.

164. Bienenzucht.

Bienenkörbe.

Jameson, Pfarrer in St. Mungo in England, beschreibt hölzerne Bienenkörbe, die der Kälte des strengsten Winters widerstehen. Er bewirkt dies durch die Anbringung eines schlechten Wärmeleiters. Er setzt nämlich über einen hölzernen Bienenkorb, z. B. von 12 Zoll im Durchmesser, einen andern von demselben Holze, der 2 bis 2½ Zoll größer ist, und füllt den Zwischenraum mit sehr trockenen, gepulverten Holzkohlen, die fest gestampft werden. Unten werden beide Bienenkörbe durch eine festgenagelte hölzerne Leiste verbunden, damit nichts von der Kohle herausfalle, und keine Feuchtigkeit in dieser Ausfütterung hinauf steige, wodurch die nicht leidende Kraft einigermaßen gestört werden würde. Auch die Oeffnung des Bienenkorbes muß gehörig verwahrt werden. Dieselbe Vorrichtung macht im Sommer die nachtheiligen Schirmdächer zur Abhaltung der Hitze entbehrlich. Man durchbohrt den ganzen Bienenkorb, auf der einen Seite oben unter der Decke, und damit der Kohlenstaub nicht herausfalle, ein Rohr durch, das mit einem Pfropf entweder nur unmerklich heraus ragt, oder hängt vor das Loch in einiger Entfernung von der Außenseite des Bienenkorbes ein Stück schwarzes Tuch. Man kann solche ausgefütterte Bienenkörbe auch nur über die gewöhnlichen setzen, und sie wegnehmen, wenn irgend eine Arbeit im Bienenkorbe vorzunehmen ist. Der Verfasser erzählt bei dieser Gelegenheit von der Erfindung eines Bienenvaters, die Stöcke gegen Diebe zu schützen, die aber auch nur bei hölzernen Bienenkörben anwendbar ist. Sie werden dergestalt auf einem steinernen Fußgestelle befestigt, daß der Dieb den Bienenkorb entweder in Stücke schlagen, oder eine Last von 200 Pf. wegschaffen muß. (Lit. Conversationsbl. Nr. 246. 1821.)

165. Oekonomische Anekdote.

Merkwürdige Wette.

In einer Versammlung der Umgegend von Calau und Cottbus entstand die Frage: wie viel Scheffel Berliner Maß Roggen wohl ein geübter Säemann auf der frischen Fahre in einem Tage aussäen könnte?

Die gegenwärtigen sehr praktischen Oekonomen blieben über die Anzahl der Scheffel streitig, bis sich der Oeconom und Pächter des Calauer Rathguts Altona, Herr Breyther, anheischig machte, in einem Tage 72 Scheffel Roggen Berl. Maß *) in eigener Person auszusäen. Hierüber entstand nun die Wette.

Am 20. September 1821 Abends wurden im Beiseyn eines Deputirten der verneinenden Parthei die 72 Scheffel Roggen eingemessen, und am 21. desselben Monats sehr früh zur Bequemlichkeit des Säenden auf dem Felde aufgestellt.

Den Anfang des Säens machte Herr Breyther früh um 4 Uhr in Gegenwart des gedachten Deputirten. Nach und nach versammelten sich mehrere der Wettenden und sonst Interessirten und sahen mit an, daß Herr Breyther in der 7. Stunde Abends die 72 Scheffel wirklich ausgesäet und die Wette gewonnen hatte, welches zu seiner Ehre bekannt zu werden verdient.

Ob wohl dieser Fall von 72 Scheffeln Aussaat Roggen Berliner Maß in einem Tage und durch einen Mann schon vorgekommen ist?

Hänchen bei Cotbus den 8. Oktober 1821.

Jänike,
Gutsbesitzer und Theilhaber der Wette.

(Abendzeitung. Nr. 264. 1821.)

*) 70 Berliner Scheffel sind 36 Scheffel Dresdner Maß und 62 Metzen Wiener.

166. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Viehhandel in Würtemberg.

Reutlingen zeichnete sich von jeher durch stark besuchte Viehmärkte aus. Einer der bedeutendsten ward den 3. März 1822 abgehalten. Es wurden dabei über 700 Käufe abgeschlossen. Vor allen frühern zeichnete er sich durch die große Zahl schöner, junger Pferde aus. Zur Aufstellung des Viehes ist durch ein eigenes, großes, mit einer Mauer umschlossenes Stück Feld, so wie sonst für alle erforderliche Sicherheit und Bequemlichkeit gesorgt.

2. Getreidepreise 2. März 1822.

	Niedrigster Stand. (Der Berliner Scheffel.)		Höchster Stand.	
Waizen . . .	1 R. 11 Gr. 10 Pf.	(Emden.)	2 R. 11 Gr. 1 Pf.	(Paris.)
Roggen . . .	= — 26 — = —	(Zerbst.)	1 — 20 — = —	(Mähren.)
Gerste . . .	= — 17 — 9 —	(Emden.)	1 — 8 — 6 —	(Paris).
Hafer . . .	= — 10 — = —	(Aurich.)	1 — 3 — 5 —	(Paris.)

(Preuß. Staats-Zeitung. Beilage 40. 2. April 1822).

3. Wolle-Einfuhr Englands im Jahre 1821.

Vom 13. Dezember 1820 bis 13. Dezember 1821 wurden eingeführt:

Spanische Wolle Ballen	38,550)	73,458 Ballen.
Teutsche — —	34,908)	

Also hat die Teutsche Wolle beinahe schon in der Quantität die Spanische erreicht.

4. Getreidepreise in Schwaben. 1822.

Im Preise sind gefallen: und gelten:

		Zu	um fl.	um kr.	fl.	kr.	Den
Kernen	Scheffel	Ravensburg	—	11	10	49	30. März
—	—	Lindau	—	44	12	41	30. —
Korn	Malter	Konstanz	—	11	8	52	29. —
Haber	—	Ueberlingen	—	24	6	36	27. —
Gerste	Scheffel	Ravensburg	—	12	4	—	30. —

Im Preise sind gestiegen: und gelten:

		Zu	um fl	um kr.	fl.	kr.	Den
Kernen	Scheffel	Augsburg	—	14	12	28	29. März
Haber	—	Augsburg	—	6	3	40	29. —
Ochsenfl.	1 Pf.	Stuttgart	—	1	—	7	3. April

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Juni. —— Nr. 45. —— 1822.

167. Forst-Chemie.

Ein Blick in die Forstchemie, als wichtige Wissenschaft für den Forstmann.

Die gleichartigen Bestandtheile des Holzes fallen in die Augen; nicht so die ungleichartigen. Diese muß erst der Techniker oder Chemiker darstellen, und zwar: 1) die sogenannten nähern, z. B. die faserichten, harzigen, wässrigen, färbenden, gerbenden, öhlichten u. s. w., 2) die entfernteren, oder diejenigen, in welche sich die eben angeführten letztern wieder zerlegen lassen, bis dies nicht weiter thunlich ist — daher man sie auch unzerlegbare nennt.

Der Gerbestoff ist z. B. ein solcher näherer Bestandtheil, erkennbar durch den herben, zusammenziehenden Geschmack, den er dem Holze gibt. Mit ihm sind noch eine eigenthümliche Säure (die Gallus-Säure), Extractivstoff, Schleim und einige andere Stoffe verbunden, von welchen indeß der Gerbestoff getrennt und ziemlich rein durch die Kunst dargestellt werden kann, worauf sein Geschmack viel stärker zusammenziehend wird, und seine Auflösung in Wasser aufgelösten Leim, als eine lederartige, gelblichweiße, elastische Materie (Leder-Substanz) niederschlägt.

Er hat die Eigenschaft, thierische Häute lohgar zu gerben, d. h. die Gallerte, aus welcher nebst Faserstoff die thierische Haut besteht, so zu verdichten, daß sie dadurch die Eigenschaft der Leder-Substanz, in Wasser unauflöslich zu seyn und der Fäulniß zu widerstehen, erhält.

Will man sich überzeugen, ob eine Pflanze Gerbestoff enthalte, so extrahirt man mit dem dreyfachen Gewicht Wassers ihre Theile, und gießt in diesen Extrakt eine Auflösung von 120 Gran Hausenblase in 40 Loth Wasser. Erfolgt dann der lederartige Niederschlag; so enthält sie Gerbestoff. Solcher Gerbe-Extrakt läßt sich so concentriren und dann leicht transportiren, daß er $\frac{1}{10}$ seines vorigen Raumes im Holze einnimmt. Mittelst seiner könnten also auch, fern von Waldungen, Gerbereien angelegt werden, in welchen das Gerben viel schneller und gleichförmiger, als nach bisheriger Methode, gelingen würde, da man nach Bedarf die Gerbebrühe schwächer oder stärker einrichten könnte. Man könnte auf diese Art eine Menge itzt unbeachteter Pflanzen zum Gerben benutzen.

Um den Gerbe-Extrakt zu gewinnen, kocht man die zerkleinerten Pflanzentheile mehrmalen mit Wasser aus; dampft die Flüssigkeit zur Mus-Consistenz ein, und verdünnt sie beim Gebrauch wieder mit Wasser. Man muß aber hiebei das Auslaugen oft wiederholen und braucht erst viel Wasser, das man nachher mit vielem Feueraufwand wieder wegschaffen muß, wobei zugleich der Extract in Quantität und Qualität leidet.

Diese Nachtheile werden vermieden, wenn man sich der Romershausischen Extractionspresse*), und noch besser seiner Dampfpresse bedient.

Die entfernteren Bestandtheile können zwar ebenfalls ausgeschieden, aber nicht für sich dargestellt

*) Diese Luftpresse, worauf der Erfinder ein preußisches Patent erhalten, ist bereits in vielfache Anwendung gekommen. In den Nordamerikanischen Staaten ist eine Fabrik zu ihrer Erbauung errichtet, und vorzüglich eine vortheilhafte Anwendung derselben auf ihre Extraktion mehrerer Farbestoffe gemacht worden, um zu großer Erleichterung der Versendung nur die getrockneten Extrakte auszuführen. Folgendes sind die Hauptarten ihrer Anwendung: A 16 Luft-

werden, weil sie sogleich nach der Ausscheidung (geschehe diese durch Kunst oder Fäulniß) wieder neue Verbindungen eingehen und dadurch verlarvt werden.

In den Forstgewächsen kommen als solche vor: A. Flüchtige. 1) Wasserstoff. 2) Kohlenstoff. 3) Sauerstoff. B. Feste unverbrennliche. 1) Salzig-, 2) Alkalisch-, 3) Erdig-Metallische Oxyde. Geschieht jene Ausscheidung der Zersetzung durch Fäulniß; so verwandelt sich der Pflanzenkörper in eine erdartige, zerreibliche Masse, welche, wenn die Fäulniß langsam vor sich geht, oder wenn die Pflanzen bei Verminderung des Luftzutritts und der Feuchtigkeit verwesen, den Humus bildet, der mit den Erdarten, in welchen gewöhnlich jene Verwesung vor sich geht, gemeinsam die sogenannte Dammerde ausmacht; wobei nur wenige der entfernteren Bestandtheile entweichen, die meisten aber nebst den feuerbeständigen zurück bleiben.

Durchs Verbrennen werden alle flüchtigen Bestandtheile ausgeschieden. Geschieht die Verbrennung vollständig; so bleibt die Asche als einziges Produkt zurück. Die flüchtigen Theile, welche selbst verbrennlich sind, verbrennen dabei mit, und daraus entstehen luftförmige, die sich in der Atmosphäre zerstreuen.

Verbrennen aber diese nicht mit, so entweichen sie als Dunst, Dampf, Rauch, verdichten sich wieder in kältern Räumen, indem sie, ihres Wärmestoffes beraubt, aus ihrem dunst- und dampfförmigen Zustande wieder in den festen übergehen und sich als Ruß an kältere Körper absetzen.

---

pressen für den Haushalt zur Selbst-Schnellbereitung des Kaffees. 2. Für Apotheker, welche damit viel vollkommener arbeiten und besonders ihren Produkten dadurch weit mehr Aroma zu erhalten wissen. 3. In der Liqueurfabrikation hat man ebenfalls gefunden, daß die, vermittelst der Luftpresse bereiteten Extrakte und aromatischen Stoffe weit feinere und wohlschmeckendere Liqueure mit bedeutender Ersparung liefern. 4. Die größern Apparate der Luftpresse mit Holzgefäßen werden in vielen Bierbräuereyen mit vorzüglichem Nutzen zur aromatisch-vollkommeneren Extraktion des Hopfens, wie auch zum schnellen Filtriren des gekochten Bieres, um noch alle rückständigen gewonnenen Schleimtheile daraus zu scheiden, nnd dadurch sowohl die Klarheit als Haltbarkeit dieses Getränkes zu sichern und zu erhöhen, benutzt. Weniger vortheilhaft hat sich diese Vorrichtung bei der Extraktion des Malzes selbst gezeigt, indem Stoffe aus den Getreidehülsen ausgezogen wurden, welche dem Biere mehr nachtheilig als vortheilhaft sind.

Außer dieser Anwendung zur Bierbräuerey hatte der Erfinder eine Pränumeration eröffnet, auf ein besonderes Luftpressenbier, welches vorzüglich für Haushaltungen wichtig ist, indem die wohlfeile Bereitung desselben weder viel Zeit und Mühe, noch eine weitläufigere, im Kleinen so selten gelingende Malzbereitung erfordert, und außer einem, in jeder Küche befindlichen eingemauerten Kessel keine weiteren Apparate nothwendig macht. Dieses Bier ist sehr geistreich, weinklar, und vollkommen haltbar, es zeichnet sich durch einen reinen und reichen Gasgehalt aus, wodurch es ungemein erheitert, stärkt, und vorzüglich im Sommer, wo unsere meist trüben und schlecht gebräuten Biere leicht sauer und unschmackhaft werden, ein erquickendes und belebendes, der Gesundheit und dem Wohlbefinden sehr zuträgliches Getränk gewährt. Der Erfinder liefert gegen baare portofreye Einsendung von 5 Friedrichsd'or einen vollständigen Apparat zu dieser häuslichen Brauerey, womit in einer Zeit von einer Stunde 2 bis 3 Anker dieses sogenannten Luftpressenbieres dargestellt werden können, nebst Anleitung zur Bereitung und Behandlung desselben.

Sodann bedienen sich dieser größern Maschinen bereits mehrere derjenigen Gewerbe und Fabriken mit wesentlichem Nutzen, welche durch Extrahiren, Auslaugen, Aussüßen, Filtriren und Klären ihre Fabrikate darstellen, z. B.: die Färber, Lohgerber, Bleicher, Pottaschensieder, Oehlreiniger, Salzsieder u. m. a. Auch zur Reinigung des Wassers auf Schiffen wird sie nützliche Dienste leisten.

5. Destillations- und Abdampfungs-Apparate.

Nach vielen mühsamen Versuchen ist es dem Erfinder gelungen, die Vortheile dieser neuen Destillations- und Abdampfungsweise zum allgemeinsten Gebrauch anwendbar zu machen; er hat den Apparat vollkommen umgewandelt, und so sehr vereinfacht, daß er sofort ohne Auswahl mit jeder Brennerey oder Destillir-Verrichtung in Verbindung gesetzt werden kann; ohne eine bedeutende Umänderung der vorhandenen Gefäße selbst nöthig zu machen. Die Abdampfung oder Verdünstung der Flüssigkeiten wird dadurch so sehr beschleunigt, daß sogar im gewissen Grade eine Destillation der feinsten, geistigsten Theile ohne Einwirkung des Feuers statt findet.

6. Die Dampfpresse. Diese Maschine übertrifft in ihrer höchst mächtigen Wirksamkeit fast alle übrigen, bei schwerlöslichen Stoffen; es bedienen sich derselben bis itzt vorzüglich nur die Lackirer zur Bereitung der schweren harzigen Auflösungen des Kopals, Bernsteins ꝛc.

Die im Pflanzenkörper befindlichen flüchtigen, verbrennlichen Theile verursachen, daß ein solcher nur um so mehr Hitze beim Verbrennen erzeugt, je mehr er ihrer enthält und je besser die Verbrennung vor sich geht.

Das Verbrennen beruht auf einer Zersetzung der brennbaren Körper und eines Theils der zum Verbrennen nöthigen atmosphärischen Luft. Diese leidet dabei eine Zersetzung.

Ihr athembarer Theil, oder das Sauerstoffgas, wird durch den verbrennenden Körper entmischt; dessen Sauerstoff verbindet sich mit den brennbaren Theilen; seine Wärme und Licht aber werden frei.

Diese richtige Ansicht der Verbrennung sollte jeder Forstmann, der so viel mit Erziehung, Behandlung und Lieferung unsers Hauptbrennmaterials zu thun hat, kennen, um die Verhältnisse seiner Brennbarkeit besser zu beurtheilen, da die Brennkraft eigentlich von der Menge jener verbrennlichen, flüchtigen Theile abhängt, deren Quantität man durch Vergleichung des Aschenrückstandes bei einerlei Trockenheit und Gewicht der verglichenen Holztheile erfährt.

Eine andere interessante Untersuchung ist der Potaschengehalt jener Aschen, welche in der unten bemerkten Schrift so wie die ganze kunstgemäße chemische Zerlegung des Holzes gelehrt wird; woraus sich die wichtigen, forsttechnischen Operationen der Kohlen und Theerschwelerei und die Gewinnung der Holzsäure gründen, worüber Mehreres vorkommt. — Auch hier wird bestätigt, daß ein vollkommen, thermolampisch verkohltes Holz die beste Kohle gebe, die nur dann an Kohlenstoff verliert, wenn unvorsichtig der Sauerstoff der atmosphärischen Luft zu dem verschlossenen Raum dringen könnte.

(Strauß, Professor der Forstlehranstalt zu Aschaffenburg, chemisch-physikalische Abhandlungen über einige forsttechnische Gegenstände. Aschaffenburg. 1821.)

168. Merkwürdige und verdiente Forstmänner.

Herr Forstmeister Hlawa und die Waldungen der Herrschaft Datschitz in Mähren.

(Fortsetzung von Nro. 26 d. J.)

Herr Hlawa begann nun den mit Sachkenntniß ausgearbeiteten Verbesserungsplan auszuführen. Die Forsten wurden ganz neu vermessen und taxirt, da die alten vorhandenen Karten ganz unbrauchbar befunden wurden. Herr Locher, ein guter zuverlässiger Geometer, hat auch hier Herrn Hlawa nach Kräften unterstützt. Das Taxationsgeschäft führte Herr H. ganz nach einer eigenen Methode aus, die eben so zweckmäßig als einfach ist. Die ganze Umtriebszeit z. B. 120 Jahre, ist in kleinere Perioden z. B. von 30 zu 30 Jahren getheilt; der zu schätzende Distrikt wird nun Bestand für Bestand durchgegangen, Alter, Zuwachs erhoben, und jeder Bestand in die Altersperiode eingetragen, in die er gehört. Die Summe zeigt, wie viel Joch in jede Periode gehört, und verglichen mit dem Normalbestande, oder dem fundus instructus, — welcher Ueberschuß oder welcher Abgang, in jeder Altersklasse sich vorfindet. Die vorhandene Holzmasse, — mit dem wahrscheinlichen Zuwachs bei den frühern Perioden (die letzte berechnet keinen Zuwachs mehr) getheilt mit den Jahren bis zur Abtriebsperiode, giebt die jährlich zu schlagende Holzmasse. Der ganze Zuwachs der letzten oder Abtriebsperiode kommt der Holzung zu Gute, und es wird dadurch eine Reserve gebildet, mit der ein etwa vorhandener Abgang bei jüngeren Klassen gedeckt, — oder der auf die ganze Umtriebszeit vertheilt, oder in Fällen der Noth, u. s. w. benutzt werden kann. Die Datschitzer Forsten haben einen bedeutenden Ueberschuß an haubarem Holze, dagegen mangeln die Mittelklassen, weil früher ohne Plan meist im wüchsigsten Holze gehauen wurde, und sogar vieles ältere jetzt schon über- und abständig ist. Daher ist jetzt für die erste Holzungsperiode natürlich auch eine größere Benutzung der Forste vorgeschrieben, als in der Folge statt finden wird, obgleich dieses nicht wirklich geschehen muß, — sondern sich mehr nach den Umständen richtet. Die Schätzung selbst ist mit größter Vorsicht gemacht; deshalb und weil aller nicht in Aufrechnung gebrachte Zuwachs den spätern Perioden zu Gute kommt; — aber ganz besonders dadurch, daß die Schätzung durch den wirklichen Hieb stets

kontrollirt und berichtigt wird, ist mit aller Sicherheit auf solch eine Schätzung zu bauen, was aber nicht der Fall bei allen Taxationen zu seyn pflegt.

H. H. hat mir versprochen, seine ganze Taxations-Methode durch diese Blätter mitzutheilen, und ich fordere ihn hiermit auf, ja recht bald Wort zu halten!

H. H. befolgt den ganz richtigen Grundsatz, immer das älteste und schlechteste, — außer Zuwachs stehende Holz, zuerst anzugreifen. Möchte doch dieß überall und immer geschehen! — Zur Erleichterung der Uebersicht und der Bewirthschaftung selbst hat er die vorgefundenen ganz verwachsen gewesenen Alleen, die die Waldungen in bestimmt begränzte Distrikte theilten, — aufhauen lassen, und ich bin mit ihm ganz einverstanden, daß solche ganz unabänderliche, nicht zu verrückende Distriktsgränzen zu einer nachhaltigen Bewirthschaftung unumgänglich nöthig seyen, obgleich es nicht immer gradlinigte Alleen zu seyn brauchen. In ebenen Waldungen, wie es die Datschitzer sind, können solche Alleen zugleich als Wege benutzt werden, wodurch eine Menge anderer Waldwege überflüssig werden. In Gebirgswaldungen wähle man aber lieber schon bestehende, das Revier ganz durchkreuzende Hauptwege zu solchen Distriktsgränzen, und lasse diese zur Unterscheidung von den übrigen gewöhnlichen Wegen auf mehrere Klafter rein aushauen. Es ist eine Spielerei, den Wald nur in regelmäßige Figuren theilen zu wollen; das führt zu gar nichts, und ich gestehe, daß mir diese schachbretartige Eintheilung der Preuß. Forste in regelmäßige Quadrate — Jagen genannt, — das einzige ist, was mir in der übrigens ganz vortrefflichen: „Instruktion für Taxatoren und Forstgeometer" vom Staatsrath und Oberlandforstmeister, Herrn Hartig, nicht gefällt.

In Datschitz werden diese Alleen nicht allein als Wege, sondern auch zur Jagd, und besonders zum Hohrusrücken (?) verwendet.

Wenn H. H. den Bestand ausgewählt hat, der in den nächsten Jahren zur Benutzung und Verjüngung gelangen soll; — so schlägt er ihn neuerdings ab, und bestimmt durch Theilung mit dem jährlichen Etat in die vorgefundene Holzmasse, wie viel Jahre er in diesem Bestande zu holzen habe. Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob nun diese Gränze nicht überschritten, — oder ob nicht weniger als nur gerade dieser Theil gesetzt werden dürfte; — nein, dieses ganze Verfahren soll nur dazu dienen, ein Holzungs-Präliminar, — einen Anhaltspunkt aufzustellen, um mit aller Sicherheit vorzugehen, und die Schätzungen mehrmalen zu kontrolliren. — Eine höchst nachahmungswürdige Einrichtung.

Aus dem bisher Gesagten ist leicht abzunehmen, daß H. H. keinen Wirthschaftsplan auf die ganze Umtriebsperiode im Voraus entwirft, — sondern daß er vielmehr eine ganz freie Wirthschaft führt, wie sie eine gesunde Theorie, lange Erfahrung, bestmöglichste Benutzung der Gegenwart, weise Vorsicht für die Zukunft und das Interesse des Waldbesitzers selbst erfordert. Daß eine solche freie Wirthschaft die beste sey, bedarf wohl keines Beweises; — daß aber, um sie schulgerecht, — d. h. mit Beachtung aller Rücksichten, Regeln, Grundsätze der Holzzucht, der Forstbenutzung, — ja selbst der Forstdirektion im ganzen Umfange zu führen, eine solche freie Wirthschaft nicht Jedermanns Sache, keine Kleinigkeit ist, leuchtet von selbst ein; zur richtigen Führung einer solchen freien Wirthschaft gehört die Summe aller forstwissenschaftlichen Kenntnisse!

Der Abtrieb selbst geschieht theils mittelst kahler Hiebe, theils durch Dunkelschläge.

Da, wo das Urgebirg zu Tage ausgeht, im magern, schlechten, trocknen Boden, haben sich durch die frühere fehlerhafte Behandlung Tannenbestände gebildet, deren elendes Aussehen offenbar ihren widernatürlichen Standort anzeigt. Von oben bis unten mit einer Menge Schmarotzerpflanzen bedeckt, haben diese Tannen nur eine ganz geringe Höhe und Stärke und sind dabei auf eine und mehrere Klafter gipfeldürr. Ein höchst widriger Anblick! Solche Bestände pflegt H. H. nun kahl abzutreiben, und Kiefern und Fichten dafür anzubauen. Ich habe nie schönere Kunstkulturen gesehen! Die Ansonten standen ganz vortrefflich! Welcher Contrast gegen den stehenden Ort, gegen diese elenden Tannen! — So wie der Holzschlag geendet ist, wird das Holz auf die Alleen, auf die die Holzschläge meistentheils stoßen, ausgerückt, in ganzen Klaftern aufgestellt und der Holzschlag von allem Reisig gereinigt. Dadurch ist der Boden hinlänglich wund,

und zur Annahme des Samens empfänglich gemacht, der nun auch ohne weitere Vorbereitung ausgeworfen wird. Zum großen Vortheil und Schutz der jungen Holzpflanzen überzieht sich der Schlag nun noch im selben Frühjahr mit Gras und andern Kräutern, die dem jungen Bestand Schatten und Feuchtigkeit, und wenn sie absterben, Nahrung geben. Ich habe solche 5, 6jährige und ältere Kulturen gesehen, die nichts zu wünschen übrig lassen.

Alle übrigen Bestände werden mittelst Dunkelschläge verjüngt. Ich glaube, daß in den dortigen Waldungen die Fichte vorherrsche; wenigstens schien es mir so in den Orten, die ich gesehen. Diese Holzart kommt theils in ganz reinen Beständen, theils mit der Tanne und Kiefer gemischt vor. Letztere zwey Holzarten haben dasselbe Vorkommen, wie die Fichte. Die Buche ist äußerst selten, und spielt nur eine ganz untergeordnete Rolle. Der Carolinen-Wald, der Frau Baronin von Dalberg zu Ehren so benannt, im Lipniker Revier, enthält einen reinen Fichtenbestand, und gleich daneben einen Tannenort, der weit und breit seines gleichen sucht! Hier ist ein Stamm höher, gerader, gleichförmiger gewachsen, und stärker als der andere. Die Durchschnittshöhe beträgt einige und zwanzig Klafter, und die Stärke 2 — 3 Schuh! Ich habe wohl schon noch stärkeres Holz gesehen, aber in ganzen geschlossenen Beständen wie hier, in solchem Alter, (50 — 80 Jahre), in dieser noch im vollen, besten Zuwachse befindlichen freudigen Vegetation: — nein, nie habe ich einen schöneren Wald gesehen, als den Carolinenwald! Wenn nun auch die übrigen Distrikte diesem eben genannten Orte nachstehen; so sind sie demungeachtet auch von ganz ausgezeichnetem Wuchse und einem seltenen geschlossenen Stande, und allem Anscheine nach dürften sie dennoch von dem neuen erzogenen Nachwuchse übertroffen werden. Man weiß wahrlich nicht, welcher Methode man den Vorzug geben soll; der Anflug in den Dunkelschlägen ist so schön, wie die Ansaaten in den kahlen Hieben: das Werk lobt den Meister! Und wie ich so in diesen schönen Dunkelschlägen herumging, und nur Mühe hatte, den Fuß auf eine leere Stelle zu setzen, damit ich keine junge Holzpflanze umbrächte; — da wünschte ich mir alle jene zur Stelle, die so eifrig gegen die Dunkelhaue in Fichten- und Kiefernwäldern predigten, und von denen auch einige Stimmen sich in diesen geschätzten Blättern vernehmen ließen! Eitles Bemühen! Wie kleinlaut würdet ihr seyn, solltet ihr hier an Ort und Stelle die Unthunlichkeit der Dunkelschläge in Fichten- und Kieserorten darthun. Jeder Schritt, jeder Blick, den Ihr unwillkürlich thätet, würde Euch das Gegentheil von dem zeigen, was Ihr beweisen wollt! — Gehet hin nach Datschitz, und bekehret Euch!

Da, wo die einmal vorhandene Holzart ganz verdrängt, und eine andere an ihrer Stelle nachgezogen werden soll, oder wo man mit Vortheil die Stöcke rodet, da verdient der kahle Hieb mit seiner unzertrennlichen Begleiterin — der Kunstkultur — vorgezogen zu werden; in allen übrigen Fällen aber gewährt die natürliche Holzzucht mittelst Dunkelschläge die entschiedensten Vortheile. Die Einwendung, daß der junge Bestand um so viel Jahre im Alter verkürzt würde, als gerade Zeit vergeht, ehe ein Samenjahr eintritt, und den Dunkelschlag besamt, und daß dagegen beim kahlen Hieb und der gleich darauf folgenden künstlichen Ansaat dem jungen Bestand um so viel Holzmasse mehr zuwachse, als zwischen dieser künstlichen Saat und der natürlichen Besamung Jahre vergehen, — — ist nur scheinbar, und geht nur bei einer verkehrten Manipulazion in Erfüllung. Wahr ist es, daß wenn ich im Jahre 1815 einen kahlen Hieb mit gleich folgender künstlicher Saat gemacht habe, dieser neue junge Bestand 1820 fünf Jahre alt ist, wenn ein im selben Jahr 1815 angelegter Dunkelschlag bei erst im Jahre 1820 erfolgtem Samenjahr jetzt nur einjährige Pflanzen aufzuweisen hat; — aber sind denn die im Dunkelschlage stehen gebliebenen Samenbäume während jenen 5 Jahren nicht auch zugewachsen, und haben sie vielleicht nicht mehr Holz aufgelegt, als die jungen Pflanzen im kahlen Schlag? — Aber diesem weicht man ganz aus und gewinnt doppelt an Zuwachs, wenn man die Dunkelschläge nicht sogleich einlegt — sondern erst diesen Hieb vorbereitet, und den Schlag besamen läßt. Gewöhnlich wird der abzutreibende Ort sogleich dunkel gestellt, und in den meisten Fällen sicher zu licht. Dies ist aber stets gefehlt! Man mache erst den Vorbereitungs-, oder eigentlichen Samenschlag, und lasse dann erst, nach erfolgter Besamung, den Dunkelschlag u. s. w. folgen. Diese Methode ist viel naturgemäßer und führt sicherer zum Ziel. In den allermeisten Fäl-

len reicht es schon hin, wenn man den Distrikt, der in den nächsten Jahren verjüngt werden soll, durch Wegnahme aller unterdrückten, kranken, überhaupt schwächsten Stämme gehörig durchforstet, und dabei alle eigentlichen, den Bestand bildenden, dominirenden Bäume sorgfältig schont, diesen Ort zur künftigen Besamung sicher vorzubereiten. Höchstens können in diesen Vorbereitungsschlag, welcher mit der letzten stattfindenden Durchmessung nach Herrn Hartigs Anweisung zur Holzzucht, ein und dasselbe ist, die zu nahe bei einanderstehenden stärkern Stämme, durch Hinwegnehmen der schwächsten, vereinzelter, regelmäßiger gestellt werden. So erhält man bei einem übrigens ganz geschlossenen Walde, ohne vorhergegangenen Holzschlag — denn die eben benannte Durchforstung kann kein Holzschlag genannt werden, so wenig wie man das Anhäufeln, Behauen, Ausjäten der Kartoffeln, Rüben u. s. w. eine Erndte nennt — eine komplete Besamung, die dann erst durch den Dunkelschlag freier gestellt wird. Auf diese Art erhält man einen neuen jungen Bestand, der älter ist, als der eigentliche erste Holzschlag, und man gewinnt daher doppelt an Zuwachs, einmal bei den Samenpflanzen, und dann am ganzen Bestand. Langjährige Beobachtungen und Erfahrungen haben mich von der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugt. Hätte man Herrn Hartigs Anweisung zur Holzzucht ganz und nicht stückweise befolgt; so hätte ich jetzt gar nichts Neues gesagt, mein Vorschlag wäre allgemein in Ausführung. Die so wichtigen Durchforstungen hat man aber ganz übersehen; man hat ihren Zweck und Nutzen gar nicht erkannt, diese ganze Lehre gar nicht begriffen; — man hat nur die Dunkelschläge in Ausübung gebracht. Doch, auch das war schon Gewinn genug! Nun gehe man aber noch einen Schritt weiter, und durchforste jetzt auch die Waldungen mit Vernunft, und der Gewinn wird doppelt seyn!

Die von H. H. angelegten Dunkelhaue sind in jedem Betracht musterhaft zu nennen. Den bündigsten Beweis liefern die herrlichen jungen Holzpflanzen, von denen die Holzschläge bedeckt sind. Das macht, weil sie nicht gleich Anfangs zu licht gestellt sind, und die schönsten, stärksten, kräftigsten Bäume übergehalten werden.

Nicht weit von Lipnik zeigte mir H. H. einen 6jährigen Buchenort, der aber höchstens nur ein Schuh hoch, übrigens aber so dicht bestanden war, daß man kaum hindurchgehen konnte: an der Erde waren diese jungen Buchen aber sehr dick. Dieser Buchenschlag war eben nicht groß, und der einzige in der ganzen Gegend. — Der Herr von Dalberg ist ein großer Jagdliebhaber, daher werden das Rehwild und die Hasen, als die Bewohner der dortigen Wälder, streng gehegt. Natürlich zieht sich nun dieses Wild, besonders zur Winterszeit, wenn es ihm an anderer Aeßung gebricht, auf diesen Buchenschlag, und hat ihn durch beständiges Naschen und Verbeißen in die zwergartige Gestalt versetzt, die er jetzt hat; der jährlichen Triebe stets beraubt, mußten diese jungen Buchen zu den Krüppeln erwachsen, die sie nun sind. Um diesem armen Hau aufzuhelfen, hat Herr von Dalberg den Vorschlag des H. H. genehmigt, diesen ganzen Schlag einzuplanken; und gerade wie ich dort war, wurde an dieser Vermachung gearbeitet. — Es ist wahr, die erste Anlage einer solchen Verzäunung ist kostbar; — werden aber die Säulen vor dem Einsetzen in die Erde gehörig angekohlt, so dauern sie und die dazu verwendeten Schwarten — besonders aber leztere — sehr lange, und sollten erstere doch untauglich werden, so sind sie ja immer noch zu Brennholz zu verwenden. Auch läßt sich eine solche Einfriedung weiter transportiren und zu mehreren Schlägen in der Folge benützen. — Bei kleinen, ja selbst bei großen Holzschlägen, und einem nur etwas beträchtlichen Wildstande, ist eine solche Vorsichtsmaßregel ganz unentbehrlich, wenn die Wälder zuletzt nicht ganz vom Wilde verdorben werden sollen. Ja, in gar vielen Forsten ist dieses Vermachen der Schläge durch Holzwerk schon so lange im Gebrauch, daß man dort gar nichts von offenen Holzschlägen, wie hier bei uns, weiß; weil dort die Wälder noch vom Wilde belebt werden, und bei uns nicht. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen! Doppelt wichtig wird aber dort die Erhaltung jenes, und aller künftigen Buchenschläge, weil, wie schon oben gesagt, die Buche sehr selten ist. Aus derselben Ursache hat H. H. in seine Dunkelhaue Buchen mit eingehakt, die mit den jungen Tannen, Fichten und Kiefern um die Wette freudig in die Höhe wachsen und ein äußerst gesundes Aussehen haben. — Bei einem nicht zu starken Wildstande ist es meines Erachtens das einfachste Mittel, dem Wildschaden in den jungen Schlägen zu begegnen, wenn

man diese beträchtlich groß macht. Bei den dortigen Lokalverhältnissen ist dies aber unthunlich.

Die frühere Wirthschaft hat eine Menge Nachbesserungen in den frühern Holzschlägen nöthig gemacht. Sowohl hierzu, als auch um die vorgefundenen Blößen in Bestand zu bringen, legte H. H. eine beträchtliche Baumschule an, in der auch mehrere exotische Gewächse gezogen wurden. Letztere werden jetzt in dem beim Schlosse befindlichen Park verwendet, da die Baumschule eingeht. An ihrer Stelle macht sich nun H. H. in seinen Forsten so viele kleine Saatschulen, als er ihrer bedarf, und kann sie immer da anbringen, wo er die zu erziehenden jungen Pflanzen gleich zu versetzen Willens ist; entweder in die der Nachbesserung benöthigenden alten Schläge, oder auf die Blößen selbst. Aber auch selbst diese Maßregel ist im Ganzen jetzt nicht mehr nöthig, da theils die meisten Kulturen vollendet sind, theils die jungen, neuen Holzschläge die herrlichsten, natürlichsten Saatschulen darbieten, aus denen unzählige Pflanzen ohne den geringsten Schaden ausgerissen werden können. Ich sah eine ganz neu, auf einer feuchten Stelle im Walde angelegte Erlenschule, deren junge Pflänzchen herrlich standen, und die auf derselben Blöße ausgepflanzt werden sollen. — Eine höchst nachahmungswürdige Methode! Zu den jährlich aus der Hand anzubauenden kahlen Schlägen und den übrigen Kulturen ist der Samenbedarf nicht unbedeutend. Um den nöthigen Waldsamen nicht für baares Geld kaufen, und dabei noch der Gefahr ausgesetzt seyn zu müssen, schlechte Waare zu erhalten, (sehr allgemein ist die Klage über die Samenhändler) hatte H. H. in jedem Reviere die nöthigen Samenbuberten angelegt. Aber der Erfolg entsprach den Erwartungen keineswegs. Selbst beim günstigsten Wetter geschah die Ausklenglung durch Sonnenwärme so langsam, daß der gewünschte Zweck nur sehr unvollkommen erreicht wurde. Nun hat er bei seiner Wasserröhrenbohrmaschine bei Lipnik eine Vorrichtung aufgestellt, mittelst Feuerwärme die Zapfen auszuklengeln. Ich war um so neugieriger, dieses Samendörrhaus zu besehen, als ich bisher immer gegen den Gebrauch der künstlichen Wärme zu diesem Geschäfte sehr eingenommen war; aber nun ist mein ungegründetes Vorurtheil ganz verschwunden, und ich rathe einem Jeden, der sich seinen Samen selbst ausklengeln will, sich ja der künstlichen Wärme dazu zu bedienen, und dieses nicht mehr durch die Sonne geschehen zu lassen. Von Holz ist ein kleines Häuschen zusammen geschrotten, die Fugen sind mit Moos verstopft und ein oder zwei Fenster erleuchten es. Es ist 8 — 9 Fuß hoch, der Fußboden mit Lehm gut ausgeschlagen, die Decke mit Brettern belegt. Durch einen Schieber in der Decke läßt man die Zapfen vom Boden gerade auf die Drathgitter fallen, die in einer Höhe von etwa 4 Schuh vom Boden an 3 Seiten zusammenhängend angebracht sind. Auf der vierten Seite dieser Dürrstube ist ein ganz einfacher Kachelofen, der Anfangs mit etwas Reissig, oder anderem Holzwerk, dann aber mit den leeren Zapfen geheitzt wird. Die einzige Vorsicht ist nöthig, den durch die Gitter an den Boden fallenden Samen öfters des Tages herauszunehmen, damit er durch die Hitze nicht verderbe.

Das ganze Verfahren ist äußerst einfach; man erhält mehr Saamen, als durch die Ausklenglung von der Sonne; man gewinnt außerordentlich an der Zeit, denn in einigen Wochen wurden dieses Frühjahr mehr als 300 Metzen (Wiener) frisch gebrochene Zapfen ausgeklengt; die Feurung kostet so viel als nichts; und selbst die erste Anschaffung ist nicht kostbar. Die dortigen Drathgitter kosteten neu 120 fl., dafür dauern sie aber auch fast ewig, und die ganze Dürre unterliegt keiner Reparatur von Belang. Um der Wirkung einer solchen Dürranstalt, wie ich sie in Datschitz gesehen, gleich zu kommen, wären sechs Sonnenbuberten, jede zu 6 Schubladen, nicht hinreichend, selbst den ganz unmöglichen Fall angenommen, daß man sie alle Tage während der wärmern Zeit benützen könnte. Eine solche Buberte kostet, blos den Zimmermann und Schmidt gerechnet, an die 30 fl., alle sechse also 180 fl.; damit wären die Drathgitter nicht nur bezahlt, sondern die übrig bleibenden 60 fl. wären gewiß hinreichend, so ein Dürrhäuschen aufzuschrotten. Die sechs Sonnenbuberten kosten aber sicherlich das Dreifache an Holz-Material; aber nur das Doppelte gerechnet, so wäre durch Ersparung dieser Hälfte auch der ordinäre Kachelofen bezahlt. Es käme also eine Ausklenglungsanstalt, wie die Datschitzer, durch künstliche Wärme, auf keinem Falle höher, als die sie nicht einmal ersetzenden Sonnenbuberten; nicht zu gedenken, daß diese, weil sie immer der Witterung

ausgesetzt sind, gar mancher und vieler Reparatur bedarf, welche jene nicht nöthig hat. — Und daß der Same durch eine solche Behandlung nicht im geringsten leide, beweisen die prächtigen Saaten! Dieses Jahr wurde nicht nur so viel Samen erzeugt, um den eigenen Bedarf zu decken; sondern es wurde auch noch für mehrere hundert Gulden Waldsamen verkauft, bei einem Waldstande von etwas über drei tausend Joch! Welcher Contrast gegen große Forste, die den jährlichen Bedarf selbst noch kaufen!

Hin und wieder fand ich in den 15 — 30jährigen Maißen Lerchen eingesprengt. Auch hier fand ich meine füheren Beobachtungen bestätigt, daß sie — wenn auch alle übrigen sie umgebenden Fichten, Kiefern ꝛc. einen reinen und glatten Schaft haben, — daß sie von Parasiten bedeckt ist, obgleich sie ihr Haupt gewöhnlich über ihre Nachbarn erhebt. H. H. bestätigte meine Bemerkung, daß die Lerche für unsere Lage und unser Klima wohl nicht passe, und daß sie im 25. — 30. Jahre im Wachsthum nachlasse. — Schurfüberzug und das so frühe Samentragen der Lerchen (oft schon im sechsten Jahre) scheint mir immer ein richtiger Beweis des nicht angemessenen Standortes zu seyn. Dasselbe sagt auch H. Prof. Hundeshagen in seiner sehr zu empfehlenden: Encyclopädie der Forstwissenschaft, Tübingen, Laupp, 1821. S. 131. Das Nichtgedeihen der Lerchen bei uns scheint mir H. Hundeshagen am angezeigten Orte ganz richtig dadurch erklärt zu haben, wenn er sagt: „So weit sich aus dem klimatischen Eigenschaften seines natürlichen Standortes schließen läßt, fordert der Lerchenbaum kurze, trocken-kalte, wenn auch veränderliche Sommerwitterung; wogegen ihm warme, beständige und langdauernde Sommer nur ein kurzes Alter nachlassen, so wie ferner auch sehr heiße und feuchte, oder naß-kalte Witterung seinen Wachsthum schnell hemmen."

Die Art der Benützung des Holzes ist abermals ein Beweis, wie sehr H. H. es sich angelegen seyn läßt, den Ertrag so hoch als möglich zu bringen. Der Verkauf des Stammholzes geschieht mittelst öffentlicher Lizitation im Walde selbst. Frühere Versuche, schon fertige ausgerückte Bauhölzer und anderes Nutzholz nach bestimmten Taxen zu verkaufen, mißlangen; theils Gewohnheit, auf die bisherige Art zu kaufen, theils der Ueberfluß selbst, der an Holz in der Gegend herrscht, mögen Ursache des Nicht-Gelingens seyn. Dem ohngeachtet hat sich H. H. nicht abschrecken lassen, seine Versuche fortzusetzen, den Holzverkauf auf einen solidern Fuß zu setzen. Ich fand neben den dießjährigen Holzschlägen ins Reine abgezimmertes Bauholz auf die Allee zum Verkaufe ausgerückt, und H. H. versicherte mich, daß es guten Abgang finde. Schwächere Hölzer verarbeitet H. H. in einer eigenen großen geräumigen Schupfe, die zugleich zur Aufbewahrung der Bretter dient, zu Radfelgen, Speichen, und andern kleinern Nutzholzsortimenten; eine Industrie, die mir noch nicht vorgekommen*), und die eben so vortheilhaft auf den Forstertrag, als für die Gegend wohlthätig wirkt, weil gerade diese geringeren, besonders harten Nutzhölzer nicht sehr häufig vorkommen. — Wo eine starke Concurrenz der Käufer, und die zu verkaufende Waare nicht in zu großer Menge da ist, — sind öffentliche Lizitazionen vortheilhaft; man wird durch sie wohl gewöhnlich den höchsten Preis erhalten. Anders aber verhält es sich im umgekehrten Verhältniß. In Datschitz sind daher diese öffentlichen Lizitazionen für den Waldertrag eben so vortheilhaft, als sie in großen, weitläufigen Forsten nachtheilig wären. Da ist es am besten nach bestimmten Taxen den Verkauf zu bewerkstelligen, und die Okularschätzung so viel als möglich zu vermeiden. Das einfachste Mittel dazu ist, das zum Verkauf bestimmte Holzwerk zu numeriren, abzumessen, in ein Register einzutragen, und mit Hülfe richtiger Kubiktabellen den Holzbetrag beizusetzen. So verfährt H. H. mit seinem im Vorrath ausgerückten Bauholze, und kein Theil kann über Bevortheilung klagen.

(Der Beschluß folgt.)

*) So viel ich weiß, übt dieselbe auch Herr Baron Bretton zu Zlin in Mähren, der überhaupt zu unsern denkendsten, thätigsten und Muster-Landwirthen gehört. Ich bitte ihn, uns die lehrreiche Geschichte seiner Erfahrungen mitzutheilen. D. H.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. - Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Juni. ——— Nr. 46. ——— 1822.

169. Merkwürdige und verdiente Forstmänner.

Herr Forstmeister Hlawa und die Waldungen der Herrschaft Daischitz in Mähren.

(Beschluß von Nummero 45 d. J.)

Sehr zweckmäßig, und ganz der Sache angemessen stehen die Brettmühlen unter Aufsicht und Verrechnung des Forstamtes. Gewöhnlich findet man die ganz unnatürliche Einrichtung, daß dieses Geschäft dem sogenannten Burggrafen auf den Herrschaften zugetheilt ist, was mir gerade so vorkommt, als wenn dem Forstbeamten z. B. das Milch- und Käsegeschäft bei den Meiereien übertragen wäre.

Bei der Lipniker Brettmühle hat H. H. seinen Wasserröhren-Bohrer angebracht. Die Beschreibung und Zeichnung davon findet man ausführlich im sehr lehrreichen Hesperus, Jahrgang 1818 oder 1819, wohin ich also alle jene, die die Sache interessirt, verweise. Ich war früher schon sehr begierig gewesen, diese ganze Vorrichtung an Ort und Stelle zu sehen, und H. H. hatte die Gefälligkeit, mich nicht nur hinzuführen, sondern die Maschine auch in Bewegung setzen zu lassen. Der ganze Mechanismus ist sehr einfach und bei jedem Mühlenwerk leicht anzubringen. Es können alle Tage an 20 Stücke Wasserröhren vollkommen gebohrt werden. und ein Mensch ist dabei ganz hinreichend. Ich glaube diese Maschine allen jenen Herrschaften mit Recht anempfehlen zu dürfen, die viele Wasserleitungen zu unterhalten haben, und die nicht noch viel zweckmäßiger sich der eisernen Röhren *) bedienen wollen.

Hinsichtlich der Forstkontrolle und des Rechnungswesens scheint man sich in Datschitz auch den neuern, richtigern Ansichten sehr genähert zu haben, und es hat vielleicht bloß an solchen, nur für jetzt durch Personal-Verhältnisse herbeigeführten — bei künftiger größerer Bildung des untern Forstpersonals beseitigten, Hindernissen, — gelegen, gleich eine ganz vollkommene Forstorganisation einzuführen. Die Rechnung wird nach dem Militärjahr geführt, vom ersten Oktober bis letzten September. Die Förster führen zum Theile ihre Revierrechnungen selbst; wenn ich nicht irre, wird ihnen nur der Empfang wöchentlich beim Rathschlage vom Forstamte eingetragen. Die Ausgabsposten schreiben sie aber selbst in ihre Rechnungsbücher, und berufen sich dabei immer auf das Numero der Anweisung, die sie deßhalb vom Forstamte zugestellt erhalten. Keine Ausgabe ist liquid, die nicht mit einer Forstamtsanweisung belegt ist, und nur das Forstamt allein ertheilt diese Anweisungen, die bei Verkäufen erst noch durchs Rentamt laufen, um als Anweisung zur Zahlung zu dienen. Alle Sonnabende versammeln sich die Förster beim Forst-

*) Auch über diese findet man Beschreibung und Abbildung im Hesperus, so wie sie nach einer neuen Erfindung zu Blansko bei Brünn in Mähren auf den Gräflich Salmschen Eisenwerken, fast unglaublich leicht und daher sehr wohlfeil gegossen werden. Der Herr Graf hat darauf v. Sr. Majestät dem Kaiser ein Privilegium erhalten.
Der Herausgeber.

meister zum Rathschlage, bei welcher Gelegenheit Rechnungsrichtigkeit gemacht, Rapport erstattet, Belehrung und weiterer Befehl ertheilt wird. Kein Forstbedienter befängt sich mit Geldgeschäften, die ganz dem Rentamte zugewiesen sind. Der Forstmeister führt nach den Revierrechnungen das Material-Hauptbuch, das zugleich die ganzjährige Forstrechnung bildet. Alle Geld-Empfänge und Ausgaben weist er in einem sogenannte Conferenzbuche dem Rentamte zu. So wird auch alles Materiale, das die Obrigkeit, das Schloß, Bräuhaus u. s. w. erhält, kurz Alles, was zum eigenen Herrschafts-Bedarf, — auf Deputate, zum Bauen, zum Ziegelbrennen u. s. w. abgegeben wird, der Empfangsparthei zur Last geschrieben, und das Forstpersonale erhält von diesen sogenannten durchlaufenden Posten, (die gar Manche wohl lieber als durchfallende Posten betrachten möchten!) ganz zweckmäßig eben so das bestimmte Accidenz bezahlt, als wäre das Materiale an Fremde wirklich verkauft worden. Auf der andern Seite wird dem Forstamte aber auch wieder Alles, was es von andern herrschaftlichen Aemtern erhält, z. B. Körnerdeputat, Bier u. s. w. zur Zahlung vorgeschrieben, und die Wirthschaft, das Bräuhaus bezieht von diesen abermals das Accidenz so, als wären die Körner, das Bier u. s. w. wirklich verkauft. Auf diese Art wird eine reine Rechnung geführt, und der Abschluß zeigt, was jedes Amt rein getragen hat. Eine äußerst wohlthätige Einrichtung in jeder Hinsicht, am meisten aber für die Herren selbst! Hier spricht die That von selbst; — alle Schreier, Wundermänner, Projektenmacher verstummen von selbst; sie erblassen vor diesem jüngsten Gerichte! Hier gilt nur die reine, nackte Wahrheit!

Der Forstmeister bewegt sich in seinem Wirkungskreis ganz frey und ungehindert, und hängt nur unmittelbar von den Befehlen des Herrn Grafen von Dalberg und seines Bevollmächtigten, des Herrn von Gräbner, ab. Diese Herren lassen aber H. H. ganz nach bester Einsicht handeln und die Forstkasse und die Waldungen befinden sich sehr wohl dabei. Der Herr Baron konnte für sein Interesse nicht besser gesorgt haben. Der Forstmeister ist zugleich — was man so selten anderwärts findet — Kontrollor seiner untergebenen Förster, und nur bei den öffentlichen Holzlizitationen im Walde ist der Herrschaftsdirektor, als Kontrollor, gegenwärtig. Aber auch hier scheint, wie das fast bei allen Forstkontrollen, die nicht vom dirigirenden oder inspizirenden Forstbeamten selbst ausgeübt werden, der Fall ist und nicht anders seyn kann, bloß nur die leere Form beobachtet zu werden, besonders ohne Nutzen und Zweck für die eigentliche Absicht, da die Wesenheit einer tüchtigen Kontrolle gänzlich ermangelt, obgleich diese bei einer öffentlichen Versteigerung noch wohl am ehesten ohne Sachkenntniß des Kontrollirenden ausgeübt werden kann. Der natürlichste und zweckmäßigste Kontrollor ist und bleibt immer der Forstbeamte selbst, vorausgesetzt, daß die ganze Forstorganisation auf richtige und naturgemäße Grundsätze gestützt sey! —

Ueber die ganze Organisation, das Kontroll- und Rechnungswesen, enthalte ich mich jeder Bemerkung, weil ich nächstens diesen Gegenstand möglichst beleuchtet behandeln, und meine unmaßgebliche Meinung darüber in diesen vielgelesenen Blättern zur Prüfung vorlegen will.

H. H. führt zugleich die Direktion über die österreichische Herrschaft Engelsfelder und böhmische Herrschaft Malleschauer Forste. Wenn auch gleich diese Waldungen um nichts beträchtlicher sind, als die Datschitzer, so sind sie demungeachtet nicht weniger wichtig und ihre Behandlung schwierig, da sie zum Theil durch frühere nicht richtige Behandlung in einem Zustande sich befinden, der alle Aufmerksamkeit verdient und daher ihre jetzige Bewirthschaftung nicht leicht macht. Jährlich bereist H. H. diese zwei Herrschaften einmal; ich glaube aber, es dürfte vortheilhafter seyn, wenn H. H. in Datschitz weniger gebunden, jenen zwei Herrschaften mehr Zeit schenken könnte, und öfter dorthin käme. Vielleicht würde diese Absicht, die nur den Vortheil des Herrn und der dortigen Waldungen bezweckt, am leichtesten erreicht, wenn auf der Herrschaft Datschitz zur Unterstützung des H. H. ein Unterforstbeamter unter dem Titel eines Reitjägers rc. angestellt würde, der unter der Leitung des Forstmeisters das dortige Forstamt führte. Am besten würde sich ein braver Revierförster, (vielleicht der geschickte H. Locher) dazu eignen; verhältnißmäßige Gehaltszulage, Passirung eines Forstgehülfen und zweyer Pferde — das wäre Alles; eine Ausgabe, die reichlich durch die dadurch möglich gemachte größere Wirksamkeit des H. H. vergütet würde. Dieser Reitjäger hätte sein

eigenes Revier fort zu verwalten, wie bisher, und damit die gehörige Kontrolle statt finde, der Forstmeister sie dort speziell auszuüben.

Wenn man bedenkt, daß drey, sehr von einander entlegene Herrschaften unter der Leitung des H. H. stehen, daß er das ganze Bauwesen auf der Herrschaft Datschitz führt, daß ihm alle vorgefallenen Vermessungen zugetheilt werden (gerade wie ich dort war, beschäftigte sich H. H. mit der Aufnahme der dortigen Meierhofsgründe) — daß H. H. als landrechtlicher Schätzmann und Sachverständiger in Forstsachen außerordentlich stark in Anspruch genommen wird; so wird man es wohl zweckmäßig, naturgemäßer, und für das Interesse des Herrn vortheilhafter finden, wenn H. H. der speziellen Führung des Datschitzer Forstamtes überhoben und ihm so Zeit gegönnt würde, wichtigeren Dingen seine Muße zu widmen.

Das Einzige, was ich vermißt habe, und was noch zur Vollendung einer ganz musterhaften und vollkommenen Bewirthschaftung fehlt, sind die bisher nicht statt gehabten Durchforstungen. Es ist hier nicht der Ort, um über Nutzen und Zweck derselben zu sprechen; wer sich darüber belehren will, findet in den Schriften unserer besten Forstmänner hinlänglichen Bescheid, wer sie aber ohne Untersuchung und Prüfung verwirft — den kann ich nur — bedauern: der kommt mir vor, wie jener Gärtner, der seine Blumen- und Pflanzenbeete nicht ausjäten will! Daß H. H. nicht zu den Letztern gehört, auch über Zweck und Nutzen keiner Belehrung bedarf, ist ein sprechender Beweis, daß Fortschreiten, Selbstdenken und Beobachten seine Sache sey. Oertliche Hindernisse waren dem Durchforsten bisher entgegen. Die geringe Bildung des verwaltenden Forstpersonals hat bisher immer abgeschreckt, selbst auch nur den Versuch zu machen; aber noch schwieriger wäre es, dieses Geschäft mittelst Robot zu verrichten. Bei dem Ueberfluß dieser unbeschäftigten Arbeitskräfte (die Felder waren bisher verpachtet) war es Pflicht und Nothwendigkeit, alle Waldarbeit mit Frohne zu machen; und wer möchte mit dieser das Durchforsten einführen? — Endlich würde sich kein lohnender Absatz für dieses, durch die Durchforstungen erhaltene Prügelholz gefunden haben. H. H. klagte mir bei meinem Dortseyn, daß er keinen Käufer auf das vom Gipfel gemachte schöne Prügelholz finden könne, und daß das dortige Eisenwerk, diese Verlegenheit benutzend, es um einen Spottpreis abdrücken wolle. Doch, ich glaube, allem diesem könne jetzt eher abgeholfen werden.

H. H. dürfte sich freilich die Mühe nicht verdrießen lassen, Anfangs alles auszuhauende Holz selbst anzuzeichnen, und so seinen Förstern dieses Durchforsten eben so praktisch zu lehren, wie es bisher mit den Dunkelschlägen der Fall war. Recht viele Proben zur Uebung müßten vorgenommen, die Sache ordentlich militärisch einexerziert werden. Besonders thunlich wäre dies in allen jenen Distrikten, die zunächst zum Hieb kommen; da wäre die Sache überhaupt leichter, und begangene Fehler weniger nachtheilig. So ginge man dann immer in jüngere Bestände über, wie die Geschicklichkeit, richtig zu durchforsten, zunähme.

Da die Robot bei eigener Bearbeitung der Felder jetzt mehr zur Oekonomie verwendet werden wird; und zu dem Durchforsten durchaus nicht gebraucht werden kann; so dürfte es wohl keiner Schwierigkeit unterliegen, wenigstens zu diesem Geschäfte Holzmacher aus Zahlung zu nehmen. Auf jeden Fall würde der Verkaufspreis das Hauerlohn nicht nur ersetzen, sondern es müßte auch ein Nutzen heraus kommen.

Was nun endlich die Verwendung anbelangt; so lasse man das Eisenwerk anderes Holz kaufen, wenn es diese guten Prügel nicht um einen billigen Preis abnehmen will. Bei der schönen, sehenswürdigen Dampf-Branntweinbrennerei, die die Herrschaft selbst betreibt, kann doch wahrlich nicht die geringste Verlegenheit wegen Absatz solches Brennholzes seyn! Es wäre ja eine offenbare Verschwendung, zu solch einer Feurung gutes Scheiterholz verwenden zu wollen. Die schlechtesten Prügel, anbrüchiges Holz sogar ist ja dazu ganz vortrefflich und gut genug. Die Brennerei gewinnt dadurch selbst, weil sie wohlfeileres Brennmaterial anwendet, und daß dies allerdings, und ohne den allergeringsten Nachtheil für die Brennerei möglich ist, wird mir jeder Sachverständige unterschreiben.

So wären diese Hindernisse gehoben, und ich hoffe, die Freude zu erleben, nächstens zu vernehmen, daß H. H. seine Waldungen in Datschitz durchforste!

Wie nützlich dem Forstmanne mineralogische Kenntnisse sind, und wie viel Gutes er dadurch wirken könne,

hat H. H. dadurch bewiesen, daß er in der dortigen Gegend Kalk aufgefunden hat, woran bisher völliger Mangel herrschte, und man gezwungen war, den Bedarf bis von Böttau herbei zu holen. — Dieser sehr schöne Urkalk wird beim Dorfe Zitzgrgs, eine Stunde von Datschitz, im Gneus — wenn ich nicht irre — gegraben.

Noch muß ich der großen gemeinnützigen Bauern=Baumschule des H. H. erwähnen. Sie dürfte vielleicht die einzige Anstalt dieser Art in der Monarchie seyn. Als H. H. aus der obstreichen Gegend von Jeslowitz nach Datschitz kam, und dort nicht einen einzigen Obstbaum fand, faßte er den Entschluß, der Gründer der Obstbaumzucht auf dieser Herrschaft zu werden. Der seel. Graf von Ostein unterstützte dieses Unternehmen dadurch, daß er das erforderliche Lokale zu Errichtung der Baumschule für diesen schönen Zweck schenkte, und der jetzige Besitzer hat nicht nur diese Schenkung bestätigt, sondern auch noch auf mancherlei andere Weise dieses so nützliche Institut befördert. Die Bauernbaumschule ist nur dazu bestimmt, ohne alle Nebenabsicht die nöthigen Obstbäume für die bisher öde gewesenen Hausgärten der Herrschaftsunterthanen ganz unentgeldlich zu liefern; es werden daher aus dieser Anstalt weder Bäumchen verkauft, noch selbst für die herrschaftlichen Gärten ꝛc. Setzlinge abgegeben. Diese Edelstämmchen wurden alle aus dem Kern gezogen, und durch Reißer vom Kuttenberger Herrn Doktor Derell, einem sehr starken Pomologen, und vom Brünner pomologischen Verein veredelt. Die erste Austheilung geschah im vorigen Jahre; und bis jetzt wurden in drey Gemeinden 1800 schöne, gesunde Obstbäumchen abgegeben, die nun eine Zierde der Dörfer sind, und eine neue Erwerbsquelle für die Unterthanen mit der Zeit gewähren werden. Aber nicht zu berechnen ist der Einfluß, den die Einführung dieses Oekonomiezweiges auf die moralische Bildung des Unterthanen äußern wird!

Wie alles Neue beim gemeinen Mann schweren Eingang findet, so ging es anfänglich auch hier. Aber eben so hat der Erfolg gezeigt, wie man so sicher auf den Landmann wirken könne, wenn man mit Klugheit und aus uneigennützigen, reinen Absichten handle, und wie einflußreich ein rechtlicher, gerader, biederer Charakter sey. Es war den mißtrauischen Leuten unmöglich zu glauben, daß man ohne alle Nebenabsicht ihr Wohl bezwecken wolle; sie betrachteten diese angebliche Wohlthat nur als ein fein ersonnenes Mittel, sie einem neuen Zinse, einer neuen Abgabe zu unterwerfen, und sie weigerten sich hartnäckig, die ganz unentgeldlich angebotenen Bäumchen anzunehmen; „Wir wollen uns und unsern Kindern keine neue Last auflegen!“ — hieß es immer. Selbst der bei den Unterthanen wegen seines seltenen Charakters in der größten Achtung stehende Forstmeister war nicht im Stande, sie ganz zu überzeugen; „— Ja, wir glauben Ihnen; — aber wenn Sie einmal todt sind, — die Bäume sind auf herrschaftlichem Grunde gewachsen!“ —

Der Herr Baron von Dalberg, edel und großmüthig, das Wohl seiner Unterthanen wollend, war nicht so bald von der gefürchteten Besorgniß unterrichtet, als er auch schon eilte, ganz aus freiem Antriebe, den Landleuten jenen Wahn durch einen feierlichen, rechtsgültigen Revers zu benehmen; ja er forderte sie selbst liebreich auf, mit allem Vertrauen diese ihnen bereitete Wohlthat zu genießen. — Nun ging die Sache auf einmal, und wie von selbst; jetzt bitten die Bauern selbst um Obstbäume, und für künftiges Jahr muß das Loos entscheiden, wer welche bekommen soll. Das Einzige, was sich der edle Forstmeister vorbehielt, war, daß ihm jeder Betheilte versprechen mußte, ihm den Erstling zu bringen, damit er im Stande sey, die erfolgte Frucht mit dem Edelreiß zu vergleichen, und die Gattung genau zu bestimmen. Vorigen Herbst hatte ein Richter dem großmüthigen Herrn von Dalberg auf einer Jagd den Erstling seines im Frühjahr ausgesetzten Apfelbaumes überreicht. Mit Freuden ergriff dieser gute Herr diese Gelegenheit seinen Unterthanen sein Wohlwollen und seine Freude über die gelungene Einführung der Obstkultur durch einen feierlichen Akt zu erkennen zu geben. Beim öffentlichen Amtstage wurde diesem Richter ein alter schwerer Mainzer Dukaten an einem Bande im Namen der Herrschaft überreicht, und die Gemeinde aufgemuntert, mit Eifer und Liebe die Obstbaumzucht zu pflegen.

Die Bescheidenheit verbietet mir, mehr über Herrn von Dalberg zu sagen. Mit großer Rührung vernahm ich, wie großmüthig er gegen die Wittwen dreier zum Theil fast unwürdiger Beamten gehandelt; mit jährlichen tausend Gulden Pension betheilte er diese Verlassenen, und ließ die Unschuldigen nicht fühlen, was ihre Männer verschuldet! — Solche Handlungen sprechen von selbst.

Auch der Bevollmächtigte, Herr von Gräbner, genießt allgemeiner Liebe und Verehrung. Er ist ganz für das Interesse seines Freundes beseelt; davon zeigen alle seine Unternehmungen, und daß diese mit Sachkenntniß und allem Eifer für das Gute ausgeführt werden, beweist der herrliche Erfolg, von denen sie gekrönt werden. So liberal er die Beamten behandelt, so ist er auch für deren wissenschaftliche Bildung und Fortschreiten bemüht, als sicherstes Mittel, auf die solideste Art den Herrschaftsertrag zu erhöhen. Zur Benutzung der Beamten hat er eine Bibliothek angelegt, die die besten und neuesten Schriften über Oekonomie Forstwesen, Mathemathik, Physik, Chemie u. s. w. enthält. Fortwährend wird sie vermehrt. Ein auf diese Art angelegtes Kapital wird der Obrigkeit reichliche Zinsen bringen! — Das ist eine sichere und edle Spekulation; — möchten doch alle Obrigkeiten auf diese Art — wuchern!

Im August 1821.

Ein Mährischer Forstmann.

170. Forstwesen überhaupt.

Hartigs Forst- und Jagdarchiv. 4ter Jahrgang. 3tes Heft.

(Fortsetzung von Nummer 26. 1822.)

Hier im Oestreichischen werden wir wohl weniger praktischen Nutzen aus so einem Gesetze ziehen, weil wir einer Schadenhütung viel weniger ausgesetzt sind, als Forstbesitzer in andern Ländern. Der eigentliche Nutzen bleibt daher immer der Gewinn für die Wissenschaft selbst. Außer so vielen andern Vorzügen, haben die Waldbesitzer im gelobten Oestreich auch den unschätzbaren Vortheil, in Bewirthschaftung und Benutzung der Forste in so fern ganz frei handeln zu können, daß sie hierin von keinem einzigen lästigen Servitute beschränkt werden. Mir ist kein einziges bekannt geworden, obgleich ich schon in mehreren Provinzen diente. — Diese allergrößte Plage für die Waldungen, welche so oft, ohne daß man daran dachte, die erste Ursache der Verheerungen der Waldungen durch schädliche Insekten u. s. w. war und noch ist; diese allergrößte Waldplage ist uns hier fremd, eine Plage, die auch auf die Benützung so wesentlichen Einfluß hat. — Was würden unsere Waldbesitzer sagen, wenn vielleicht der größte Theil ihrer Unterthanen zur Streusammlung, Viehweide, Graserei, Mast, Harzbenutzung, zur Jagd, und gar zur Mitholzung berechtigt wären?! Was anderwärts ein Gerechtsam ist, — ist hier Gnadensache. Ein Waldbesitzer, der in seinem Walde keine Weide dulden will, kann hierzu nicht gezwungen werden, — daher Beschädigung junger Schonungen oder Meiße durch Weidevieh so äußerst selten. Es liegt in der Natur der Sache, daß Viehheerden, die im Walde zu weiden, das Recht haben, eher und leichter die an den Weidedistrikten oft gränzenden Schonungen beweiden und ruiniren, als Heerden, die ohne Strafe die Waldgränze gar nicht überschreiten dürfen.

2) Eine neue merkwürdige Nebenbenutzung aus den Erlen- oder Elsbrüchen.

Von dem Forstcandidaten von Aurich.

Vor zwei Jahren kamen von Hamburg einige Spekulanten in die hiesige Gegend, und forderten die Tagelöhner und arme Leute auf, Blutegel gegen 9 Gr. Pr. Cour. pro Hundert, zu fangen und an sie lebendig abzuliefern. — Dieser Aufruf ward mit Freuden befolgt, und seit jener Zeit wird der Blutegelfang in den Brüchern und stehenden Gewässern der hiesigen Gegend sehr lebhaft betrieben.

Der Fang selbst geschieht auf folgende Art. Der Blutegelfänger, (Flekenfänger, nach der Benennung der Landleute) hat ein, 12'' im Durchmesser haltendes blechernes Sieb (Durchschlag), woran ein 1½' langer Stiel befestigt ist. Mit diesem fischt er nun, nachdem er zuvor das Wasser in den Pfühlen trübe gemacht und die Blutegel aufgeregt hat, selbige heraus, thut sie in einen mit feiner Leinwand überzogenen irdenen Topf, und liefert sie bei seiner Nachhausekunft sogleich an den Aufkäufer ab.

Wie einträglich diese Fischerei ist, kann man daraus abnehmen, daß sich gegenwärtig sechs Aufkäufer in Seeben, als dem Haupt-Stapelorte für die hiesige Gegend befinden, von wo aus diese Waare in Fässern

à 5000 Stück, nach Hamburg und von da nach England, und wie man sagt, dann weiter nach Amerika, zu einer Kur beim gelben Fieber, versandt wird. Die Fässer werden täglich einige Male mit frischem Wasser versehen, um die Blutsauger bestmöglichst zu konserviren.

Im vorigen Jahre, wo der Fang noch nicht so allgemein war, wurden zu Seeben allein 1500 Rthlr. für dergleichen Thiere bezahlt. Da sich aber jetzt schon Kinder von 7 Jahren auf diese Fischerei legen, so wird der Erlös in diesem Jahre gewiß noch weit bedeutender seyn; denn es kann ein Mann, wenn die Witterung warm und gut ist, 4000 Stück, und im ungünstigen Falle doch 100 Stück fangen. Der Reiz zu dieser Fischerei ist daher so groß, daß fast keine Menschen zu den Forst-Culturgeschäften zu haben sind, und die Bauern keine Taglöhner bekommen, um ihre Feldwirthschaft zu betreiben.

Wie mir so eben gesagt wird, gibt man in Hamburg für 1000 Stück dergleichen Blutsauger 80 Mark, und es läßt sich denken, wie viel theuerer man sie in England bezahlt, von wo aus sie dann wieder mit bedeutendem Gewinn nach Amerika versandt werden.

Oberförsterei Abbendorf, in der Altmark, im März 1819.

3) Die amerikanische Zugtaube. (le pigeon passager. Columba migratoria. Linn.) Aus Wilsons American Ornithology.

Wenn alles das wahr ist, was da erzählt wird, können wir mit dem Herrn Herausgeber sagen: Der Himmel bewahre uns vor solchen Zugtauben!

4) Ist die Theilung gemeinschaftlicher Waldungen vortheilhaft und zuläßig? Vom Oberforstmeister Herrn von Mülmann in Düsseldorf.

Einverstanden mit dem H. V., sobald nur das allgemeine Wohl nicht gefährdet wird, und umgekehrt, sobald das allgemeine Beste unter einer Theilung leiden würde. Das Wohl und Wehe aber der einzelnen Interessenten (Gemeindeglieder) — würde ich nicht berücksichtigen, wie der H. V. vorschlägt; denn die Theilung kann nur geschehen, wenn sie von dieser verlangt wird. Dieß setzt einen Vortheil für die Interessenten voraus, gleich viel, ob wirklich oder nur eingebildet; denn des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Es kann überhaupt nur die Rede von den sogenannten Gemeindewäldern (einer Dorfschaft gehörig) seyn, und zwey Fälle eintreten; einmal, daß der Wald eine solche Ausdehnung hat, daß derselbe durch eine eigene sachverständige Administration bewirthschaftet wird; oder der Umfang ist so unbedeutend, daß er die Administrationskosten nicht aufbringt.

Im ersten Falle macht er einen bedeutenden Theil des zur Deckung des allgemeinen Bedürfnisses vorhandenen Holzgrundes aus, und wird auch in den meisten Fällen, wo nicht immer, so entlegen seyn, und einen zu jeder andern Benutzung schlechten Boden haben, auch wirklich so viel Nutzen abwerfen, daß die Behörde die Theilung nicht zugeben kann, weil der Wald bedeutend auf die Produktion des allgemeinen Bedürfnisses einwirkt; aber auch die Gemeinde in diesem Falle gewiß keine Theilung wünschen wird. Im andern Falle wird der Boden und die Lage des Waldes entscheiden. Ist die Lage entlegen, der Boden schlecht, so wird Niemand an Theilung denken, und Jeder wird aus dem Walde so viel Nutzen ziehen, als er kann; Nähe und guter Boden können aber den Wunsch zur Theilung veranlassen, den die Behörde auch gewiß bei diesem Umstande gewähren wird. — Allgemeine Freiheit in Benutzung des Eigenthums nur allein kann den höchsten Ertrag bringen, und vor jedem Mangel sichern! Jedes mangelnde Bedürfniß hat den höchsten Preis; dieser höchste Preis ist Aufmunterung genug, das Bedürfniß zu erzeugen, dadurch es allgemeiner, wohlfeiler zu machen, den Mangel aufzuheben. Zwang, Verbot und wie alle diese Machtsprüche heißen, bewirken gewöhnlich das Gegentheil, und sind dem Guten mehr hinderlich als beförderlich.

Vor mehr als 50 Jahren schon schrie die Welt über Holzmangel, Holznoth, Holztheurung, und wie die Lieblingsideen alle heißen; und so schreit jetzt, nach mehr denn 50 Jahren, noch Alles jenen Unglückspropheten nach, und allgemein hört man über Holzmangel, Holznoth und Holztheuerung klagen! Aber Niemand hat noch gesagt, wo denn eigentlich Holzmangel und Noth herrsche. Wo sind denn die Beweise? — Ich behaupte das Gegentheil, und verweise Jeden, der das nicht glauben will, auf die noch jetzt allgemein

herrschende Holzverschwendung! Wie viel Holz verfault noch unbenutzt, oft ganz nahe bei großen Städten, in unsern großen Waldungen! Wie schlecht ist in den meisten noch die Wirthschaft! — Wie wenig werden z. B. noch die nahen Rossitzer und Oslowaner Steinkohlen in Brünn benutzt!

Wenn die weise Versehung ganze große Flächen unsers gesegneten Oestreichs ohne Wald gelassen hat; so kann das doch nicht Veranlassung zu einer Klage über Holzmangel seyn? — Denn umgekehrt, wie lächerlich würde es den reichen Getreid- &c. Bauern klingen, wenn wir in unsern ungeheuren Wäldern über Getreidemangel (hier ist die Rede nicht von einzelnen, schrecklichen Ausnahmen, wie wir es erst vor einigen Jahren erlebten; sondern ich spreche im Allgemeinen, und im Gegensatze getreidreicher und dabei holzarmer Gegenden) — klagen wollten! — Wo kämen wir hin, wenn Jeder sich Alle Bedürfnisse befriedigen könnte, ohne seines Nebenmenschen zu bedürfen!

Der H. V. verlangt meinem oben geäußerten Grundsatze: Freie Benutzung des Eigenthums, — entgegen: — „im Falle die Domainen-Waldungen nicht hinreichen, die Bedürfnisse des Landes zu decken, müssen nothwendig die noch ungetheilten Gemeindewaldungen, und wenn es nöthig ist, selbst die Privatwaldungen hierzu herangezogen und von der Staatsverwaltung die Controlle über die darin zu führende regelmäßige Bewirthschaftung übernommen werden" u. s. w. — „In unserm deutschen Vaterlande wird es indessen nur wenige Gegenden geben, wo es nöthig seyn dürfte, auch Privat-Waldungen zur Deckung der absoluten Holzbedürfnisse des Landes heranzuziehen, und Domainenwaldungen werden in den meisten Fällen hierzu mehr als hinreichen.

Wenn der H. V. überzeugt ist, daß die Domainen-Waldungen das Bedürfniß hinreichend decken; so kann ja die Theilung der Wälder nicht gefährden, ja man sollte aufmuntern, die überflüssigen Wälder auszubauen und den Boden zu etwas Besserem zu benutzen. — — Aber, wie ist es im Oestreichischen? Kann man da auch sagen, daß die Domainen-Waldungen hinreichend wären? — Wer deckt hier bei uns die Holzbedürfnisse in der großen Monarchie? — Die Privatwaldungen! Ja, der Staat geht sogar damit um, den kleinen Rest der Domainen-Waldungen (Staatsherrschaften) — auch noch in die Hände der Privaten zu geben! Dieses Vertrauen unserer weisen Regierung beweist ganz unbezweifelt ihre richtige Ansicht der Dinge; diese Maßregel beweist den Unglauben der Regierung an Holz-Mangel und widerlegt am bündigsten die Behauptung des H. V. „der Privat-Waldbesitzer, welcher keine Verbindlichkeit hat, für die Bedürfnisse des Publikums zu sorgen, bindet sich an diese Regeln (bei dem größtmöglichsten, auch einen jährlich gleichmäßigen nachhaltigen Ertrag zu erzielen) nicht, weil sie ihm meistens nachtheilig seyn würden, sondern er benutzt, nach Maßgabe des Holzbestandes, bei seinen Holzverkäufen den sich darbietenden Vortheil des Augenblicks." —

Der eigene Vortheil bindet mehr wie jede Verbindlichkeit; und wie müßten unsere Wälder aussehen, wenn wir so wirthschafteten, wie der H. V. es bei Privat-Waldbesitzern voraussetzt?! Alle Folgerungen des H. V. aus seiner Behauptung fallen von selbst weg. Ja, so lange dem H. V. beim Begriff eines Privatwaldes das Bild eines Hölzchens vorschwebt, daß ein Hase in 5 Minuten gemächlich durchhüpft, um auf dem Grunde und Boden einer andern Gerichtsbarkeit sich zu befinden, — ja dann mag er Recht haben; aber nur sehe ich dann nicht ein, mit welchem Nutzen solche Privatwäldchen, zur Deckung der Landbedürfnisse unter der Staatskontrolle herangezogen werden sollen!?! Unsere liberale Oestreichische Regierung befolgt andere Grundsätze, und das Land ist recht glücklich dabei.

Brod scheint mir noch unentbehrlicher, als Holz. Sonderbar, warum sind denn gerade alle Domainen-Oekonomien in Händen von Privaten? (In Preußen sind sie alle verpachtet.) Warum ist die Feld-Oekonomie nicht unter Staatskontrolle gesetzt, wie der H. V. in Bezug auf die Privatwälder vorschlägt? — Der Private könnte sich hier ja eben auch von einem augenblicklichen Vortheile hinreißen lassen, statt Korn, — im hohen Werthe stehende Handelspflanzen z. B. zu bauen! — Warum fürchtet das die Regierung nicht? —

Der Mensch in der Regel bleibt sich immer gleich; Geizige sind so gut Ausnahmen wie Verschwender. So wenig ein Güterbesitzer seine Felder aussaugen und nur auf seine Existenz allein denken wird; sondern so wirthschaftet, um seinen Kindern ein so großes Vermögen, als nur möglich zu hinterlassen; — (und welches Kapital ist wohl besser, als gut kultivirter Grund und Boden?) — eben so wird der Waldbesitzer seinen Kindern als Erbe seinen Wald in einem Zustande zu hinterlassen suchen, daß sie davon leben können! — Der Einwand: Die Erfahrung lehre das Gegentheil, die Wälder würden zu sehr angegriffen u. s. w. — gerade dieser Einwand, wenn er gegründet ist, was aber noch erst zu beweisen, beweist für die Sache, denn er beweist, daß wir noch zu viel Wald haben. Die Holzpreise sind so gering, daß der Wald nur wenig Ertrag bringt. Diese mindern Preise legen es der Welt dar, daß die Concurrenz zu stark sey. Um nun doch einen Nutzen aus dem Walde zu ziehen, muß der Besitzer viel Holz zum Verkauf hauen. Dadurch wird nach und nach das wahre Verhältniß zwischen der Acker- rc. und Holzfläche hergestellt; der Holz produzirende Grund und Boden verringert, die Wissenschaft erweitert, auf kleinerer Fläche mehr Holz gezogen; dadurch eine ungeheure Masse Wälder ausgerottet, der Boden besser benutzt, das Holz theurer werden, und die Wälder in ihrem Werthe müssen steigen, dadurch höher geachtet und nutzbringender, — endlich so zweckmäßig bewirthschaftet werden, daß sie auf gleicher Fläche einen eben so großen Nutzen abwerfen, als Felder auf gleichem Boden. Und stehen wir einmal auf diesem Punkt, auf den wir ohne alles Zuthun der Regierung kommen müssen, dann wird der Wald gewiß von Jedermann ohne Unterschied eben so nachhaltig bewirthschaftet werden, als es der H. V. jetzt nur von den Domainen-Waldungen voraussetzt. Nur so lange Holzüberfluß herrschen wird, werden die Waldungen — nicht von Allen (denn viele Waldbesitzer denken jetzt schon ganz anders) — aber doch von Vielen noch ziemlich über ihr Erträgniß benützt werden, und benützt werden müssen, um das unumgänglich nöthige richtige Verhältniß der Wald- und Acker-Fläche nach und nach herzustellen.

Wer von unsern Forstmännern wird mich belehren, eines andern überzeugen wollen und können? Ich bitte darum, denn die Sache ist von Wichtigkeit! —

(Der Beschluß folgt.)

171. Forst-Institute.

Das königl. Baiersche in Aschaffenburg.

Es hat seinen guten Fortgang, zählte 18$\frac{20}{21}$ in beiden Cursen 122 Schüler; 76 im ersten, 46 im zweiten; darunter 40 Inländer, 36 Ausländer, und 26 Söhne von Forstbeamten. Der König unterstützte eine bedeutende Zahl Schüler aus seiner Privatkasse. Außerdem genossen 16 Stipendium.

Erster Professor ist Hofrath Hoffmann, der mehrere mathematische Schriften herausgegeben; so wie Professor Papius sein Programm über die verschiedenen Betriebsarten der Holzwirthschaft und Professor Strauß seine Abhandlung: Chemie und Physik als Hülfsmittel bei dem Studium der Forstwissenschaft 1821 bekannt machte.

Das naturhistorische Kabinett wurde vorzüglich durch viele Mineralien berühmt, aber unter andern durch einen Kieferzweig von seltner Fruchtbarkeit, mit 130 zu einem rundlichen Ballen zusammengehäuften, zu ziemlich gleicher Größe verwachsenen Zapfen.

Das chemisch-physikalische Kabinett erhielt einen vollständigen Wasserstoff-Gas-Apparat.

Das forsttechnologische Kabinett das Modell einer Holz-Riese.

Auch die Bibliothek ging nicht leer aus

Die Gesetze für die Kandidaten der Anstalt erschienen in Druck.

Im ersten Curs lehrt: 1) Herr Professor Papius theoretische Forstwissenschaft und Geschäfts-Styl-Uebungen in 5 Wochenstunden. 2) Professor Braun Naturgeschichte und Jagdkunde in 3 Stunden und macht zugleich Sonnabends Forstexkursionen. 3) Prof. Hoffmann theor. prakt. Mathem. 2 St. 4) Prof. Strauß Chemie und besondere Physik in Anwendung aufs Forstwesen, mit Experimenten 3 St. 5) Prof. Maier prakt. Geometrie, Planzeichnung, Land- und Wasserbau 5 St.

Im zweiten Curs 1) Prof. Papius theor. Forstwissenschaft und Kameral-Encyklop. mit Fortsetzung der Styl-Uebungen in 5 St. 2) Prof. Braun, wie oben. 3) Prof. Hoffmann wie oben und allgemeine Physik mit Experimenten in 3 St. 4) Prof. Strauß, wie oben. 5) Prof. Maier, wie oben.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Juni. — Nr. 47. — 1822.

172. Forstwissenschaftliche Literatur.

Anleitung zur Erziehung der Waldungen von J. A. Schmitt, erstem und ordentlichem Professor der Forstwissenschaft an der k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn bei Wien u. s. w. Wien, 1821, bei Gerold. 8. XXII. 355.

In den österreichischen Staaten die erste, wichtigste Erscheinung dieser Art, daher der Herr Verfasser als vaterländischer Forstschriftsteller gewiß den wärmsten Dank und thätige Aufmunterung verdient.

Diese Schrift ist eigentlich als Leitfaden zu den Vorlesungen des Herrn Verfassers bestimmt, und daher doppelt zu berücksichtigen, weil sie die Grundsätze enthält, welche den auf der Anstalt zu Mariabrunn sich bildenden künftigen Forstmännern beigebracht werden. Ob diese richtig oder falsch sind — muß daher sorgfältig untersucht werden, denn die künftige Behandlung unserer Wälder hängt ganz davon ab. Aus dieser Ursache wird es der Herr Verfasser mir nicht übel nehmen, wenn ich bei der Anzeige dieser Schrift etwas länger verweile.

Seite XIX. Auf 3½ Seiten die Erklärung einiger forstmännischer Ausdrücke. Hätte wohl füglich wegbleiben können, da sie für Anfänger, oder vielmehr für Laien viel zu unvollständig, — für weiter vorgerückte Forsteleven aber überflüssig ist. Einige Worte sind allgemein verständlich, z. B. Bauholz, Brennholz, Handwerksholz, Wälder u. s. w. Hartig's Anweisung zur Forst- und Weidmanssprache empfehlen wir denjenigen, die sich in der Forstterminologie vollständig unterrichten wollen.

Die in der Einleitung begründete Unterscheidung in der Erziehung der Wälder scheint mir theils gesucht, theils unpassend.

Warum soll die von Hartig zuerst gewählte Eintheilung der Holzzucht in natürliche und künstliche nicht genug bezeichnend seyn?

Der Ausdruck „Holzanbau" für „künstliche Holzzucht" scheint mir nicht ganz passend. Denn die natürliche Besamung von stehen gelassenen Samenbäumen im Dunkelschlag ist ja eben auch ein „Holzanbau."

„Abtrieb" für „natürliche Holzzucht" ist wohl passender; aber wie oft wird ein Wald abgetrieben, ohne die natürliche Nachzucht zu berücksichtigen?

Die Erziehung der Wälder soll drittens den Plenterhieb (die Durchforstung, Durchplenterung) eine Durchhauung u. s. w. in sich begreifen.

Ich hätte hier nur den Ausdruck: Durchforstung, gebraucht; denn Plenterhieb erinnert zu sehr an die alte Femelwirthschaft; und die hat der Herr Verfasser doch gar nicht gemeint. Sonst war Plentern und Femeln gleichbedeutend; es scheint mir daher nicht zweckmäßig, ein Wort zur Bezeichnung einer Waldoperation zu wählen, das einen ganz fremden, ja, der bezeichnen wollenden Sache ganz entgegengesetzten Nebenbegriff mit verbindet.

Es scheint überhaupt höchst nöthig, in Bezeichnung der Begriffe sehr vorsichtig zu gehen, um Mißverständnissen vorzubeugen. Neue Begriffe muß man

nie mit alten Worten bezeichnen, um so weniger, wenn diese früher eine ganz andere Bedeutung hatten, wie dieß hier offenbar der Fall ist. Hartig hat die neue Lehre der Durchforstung zum Wohl der Waldungen zuerst ausgesprochen; es ist eine ganz neue Sache, daher auch ein ganz neuer Name gebraucht werden muß.

Dann gehört ja die Durchforstung unmittelbar zur natürlichen Holzzucht, oder wie der Herr Verfasser das nennt: zum Abtrieb.

Gleich Seite 4 erwähnt der Herr Verfasser der „Plenterwirthschaft" (Femelwirthschaft, Schleichwirthschaft)." Hier bestätigt sich schon, was ich oben sagte: der Herr Verfasser hat ein und dasselbe Wort für zwey ganz von einander verschiedene Begriffe gebraucht (Durchforstung und Femelwirthschaft oder nach Herrn S. Ausdruck: Plenterhieb und Plenterwirthschaft) — woraus nothwendig Undeutlichkeit, Mißverständniß entstehen muß.

Sehr gut schildert Herr Verfasser das so Nachtheilige der frühern Plenterwirthschaft und empfiehlt dringend die Schlagwirthschaft, worin ich mit voller Ueberzeugung beistimme. Ueberhaupt redet der Herr Verfasser der natürlichen Holzzucht ganz das Wort, und das mit Recht. Man kann sie nicht dringend genug empfehlen, und es ist zur Förderung der guten Sache sehr dienlich, daß ein so allgemein hochgeachteter Professor selbst dazu auffordert. Schon allein ein großes Verdienst!

Ueber Folge, Figur, Lage und Richtung der Schläge, S. 8 — 16. — Lehrreich und recht gut.

S. 16 von den verschiedenen Arten des Abtriebs.

Mit Recht beginnt Herr Verfasser mit den Dunkelschlägen, in der Regel der vorzüglichsten Verjüngungsart.

Die einfachste und sicherste Methode bei Auszeichnung des Dunkelschlags ist folgende: Alle stehen bleibenden Stämme bezeichnet man durch deutliche Platten, die so groß und so tief sind, daß sie sich von weiten weiß präsentiren. Man fängt auf einer, gewöhnlich der schmalsten, Seite an, stellt sich 10 — 15 Schritte in den Schlag hinein, und geht langsam, z. B. von der linken zur rechten, während man die bezeichneten Stämme durch einen Heeger u. s. w. anhauen läßt. An das Ende des Schlages gelangt, tritt man wieder 10 — 15 Schritte zurück, und geht jetzt wieder von der rechten zur linken, parallel mit dem frühern Gang, das Gesicht immer gegen die zuerst gemachten Platten gerichtet, und bestimmt so wieder die stehen bleibenden Bäume u. s. w., dadurch wird es möglich, immer 3 — 4 Reihen der als Samenbäume bestimmten Stämme im Auge zu behalten, jede etwa entstehende Lücke sogleich zu bemerken, und nöthigenfalls die erforderlichen Bäume noch zum Stehenlassen auszuzeichnen. Nur auf diese Art ist es möglich, den Dunkelschlag vollkommen gleich und regelmäßig zu stellen. Umgekehrt, wenn die wegzunehmenden Bäume bezeichnet werden, irrt man gar leicht, weil die zu vielen Platten nur das Auge beirren, und die nicht bezeichneten, zum Stehenbleiben bestimmten Bäume nur sehr schwer zu erkennen sind. —

Die Vortheile der Dunkelschläge sind nach Gebühr ins Licht gestellt.

Seite 24. Lichtschlag und kahler Schlag.

Letzterer soll in der Regel gar nicht statt finden; nur ausnahmsweise sollte man sich seiner bedienen, und in vielen Fällen, die Herr Verfasser zu seiner Anwendung angibt, kann man viel vortheilhafter den Dunkelschlag anwenden. Selbst in den Niederwaldungen sollen nicht unbedingt kahle Schläge gemacht werden.

Seite 27. Vom successiven Hau. Ist im Grunde nur eine Variation des Dunkelschlages, und beruht auch auf denselben Grundsätzen, weßhalb ich rathen wollte, statt des successiven Hiebes lieber ganz vollständig den Dunkelschlag anzuwenden. Ohnehin muß hier Localität, das Bedürfniß, die Holzart u. s. w. alles Andere entscheiden, und macht oft Modalitäten nöthig, die mehr und weniger von der steifen Regel abweichen. Deßhalb möchte ich aber doch diese Abweichung nicht als eine eigene, selbstständige Abtriebsmethode bezeichnen. Auch sehe ich den Zweck und die Vortheile des successiven Hiebes nicht recht ein, und glaube das vom Herrn Verfasser Angeführte viel sicherer durch den gewöhnlichen Dunkelschlag zu erreichen. Besonders den Zweck, der Seite 29 ad 2 gegebenen Regel: „dann aber wird alle Jahre von dem Schlage ein Streifen um den andern kahl abgetrieben" sehe ich gar nicht ein. Wozu hier die so verderblichen Springschläge anwenden wollen, wenn der Unterwuchs schon vorhanden, die jungen Pflanzen schon fähig sind, freigestellt zu werden?

Seite 35 folgen nun die speciellen Regeln für den Abtrieb der verschiedenen Laubholzwälder.

1. Für die reinen regulären Buchen-Hochwälder.

a. Mittelst Dunkelschlag. Einverstanden bis Seite 39. b. wo die Regel gegeben wird, daß, nach hinreichendem Aufschlage im Frühjahre, gleich im darauf folgenden Winter eine lichtere Stellung gegeben werden müsse. Besser würde es seyn, wohl wenigstens Ein ganzes Jahr, wo nicht länger, den Schlag unverändert in der frühern Stellung zu lassen. —

Seite 42. Widerrathe ich die Benutzung der Mast in Lichtschlägen durch Schweine.

S. 43. Ganz zweckmäßig läßt Herr Verfasser bei etwa noch unbesamten Stellen nach dem Abtriebsschlag keine einzelnen Buchen mehr im Schlage zur Besamung stehen. Sie schaden mehr, als sie nützen. Aus dem Schluß gebracht, breiten sie sich aus, bekommen sparrige Kronen, unterdrücken den jungen in ihrer Trause stehenden Aufschlag, und machen beim Füllen und Aufarbeiten unglaublichen Schaden. Hier trete lieber sogleich die Kunst ein, und man haue Eicheln u. s. w. ein.

Dagegen bin ich nicht einverstanden, die sich unter den jungen Buchen eingefundenen Aspen, Saalweiden, Birken rc. heraus zu hauen. Gesunde junge Buchen lassen sich durch diese Holzarten nicht im geringsten unterdrücken; ja sie können des bessern Schlusses wegen von entschiedenem Vortheile seyn.

Die gegebenen Regeln für den Fall, daß der zu verjüngende Buchenort schon mit hinreichendem Buchenaufschlag versehen sey, — bedürfen bei ihrer Anwendung mehr Kenntnisse und Beurtheilnng, als es auf den ersten Blick scheint. Ist im geschlossenen Hochwald der junge Anwuchs schon von der Höhe, wie er im Abtriebsschlage zu seyn pflegt; — dann ist er auch gewöhnlich schon verputtet; und dann hilft es nichts, sogleich den Abtriebsschlag einzulegen: denn auf jeden Fall würde so eine plötzliche und gänzliche Freistellung dieses alten verdorbenen Unterwuchses zur Folge haben, daß er gänzlich hin wäre. — Stehen die alten Bäume noch hinreichend geschlossen, um einen neuen Aufschlag erwarten zu können, so haue man lieber sogleich den vorhandenen, verdorbenen Unterwuchs weg und erziehe einen neuen. Ich spreche hier aus vieljähriger Erfahrung.

b. Regeln beim successiven Hieb.

Nun zeigt der Herr Verfasser die Behandlung irregulär bewirthschafteter Buchenwaldungen. Seite 54. Eine nicht genug zu beherzigende Vorschrift, bei noch zu einer neuen Besamung hinreichend vorhandenen alten Samenbäumen, den etwa schon verkrüppelten, unterdrückten Unterwuchs ja gänzlich auszuhauen. — Alle gegebenen Regeln vollkommen erprobt.

2. Für die reinen regulirten Eichenwälder. Regeln für den Dunkel- und successiven Hieb.

Die Erfahrung lehrt, daß die Eiche auch im dichtesten Schatten vortrefflich gedeihe; daher ich auch nicht rathen möchte, früher noch als bei der Buche, die jungen Eichen ins Freie zu bringen. Je weniger der Boden für diese Holzart überhaupt paßt, um so mehr ist ein zu frühes Freystellen von nachtheiligen Folgen. Nur die tief eingedrungene Pfahlwurzel schützt die Pflanze bei Dürre und Frost.

Die Verjüngungsregeln der irregulär bestandenen Eichenwälder sind ganz naturgemäß. Die Bemerkung, daß die Eiche besonders mit der Buche sehr vortrefflich in der Vermischung gedeihe, habe ich unzähligemale bestätigt gefunden. Ueberhaupt scheint mir, passe die Eiche viel besser in gemischten, als in reinen Stand. Der der Eiche eigenthümlich zusagende Boden wird mehr und mehr weit zweckmäßiger als Feld rc. in Anspruch genommen; den unumgänglich nöthigen Bedarf an Eichenholz muß man daher in Verbindung mit andern Hölzern erziehen.

3. Regeln für den Abtrieb der Ulmen-, Eschen-, Hornbaum-, Erlen-, Ahorn-, Birken- u. s. w. Waldungen.

Seite 80. Vom Abtriebe der Nadelhölzer.

I. Tannen. Bei diesen und den Buchenforsten kann die erste Stellung des Schlages nicht dunkel genug seyn. Gleich anfänglich dem Schlag eine solche Stellung zu geben, daß die Enden der Aeste 6 bis 8 Fuß von einander entfernt sind, — dürfte in der Regel schon zu licht seyn. Ich pflege den Schlag dadurch vorzubereiten, daß ich erst alles unterdrückte Holz herausnehme, und die vollkommene Besamung bei völligem, nicht unterbrochenem Schluß des Waldes abwarte, welche sich dann um so vollständiger und um so dichter einfindet. Dann erst bei ganz complettem Anflug, stelle ich den Schlag dunkel u. s. w.

Das Ueberziehen des Bodens nach abgefallenem Samen mit der Strauchegge ist gar nicht nöthig; ja oft sogar nachtheilig. Ruhe wirkt am besten.

Auch hier warne ich bei schon vorhandenem Anfluge sogleich den Licht- oder Abtriebsschlag einzulegen. Hier gilt dasselbe, was ich schon bei der Gelegenheit oben von der Buche gesagt habe. Aber bei der Tanne ist das plötzliche Freistellen noch viel gefährlicher, so wie, daß solcher alter Unterwuchs in der Regel auch schon ganz verdorben ist. Solcher alter freigestellter Unterwuchs wird gewöhnlich im nächsten Frühjahre roth und vergeht.

II. Fichten. Es hat mir große Freude gemacht, daß der Herr Verfasser die Parthey vermehrt, welche den Antrieb der Fichte nicht ganz allein durch den kahlen Hieb vorschreibt: ob ich gleich der Meinung bin, daß in der Regel der kahle Abtrieb gar nicht angewendet werden sollte. Die Erfahrung hat mich sehr oft belehrt, daß die Fichte sich ganz herrlich in den ganz dunkel gehaltenen Schlägen anfliege; und in jeder Lage kann man den Fichtenort blos durch Wegnahme des unterdrückten und ganz schwachen Holzes in eine solche ganz dunkele, den natürlichen Schluß kaum unterbrechende Stellung versetzen, in welcher der Schlag ganz komplet besamt.

Sehr beherzigungswerth ist das, was der Herr Verfasser S. 83 vom Abhieb von der Windseite her sagt, und kann nicht genug davor gewarnt werden.

Hier will ich ein für allemal bemerken, daß, wenn der Dunkelschlag (es sey im Buchen, Tannen, Fichten rc.) seine gehörige dunkle Stellung erhalten hat, — oder vielmehr, wenn man meiner Erfahrung folgt, und bevor der Dunkelschlag noch eingelegt wird, — der zu verjüngende Ort erst gänzlich von allem verdorbenen Unterwuchs, unterdrückten und schwachen Holze gereinigt und befreyet wird, und auf diese Art die Vorbereitung zum Dunkelhau gemacht ist, — wobei der natürliche Schluß des Waldes in der Regel gar nicht gestört wird, — der Ort sich nicht nur vollkommen besamt, sondern dadurch auch am allerbesten der Graswuchs und die zu starke Austrocknung verhindert werde, und die vom Herrn Verfasser angeführten Mittel, um bei Eintritt eines Samenjahres den Boden zur Besamung empfänglich zu machen, gänzlich entbehrt werden können. Sollte jedoch bei Unterlassung einer gehörig dunkeln Stellung jenes Uebel eingetreten seyn; dann sind des Herrn Verfassers angegebene Mittel sehr zweckmäßig.

Aber auch nur in diesem letzteren Falle, also nur ausnahmsweise, kann ich es gelten lassen, den Schlag nach abgeflogenen Samen mit der Strauchegge zu überfahren. Sonst ist dies eher schädlich als nützlich.

Fichten bedürfen in ihrer Jugend bei weitem die sorgfältige Behandlung nicht wie die Tannen, und wie der Herr Verfasser anräth. Ja, man muß oft eilen, den jungen Fichtanflug schon gänzlich freigestellt zu haben, wenn er die Höhe eines halben Schuhes erreicht hat. Der Zweck bei der natürlichen Holzzucht in Fichtenarten ist nur hinlängliche Besamung von den Mutterbäumen; Schutz und Schatten sind hier nur Nebensache und bloß in so fern nöthig, als die jungen Pflanzen im Schatten und unter dem Schutz der alten Bäume, aufgegangen und erzogen, diesem nicht plötzlich und auf einmal entzogen werden dürfen, weil ihnen diese plötzliche, unvorbereitete Veränderung schädlich seyn würde. Nicht aber die der jungen Fichte eigenthümliche Zärtlichkeit, sondern nur die ihr durch die Art der Erziehung beigebrachte künstliche Schwächlichkeit (wenn ich mich so ausdrücken darf) — erfordert dieses successive Freystellen.

Ganz aus denselben Gründen möchte ich Herrn Verfasser nicht beistimmen, bei einer dem Winde stark ausgesetzten Lage, den Dunkelschlag so lange zu halten, bis die Pflanzen vier, fünf und sechs Jahre alt sind, und dann sogleich den gänzlichen Abtrieb eintreten zu lassen. — Sechsjährige Pflanzen in einem vollkommenen Dunkelschlag möchten unterdrückt werden; und die plötzliche Freistellung nur um so nachtheiliger wirken. — Zudem, was schadet der Wind in vollkommen gut besamten Schlägen? — Im allerschlimmsten Falle — der aber doch nur als sehr seltene Ausnahme eintritt — wirft der Wind alle stehen gebliebenen Bäume, und was ist das anderes, als der ohnehin zu erfolgende Abtriebsschlag?!

Sehr verdienstlich vom Herrn Verfasser als öffentlicher Professor, dem frühern, — leider noch jetzt ziemlich allgemein geltenden Vorurtheile und der ganz irrigen Ansicht: als könnten Fichtenorte nur durch kahlen Abtrieb verjüngt werden, — so kräftig entgegen zu arbeiten.

Seite 83 lehrt der Herr Verfasser die Regeln für den kahlen Abtrieb der Fichte. Bloß des Windes wegen sollte man nie seine Zuflucht zum kahlen Abtrieb nehmen; den hat man bei richtiger Behandlung nicht zu fürchten. Das ist nur ein Popanz, mit dem die

n Forstschriftsteller uns ungelehrte praktische Forst-
ner. schrecken wollten; so wie mein Nachbar seine
rtigen Kinder mit der todten Gans, die mit ihren
Jungen auf dem Boden herum spaziert, schreckt. —
Die Fichte hat flachausstreichende Wurzeln — kann
im Boden nicht festhalten; — folglich muß sie kahl
getrieben werden." Die fürchterlichen Verheerungen
rch Sturmwind mit all dem gräßlichen Gefolge von
orkenkäfern u. s. w., die sich hie und da, — besonders
n Harze zugetragen, drückten jener schulgerechten Theo-
e gleichsam das Siegel der Erfahrung und Bestäti-
ung auf; — aber man spürte den wahren Ursachen
r Windverheerungen nicht genauer nach. Das Fich-
n dem Windschaden eher ausgesetzt sind, als andere
Holzarten, ist wahr; aber gehöriger Schluß des Wal-
es, und vorsichtiges Oeffnen, Anhauen desselben, schüt-
zen in der Regel. Ich sah Tannen, Buchen, Eichen
vom Winde werfen, ganze Strecken entwurzeln, —
sollte man deßhalb vom Dunkelstellen dieser Holzarten
abgehen? — Mit nichten! Solche Ereignisse sollen
im Gegentheil nur dazu dienen, uns auf unsere be-
gangenen Fehler aufmerksam zu machen, unsere Er-
fahrungs-Wirthschaftslehre zu bereichern,
und uns dahin führen, solche Regeln zu abstrahiren,
um künftig ähnlichen Unfällen vorzubeugen! Gerade
daran erkennt man den wissenschaftlich — nicht einsei-
tig — gebildeten Forstmann, daß er den Gang der
Natur in seiner vollen Gewalt habe und nichts dem
Zufall überlasse. — Wo viele Windbrüche vorfallen, ist
der Forstbeamte noch ein großer — Anfänger! —

(Der Beschluß folgt.)

173. Forstinstitute.

1. Vorlesungen an der kaiserl. königl. Forstlehranstalt zu Maria Brunn nächst Wien.

Mit dem 1. Februar eines jeden Jahres nehmen die Vorlesungen an der k. k. Forstlehranstalt ihren Anfang.

Diejenigen, welche im Jahre 1822 an dem Unterricht Theil nehmen wollen, haben sich einstweilen dazu vorzubereiten, und ihre Gesuche wegen Aufnahme in die Anstalt bis letzten Dezember d. J. bei dem k. k. Obersthof- und Landjägermeisteramte, als der Direction dieser Lehranstalt, einzureichen.

Die Bittsteller müssen das 17. Lebensjahr erreicht haben, und sich über ihr gutes sittliches Betragen, über den gesunden Zustand ihres Körpers und ihre sich erworbenen Vorkenntnisse (wenigstens aus den Lehrgegenständen der 3 Normalklassen) entweder durch Zeugnisse öffentlicher Lehranstalten, oder durch eine besondere Prüfung an der Normalhauptschule bei St. Anna in Wien ausweisen.

Eine vorzügliche Rücksicht bei der Aufnahme wird man auf die Schüler der vierten Normalklasse des zweiten Jahrganges, und jene der Realakademie nehmen. Haben auf höhere Forstdienste aspirirende Candidaten die Gymnasien, und noch besser die Philosophie zum Theile zurückgelegt; so wird es um so erwünschter, und für sie vortheilhafter seyn.

Lehrplan.

Die Eleven oder Schüler werden abgetheilt in jene, die nur als administrirende und inspicirende Forstbeamte angestellt werden wollen, und in solche, welche sich zu höhern Forstdiensten zu bilden wünschen. Der ganze Unterricht zerfällt in 3 Curse, deren jeder 2 Semester begreift. Nach der Zahl der Curse werden die Schüler in drey Klassen getheilt.

Den 1. und 2. Curs machen alle Schüler gemeinschaftlich, der 3. Curs ist nur für diejenigen bestimmt, die sich für höhere Forstdienste bilden wollen.

Das Schuljahr, welches mit 1. Februar beginnt, endiget sich mit dem Monate Dezember. Der Monat Januar ist für die Ferien bestimmt.

Gegenstände des Unterrichtes und Eintheilung derselben in Curse.

Den Eleven werden gelehrt im ersten Jahre: vom 1. Februar bis 15. Julius auf dem Standpunkte der Unterrichtsanstalt:

a) Von dem Professor der Forstnaturkunde die nachbenannten Hülfswissenschaften, als:

1. Forst-Botanik.
2. Forst-Physik.
3. Forst-Chemie.
4. Forst-Mineralogie.
5. Forst-Physiologie.
6. Forst-Technologie.
7. Forst-Entomologie und Verfertigung der

Herbarien=, Holz=, Insekten= und Mineralien=Sammlungen.

Von diesen Lehrgegenständen werden nach der hier verzeichneten Ordnung so viele vorgetragen, als der Lehrer bis zum 15. Julius zu lehren für nöthig erachtet.

b) Von dem Professor der Forstmathematik: 1. Ein Theil des ersten Curses dieser Wissenschaft, nämlich die Rechenkunst und Algebra. 2. Die Zeichenkunst.

Vom 1. August bis letzten Oktober wird der forstmathematische Curs unterbrochen, und die Eleven fahren blos in der Erlernung der obgenannten Hülfswissenschaften fort.

Vom 1. November bis letzten Dezember werden:

a) von dem Professor der Forstnaturkunde diejenigen von den oben angeführten Hülfswissenschaften vorgetragen, welche in den vorigen Monaten noch zurückgeblieben sind.

b) Von dem Professor der Forstmathematik aber wird nunmehr gelehrt:

1. Die Fortsetzung und der Beschluß des ersten mathematischen Curses, als Planimetrie, Forstplanimetrie, nämlich Berechnung und Zertheilung der Figuren im Allgemeinen, dann die Berechnung und Eintheilung bestimmter Forstrisse insbesondere, Vergrößern und Verkleinern der Risse.

2. Die Zeichenkunst.

Im zweyten Jahre:
vom 1. Februar bis 15. Julius auf dem Standpunkte der Lehranstalt:

a) Von dem Professor der Forstkunde: 1. Die Theorie der Holzzucht. 2. Die Theorie der Forstbenutzung. 3. Die Theorie der Forstertragsbestimmung, wobei mit den Schülern an einzelnen schicklichen Tagen zur Frühlingszeit im Walde wirkliche Holzsaaten und Pflanzungen veranstaltet werden.

b) Von dem Professor der Forstmathematik, der zweyte Curs dieser Wissenschaft: Stereometrie, Trigonometrie, Polygonometrie, und die Lehre von den Kegelschnitten.

Vom 1. August bis letzten Oktober unterbleiben die Vorlesungen über die Forstmathematik, dagegen wird weiter den Schülern:

a) Von dem Professor der Forstmathematik, die Vermessung und Kartirung ganzer Waldungen und Reviere, die Höhenmessung und das Nivelliren;

b) von dem Professor der Forstkunde aber der Waldabtrieb, die Forstertragsbestimmung, auch wieder Holzsaat und Pflanzung, worüber sie die Theorie schon gehört haben, praktisch gezeigt.

Vom 1. November bis letzten Dezember wird:

a) Von dem Professor der Forstmathematik der noch übrige Theil des zweiten mathematischen Curses, als Forstmechanik, Forsthydrostatik, Forsthydraulik,

b) von dem Professor der Forstwissenschaft die Forst=Organisationslehre vorgetragen. Mit diesem endigen diejenigen, welche sich nicht zu höhern Forstdiensten bilden wollen, ihre Studien.

Im dritten Jahre.

Vom 1. Februar bis 15. Julius auf dem Standpunkte der Lehranstalt hören die Eleven von dem Professor der Forstkunde den für die Bildung zu höheren Forstdiensten noch übrigen Theil der Forst=Organisationslehre, und hierauf einen Theil der Forstdirektions=Lehre.

Vom 1. August bis letzten Oktober werden sie weiter in den im vorigen Jahre unternommenen praktischen Operationen in den Forsten möglichst geübt.

Vom 1. November bis letzten Dezember, auf dem Standpunkte der Lehranstalt, hören sie noch den übrigen Theil der Forstdirektionslehre und das Forstrecht. Der Unterricht wird unentgeldlich ertheilt.

Die Prüfungen werden, wie bei allen übrigen Lehranstalten nach jedem Semester abgehalten, und es wird hiebei alles dasjenige beobachtet, was für die Semestralprüfungen überhaupt vorgeschrieben ist.

Für Kost, Wohnung, Licht und Beheitzung bezahlt jeder Eleve gegenwärtig 450 fl. W. W. jährlich, und zwar in vierteljährigen Raten vorhinein; da aber die Zeitverhältnisse nicht immer dieselben bleiben, so versteht es sich von selbst, daß dieser Betrag in dem einen oder dem andern erhöht oder vermindert wird.

Uebrigens wird den Bittstellern um die Aufnahme in die Anstalt noch insbesondere erinnert, daß sie die Bescheide auf ihre Gesuche bis zu dem Ablaufe der ersten Hälfte des Monats Januar 1822, um so gewisser bei dem k. k. Obersthof= und Landjägermeisteramte entweder selbst zu beheben, oder durch Bevollmächtigte beheben zu lassen, als sie es sonst sich selbst zuzuschreiben haben, wenn sie in die Lehranstalt nicht aufgenommen werden.

Von dem k. k. Obersthof= und Landjägermeisteramte.
Wien, den 31. Oktober 1821.

Das königl. Bayersche Institut zu Aschaffenburg.

Der bei demselben angestellte Professor und Directorats = Assessor Strauß erbietet sich, sich fremder, dort studiren wollender Forst-Candidaten anzunehmen, ihnen Quartier zu schaffen und die Aufsicht über ihr Geldwesen zu führen.

---

174. Forstwesen überhaupt.

1. Etwas über den Anbau der Ulme.

Die bekanntesten Forstschriftsteller der neuern Zeit, unter denen ich nur Hartig, Cotta, Bechstein, Laurop, Du Roi und Burgsdorf anführe, stimmen darin überein, daß der Same der Ulme (Ulmus campestris Lin.) in Teutschland am Ende des May und im Anfange des Juni reife, so wie sie auch einstimmig angeben, daß der frisch, gleich nach der Reifzeit, zweckmäßig ausgesäete Ulmensamen schon 2 bis 3 Wochen nach der Aussaat, hingegen, wenn er im folgenden Frühjahre ausgesäet wird, erst nach 4 bis 6 Wochen aufgehe. In jedem dieser beiden Fälle sollen die jungen Ulmen in dem Jahre, worin der Same ausgesäet wird, zu 4 bis 6 Zoll hohen Pflanzen erwachsen.

Daß jene einstimmigen Angaben Ausnahmen erleiden, ja sogar, daß unter manchen Umständen die Regel von den Ausnahmen beinahe verdrängt wird, davon geben die in den königlichen Hannöver'schen, Herzberger und Lauterberger Harzforsten in den Jahren 1818 und 1820 theils in Samenschulen, theils im Freyen ausgeführten Ulmensaatversuche den Beweis.

In beiden Forstbezirken wurden im milden Vorgebirge, auf der Ulme zuträglichem Boden, unter Berücksichtigung aller bei der Ulmensaat zu beobachtenden Regeln, Ulmensaaten, mit gutem frischem Samen, gleich nach dem Reifwerden desselben ausgeführt.

Zuerst im Forstbezirk Herzberg waren im Juni 1818 zwey Ulmensaat = Kämpe angelegt. Vergebens wurde auf reichliches Aufgehen des eingesäeten guten Samens, während des Sommers 1818, gewartet, nur einige wenige Pflanzen zeigten sich. Als im May des folgenden Jahres 1819 noch nicht mehr junge Ulmen zu bemerken waren, wurde der Boden des einen der mißlungenen Kämpe zu einer abermaligen Ulmensaat vorbereitet. Diese Operation sollte auch einige Tage später, mit dem zweyten Kampe vorgenommen werden, in welchem sich jetzt aber, wider Erwarten, die zarten Ulmenpflanzen, ihre Samenkäppchen eben aus dem Boden hervor schiebend, in Menge zeigten, und freudig bis zum Herbst zu drey Zoll Höhe fortwuchsen.

Auch jetzt stehen jene Ulmen noch gut und haben im Jahre 1820 vier Zoll, in diesem Jahre aber 6½ Zoll lange Triebe geschoben.

Im Lauterberger Forstbezirk wurden im Anfange des Juni vorigen Jahres, an schicklichen Stellen eines im März vorigen Jahres abgetriebenen Niederwaldschlages, ebenfalls kleine Ulmensaaten, sowohl auf der Ebene, als an südlichen, nördlichen und östlichen Einhängen, als Versuche über das Gelingen derselben im hiesigen Vorharz, angelegt.

Nach Verlauf von 2 bis 3 Wochen kamen hie und da sehr einzelne Ulmenpflänzchen zum Vorschein, welche im Laufe des Sommers nur die stark gezahnten Keimblättchen, sich aber im vorigen Jahre nicht weiter entwickelten.

Bei der Sparsamkeit der Pflanzen, deren auf frischem Boden etwa $\frac{1}{10}$, auf trockenem Boden aber kaum $\frac{1}{100}$ der im zweyten Jahr nachgekommenen Pflänzchen erschienen waren, mußten die Saatversuche als mißrathen betrachtet werden. Allein die aus der im Herzberger Forstbezirk gemachten Erfahrung erzeugte Hoffnung, daß noch in diesem Frühjahr Pflanzen nachkommen würden, wurde durch die im März d. J. reichlich, und meistens freudig hervorkommenden Ulmenpflänzchen bestätigt.

Am Ende des Juni hatten die Pflänzchen von diesem Jahre die Keimblätter entwickelt, und die wenigen, schon im vorigen Sommer hervorgekommenen, noch vorhandenen, Pflanzen waren etwa 4 Zoll hoch und mit 4 bis 5 Blättern versehen.

Inzwischen waren die im Sommer des vorigen Jahres aufgegangenen Pflanzen wahrscheinlich nicht hinlänglich verholzt in den Winter gekommen, und deßhalb, mit wenigen Ausnahmen, eingegangen.

Die Folge wird lehren, ob die in diesem Frühjahr noch erschienenen Ulmenpflanzen durch die längere Vegetationszeit dauerhafter seyn, und den Winter besser.

als die zarter in die rauhe Jahreszeit getretenen vorjährigen Pflanzen überstehen werden.

Bei der immer fühlbarer werdenden Verminderung der Eiche im nördlichen Teutschland und der langsamen Wiedererzeugung dieser Holzart, wird die schnellwüchsigere Ulme an vielen Orten, für eine lange Reihe von Jahren, die Stellvertreterinn der Eiche, zur Erziehung dauerhafter Bauhölzer, werden müssen, und es kann daher der Anbau derselben, unter dazu geeigneten Umständen, nicht genug empfohlen werden. Bisher ist im Allgemeinen für die Cultur der Ulme wenig geschehen. Forstmänner und Waldeigenthümer, welche nicht selbst schon Ulmensaaten angelegt haben, konnten sich nach dem ersten Versuche vom fernern Anbau der Ulme abschrecken lassen, wenn sie nach der Verheißung der bekanntesten Schriftsteller das Aufgehen, gleich nach der Reifzeit, des gesäeten Ulmensamens, unter allen Umständen, in demselben Sommer erwarteten, die gehofften Pflanzen aber nicht erschienen, durch ungünstige Naturereignisse die überliegenden Samen aber vielleicht unkeimfähig geworden waren, und so der erste Saatversuch mißlang.

Vielen meiner Standesgenossen werden die obigen Bemerkungen nicht neu seyn, sie sind auch nur denjenigen gewidmet, welche bisher nicht Gelegenheit hatten, Ulmen-Culturen selbst auszuführen, oder zu beobachten, deren Streben aber dahin gerichtet ist, die edle Ulme in den Reihen der teutschen Waldbäume zu vervielfältigen.

Lauterberg im Juli 1821.

v. Uslar,
königl. Großbritt. Hannöverscher
Harz-Oberförster.

2. Berichtigung.

Durch den Aufsatz Nro. 21 in Nro. 7 pr. 1822 der Oekonomischen Neuigkeiten, dessen Einsender mir unbekannt ist, sehe ich mich veranlaßt, hierdurch zu erklären:

Daß weder die von mir im jetzigen Winterhalbjahre bej der hiesigen Universität der Forst-Academie vorgetragene: Staatswissenschaftliche Forstkunde, noch das Ostern 1822 erscheinende Lehrbuch derselben, irgend eine Entwickelung der in der preußischen Staatsforstverwaltung geltenden und angenommenen Grundsätze, oder die Grundlage einer neu zu erwartenden Forstgesetzgebung, die wir in diesem Sinne nicht bedürfen, sondern schon haben, enthalten.

Sie ist allerdings mit dem Geiste der preußischen Forstgesetzgebung und Staatsforstverwaltung und den darin geltenden staatswirthschaftlichen Ansichten einverstanden, aber eben so wie jeder andere academische Vortrag durchaus nichts, als eine freie Untersuchung und Darstellung, theils der verschiedenen Meinungen, theils des von mir individuell für richtig Erkannten, und kann den Verhältnissen und ihrer Natur nach auch nicht die geringste Spur irgend eines officiellen Characters haben.

Berlin, den 2. Februar 1822.

Dr. W. Pfeil,
königl. Oberforstrath, Professor an
der Universität zu Berlin rc.

175. Jagdwesen.

Berichtigung.

Um dem Rufe der fürstl. Schwarzenbergischen Jagden zu Postelberg keinen Abbruch zukommen zu lassen, wird die in den Oekonomischen Neuigkeiten 22. Band, 9tes Heft vom Director Hofer gegebene Notiz mit dem glaubwürdig berichtiget, daß im Jahre 1819 in fünf Tagen . . . 13,283
und in den vorhergegangenen
kleinen Jagden . . 2,241
Zusammen . 15,524 Stücke
Hasen, Rebhühner und Fasanen in freien offenen Feldtrieben und Streif-Remisen geschossen worden seyen.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.

Oekonomische
Neuigkeiten und Verhandlungen.
Herausgegeben von Christian Carl André.
Juni. —— Nr. 48. —— 1822.

176. Landwirthschaftliche Literatur.

Warnung.

faden zum Bonitiren und Taxirung Grundstücke. Zum Gebrauch für Taren, Oekonomen und Förster, von wig Schmidt, hydrotechnischer Inenieur und Geograph. Wien 1820. 8.

Lernbegierig ergriff ich dieses Büchlein, um dar eine Ansichten zu vervielfältigen, — meine Kennt zu vermehren, kurz, um mich zu belehren. Durch die Fehler gegen den teutschen Sprachuch gleich im Titel nicht abgeschreckt — und sie achläßige Correktur schiebend, war ich, als Forstbegierig, die Anweisung zur Taxation der Wäl diesem Leitfaden aufzusuchen. Ich gedachte die essenz aus Hartig's, Cotta's, Pfeil's, nitt's rc. rc. Schriften zu finden, denn das ganze hen hat nur 68 Seiten und soll doch auch zuden Oekonomen befriedigen. — Endlich fand ich § 42. ein Ding, dem ich keinen Namen zu geeiß: am allerwenigsten kann es aber ein Leitzur Forsttaxation genannt werden. Dieses öffent bemerken, hatte ich — mich verpflichtet, um Andie, wie ich, vielleicht in diesem Schriftchen Beg suchen — Geld, Zeit, Mühe und Verdruß zu en. — Das, was Herr Schmidt hier vorträgt, freilich ganz ungedruckt bleiben können. Ich habe oft selbst gefragt: Für wen schrieb denn Herr idt? Auf nicht ganzen 6 Octav-Seiten ein en zur Forsttaxation! und wie?

Wenn Herr Schmidt vor 100 und mehr Jahn fraglichen Leitfaden geschrieben hätte; so würde ielleicht die Behandlung des forstlichen Gegenstandes vortrefflich gefunden haben; — aber jetzt? — im Jahre 1820!?!

Ich war immer der Meinung, man könne nur in dem Fache ein gründlicher Schätzmann seyn, in dem man vorzüglich und ganz besonders bewandert sey. Deßhalb nimmt man gern einen tüchtigen Maurermeister, um Maurergegenstände, — einen tüchtigen Zimmer- oder Baumeister, um solche Gegenstände von ihm beurtheilen zu lassen — die in sein Fach schlagen; der Juwelier taxirt Edelsteine; — der Hydrotechniker aber, der einen Leitfaden zur Forsttaxation schreiben will, — muß Forstmann im ganzen Sinne des Wortes seyn, um Ehre einzulegen — sonst schreibt er in den Tag hinein und schadet noch dazu: denn wer die Buchstaben nicht kennt, kann unmöglich einen Vorleser abgeben!

Nun hat aber gerade in diesem Leitfaden Herr Schmidt den Beweis geliefert, daß er das A. B. C. der Forstwissenschaft nicht kenne — wie soll man da von ihm Belehrung über Forsttaxation erwarten? —

Herr Schmidt mag ein äußerst geschickter hydrotechnischer Ingenieur und Geograph seyn; daran will ich gar nicht zweifeln — aber ein brauchbarer Forsttarator ist er, nach den gegebenen Proben nun einmal nicht, und was er als ökonomischer Taxator geleistet — muß ich der Beurtheilung des Oekonomen überlassen.

Nachdem ich nun dieses Schriftchen gelesen, scheint es am Ende doch, daß jene vermeintlichen Druckfehler gleich auf dem Titel — etwas anders als Druckfehler sind, die eben nicht zur Empfehlung dienen dürften.

Blansko in Mähren.

Der Oberförster Emil André.

177. Oekonomische Societäten.

Correspondenz.

Wiener Landwirthschaftsgesellschaft.

Wien, 14. März 1822.

Die hiesige Ackerbaugesellschaft wird vom heurigen Jahre an öffentliche Viehausstellungen, insbesondere von Horn- und Schafvieh im Augarten zu Wien abhalten, und dabei Prämien austheilen. Wenn die Vorarbeiten dazu noch zeitlich genug zu Stande kommen; so dürfte die erste Schauausstellung schon im nächsten May statt haben. Herr Ritter von Heintel, der sich überhaupt wesentliche Verdienste um diese Gesellschaft erworben, hatte ein solches landwirthschaftliches Fest gleich im Anfange ihrer Stiftung der Gesellschaft vorgeschlagen; damals hielt man aber die Ausführung noch nicht räthlich. Letzten Herbst erneuerte er seinen Vorschlag, und der Ausschuß sowohl, als die allgemeine Versammlung erklärten sich für Viehausstellungen in Wien. Dadurch könnte die veredelte Viehzucht einen neuen Impuls erhalten, und das schöne Zuchtvieh einen Anwerth finden, wie nicht so leicht anderwärts.

Herr Professor, jetzt Regierungsrath Leopold Trautmann hat in der letzten Gesellschaftversammlung sein Amt, als Sekretär der wiener k. k. Landwirthschaftsgesellschaft resignirt, und es ist seine Resignation angenommen worden. Wegen seiner frühern anhaltenden Kränklichkeit hatte er zur Aushülfe den Herrn Baron von Braun, als zweyten Sekretär erhalten. Nun, da Herr von Trautmann ausgetreten ist, wurde Herr Baron von Braun allein als Sekretär beibehalten. Über das Amt eines Sekretärs bei dem wiener Verein scheinen Manche im Irrthum zu seyn. Er ist das nicht, was bei so vielen andern Vereinen der beständige Sekretär ist. Nach den Statuten der wiener Gesellschaft besorgt alle Geschäfte ein beständiger Ausschuß, welcher aus einem Präsidenten und 6 Räthen bestehet. Alle Eingaben werden unter die 6 Räthe als Referenten vertheilt, vorgetragen, und per majora concludirt. Dem Sekretär steht dabei keine Stimme zu. Er führt das Protokoll und besorgt die Expedition, zugleich hat er den Vortrag über die Kanzley gehabt. Dieses Amt fordert daher bei uns nur einen geübten Geschäftsmann, der in einigen Sprachen bewandert ist; indem wir Zuschriften aus verschiedenen Ländern erhalten. Herr Baron von Trautmann ist ein fleissiger und gutmüthiger Mann, welcher diesen Forderungen zu entsprechen geeignet ist.

178. Landwirthschaftliche Geographie.

Italien.

Abriß der Geschichte der Landkultur der Mark Treviso.

Monti, Musoni, Porto dominorque Naoni *) war die Inschrift des alten Siegels der Stadt Treviso, die über die Mark Treviso herrschte, ehe sie sich den Venezianern ergab; sie war südöstlich vom Flusse Muson, nördlich von den Gebirgen der Provinz Belluno, westlich von dem Flusse Livenza und südlich von den venezianischen Lagunen begrenzt. Außer diesen schiffbaren Flüssen und vielen andern bedeutenden Gewässern gehört ihr der mächtige bedeutende Gebirgsstrom Piave und der spiegelreine an Forellen und Aalen reiche Sill an, der die Stadt Treviso durchfließt und mit dem großen Kanal Boleniga, oder der kleinen Piave in Verbindung steht, und darin eine Menge Mühlen, Papierfabriken, Kupferhämmer, Goldreinigungsmühlen und Stämpfer in ununterbrochene Bewegung setzt. Dermalen ist das Gebiet der Provinz Treviso südöstlich statt des Muson von dem kleinen Flusse Zero begränzt. Die Hauptprovinzialstadt ist das uralte Treviso unter dem 45° 49′ 39″ der nördlichen Breite in einer der reizendsten und gesündesten Gegenden Italiens gelegen, hat 2500 Häuser und eine Bevölkerung von 15,795 Einwohnern, ist der Sitz eines Bischofs, eines Lyzeums, eines geistlichen Seminariums, einer gelehrten Gesellschaft (ateneo), eines Tribunals und der Provinzial-Delegation mit den untergeordneten Stellen, hauptsächlich gewerbtreibend. Die hiesigen Papier-, Seiden-, Wollen- und Fayence-Fabrikaturen sind geschätzt und geben der Stadt die hauptsächlichste Nahrung. Der Boden dieser Provinz ist jenseits des Flusses Sill fett und für jedes Erzeugniß ergiebig, diesseits (das alte Flußbett der Piave) mit mehr oder weniger Schotter und gegen die Gebirge mit Acker gemischt, jedoch durchaus fruchtbar, wenn auch weniger, als der andere.

*) Ist die jetzige Stadt Pordenone aus Ponto Naone entstanden.

Herr Doktor Zappani, Mitglied des hiesigen Atheneums, las in demselben 1816 einen Aufsatz über die Geschichte des Ackerbaues der Provinz Treviso ab, aus dem ich mit Zuziehung des Trevisanischen Geschichtschreibers Giovanni Bonifaccio aus dem 16. Jahrhundert und mit meinen eigenen Ansichten einen vielleicht auch jenseits der Alpen interessirenden Abriß liefern will.

Der gedachte Geschichtschreiber läßt Treviso (Taurisium) von dem eilften König Italiens nach der Sündfluth Osiris erbauen, der hernach König von Egypten wurde, das ihn nach seinem Tode unter der Gestalt eines Stieres verehrte, daher der Name dieser Stadt. Andere wollen aus dem Namen Taurus Osiridis den Beweis ziehen, wie hoch die Viehzucht in den ältesten Zeiten geehrt und ausgezeichnet war, und in so weit gehört diese fabelhafte Tradition (nach welcher Egypten seine heiligen Stiere aus dieser Gegend zog) in unsern Plan.

Die Stadt Treviso gehörte zur Zeit der römischen Republik (schon damals ein Municipium bildend) und der Kaiser zu dem weiten Gebiete der reichen, nicht entfernten Stadt Altino [1]), die der Hauptort der gleichnamigen Provinz (auch Vinizia genannt, daher Venedig), und schon damals wegen ihrer vortrefflichen Rinder, Schafheerden, Getraide, Weine und Holz berühmt war. Columella zieht, von der Wolle redend, die Altinischen Schafe allen andern des römischen Reichs vor, ungeachtet damals auch die Milesischen, Calabrischen aus Puglien und Tarent und vorzüglich die Gallischen geschätzt waren.

Generis eximii Milesias oves, Calabras, Appulasque nostri existimabant, earumque optimas Tarentinas: nunc Gallicae praetiosiores habentur, earum praecipue Altinates [2]).

In einem Briefe des jüngeren Plinius an seinen Freund Aeriano Maturio, angesehenen reichen Bürger von Altino, nennt er die Schafe unserer Provinz oves delicatissimae [3]), auch Martial sagt von ihnen:

Velleribus primis Apulia, Parma secundis
Nobilis, altinum tertia laudat ovis [4]).

Welches zu seiner Zeit einen Verfall der Schafzucht bezeichnen würde, wenn man annehmen könnte, daß der Poet Marzial so erfahren in der Oekonomie gewesen, als es bekanntlich Columella im hohen Grade war.

Nicht minder waren die Rinder berühmt. Columella sagt von ihnen: Melius etiam in hos usus Altinae vaccae probantur, quas ejus regionis incolae Cevos appellant: eae sunt humilis staturae, lactis abundantes, propter quod remotis earum faetibus generosum pecus alienis educatur uberibus [5]).

Laut diesen Zeugnissen über die vortreffliche Altinische Viehzucht, könnte man allein schon auf einen einträglichen Getraide- und andern Feldbau schließen, wenn es uns auch nicht der jüngere Plinius bewährte, der in dem erwähnten Briefe seinem Freunde schrieb: Habe res urbanas invicem rusticas scribe: quid arbusculae tuae, quid vineae, quid segetes agant, quid oves delicatissimae. Welches so zu sagen die ganze Feldwirthschaft begreift.

Außer den Fruchtbäumen waren aus dieser Provinz auch mehrere Gattungen Eichen geschätzt, die in dem Walde Phaetontea wuchsen, der sich längs dem Meere hinzog, und von dem noch Ueberbleibsel vorhanden sind; unter andern rühmt der Dichter Gratius Sabinus eine Gattung Pfriemenkraut, als das angemessenste zur Verfertigung der Pfeile.

Taxique, Pinusque, altinatesque Genistae [6]).

Dieses alles gibt einen Begriff von der Kultur dieses Landes, unter der Herrschaft der Römer. Die Schönheit der Gegend und das glückliche sanfte Klima machte diese Fluren in den Augen des Epigrammendichters zur Nebenbuhlerinn der wollüstigen Gestade Baja's.

Aemula Bajanis Altini littora villis,
Et phaetontaei conscia sylva regi,
Vos eritis nostrae portus, requiesque senectae,
si juris fuerint otia nostra sui. [7])

Der blühende Zustand dieser Provinz dauerte bis 453 nach Christi Geburt, wo die Hunnen unter Attila

1) Ehemals 8 Meilen von Treviso von dem Meer umflossen, heute ein elendes ungesundes Sumpfland, unweit dem Ausfluß des Sile.
2) Columella lib. 7. c. 2.
3) Plin. lib. 2. ep. 12.
4) Lib. 14. epig. 153.
5) Lib. 6. cap. 24.
6) Grat. de Venatione.
7) Lib. 1. Epig. 88.

diese glücklichen Gegenden überschwemmten, Alles plünderten, und mit Feuer und Schwert verwüsteten; sie zerstörten auch Altino, deren Einwohner zum Theil sich auf die benachbarten Laguneninseln (wo sie den Grund zu der hernach so mächtigen Republik Venedig legten), zum Theil in das schon damals feste von der Piavesella und dem Sill umflossene Treviso flüchteten, das seine Rettung der Beredsamkeit seines Bischofs dankte.

Ein Thor, bei welchem sie sich ansiedelten, führt noch heut zu Tage den Namen Altinia; durch andere Flüchtlinge aus den gleichfalls von den Hunnen zerstörten Städten Opitergio und Concordia noch mehr vergrößert, wuchs nun Treviso zur Bedeutenheit des Hauptortes der Provinz Vinizia.

Nach dem Rückzug der Hunnen aus Italien folgten bald darauf die Gothen unter dem König Theodorich; unter dessen Regierung, als der Heerszug vorüber war, diese Provinz durch die Gunst des Bischofs von Altino eines vorzüglichen Schutzes genoß, die unter seinen Nachfolgern, Atalarich und Theodat bereits schon wieder so reich war, daß Letzterer, nach Cassiodor, um der in Venedig herrschenden Theurung zu steuern, ihre Getraidespeicher öffnen ließ[1]). Ihm folgte Totila, geboren zu Treviso, welchen König Prokopius und Donina wegen seiner vortrefflichen Regierung, besonders in Rücksicht des Schutzes und Aufmunterung des Ackerbaues; loben, und der um Italiens Oekonomie so verdiente Filippo Re fügt ausdrücklich bei, daß die Gothen unter ihrem König Totila (die Italien Barbaren nannte) weit mehr für den Ackerbau thaten, als die Griechen, die zu seiner Rettung kamen.

Unter den lombardischen Königen erfreute sich der Ackerbau der besondern Gunst ihrer weisen Gesetze. Es mußte, nach Wannefried, mit Abschaffung aller andern Abgaben, der dritte Theil der Aerndte an die Regierung gezahlt werden [2]) und in der Sammlung der lombardischen Gesetze finden wir um die Hälfte des siebenten Jahrhunderts mehrere lobenswerthe Einrichtungen zum Schutz der Landbewohner, der Aerndten, Weinpflanzungen, Wälder und Hutweiden, um sie gegen Räubereyen und Beschädigungen zu sichern.

Im Jahr 596 war nach dem Geschichtschreiber Bonifacius eine ungeheure Ueberschwemmung dieser und der benachbarten Provinzen, die eine außerordentliche Hungersnoth nach sich zog; aber bald erholte sich Treviso wieder unter der weisen Gesetzgebung Karl des Großen, der viele Mißbräuche und von den lombardischen Königen verliehene Privilegien abschaffte, und der Stadt Treviso unter andern Begünstigungen das Recht, Münzen zu schlagen, verlieh. Kaiser Lothar war nicht minder dieser Provinz gewogen, da er ihr in einem Vertrag mit den Venezianern das ungestörte Eigenthum des Landes bis in die Lagunen, ihres Viehes und Nutznießung ihrer Gewässer sicherte; von gleichen Gesinnungen war Berengar beseelt. Allein der Einfall der Ungarn im Jahre 902 vernichtete um so mehr Alles, als auch Treviso von ihnen erobert wurde.

Einen Beweis des traurigen Zustandes dieses Landes gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts liefert ein Dokument von Ughelli zitirt [3]), in welchem der Bischof Rozzo von Treviso einem gewissen Vitale, Abt der Kirche Santa Maria zu Mogliano [4]) eine Schenkung mit den Worten macht: unam nostri ecclesiam, quae ab antiquis temporibus fuit, plebs, et fuit destructa a paganorum gente, et erat vastitas solitudinis et sylvorum locum, ubi non erat ulla habitatio hominum, quibus ipse locus nominatur Moliane; gleichfalls einen Hof in Caverniaco bei Mestre, eine Villa mit Namen Cavasaga bei Campanea am Sill, und alles Land, das zwischen Desi und Cajo bis an die Straße von Quinto liegt; „Quae sunt Cortes, Masserilias [5]) rectas et incectas laboratas et non laboratas, cum hortis, horreis, et deforis vero tam terris aratis, seu vel vignis, campis, pratis, pascuis, sylvis, salectis.“ Verci, Geschichtschreiber von Treviso, zitirt dann ein Dokument vom Jahre 1116, nach welchem Kaiser Heinrich der V. diese Schenkung, ungefähr von drey teutschen Quadratmeilen, bestätigte.

1) Cassiodor. Lib. 10. ep. 27.

2) Das Geld war, nach Herrn Grafen Mengotti, durch den ungeheuern Luxus Roms aus Italien fast ganz verschwunden.

3) Theil V.

4) Sechs Miglien von Treviso auf der Straße nach Venedig.

5) Sind Bauernhöfe, welche noch heut zu Tage allhier die Benennung Masserie führen.

Nach dem Frieden von Konstanz im Jahre 1183, den Kaiser Friedrich der Rothbart mit den italienischen Städten einzugehen gezwungen war, der sie in kleine fast unabhängige Republiken verwandelte, schritt Treviso rasch unter eigenen Gesetzen dem Wohlstande entgegen.

Um diese Zeit erhielt das Ritterthum und mit ihm das Lehnrecht seine volle Ausbildung; auch in Italien zogen die reichen Bürger der Städte aufs Land, nur gewisse Verbindlichkeiten im Falle eines Krieges fesselten sie noch an die Mutterstadt, wo sie sich immer mehr durch Erbauung von Schlössern unabhängig machten und dem Ackerbau lebten, der stets blühender wurde, bis Ezzelin und Alberich, Landvögte des Kaisers, mit einer unerhörten Grausamkeit dieses schöne Land verwüsteten, die abermals den Bund der lombardischen Städte gegen Friedrich den II. herbeiführte, und den Tod Ezzelins und Alberichs zur Folge hatte. Aber kaum von ihnen befreyt, geriethen die wieder frey athmenden Städte unter sich selbst in Zwist und Kriege; oder innere Fakzionen der Guelfen und Gibellinen rieben die noch übrige Kraft auf, bis endlich Treviso sich den Scaliger Herren von Verona unterwerfen mußte, von denen diese Stadt dem Anschein nach im Jahre 1339 eine freywillige Beute der bereits sehr mächtigen und im Rufe der Gerechtigkeit stehenden Republik Venedig wurde, die Treviso sich nach eigenen Gesetzen regieren ließ, dafür die Stadt und Mark mit unwandelbarer Anhänglichkeit an dieselbe bis in die neuesten Zeiten fest hielt. Weise Gesetze halfen dem gesunkenen Ackerbau bald wieder auf; man kann sagen, Treviso hatte einen eigenen Landbaukodex *), das Weiden des Viehes, das Pflanzen der Reben und Bäume, Pacht, Jagd, Verbesserungen der Viehracen, das Erndten und Weinlesen, Straßen, Brücken und Flüsse, Alles hatte seine eigenen gesetzlichen Bestimmungen.

Dieser glückliche Zustand wurde aber bald wieder anfangs durch die in Europa allgemeine Pest im Jahre 1356, dann durch den Einfall der mit Carrara, Herzog von Padua, verbündeten Hungarn getrübt. Im Jahre 1388, unter dem Szepter Venedigs zurückgekehrt, wurde es in kurzer Zeit wieder der Getraidekasten dieser volkreichen Stadt, worüber der Tesoro von Brunetto Latini in den ersten Jahren der erfundenen Buchdruckerkunst in Treviso 1474 gedruckt in folgenden Versen den Beweis liefert:

E piangendo ne andai
La dove il Sile il bel paese accolta,
Empie Treviso d'oglio e grano assai;
A Madonna del mar correndo involta,
Come suo fondo da farina, e vino,
Legname, frutti, ed altra fama molta.

Und weinend ging ich, wo der Sil
Das schöne Land durchfließt, mit Oehl
Und reichem Korn Treviso füllt.
Menandrisch fällt er bei Madonn ins Meer,
Sein Boden reicht nebst Mehl und Wein
Holz, Obst und andern Überfluß.

Merkwürdig ist diese Stelle, da sie von der reichen Erndte des Olivenöhles redet, welche Bäume außer der Gegend um Asolo kaum mehr in dieser Provinz anzutreffen sind, da doch früher die Hügel von Conegliano und Montebelluno damit bedeckt waren; die Tradition schreibt diese Vernachlässigung, ohne das Jahr zu bestimmen, einem großen Frost zu, der sie sämmtlich absterben machte.

Kein Wunder, wenn die Königinn von Cypern, Katharina Cornaro, gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Asolo in dieser Provinz zu ihrem Aufenthalt wählte, und diesen unbedeutenden, unfruchtbaren Ort durch die Anlegung prächtiger Palläste und Gärten in ein Paradies verwandelte. Der Kardinal Bembo hat uns eine entzückende Beschreibung ihres Parks, vielleicht des ersten ähnlicher Art in Europa hinterlassen. „Er war im Quadrat, jede Seite mehr als eine Viertel Stunde lang, mit Mauern eingefaßt, auf dem frühen dürren Boden sprudelten beständige Springbrunnen, neben weiten Fischteichen. In der Mitte theilten ihn in Kreutzform weite dunkle Weinlauben, die den erfrischendsten Schatten warfen. Am Ende des Gartens war eine kleine Wiese mit immer frischem jungen Grase und hunderterley auf verschiedene Art eingefaßten Blumen bedeckt, die am äußersten Ende regellosen Lorbeeren umfaßten zwey Wäldchen, boten den erquickendsten Schatten, in deren Mitte in düsterer ehrwürdiger Stille eine frische reine Quelle aus der natürlichen Grotte eines behauenen Felsens, der von dieser Seite den Garten begränzte, sprudelte, und, einen lieblichen Wasserfall bildend, dann in marmorner Rinne durch eine mit Blumen bedeckte Wiese schillerte, aus der sie kaum bemerkbar sofort in den ferneren Garten eilte. — Dieser Ort gefiel besonders den schönen Frauen.“ — So weit Bembo —

*) Der in jedem Lande existiren sollte, bisher aber immer nur noch frommer Wunsch gewesen ist.

Der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wurde für den Ackerbau der Mark Treviso dadurch merkwürdig, daß der Mönch Giocondo von Verona eine große Wasserleitung bei Poderobba am Fuße der hohen Gebirge, aus der Piave anlegte, die mehr als 50 Meilen weit ihr wohlthätiges Wasser, wie Strahlen in die dürre, größtentheils aus Schotter bestehende obere Trevisanische Provinz versendet, Mühlen und andern Fabriken Leben gibt, und 59 Dörfern Wasser für Menschen und Vieh zuführt. Um die nämliche Zeit wurden von ihm mächtige Dämme gebaut, die verheerende Piave im Zaum zu halten, aber kaum waren diese nützlichen Bauten geendigt, als dieser erfahrene Baumeister nach dem Bunde von Cambrai von der Republik beauftragt wurde, wegen des ausgebrochenen Krieges, Treviso zu befestigen. Die Werke stehen noch bis heut zu Tage, und sind von solcher Festigkeit, daß, als der französische Heerführer sie im Jahre 1809 zu sprengen befahl, die angebrachten Minen wohl Löcher machen, aber sie nicht einwerfen konnten.

Der Notar Freschi von Noal hat uns in seinem Tagebuche merkwürdige Notizen vom Jahre 1523 aufbehalten, er sagt: „Dieses Jahr war außerordentlich regnerisch, mit einer Menge Gewitter, Winde und verheerendem Hagel begleitet; das Jahr 1526 war dagegen bereits im April so warm, daß das Getreide größer als andere Jahre im May war; die Seidenwürmer fingen an, sich zum Theil schon einzuspinnen, die Kirschen waren reif, und die Weintrauben groß. Im August fing es aber an, zu regnen, und regnete bis in das andere Jahr im July, daher war im Jahr 1527 eine große Hungersnoth, der Metzen Waizen kostete 16 Lire, (3 fl.) Korn 11 Lire (2 fl.), Bohnen 10 Lire, Hirse 8 Lire, Sorgo (Sorgum indianischer Hirse [1]) 5 Lire [2]). Im Jahre 1528 verursachte ein verheerendes Petechialfieber eine ungemeine Sterblichkeit, wo man ein Paar Kapaunen um 5 Ducati (6 fl.) verkaufte, die man, selbst um diesen Preis, kaum erhalten konnte, so wenig waren derselben [3])."

Interessant sind diese Stellen auch darum, weil sie zuerst von der Seidenkultur reden, die kein anderer Schriftsteller erwähnt, und dieß auf eine Art, welche vermuthen läßt, daß sie schon lange und allgemein betrieben wurde.

Da um diese Zeit durch die Entdeckung Amerika's der Handel Venedigs zu sinken anfing, vertauschte der venezianische reiche Adel seine Handelskapitalien mit vielen Ländereyen. Die Mark Treviso sah nun seine anmuthigen Gegenden mit Palästen bedecken, die, wie des Soranzo zu Castelfranco, der Barbari zu Masiro, der Emi zu Fanzuolo, der Cornari zu Piombino, der Moncenighi zu Marocco an Größe und Pracht mit den herrlichsten in Europa wetteiferten; wo Palladio und Sammichieli sich einander zu berflügeln strebten, und wo der Pinsel eines Paolo und eines Zelotti sich selbst übertrafen. Eine neue Epoche begann auch für den Landbau; die reichen Besitzer, die nun den Herbst in ihren Villen zubrachten, interessirten sich dafür persönlich; die Viehzucht wurde verbessert und vermehrt, die Bauernhäuser besser und bequemer gebaut, die Einwohner vermehrten sich, und mit ihnen der lohnende Absatz der Landprodukte.

Mit der Einführung der Buchdruckerkunst vermehrten sich die ökonomischen Schriftsteller und mit ihnen die Verbreitung ihrer Werke und die leitenden Regeln in dieser komplizirten Wissenschaft.

Im Jahre 1586 verordnete der venezianische Senat eigene Obrigkeiten für die Erhaltung der Gemeindegüter und für die Aufsicht des wichtigen Waldes Montello, zwischen der Piave und Montebelluno gelegen, und ließ ihn mit weiten Gräben umgeben, um ihn vor allen Beschädigungen zu sichern.

Im Juny 1617 schwärmten über die Gegend von Castelfranco eine ungeheure Menge Heuschrecken, die nicht nur allein alle Früchte, Getreide und Kräuter verzehrten, sondern auch die Erde gleichsam mit ihren Eyern bedeckt ließen, und noch mit einer größern Noth für das nächste Jahr drohten. Die Regierung sendete eine Commission zur Abhülfe; sie vertilgte anfangs durch Feurung von Stroh eine Menge; dieses Mittel aber als unzuträglich erkennend, wurde befohlen, das ganze Land umzuackern, und es bloß ein Jahr als Wiese zu benützen; diesem Uebel folgte eine vertilgende Viehseuche.

1) Eine Art Schilfgewächs, das 6 Schuh und mehr hoch, gewöhnlich nach der Waizenernbte im July gebaut, und im Oktober reif wird, es nährt in fruchtbaren Jahren hauptsächlich nur das Vieh, besonders lieben es die Truthühner.

2) Dermalen kostet nach vierjähriger reicher Erndte der Metzen Waitzen 20 — 23 Lire (5 fl. bis 5 fl. 30 kr.), Korn 17 bis 18 Lire, Bohnen 14 bis 16 Lire, Hirse 16 bis 18 Lire.

3) Dermalen kostet ein Paar ungefähr 1 fl. 15 kr.

Merkwürdig ist das siebenzehnte Jahrhundert für den Ackerbau in Italien und das ganze südliche Europa durch die Verbreitung des Anbaues des sogenannten türkischen Waizens (Kukurutz), der in den hiesigen Gebirgsgegenden nach der Bemerkung des Canonikus Barpo in seinen Delizie dell' agricoltura im Jahre 1590 durch die Bemühung des Odorico Piloni und Benedetto Miani zuerst eingeführt wurde. Dieses so ergiebige und nahrhafte Korn [1]) wurde uns, wie ein Jahrhundert später die Erdäpfel, aus Amerika gebracht, zuerst pflanzten es die Portugiesen und Spanier, es wurde von ihnen nach Afrika, Asien und die Türkey verbreitet, aus der es nach Italien kam, wo es die steigende Bevölkerung von den Folgen des so oft eingetretenen Mißwachses anderer Kornarten auf immer zu befreyen schien; aber seit der Theurung von 1816 und 1817 findet man, daß es, vor Hungersnoth zu schützen, kaum mehr hinreicht, und die verachteten Erdäpfel der Nordländer werden seither immer mehr gepflanzt und beliebt. Der gedachte Schriftsteller drückt sich über Benedetto Miani und über den Mais also aus: „Wie ein anderer Kolumbus hat er die Goldader für die Reichen, Nahrung für die Armen, Behaglichkeit für die Faulen, die Schönheit der Thiere und den Frohsinn der Traurigen entdeckt."

Der sich sehr schnell verbreitete Anbau dieser Getreideart [2]) bewirkte die Einführung der Wechselwirthschaft.

Gegen das Jahr 1650 wurde in Asolo ebenfalls der Tabacksbau betrieben, der nun durch die Finanzgesetze verboten ist.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte ein großes Verdienst um den Ackerbau der Provinz Treviso Sante Benetti durch die Herausgabe seines accorto fattor di Villa (1760). Merkwürdig für den Norden ist darin die Lehre, das Korn um die Hälfte August zu säen, um eine reiche und frühe Erndte zu erhalten. Noch einen größern Vorschub erhielt der Ackerbau durch die Schaffung eines ökonomischen Lehrstuhls und Gartens an der Universität zu Padua im Jahre 1794 und durch die Einführung ökonomischer Gesellschaften im Jahre 1768, wovon mehrere in der Stadt und Mark Treviso bis zum Untergang der Republik blühten; und aus deren Mittel viele interessante ökonomische Preisaufgaben und Schriften hervorgingen, die auf die Vermehrung des Rindviehes und der Schafe und deren Veredlung einen auffallenden Einfluß übten; letztere wurden aber später, des Weinbaues wegen, um Conegliano fast ganz wieder ausgerottet.

Bei dieser Aufmunterung zur ökonomischen Bildung durfte ein ökonomisches Journal nicht mangeln, das gleichsam alle diese öffentlichen Anstalten mit einem Bande umschloß. Das erste ökonomische Journal in Italien rührte von Griselini in Venedig her, unter dem Titel: Giornale d'Italia spettante alla scienza naturale e specialmente all'Agricoltura, alle arti ed al comercio; welches später von Perlini und den um die Oekonomie so verdienten del Rè fortgesetzt wurde; nach dessen Tode aber ohne Nachfolger geblieben ist, so daß Italien dermalen kein ökonomisches Journal besitzt.

Durch dieses Journal gelangte die Mark Treviso zu den neuesten Entdeckungen des fruchtbaren verflossenen Jahrhunderts in der Landeskultur; aber so viele Radicalübel stemmten sich der Einführung entgegen, daß sie bis auf die jetzigen Zeiten nur wenig Nutzen daraus gezogen hat. Noch immer ist die Futtererzeugung und folglich der Viehstand als Basis einer guten Wirthschaft unverhältnißmäßig; und wenn auch die Provinz Treviso mehr Heu als andere erzeugt, so ist es nicht dem Kunstfleiße, sondern der Natur, den vielen Bewässerungen der Bäche und Flüsse zuzuschreiben, die zur künstlichen Bewässerung die schönste Gelegenheit bieten, aber ganz außer Acht gelassen sind; und wenn auch in den letzten Jahren der Anbau des Klees verbreitet worden ist, so geschah dieß doch nicht in dem Grade, wie es seyn könnte und sollte.

Die Hauptursachen dieses siechen Lebens der Landkultur sind die allgemeinen Tyrannen alles Bessern der Menschheit, Vorurtheile und Gewohnheiten; die sich vielleicht noch zum Theil aus den Zeiten der Römer herschreiben, wo die Landeigenthümer Alles durch Sklaven bearbeiten ließen; sie haben den Namen verändert, wenig aber ihr Schicksal verbessert. — Ja es wäre noch ein Glück für die Landkultur, wenn das Land unter der Leitung des Grundeigenthümers durch

1) Daraus wird in Oberitalien, gemahlen und über schnellem Feuer in einem Kessel mit Wasser unter beständigem Umrühren gekocht, die so beliebte Polenta bereitet, die die allgemeine und fast einzige Nahrung des Landmannes ausmacht; man gibt es Pferden statt Hafer, und Schweine und Geflügel werden damit gemästet.

2) Es wird im May gebaut, dann zweymal, im Juni und Juli, behackt, reift im August und September. Nach der Waizenerndte wird das sogenannte Cinquantino gebaut (Mais, der in 50 Tagen reif wird) und macht daher zwey Erndten, die wenigstens zwanzigfältige Früchte geben.

seine Dienstbothen gebauet würde. Allein der Landwirth ist hier mit dem verächtlichen Namen rozzo Campagnolo (roher Bauer) bezeichnet, daher hält es fast jeder, der auf Erziehung Anspruch macht und Vermögen hat, unter seiner Würde, sich mit demselben zu befassen. Außerdem fesseln die geräuschvollen Vergnügungen der Städte die heiße Einbildungskraft des Italieners zu sehr, um sich von ihnen (außer der allgemeinen Gewohnheit im Herbste aufs Land zu gehen) trennen zu können, wo ihn die Langeweile nur so lange duldet, als er weiß, daß sie ihn auch in der Stadt verfolgen würde.

Eine andere Ursache ist die zum Theil noch zu weite Ausdehnung der Grundstücke, und endlich die Gewohnheit, sie durchaus an unvermögende Landleute gegen Entrichtung von so und so viel Getreide und Wein oder auch der Hälfte des Ertrags zu verpachten. Der Landmann ist gebunden an gewisse Erzeugnisse, die dem Grundeigenthümer, der alten Sitte gemäß, den meisten und sichersten Ertrag versprechen, und ihn am wenigsten dem Betruge aussetzen. Man bedenke noch, daß diese Landleute in Abwesenheit ihrer Herren, und bei der ihnen angeborenen Gleichgültigkeit gegen ihre armen Pächter, den oft aufs Aeußerste getriebenen Erpressungen der Fattoren [1]) preis gegeben sind. Hierzu gesellt sich noch die äußerst vernachlässigte Verstandes- und sittliche Bildung bei dem gänzlichen Mangel der Landschulen und der Gleichgültigkeit der selbst Bildung bedürftigen Landgeistlichkeit [2]). Eigensinn ist immer mit Unwissenheit gepaart! — Wie konnte die Landkultur bedeutende Fortschritte machen? — Der Grundeigenthümer ist zufrieden, wenn er seine Einkünfte nicht verringert sieht; das doch nothwendig durch die Umwälzung der letzten dreyßig Jahre, der Fall werden mußte.

Die Mark Treviso ist reich an den vortrefflichsten Weinen, unter denen sich besonders jene der Hügel von Conegliano auszeichnen, allein der alte Schlendrian hat die Kultur und Wartung derselben erstickt, und nur das gänzliche Verbot ausländischer Weine scheint jetzt die Indolenz der Grundeigenthümer zu retten, um jene durch die an eigener Sonne gekochten zu ersetzen; und wirklich ahmen bereits HH. von Onigo und Abbate Gioni fast alle berühmten Weine Europa's nach. — Doch es sind nur Spielversuche, das Land erndtet noch keine Vortheile davon.

Die Waldkultur leidet in den Gebirgen durch die freye Weide der Schafe und Ziegen, und in der Fläche ist die Kultur der Obstbäume äußerst gering, und so zu sagen auf dem Lande ganz vernachlässiget.

Die sechzig pro Cento eintragende Seidenzucht hat nicht die Ausdehnung, die sie haben könnte und sollte, und ist der Fläche fast ganz fremd. Demungeachtet ist doch diese Gegend eine der bestkultivirtesten Italiens, und so lassen wir immer Herrn Fappani Virgils herrliche Verse [3]) auf Treviso anwenden.

Salve magna parens frugum Saturnia tellus
Magna virum. u. s. w.

Sey gegrüßt Taurisia's Land, du an reichlichen Erndten
Und Bebauern fruchtbare Mutter! von dir will ich reden;
Ausgezeichnet in der ält'sten der Künste, dir weihte
Meine Feder sich, die heiligen Quellen zu öffnen,
Und dein Lob zu verkündigen in Italiens Städten.

Der Beobachter am adriatischen Meere.

1) Sind Oekonomie-Verwalter großer Landeigenthümer.

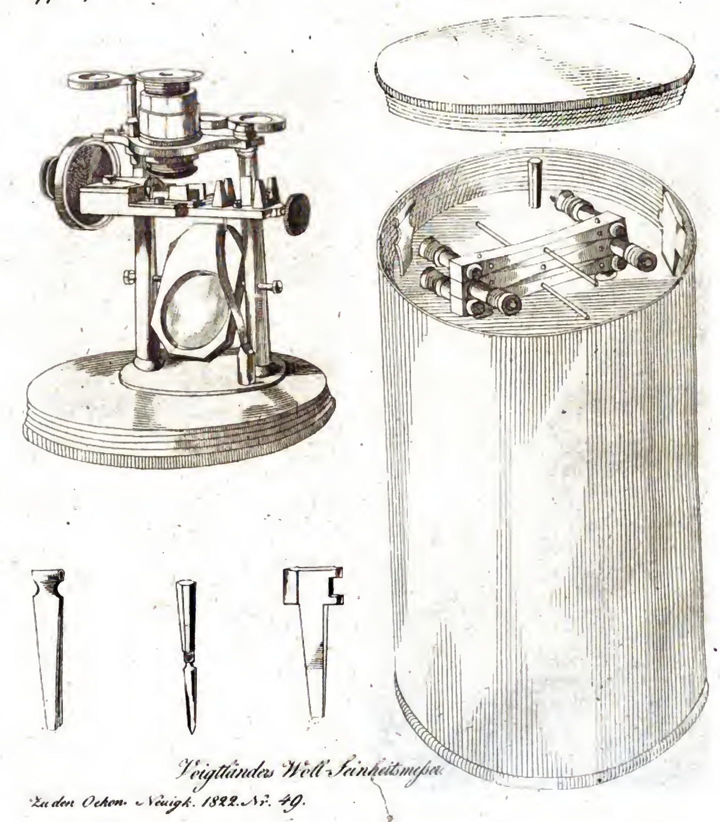
2) Der für das wahre Wohl ihrer Unterthanen immer aufmerksamen österreichischen Regierung entging dieß nicht. Heuer sind in allen Provinzialhauptstädten Normalschulen eingeführt worden, und abgesonderte Pfarrschulen für Knaben und Mädchen fangen an, sich, mit seltner Freigebigkeit und Aufmerksamkeit der Regierung, zu organisiren, die sich schon früher auf Universitäten, Lycäen, Gymnasien und Seminarien erstreckte, und jeder Gutsbesitzer erkennt dieß mit dem wärmsten Dankgefühl.

3) Georgicon lib. 2.

Druckfehler.

In Nr. 34. S. 266. Sp. 2. Z. 11. von oben, muß es heißen Lohmen, statt Böhmen.

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.



Voigtländers Woll-Feinheitsmesser.

Zu den Oekon. Neuigk. 1822. Nr. 49.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Herausgegeben von Christian Carl André.

Juni. — Nr. 49. — 1822.

179. Schafzucht.

1. Das Eyderstädter Schaf.

Herr Professor Sturm*) rühmt uns diese Holsteinische Schaf-Race, empfiehlt ihre Kreuzung mit ächten Merinos, und gibt uns die Abbildung zweier Mutterschafe, welche Herr Petri in die neue Auflage seines Werkes aufnehmen sollte, auf die wir schon lange hoffen.

Dieses Schaf ist sehr groß und schwer von Knochen, 28 — 30" hoch, 3½ Fuß (rheinische?) lang, der Kopf kahl, die Ohren lang, aber steif. Eigenthümlich der 4" lange Schwanz, ganz ohne Wolle, nur mit rauhen Haaren bewachsen, oben einige Zoll breit, unten spitz zulaufend, die Wolle weit feiner als vom gewöhnlichen Landschaf, lang, weich, weiß und sehr glänzend. Durch spanische Kreuzung veredelt sie sich, wird milder, nimmt einen sehr schönen Charakter an.

Es gebe keine bessere zu ganz feiner Kammwolle. Ein ausgemästeter Hammel wiege 100 — 120 Pf. (rheinisch?) liefere ungemein gutes, schmackhaftes Fleisch und trefflichen Balg. In der Regel liefre die Mutter 2 Lämmer, eine Fruchtbarkeit, die sich aber in zweiter Generation zu verlieren scheine, und gebe 4 — 5 Pf. rein gewaschene Wolle, ein Hammel 6 — 7 Pf.

Zur Milchbenützung gebe es keine schicklichere Race. Ihr Euter gleiche weit mehr dem der Ziege, und in Holstein halte man sie, ihrer Milchergiebigkeit wegen, eben so, wie anderwärts Ziegen.

2. Voigtländers Wollfeinheitsmesser **).

(Mit Abbildung. Tafel III.)

(Vergleichen Oekon. Neuigk. 1819. Beilage 26 und Hesperus Nro. 43. 1819.)

Anweisung, meinen Ereometer oder Schafwollemesser zu gebrauchen.

Der Deckel und Boden des Cylinders können abgeschraubt werden, auf letzterem steht das Instrument selbst. In dem obern Theil des Cylinders sind die zur Messung gehörigen Werkzeuge, nämlich 3 an zwey Stiften angesteckte Gabeln zur Aufspannung der Wolle; ferner 2 stählerne Schlüssel mit einem Pinsel, um die schon aufgespannte Wolle reinigen zu können, und eine kleine messingene Zange.

Zum Aufspannen der Wolle wird das Instrument so gestellt, daß der Kopf der einen Schraube mit dem silbernen Rand, welches die Mikrometer-Schraube ist, zur linken Hand zu stehen kommt; eine von den Rahmen oder Gabeln wird nun auf 2 an den aufrecht stehenden Säulen befindlichen Zäpfchen so angesteckt, daß die Einschnitte, in welche die Wolle zu liegen kommt, sich in den Brennpunkt der beiden kleinen Mikroskope befinden, folglich deutlich können gesehen werden.

Faden für Faden wird jetzt, nachdem man denselben einigemal sanft zwischen den Fingern abgestreift

*) In seinen sehr zu empfehlenden Beiträgen zur teutschen Landwirthschaft, wovon so eben das 1. B. erschienen. Bonn 1821.

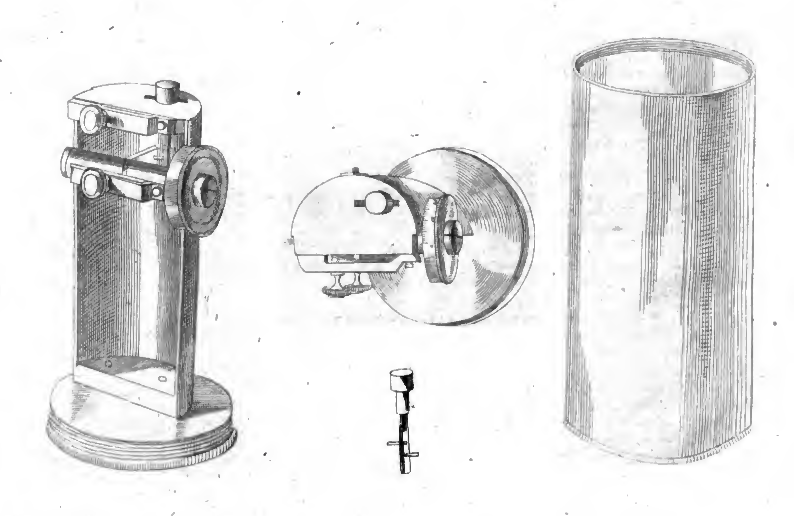
**) Um die oft mir geäußerten Wünsche, eine nähere Idee über die Instrumente des Herrn Voigtländers in Wien zu erhalten, zu befriedigen, ersuchte ich letztern um Zeichnungen, Beschreibung, welche hiermit die Leser erhalten, mit Bemerkungen eines Dritten. Der Herausgeber.

hat, um die Wolle von der anklebenden Fettigkeit zu reinigen, mit beiden Händen gefaßt, etwas angezogen, und so in die Einschnitte hineingelegt, die beiden Enden der Wolle sodann senkrecht hinabgezogen, bis dieselben abreißen, so wird der Faden fest zwischen den dünnen Scheibchen eingepreßt seyn. Auf diese Weise wird fortgefahren, bis 10 solche Fäden aufgespannt sind, und kann auch ohne die Mikroskope von einem etwas scharfen Auge verrichtet werden, da der schwarze Grund Alles sehr bemerkbar macht. Nachdem dieses geschehen, so ist eine vollkommene Spannung, wenn diese nicht gleich sollte getreffen worden seyn, dadurch zu erreichen, daß mittelst des runden Schlüssels die eine von den Wellen, worinn die Fäden liegen, und welche über das Kreuz durchbohrt sind, etwas gedreht wird.

Nun wende man das Instrument um, so, daß die Mikrometer-Schraube rechts zu stehen kommt; das mittlere oder Haupt-Mikroskop wird an dem obern schwarzen Rand gefaßt, herausgezogen, und einstweilen auf die Seite gestellt, das Kopf-Schräubchen zur Linken etwas hinein, während die Mikrometer-Schraube zurückgeschraubt wird.

Unter dem Haupt-Mikroskop sind 2 kleine Cylinder von Glas; auf diese werden die angespannten Fäden so aufgelegt, daß der Stiel der Gabel, an welcher die Fäden sind, auf dem kleinen Röllchen links aufzuliegen kommt, indem bei dem Auflegen der Wolle auf die Cylinder Acht genommen werden muß, daß sie die Wände nicht berührt, auch die Fäden sich nicht überschlagen, sondern schön parallel neben einander auf den Glas-Cylinder zu liegen kommen. Wenn man nun das mittlere Mikroskop wieder in seine Fassung gebracht, und solches so weit hinabgedrückt hat, bis die Fäden können gesehen werden, wenn es auch nur einige sind; so kann die genaue Stellung zum Deutlichsehen durch Drehung des schwarzen Kopfes vollends zuwege gebracht werden. Der Beleuchtungs-Hohlspiegel zwischen den aufrecht stehenden Säulen muß so gestellt seyn, daß er die größte Helligkeit an die Fäden hinaufwirft. Die Kopfschraube zur Linken wird zurückgeschraubt, indem man immer durch das Mikroskop sieht, dadurch werden die Fäden dicht aneinander gebracht, und zugleich links an eine hervorstehende Zunge hinbewegt, bis der erste Faden links dieselbe subtil berührt; die Fäden dürfen aber nicht durch zu starkes Zusammenziehen übereinander gebracht werden, welches sogleich bemerkbar ist, wenn einer undurchsichtiger als die andern wird, in welchem Fall die Schraube eine rückgängige Bewegung erhalten, und wenn Alles in Ordnung ist, wieder angezogen, und bei ruhig verbleibendem Instrument der Endzweck erreicht werden muß.

Jetzt bewege man die Mikrometer-Schraube, indem solche gegen die Fäden geschraubt wird, während dem man immer durch das Mikroskop sieht, bis die Spitze gedachter Schraube den ersten Faden rechts zu berühren scheint, bemerke nun durch das gleich neben dem Haupt-Mikroskop befindliche Mikroskop, wie viel Theile des silbernen Randes die 10 Fäden angeben, indem solches ein kleines Lineal ebenfalls von Silber mit Eintheilung bemerkbar macht. Nämlich die Eintheilung des kleinen Lineals gibt bloß an, wie oft sich die Mikrometer-Schraube herumgedreht hat, und zählt von dem ersten Strich links, an dem linken Rand der eingetheilten Scheibe; zugleich gibt es aber auch an der obern Fläche die Theile auf der Scheibe an, welche so gelesen werden müssen, wie es der Stand der Zahlen angibt. Z. B. der Rand, oder vielmehr die linke Wand der Scheibe hätte den zweiten Theilstrich auf dem kleinen Lineal immer von links an gerechnet noch nicht erreicht; so ist dieß ein Zeichen, daß die Scheibe noch keine vollkommene Umdrehung erhalten habe, da diese aber in 100 gleiche Theile getheilt ist, die 10 Fäden also weniger als 100 solcher Theile kaum einnehmen, welches ebenfalls die kleine Scale anzeigen wird, indem sie z. B. mit ihrer vordern Seite den 64sten Theil auf der Scheibe abschneidet; — so schließe ich also, daß die Wolle 64 Theile meiner Scale fasse; da aber die Fäden keine vollkommenen Cylinder, sondern mehr oder weniger elliptisch sind, so wird, wenn man genau verfahren will, eine öftere Messung einer und derselben Wolle nothwendig seyn. Dieses kann leicht verrichtet werden, wenn die Mikrometer-Schraube zurückgezogen, die Fäden mittelst der linken Schraube etwas auseinander gelassen, wieder zusammengezogen werden, und man so die Messung öfters wiederholt, alle die erhaltenen Resultate, welche immer um einige Theile verschieden seyn werden, sich bemerkt, und aus allen diesen sich das Mittlere nimmt, dann wird man der Wahrheit am nächsten kommen.



Voigtländers Woll-Elasticitäts-Messer.

Zu den Oekon. Neuigk. 1822. Nr. 40.

Den Werth eines einzelnen Fadens erfährt man natürlich durch Division, der Anzahl Fäden in dem gefundenen Werth. Nach obigem Beispiel würde also ein Faden 6 und 4 Zehntheile fassen.

Wollte jemand den eigenthümlichen Werth nach einem angenommenen Maßstabe wissen, z. B. nach Pariser Maß, so ist solches durch Reduction zu finden. Der Werth eines Theils meiner Scale beträgt aber den $\frac{1}{1160}$ Theil eines Wiener Zolles.

Ist nun eine Gattung Wolle bestimmt, so wird mit einer andern auf dieselbe Weise verfahren, und ihr gefundener Werth bestimmt den Grad der Feine. Um je weniger nämlich die eine gegen die andere Raum einnimmt, um so viel feiner ist sie. Man hätte zum Beispiel 3 Gattungen zu untersuchen, wovon die eine 64, die Andere 128, die Dritte 44 Theile gefunden würden, so wäre die Zweyte gerade noch einmal so stark als die Erste, die Dritte aber beinahe um $\frac{1}{3}$ feiner.

Anmerkung.

Die Mikrometer-Schraube darf niemals über den ersten Theilstrich auf der kleinen Scale hineingeschraubt werden, sie würde auf immer verdorben seyn, weil die feine Stahlspitze alsdann sich mit Gewalt in die gegenüber liegende Zunge hineinbohren, und folglich zu Grund gehen müßte.

Der flache stählerne Schlüssel dient als Schraubenzieher, wenn die Mikrometer-Schraube zu schwer oder zu leicht sich bewegt, ferner um die Scheibchen, worin die Fäden liegen, ein wenig loszulassen, um sie mit dem feinen Haarpinsel reinigen zu können; doch darf man sie nicht ganz herunter machen, weil sie auf besondere Art an einander gelegt werden müssen.

Friedrich Voigtländer,
Optikus, Erfinder und Verfertiger des Wollmessers.

---

3. Voigtländers Woll-Elasticitäts-Messer.

(Mit Abbildung. Tafel IV.)

Anweisung meinen neu erfundenen Woll-Dynamometer zu gebrauchen.

Wenn das Gehäuse abgeschraubt ist, so wird das an der obern Fläche des Instruments befindliche Knöpfchen, an welchem eine Stahlzange angebracht ist, herausgezogen, mit dieser Zange fasse man das eine Ende eines Wollhaars, und indem das andere Ende festgehalten wird, lasse man die Zange, welche ein bestimmtes Gewicht hat, frey hängend aber sachte, den Faden gehörig anspannen. Nun wird derselbe zwischen die Klammer an der obern Fläche und der an der Welle des Mikrometers befindlichen, hinein gebracht, sodann die obere durch die Kopfschraube gut angezogen; dadurch ist der Faden festgehalten, und schwebt frey an der Welle, welche immer so gestellt seyn muß, daß das Zäpfchen in der Scheibe (Mikrometer) an der Fläche des Instruments anstoße, welches zugleich der Null- oder Anfangspunkt der Eintheilung ist. Dann wird die untere Klammer ebenfalls durch die Kopfschraube angezogen, dabey aber in Acht genommen, daß sich die Welle nicht während dem Schrauben abwärts drehe, was ein kleiner Druck aufwärts, während des Anschraubens verhindert. Auf diese Art ist der Faden mit der durch das Gewicht immer gleichförmig erhaltenen Spannung zwischen den zwey Klammern fest, und das Gewicht ferner unnütz, welches sammt dem Ende des Fadens weggezogen wird.

Das Instrument halte man jetzt frey in der linken Hand, um das eingespannte Haar deutlich zu sehen, während es bei der Einspannung ruhig auf einem ziemlich horizontalen Orte gestanden sey. Mit den Fingern der rechten Hand fasse man den Rand des Mikrometers und drehe solchen langsam um seine Achse, während der Faden genau zu beobachten ist. In dem Augenblicke, als solcher abreißt, wird still gehalten, und die Finger von der Scheibe entfernt, damit keine Verrückung statt finde.

Die Eintheilung der Scheibe, welche an dem Rande des Instruments abgelesen wird, gibt an, bei welchem Grad der Faden, als dem höchsten Punkt seiner Ausdehnung abgerissen ist; auf diese Art lassen sich verschiedene Wollgattungen von gleicher Feinheit in Hinsicht ihrer Dehnbarkeit vergleichen.

Die Länge des zwischen den Klammern festgehaltenen Fadens beträgt einen halben Wiener Zoll, der Umkreis der Welle einen Zoll, folglich die halbe Umdrehung, welche auf der Scheibe in 50 Theile getheilt ist, ebenfalls einen halben Zoll. Es ist klar, je mehr Theile der Faden, wenn er reißt, angibt, um so dehn-

barer ist derselbe. Z. B., es wären zwey Gattungen Wolle, in Ansehung ihrer Elastizität, untersucht und gefunden worden, daß die eine bei 20, die andere bei 30 Graden gerissen sey, so ist letztere um 10 Grade, oder um ⅓ ihrer Länge elastischer als erstere, oder die erste enthält $\frac{20}{60} = \frac{1}{3}$, die andere $\frac{30}{60} = \frac{1}{2}$, wie vorhin ⅓.

Daß man sich auf Eine Messung nicht verlassen könne, versteht sich von selbst, sondern je mehrere Beobachtungen damit angestellt werden, um so besser ist es, und um so näher kömmt man der Wahrheit, wenn aus diesen das Mittel (Durchschnitt) genommen wird.

Die Versuche, die Krümmungen der Schafwolle mittelst eines Gewichts zu heben, ohne das Haar zu dehnen, haben dasselbe auf die Schwere eines halben Dukatens bestimmt.

Friedrich Voigtländer,
Optikus in Wien, Erfinder und Verfertiger des Woll-Dynamometers.

180. Landwirthschaftliche Preisaufgaben.

Preise des landwirthschaftlichen Vereins zu Kasimir.

Der landwirthschaftliche Verein des oberschlesischen linken Oder-Ufers bis zur Neiße, zu Kasimir im Regierungsbezirk Oppeln, hat zur Verbesserung und Vermehrung der Düngergewinnung, bis zum 1. Jäner 1824 folgende Preise aufgestellt: a) 50 Rthlr. Courant Prämie für den Grundbesitzer des linken Oberschlesischen Oder-Ufers bis zur Neiße, der seine Miststätte bis zum 1. Jäner 1824 am zweckmäßigsten eingerichtet hat, so daß verhältnißmäßig der beste und meiste Dünger darin gewonnen worden ist. b) 50 Rthlr. Courant Prämie für den Grundbesitzer des linken oberschlesischen Oder-Ufers bis zur Neiße, der die Mistjauche am zweckmäßigsten zur erhöhten Fruchtbarkeit seiner Grundstücke benutzt hat. c) 50 Rthlr. Courant Prämie für den Grundbesitzer u. s. w. der in Feld-Marken, auf die seither noch nie oder selten Mergel mit Erfolg angewendet worden ist, denselben aufsucht, und den größten Nutzen von dessen Anwendung nachweist. d) 50 Rthlr. Courant Prämie für den Grundbesitzer u. s. w., der durch Anwendung seither in seiner Gegend nicht benützter Düngstoffe oder durch Verbesserung des dabey angewendeten früheren Verfahrens den verhältnißmäßig größten Nutzen für die Fruchtbarkeit der Felder nachweist. Wer auf diese Prämien Anspruch machen will, meldet sich gegen den 1. Jäner 1824 bei dem Director des landwirthschaftlichen Vereins, gegenwärtig dem geheimen Finanzrathe v. Prittwitz *) zu Kasimir, und findet die Entscheidung über die Zusprechung der Prämien in der General-Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins im Juli 1824 statt. — Bei der Vertheilung dieser Prämien wird nicht auf die Größe der Wirkung noch der Fläche, sondern vorzüglich auf das Verhältniß der vermehrten Düngung zur Größe der Besitzung Rücksicht genommen werden, so daß dem kleinsten Bauer der Vorzug vor dem größten Dominium zuerkannt werden kann, wenn er verhältnißmäßig mehr geleistet hat, als dieses **).

Damit jedoch die Richtigkeit der angeführten Thatsachen der General-Versammlung unzweifelhaft nachgewiesen werde, so haben die Preisbewerber bei ihrer Anmeldung nicht bloß alle nöthigen Beweismittel dem Direktor mit einzureichen, sondern auch die Landwirthe ihrer Gegend namhaft zu machen, auf deren Zeugniß sie sich berufen, indem es ausdrücklich in den Verpflichtungen des Direktoriums liegt, sich durch Local-Untersuchungen der Kreisvorsteher, von der Richtigkeit der gemachten Angaben zu überzeugen.

Endlich bleibt es den Dominialbesitzern, denen solche Prämien zugesprochen werden, völlig überlassen, wie sie diese Prämien unter ihre Offizianten, nach Maßgabe deren Verdienstlichkeit um die Dünger-Vermehrung, vertheilen wollen; auch wird der Verein

*) Welchem hochverdienten Landwirthe die Leser dieser Blätter schon so manchen wichtigen Aufsatz verdanken.

Der Herausgeber.

**) Aehnliches zu ähnlichem Zweck regte ich früher im Großen, nach gleichem Gesichtspunkt an.

Der Herausgeber.

sich mit Vergnügen der Verpflichtung unterziehen, hierin sich auszeichnende Wirthschafter, wenn sie ihm angezeigt werden, öffentlich namhaft zu machen, so wie auch der Erfolg dieser Preis-Ausstellung bekannt gemacht werden wird.

181. Landwirthschaftliche Berichte.

Witterungsbericht aus der Lombardie.

In der ganzen Lombardie regnete es vom 6. Jäner bis zum Palmsonntag nicht, nur bey Veränderung des Mondesviertels trübte sich etwas der Himmel, dem manchmal einige Tropfen entfielen, das man nicht Regen nennen konnte; gleich den folgenden Tag war der Himmel wieder ausgeheitert, die Hitze stieg während dieser Zeit, besonders gegen Ende März, bis auf 16 Grade; der Regen in der Charwoche mit Nordostwind veränderte die Temperatur so sehr, daß der Schnee bis am Fuß der Gebirge fiel, und viele Krankheiten verursachte; diese kalte Temperatur dauerte mit wenigen Veränderungen, aber ergiebigem Regen bis den 12. April fort, wo sich der Himmel mit milderer Temperatur wieder ausgeheitert hat.

In Neapel fürchtete man bei dieser ungewöhnlichen Trockne für die heurige Erndte, jedoch, vermöge der letzten Nachrichten, hat es auch dort hinlänglich geregnet und den Landmann wieder getröstet. Die Wasserverdünstung im letzten Monat stieg auf Zolle 7. 11. 8.

Hoke.

182. Ziegenzucht.

Die Asiatischen Ziegen.

(Verglichen Nummer 27 des XXI. Bandes 1821.)

Nach dem Moniteur *) (20. April 1822) sind die Ziegen von Tibet oder Kaschemir in Frankreich acclimatisirt, pflanzen sich fort und erhalten den kostbaren Flaum, den ihnen die Natur verliehen. Auf Anordnung der Regierung wurden sie gleich Anfangs in einer der königl. Schäfereien zu Perpignan untergebracht und auf das sorgsamste gepflegt.

Da sie auf der Ebne von Roussillon recht gut fortkamen, so stellte man Versuche an, ob sie nicht auch unter andern klimatischen Verhältnissen und bei veränderten Temperaturen gedeihen würden. Man schickte eine kleine Heerde auf die Pyrenäen, eine andere auf die Alpen, nach verschiedenen Höhen-Verhältnissen. Sie befinden sich wohl, und ein asiatischer Bock der Alpenheerde begattete sich mit 5 inländischen Ziegen, wovon 9 Junge fielen; eben so 5 in der königl. Schäferei zu Arles, von 3 inländischen Ziegen, die sich mit einem asiatischen Bocke paarten. Alle 14 schlagen nach den Vätern ein und tragen solchen Flaum, wie sie.

Nun sollen auf Anordnung des Ministers des Innern zu Perpignan, zugleich mit den Merinos, auch asiatische Böcke und Ziegen versteigert werden.

Diese brauchen nicht besser gehalten zu werden, wie die einheimischen. Natürliches oder künstliches Heu, Körner, Hülsenfrüchte, Oehlkuchen, alles fressen sie. Man kann sie allein oder mit den Schafen auf die Weide schicken. Laub von Bäumen und Gesträuchen fressen sie am liebsten, besonders aber Weinlaub, das sich in Fässern oder Gruben, mit Wasser übergossen, aufbewahren läßt.

Die asiatischen Ziegen verschaffen doppelten Nutzen.

1) Kann man sie zu einer hinlänglichen großen Heerde heran ziehen, um bedeutenden Ertrag des Flaums zu erhalten, welche die Shawl-Fabrikanten so sehr suchen.

2) Kann man durch sie die inländische Zucht veredeln; der Flaum von der ersten Generation taugt schon für Hutmacher, von den folgenden aber zu edleren Fabrikationen und das immer mehr, je mehr man darauf bedacht ist, die Veredlung, aber nur durch reine Originalböcke, fortzusetzen.

*) Oder vielmehr nach dem Berichte des Herrn Tessier, Generaldirektor der königl. Schäfereien.

183. Oekonomische Botanik.

Anzeige für Freunde der Pflanzenkunde.

Die bisherige Aufnahme meiner ökonomischen Herbarien hat mich im vorigen Sommer ermuntert, außer diesen mehrere Herbaria viva über Oekonomie, Forstwissenschaft und Pharmacie zu verfertigen; und ich biete nun diese drey Arten von Herbarien den Liebhabern dieser Fächer an.

1) Ein solches Herbarium vivum über Oekonomie besteht in den inn- und ausländischen Getreidearten, den nutzbaren Futter- und Färbe-Kräutern, den Wiesengräsern und den wildwachsenden Kräutern, die auf Aeckern, Wiesen und in Gärten vorkommen, worunter alle Giftpflanzen mit enthalten sind, zusammen 500 Species.

2) Für Forstwissenschaft, die deutschen Holzarten nebst einem größern Theil ausländischer oder nordamerikanischer Holzarten, die hier im Freien ausdauern, geordnet in Bäumen, in hoch und niedrigen Straucharten und den Nadelhölzern in 250 Species, imgleichen auch 200 Arten Waldkräuter, diese sind in die nützlichen und schädlichen, nebst den Waldgräsern arrangirt, ganze Sammlung 450 Species.

3) Für die Pharmacie größtentheils sämmtliche officinelle Pflanzen mit den Verwechslungen nach der Hannöverschen Pharmacopöe und nach andern wichtigen Lehrbüchern der Pharmacie. Die ganze Sammlung besteht aus 450 Species nach dem Linneschen System geordnet, mit der Bemerkung der officinellen Theile, Blüthezeit, Wohnort und Dauer.

Anmerkung. Sämmtliche Pflanzen in den vorbenannten Sammlungen sind richtig bestimmt, in dem vollkommensten Zustande gesammelt, schön getrocknet, und jede Pflanze liegt in einem Bogen gutem weißen Papier, so daß, wenn sie auf einem trockenen Ort aufbewahrt erhalten werden, sie sich über 50 Jahre schön erhalten.

Der Preis ist von jedem Hundert 2 Rthlr.

Eine Sammlung zu vereinzeln kann nicht statt finden. Es steht jedem Liebhaber frey, die Herbarien bei mir in Augenschein zu nehmen.

Auch sind Sämerey-Sammlungen besonders in ökonomischer Hinsicht, von Getreidearten, Futterkräutern und Wiesengräsern, jedes zu 50 Sorten à 50 — 2 Rthlr. in kleinen Proben zu bekommen.

Da die Versendung der Herbarien nur in Kisten geschieht, so wird um die Vergütung einer Kiste von 16 gGr. nebst portofreyer Einsendung der Briefe und Gelder gebeten.

J. Voß,
Universitäts-Gärtner in Göttingen.

184. Pflanzenfeinde.

Die Roggenraupe der Saateule.
(Phal. Noctuae Segetum.)

Diese Raupe hat seit einigen Jahren in den Ebnen Norddeutschlands, Preußens und Rußlands im Herbst, auch im Herbst 1821 in Sachsen *), auf den Wintersaaten vielen Schaden angerichtet. Beim Frost zieht sie sich in die Erde, kommt aber bei milder Witterung gleich wieder zum Vorschein.

Sie ist glatt und hat einigen Glanz. Der Körper erscheint walzenförmig, und ist an beiden Ecken kegelförmig verdünnt. Die Farbe ist unreines Braun, auch düstergrau. Ueber den Rücken zieht sich ein blasser Streif, der zu beiden Seiten mit einem schwärzlich braunen eigefaßt ist, zuweilen aber auch in die Fläche verloren scheint. Neben demselben stehen auf jedem Ringe vier mattschwarze Punkte, von denen das vorderste Paar oft unmerklich ist. Neben dem hintern Paar Punkte zeigen sich gelbe Flecken. Die Luftlöcher erscheinen als schwarze Punkte, deren jedes noch einen schwarzen Punkt zur Seite hat. Der Kopf ist gewölbt, und aus zweyen gelbraunen Punkten zusammengesetzt. Die Füße sind bräunlich grau.

Schon im August und September kommt sie aus dem Ey, und erreicht auch ihre völlige Größe, die 20

*) Man sehe Pohls Archiv. Februar 1822. S. 130.

Linien beträgt, aber erst im Mai erwacht sie aus ihrem Winterschlaf, und wird am meisten schädlich. Sie lebt in der Erde verborgen, und begibt sich nur dann hervor, wenn ihr die nöthigen Unterhaltungswurzeln mangeln. Im Juni verwandelt sie sich in einer kleinen Höhle in der Erde zur Puppe, woraus in 4 Wochen die Phaläne hervorkommt.

Sie nimmt auch mit andern Pflanzen vorlieb; geht Pfefferkraut, Majoran an, und höhlt die Kartoffeln in der Erde aus.

Alle bisher vorgeschlagenen und angewandten Mittel waren entweder unwirksam oder beschwerlich in der Ausführung. Die Natur hilft sie am besten durch nasse Winter vertilgen.

(Man sehe auch Thaer's Annalen. Mai und Juni 1810.)

185. Viehkrankheiten.

Thierärztliche Krankengeschichten, oder: Beiträge für die specielle Therapie und Chirurgie der Thierarzneikunst.

Von S. v. Tenneker, königl. sächs. Major der Cavallerie, Commandant des Train-Bataillons, Oberpferdearzt und Lehrer an der königl. Thierarzneischule in Dresden, des königl. Sächsischen Civil-Verdienstes-Ordens Ritter.

(Beschluß von Nr. 44.)

Operation und Heilung einer Zahnfistel bei einem 5jährigen Pferde.

Vom Kurschmidt und Thierarzt Weber *) in Mittelodewitz bei Löbau.

Im September vorigen Jahres wurde ich zu dem Bauer Michel aus Ebersdorf bei Löbau gerufen, dessen 5jähriges Pferd schon seit Jahr und Tag an einer Zahnfistel litt.

Das Geschwür befand sich an dem Hinterkiefer der linken Seite und traf den dritten Backzahn. In dieser Gegend war der Kiefer einer Faust dick aufgetrieben und hatte an dem untern Rande eine Oeffnung, aus welcher eine stinkende Jauche floß.

Uebrigens war das Thier sehr abgemagert, da es nichts, als ein wenig weiches Futter, genießen konnte, und auch noch hiervon, aus Schmerz bei dem Kauen, die Hälfte aus dem Rachen fallen ließ.

Nachdem das Pferd geworfen worden war, untersuchte ich die Fistel genauer und fand, daß, wenn ich mit der Sonde zu der äußern Oeffnung hinein gieng, dieselbe neben dem dritten Backzahn im Rachen wieder heraus kam.

Nun schritt ich zu der Operation, machte an dem untern Rande des Kiefers, da, wo sich die Oeffnung der Fistel befand, einen Kreuzschnitt durch die Haut, legte die Kappen derselben auseinander und zurück und brachte nun, nach der Vorschrift des Majors und Oberpferdarztes von Tenneker **) zu dieser Operation ein Instrument in die Oeffnung, mit welchem ich den angegangenen Zahn aus seiner Zelle treiben und so aus dem Kiefer entfernen wollte. Allein sey es, daß dieses Instrument die Wurzel des Zahnes nicht ganz in der Mitte traf und mehr neben selbiger vorbeiging, oder, daß der Zahn bei diesem jungen Pferde noch so fest stand und durch die lange angehaltene Entzündung in der Kiefer noch inniger und fester mit ver-

*) Auch dieser geschickte praktische Thierarzt und Beschläger ist ein Zögling unserer Thierarzneischule in Dresden.

**) Bei der Operation einer Zahnfistel in der Unterkiefer, wo sie gewöhnlich hervorkommen, verfahre ich auf folgende Weise. Ich mache an der untern Oeffnung derselben, so wie es in dem Vorhergehenden mein Schüler, der Curschmidt Weber, beschreibt, einen Kreuzschnitt in die Haut, lege die Lappen derselben zurück und bringe nun ein Instrument, am besten schickt sich hierzu ein gewöhnlicher Radenagel, in die untere Oeffnung des Geschwürs, mit dem ich, wie mit einem Keil, durch Schläge des Hammers den angegangenen Zahn aus seiner Zelle heraustreibe und ihn sodann durch die Finger aus dem Zahnfleische vollends löse und aus dem Rachen entferne, worauf ich den ganzen Fistelgang in der Zahnzelle mit einem starken glühenden Drath ausbrennen, und so die Fistel immer sehr schnell und gründlich heile. Wie so eben wieder ein Fall bei einem Pferde der reitenden Artillerie-Brigade beweiset, das nur vor wenigen Tagen gesund aus dem Krankenstalle entlassen worden ist.

S. v. Tenneker.

wachsen, und so wie sie selbst aufgebläht und verartet war: genug, die Entfernung desselben glückte mir auf diese Art nicht, und das Thier äußerte bei jedem Schlag auf das Instrument solche große Schmerzen, daß ich eine Absplitterung, oder wohl gar Zerbrechung der Kiefer befürchten mußte und zu einer andern Verfahrungsart dabei meine Zuflucht nahm. Ich ließ für jetzt das Pferd wieder aufstehen und ging zu einem geschickten Zahnarzt, ließ mir dessen Zahn-Instrumente zeigen und verfertigte mir nach dessen sogenanntem englischen Schlüssel ein ähnliches, nur größeres und stärkeres Instrument (vorzüglich in Hinsicht der Arme, die ich viel länger machte, um desto mehr Hebelkraft zu gewinnen), mit dem ich nun, nachdem das Pferd abermals geworfen und das Maulgitter eingesetzt war, den kranken Zahn bis auf ein Stück der Wurzel, die abbrach, herauszog. Nun verfertigte ich mir zu dem Ausbrennen der angegangenen Zahnzelle ein besonderes Eisen, machte es glühend und brannte den ganzen Canal aus, worauf eine gute Eiterung sich einstellte, die viele angegangene Knochenstücke des Unterkiefers und auch die ganz verartete Wurzel des Zahnes stückweise mit herausbrachte.

Die Wunde spritzte ich mit einem Gemisch von gleichen Theilen Terpenthinöhl und Myrrhenessenz aus, und hatte bei dieser Behandlungsweise die Freude, zu sehen, daß sich die Auftreibung des Unterkiefers von Tag zu Tag mehr setzte und der ganze Umkreis der Fistel der übrigen Platte des Unterkiefers, bis auf eine wenige zurückbleibende Erhabenheit, wieder gleich wurde. Auch der Ausfluß verlor sich in drey Wochen und mit der vierten Woche war auch die untere Oeffnung geschlossen und die Zahnfistel geheilt. Jetzt frißt das Thier nun wieder mit vieler Lust, zeigt nicht den geringsten Schmerz mehr bei dem Kauen und hat sich wieder sehr erholet.

186. Landwirthschaftlicher Handel.

1. Wolle in London 5. April 1821.

Sächsische Elektoral das Pfund 7 Schillinge 6 Pfennige bis 9 Schillinge.

		Schill.	Pf.	bis Schill.	Pf.
—	Nr. 1.	5	6	7	3 Pf.
—	— 2.	4	⸗	6	3
—	Locken	2	⸗	4	⸗
—	Tunks	2	6	4	9

Oestreichische, Ungrische, Schlesische, Böhmische.

Nr. 1. das Pfund 4 Schillinge 9 Pfennige bis 7 Schillinge.

	Schill.	Pf.	bis Schill.	Pf.
— 2.	3	6	4	6 Pf.
— 3.	2	3	3	⸗
Französische gewaschen	2	⸗	5	6

2. Wollhandel in letzter Frankfurter Messe, April.

Es war wenig Wolle da, in Allem etwa 1500 Ballen, und von diesem ward wenig verkauft, weil die Preise, in Folge früherer Aufkäufe, die besonders in Schlesien unmittelbar um 20 prCt. höher gegen voriges Jahr geschehen waren, die Preise zu hoch gehalten wurden. Die Niederländer gingen ohne etwas gemacht zu haben, wieder nach Hause und das erste Haus aus Verviers, was sonst allein 1500 Ballen zu brauchen pflegte, kaufte nicht einen. Das Wenige, was zum Handel kam, ward sehr wohlfeil verkauft. In England sind die Preise gewichen und sogar die Elektoral um 2 Schilling. Vermuthlich Folge der kriegerischen Aussichten!

187. Pomologie.

Pomona in rilievo.

(Verglichen Nr. 32. b. 3.)

Im Dezember 1821 ist die sechste Lieferung nachgemachter Gartenfrüchte von den Herren Pizzagalli und De Gaspari zu Mailand ausgegeben worden; sie bestand aus 1 Art Pomeranzen, 4 Arten Citronen, 10 Arten Aepfel, 2 Arten Birnen, 1 Art Mispeln, 1 Art Oliven und 1 Art Pfirschen, zusammen 20 Arten. In Allem bis jetzt 150 Arten.

(Bibl. ital. Dezember 1821. S. 424.)

Mitredacteur R. André. Prag, verlegt in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. Gedruckt bei C. W. Medau in Leitmeritz.